DURCH DAS BRITISCHE REICH: SÜDAFRIKA, NEUSEELAND, AUSTRALIEN, ...

Alexander Graf von Hübner,
Joseph Alexander von Hübner



Durch das Britische Reich.

Erster Band.






Durch das Britische Reich.

Erster Band.

Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.

Von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Erster Band.

Mit einer Karte.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1886.

Einleitung.

Palazzo Barberini, Rom, 25. April 1883.

Indien war einer meiner Jugendträume. Mehrmals war ich im Begriff die Reise dahin zu unternehmen, aber immer traten Hindernisse dazwischen. In meinem „Spaziergang um die Welt“ hatte ich die Absicht ausgesprochen dies Land der Wunder zu besuchen. Seither sind zwölf Jahre verstrichen, und noch immer ist das mir selbst, allerdings vor Zeugen, gemachte Versprechen nicht gelöst. Dem lesenden Publikum mag dies gleichgültig sein, aber mich beschlich das Gefühl der Wortbrüchigkeit so oft ich, während meiner Winteraufenthalte in Rom, in meiner Bibliothek an einem gewissen Bücherbrete vorüberschritt. Da standen in zierlichen Einbänden die Originalausgabe und die verschiedenen Uebersetzungen der „Promenade autour du monde“. Die Eigenliebe des Verfassers mochte sich daran weiden, aber sie ward getrübt durch die Erinnerung an das unbesuchte Indien. Ich ließ daher eines Tages diese Bücher nach einer entlegenern Stelle des Saales verbannen. Heute Morgen führte mich der Zufall in ihre Nähe, und siehe, dieselbe Empfindung des Unbehagens überkam mich. Dem soll ein Ende gemacht werden. Ich gehe nach Indien.

Jeder kluge Reisende läßt, bevor er sich in Bewegung setzt, seine Koffer, und wenn es gilt dem tropischen Himmel zu trotzen, seine Person untersuchen. Die Koffer sind in guter Verfassung

und so die Gesundheit. Aesculap hat gesehen, geprüft und den Ausspruch gethan: das hohe Alter vertrage, in dem gegebenen Falle, die hohen und niedern Breitengrade.

Also nach Indien! Aber nicht auf dem banalen Wege des Suezkanals sondern um das Cap der Guten Hoffnung. Dort soll gelandet und auch Australien und Canada besucht werden. Dies gibt eine fast vollständige Reise durch das Britische Reich.

Wien, 30. Mai.

Wie lieblich ist doch die Heimat! Und nie mehr so als im Augenblicke wo man sie verläßt. Wie süß der Verkehr mit den Seinigen und den alten Freunden! Aber mein Reiseplan findet eine kühle Aufnahme. Besonders die Damen lassen es nicht an Vorstellungen fehlen. Eigentlich halten sie mich für etwas gestört. Auch mein Sohn beobachtet, wenn ich ihm von Indien und Australien spreche, ein ehrerbietiges Stillschweigen. Le silence des peuples est la leçon des rois. Nur fruchten diese Lectionen nicht immer.

Traveller's Club, London, 27. Juni.

Alle Vorkehrungen sind beendigt. Lord Derby und Lord Kimberley öffnen mir die officiellen Pforten der Colonien und Indiens, die Admiralität empfiehlt mich den Befehlshabern sämmtlicher Seestationen. Lord Granville und Sir Bartle Frere geben mir Briefe an Freunde; letzterer fügt ein Memorandum bei mit kostbaren Notizen über Südafrika. Die Agenten der australischen Colonien und Sir Ch. Mills, der Generalagent der Capcolonie, sorgen für eine freundliche Aufnahme in jenen fernen

Landen. Meine englischen Bekannten beneiden mich um den **trip** und auch um meine Thatkraft. Wenn irgendetwas diese Thatkraft schmälern könnte, so wären es diese Complimente die mich einigermaßen bedenklich machen. Im Traveller's Club sagt man mir: „What a plucky old fellow he is!“ Wenn mir ein Leid zustößt wird man sagen: „What an old fool he was!“

Southampton, 28. Juni.

Heute Morgen um 9 Uhr, also zu einer Stunde, wo die Sonne in Pallmall noch nicht aufgegangen ist, stieg der Reisende in den Wagen und sein alter Kammerdiener auf den Bock. Das Wetter war wie man es zuweilen in London im Hochsommer trifft: ein feiner rieselnder Regen, eisige Windstöße, ein grauer Himmel über welchen schwarze Wolken ziehen, die Luft feucht und kalt, das Ganze grausenhaft. Pallmall noch eine Einöde. An der Ecke des Athenäum ein Straßenkehrer, nächst der Vortreppe der Travellers zwei Policemen die mit einem betrunkenen heulenden Weibe ringen. In den obern Geschossen der nächsten Häuser, an den schleunig geöffneten Fenstern, ergötzen sich Housemaids, den Staubbesen in der Hand, an dem Anblick der Scene. Da bringt das Auftreten meines armen Checco eine Wandlung hervor. Immer vorsichtig und schon jetzt bedacht den Sonnenstichen die seiner harren vorzubeugen, hat er bereits seinen indischen Helm aufgesetzt und Nacken und Schultern sorgfältig in einen weißen Schleier gehüllt. Ein geographischer Misgriff der, von den Mägden sogleich bemerkt, ihr schallendes Gelächter erregt. Dem erstaunten Croßsweeper entgleitet sein Instrument. Die Policemen lassen zwar ihre Beute nicht fahren, messen uns aber mit strengen und argwöhnischen Blicken. Am Strand, wo es schon seit mehrern Stunden heller Tag ist, bleiben die Leute stehen, die einen lachend, die andern

verblüfft. Dann eilen sie weiter, die Schritte verdoppelnd um die verlorene Zeit einzuholen. Am Bahnhofe allgemeine Sensation, bis, auf mein Geheiß, das Corpus delicti in seinem Futteral verschwindet.

Um 12 Uhr mittags hält der Zug auf dem Landungsplatze von Southampton wenige Schritte von unserm Dampfer. Fünf Minuten später befinde ich mich in meiner wohnlichen Kajüte. Dem Programm gemäß genau um 1 Uhr setzt sich der Steamer nach der südlichen Hemisphäre in Bewegung.

Inhalt des ersten Bandes.

Zweiter Theil.

Neuseeland.

Dritter Theil.

Australien.

Vierter Theil.

Indien.

Erster Theil.

Südafrika.

I.

Die Ueberfahrt.

Die Passagiere. — Madera. — Teneriffa. — Das Cap Verde. — Die points morts.

Plymouth, 29. Juni. — Unser Dampfer liegt, die Post erwartend, am Eingange der Rhede. Das Wetter prachtvoll. Kein Lufthauch. Die Sonne verklärt mit sanftem Lichte die ehrwürdigen Thurmspitzen der Stadt, die grünen Hügelzüge mit ihren hundertjährigen Baumgruppen, die weite Wasserfläche, jetzt blau wie der Himmel der sich in ihr spiegelt. Von Zeit zu Zeit Glockengeläute, gedämpft durch die Entfernung. Sonst allenthalben tiefe Stille, die Ruhe des Sonntags, in der Luft, am Lande, über den Wassern.

Dies ist Altengland. Aber hier an Bord fühlt man sich bereits in Afrika. Die meisten unserer dort ansässigen Passagiere haben Eile dahin zurückzukehren; die andern, welche erst ihr Glück zu machen hoffen, sind von ähnlicher Hast beseelt. Man spricht nur von Diamanten, Schafen, Straußen. Selbst jene beiden jungen Offiziere, die sich noch gestern im Kreise ihrer Familie befanden, sind bereits im Geiste, der eine an Bord seines Schiffes in Simons-Bay, der andere bei seinem Regimente in Natal. Niemand hat ein Wort, einen Gedanken, einen stillen Seufzer für die Heimat die man verläßt für lange, vielleicht für immer. Aber so ist der Mensch, besonders der Mann der That:

er lebt in der Zukunft mehr als in der Gegenwart, niemals in der Vergangenheit. Nur das Alter blickt nach ihr zurück.

Wir haben einen Gentleman an Bord der seiner Gesundheit halber reist. Ein geistreicher Mann mit einer bunten Vergangenheit. Er selbst erzählte mir seine Biographie. Noch sehr jung verlobte er sich mit einem reizenden Mädchen. Die Braut hatte nur einen Fehler, sie war arm. Der Vater widersetzte sich der Heirath und entzog dem Sohne die nöthigen Geldmittel. Dieser, um den heißersehnten Augenblick zu beschleunigen, trat in eine Schauspielertruppe die damals einer gewissen Beliebtheit genoß, und spielte stumme Rollen, gewöhnlich stellte er Neger dar. Eines Abends trat er als Herzog von Richelieu auf. Er hatte nur über die Bühne zu schreiten und sich auf einen Thronsessel zu setzen; aber er erntete allgemeinen Beifall. Es war der größte aber auch der letzte Erfolg seiner theatralischen Laufbahn. Ein Brief der Braut machte ihr ein Ende. Sie benachrichtigte ihn von ihrer Vermählung mit einem andern. Den Tod im Herzen, beeilte er sich ihrem Beispiele zu folgen. Obgleich in den Hafen des ehelichen Glückes eingelaufen, begann nun für ihn ein äußerst abenteuerliches Dasein. Sein Schicksal wollte es so. Als Offizier hat er in allen Welttheilen gekämpft, als Seemann alle Meere durchsegelt und auf allen Küsten Schiffbruch gelitten; natürlich alle Gattungen wilder Thiere gejagt. Zweimal widerfuhr ihm lebendig begraben zu werden. Der Mannichfaltigkeit seiner Erlebnisse entspricht die Vielseitigkeit seiner Talente. Er singt, er spielt auf dem Klavier und handhabt die Guitarre. Auf der Geige thun es ihm wenige gleich. Auch verläßt ihn dies Instrument niemals, und darum nennt man ihn an Bord den Herrn mit der Geige. Ueberdies leistet er das Unglaubliche auf dem Velocipède. Er erzählt vortrefflich und schreibt Romane. In diesem Augenblicke hat er eine novel unter der Feder, betitelt das „Geheimniß von Rockorgueil Castle“. Heute hat er das erste Kapitel

beendigt, nach seinem eigenen Geständniß, ein kleines Bijou. Die einzige Schwierigkeit ist das Geheimniß seines Schlosses zu entdecken. Er sucht, er findet es nicht. Diese Ungewißheit verbittert sein Leben. Unter den Passagieren, besonders bei den Damen steht Mr. B. in großer Gunst. Wenn er abends, die Nase ein wenig hoch tragend, ein sarkastisches Lächeln auf den Lippen, die Geige unter dem Arme, in die Musikhalle tritt, erheitern sich alle Physiognomien. Die Langeweile der Seefahrt ist vergessen. Der Mann mit der Violine fühlt sich und ist der Herr der Situation.

Der Meerbusen von Biscaya liegt hinter uns, und die ersten Ansichten der semitropischen Breiten machen sich fühlbar. Die See ist ruhig, die Luft lau, noch nicht heiß.

Ein paar Stunden auf Madera. Diese Insel wäre reizend, trüge sie nicht allzu sehr den Anstrich dessen was sie ist, und immer mehr wird: ein großes Sanitarium.* Die kleine Stadt Funchal, ihre eingeborenen Bewohner, die Häuser, die Gassen welche wie in Lissabon auf- und niedersteigen, die Villen und Grotten tragen ein entschieden portugiesisches Gepräge, allerdings mit einem stark aufgelegten britischen Firnis. Hier und da sieht man Fremde, Herren und Damen mit gefärbten Wangen und leuchtenden Augen, bereits in zu vorgerücktem Stadium der Krankheit um während des Sommers nach Europa zurückzukehren. Sie reiten spazieren, oder lassen sich in dem Rete tragen oder fahren in einem Carro. Der Rete ist ein Tragsessel, der die barocken Formen des 17. Jahrhunderts bewahrt hat; der Carro ein von Ochsen gezogener Schlitten, der auf den glatten Steinplatten mit Leichtigkeit dahingleitet. Andere, zu schwach um ihre Wohnung

---

* Die Zahl der in Madera überwinternden Kranken ist in steter Zunahme begriffen. Seit 1879 ist sie von 120 auf 400 gestiegen.

zu verlassen, sitzen oder liegen auf chinesischen Rohrstühlen am Balkone. Ihre Blicke schweifen vergeblich nach Abwechselung suchend von Fenster zu Fenster, von Thür zu Thür, welche in dieser todten Jahreszeit fast alle verschlossen sind. Das kranke Aussehen der Fremden bildet einen peinlichen Gegensatz mit der blühenden Gesundheit und der Lebhaftigkeit der Einheimischen, mit den kühnen phantastischen Umrissen des Felsens den man Madera nennt.

Heute Morgen 9 Uhr zeigt sich vor uns am Horizont, dem unbewaffneten Auge kaum sichtbar, ein grauer Punkt. Um Mittag ist der graue Punkt ein hoher blauer Berg geworden. Abends dampfen wir in unmittelbarer Nähe an seinen Grundfesten vorüber: ein Labyrinth übereinandergethürmter, zerklüfteter kolossaler Felsblöcke, jetzt umflossen von violetten und rosigen Tinten. Mit andern Worten, der Pik von Teneriffa war in Sicht um 9 Uhr morgens. Um 6 Uhr abends befanden wir uns an seinem Fuße, und während dieser ganzen Zeit liefen wir 12½ Meile die Stunde. Dank der ausnahmsweisen Durchsichtigkeit der Luft hat sich der Bergriese in der großen Entfernung von 112 Seemeilen gezeigt.

Unter den Passagieren zieht eine ältliche Dame meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich muß ihr irgendwo begegnet sein. Ja, ich sah sie in den Galerien von Amsterdam. Ein Rembrandt oder ein van Haals muß sie gemalt haben, oder irgendein anderer großer Meister jener Schule. Und dem thatkräftigen Ausdrucke ihres Antlitzes, dem mächtigen Bau der hohen Gestalt scheint die geistige Beschaffenheit zu entsprechen. Sie ist Tochter und Gattin holländischer Boer. Stundenlang kann ich sie anhören wenn sie von ihren Jugendjahren erzählt, von den Einöden des Orange Free State und von Transvaal, von den noch geheimnißvollen

Ufern des Limpopo, von dem nomadischen Familienleben der Boer, ihrem Sinne für Unabhängigkeit; wie sie die Einsamkeit lieben, die Entbehrung ertragen, der Gefahr Trotz bieten — von den Wilden, der Dürre, der Tsetse, dieser Feindin des Ochsen; vom Ochsen, diesem wesentlichen Bestandtheile ihres Daseins, denn er nährt sie und schleppt ihre Wagen durch die Steppe, und der Wagen ist des Boers Wohnhaus, in dem er zur Welt kommt, in dem er lebt und stirbt.

Eines Tages gewahrte ich den Mann mit der Violine, wie er am Deck mit sorgenvollem Antlitze auf- und niederschritt. Er suchte sein Geheimniß. Aber abends waren die Wolken von seiner Stirn geschwunden. Niemals sah ich ihn glänzender. Er liebt es französisch radezubrechen, und, immer galant, ist er verschwenderisch mit dem weiblichen Geschlecht. „Was ist die Seekrankheit?“ fragte man ihn. Er antwortete: „La mal de mer est la remords d'une estomac méchante.“ Die Definition fand großen Beifall. Zwei junge Mädchen, welche eben ein Pensionat in Brighton verlassen haben, beneideten ihn um die Leichtigkeit mit welcher er das gallische Idiom handhabt.

Vor uns liegt das Cap Verde. Wir können den Leuchtthurm ausnehmen, und bald darauf die Sanddünen im Rücken der Stadt Dakar. Die kleine Insel Gorea ist auch in Sicht. Ich besuchte dies entsetzliche Gestade im vorigen Jahre, auf einer Reise nach Brasilien begriffen. Am Rückwege fanden wir das Gelbe Fieber in Gorea. Dakar war noch frei, und der gute Kapitän Grou des Congo (Messageries maritimes) konnte es nicht über sich gewinnen einem Sergeanten und vier Soldaten — alle fieberkrank — die Aufnahme an Bord zu verweigern. Der Schiffsarzt sagte mir: „Einer oder zwei dieser armen Jungen werden an Bord sterben beim Einlaufen in die Gironde. Die Gironde ist

der point mort der Fieberkranken aus dem Senegal; die Canarischen Inseln für die Patienten aus Brasilien und dem Rio de la Plata. Schwerkranke, die aus China und Indien kommen, unterliegen bei der Einfahrt in das Rothe Meer. Wer aber von ihnen die Ueberfahrt glücklich übersteht, wird in der Regel gerettet. Die Canarischen Inseln, die Gironde, Aden sind die drei point morts." Die Ursache sei unbekannt, aber die Thatsache durch eine lange Erfahrung bekräftigt. Glücklicherweise erholten sich unsere jungen Soldaten wunderbar, so auch der kränkste unter ihnen, der Sergeant.

Wir hatten die Nacht nächst der Quarantäne am Ausflusse der Gironde zugebracht. Am Morgen brachte uns ein kleiner Dampfer stromaufwärts nach Bordeaux. Auf dieser kurzen Fahrt, im Anblicke der Stadt, wenige Minuten vor der Ankunft, starb der arme Sergeant. Le point mort!

Am Sonntage herrschen regelmäßig üble Laune und Langeweile im Rauchsalon. Keine Karten, kein Whist, kein Besigue. Sogar die Cigarre und die Pfeife gelten nicht für vollkommen orthodox. Eine im Punkte der Sonntagsruhe besonders strenge Dame ertappt den jungen honorable ... einen Roman lesend. Sie fixirt ihn, lispelt das Wort Sonntag, entreißt ihm den Roman und drückt ihm ein Gesangbuch in die Hand.

Seit zehn Tagen sahen wir weder Land, noch Segel, noch irgendein lebendes Wesen außer einem ungeheuern Walfisch. Dieser Theil des Atlantischen Meeres ist sehr einsam. Während wir uns längs der Westküste des afrikanischen Continents bewegten, war die Hitze unausstehlich. Jetzt hat sich die Luft abgekühlt, die lange Seefahrt geht zu Ende, und die beste Laune herrscht wieder an Bord. Heute gerieth unser Schiff plötzlich in eine sturmgepeitschte See, obwol vollkommene Windstille herrschte. Die

englischen Seeleute nennen dies den southwesterly groundswell, eine sehr bedeutende Störung der Meeresruhe, hervorgebracht durch eine unterseeische Strömung die, vom Cap Horn kommend, an die Grundfesten des Vorgebirges der Guten Hoffnung prallt.

Am 19. Juli, kurz vor Sonnenuntergang war Land in Sicht. Genau um Mitternacht, bei dem herrlichsten Vollmonde, ging der Dampfer auf der Rhede der Capstadt vor Anker. Unsere jüngern Passagiere brachen in ein infernales Freudengeheul aus. Einige zarte Damen verschmähten es nicht mit mehr oder minder melodischen Stimmen in den Chor einzufallen. Der Hexensabbat verlängerte sich bis zum Morgen. Eine starke Geduldsprobe für geregelte Staatsbürger welche gewohnt sind nachts zu schlafen. Ich tröste mich aber mit dem Gedanken daß die erste Etappe meiner Weltfahrt erreicht ist. Entfernung von Southampton 6000 Meilen.*

Heute Morgen trennten sich die Passagiere unter lauten Freudenbezeigungen. Ich sah nie einen fröhlichern Abschied. Nur der Mann mit der Geige bewahrt inmitten des Getümmels die ihn nie verlassende Ruhe. Aber sein Antlitz ist freudestrahlend. Nicht ohne Mühe bahnt er sich den Weg durch ein Chaos von Reisesäcken und Koffern, tritt zu mir, ergreift meine beiden Hände, blickt mir mit dem Ausdrucke eines Triumphators in die Augen —: Er hat das Geheimniß seines Romans gefunden.

* Seemeilen zu 60 auf den Breitengrad. Die Entfernungen zu Lande sind immer in englischen Meilen, 69,16 auf den Grad, angegeben.

II.

Capstadt.

Vom 20. zum 31. Juli; vom 26. August zum 15. September.

Physiognomie der Stadt. — Die Gesellschaft und die politische Welt. — Wynberg. — Constantia. — Bishops=Court. — Simons=Bay. — Die Barmherzigen Schwestern. — Die öffentliche Bibliothek. — Die Sternwarte. — Langalebaleli. — Der Drakenstein. — Paarl. — Fransh=Hoek. — Stellenbosch.

Seit der ersten Besitzergreifung dieses Territoriums durch die Holländisch=Indische Gesellschaft, seit den Tagen des ersten Capcommandanten, des hierzulande noch verehrten van Riebeek, haben zahllose Reisende diese Gegend besucht und mehrere von ihnen unternommen sie zu beschreiben. Als ob es der Feder oder dem Pinsel gestattet wäre den ergreifenden, fesselnden, berauschenden Eindruck dieses Panoramas wiederzugeben. Unmittelbar hinter der Stadt erhebt sich, senkrecht emporsteigend, ein ungeheuerer Block mit horizontalem Scheitel. Es ist der Tafelberg. Zu seinen Seiten zwei riesige Felsen, hier der Löwenkopf, dort die Teufelsspitze. Zusammen bilden sie den mächtigen Damm an dem sich die Stürme der südlichen Meere brechen. Ein Bild der Unbeweglichkeit trotz der Mannichfaltigkeit der stets wechselnden Farben: Blau wie der Opal am Morgen, mattes Gold nachmittags, rosig wenn die Sonne dem Horizonte naht, violett wenn sie unter ihm verschwindet. Am Fuße des Kolosses ein dunkelgrünes Band mit weißen Flecken: die Gärten und Pflanzungen, die Kirchthürme und Häuser der Capstadt; weiterhin gegen Osten, lichtgrün und gelblich, Wiesengründe und Dünen.

Und über der Ebene, nach dem Innern des Continents flüchtend die gezinnten Ketten des „Blauen Gebirges“. Wer könnte bei diesem Anblicke einem Anfalle von Begeisterung widerstehen?

Aber kaum hat der Ankömmling den Fuß an das Land gesetzt als ein Umschwung in seinen Eindrücken fühlbar wird. Er erinnert sich der ungünstigen Beschreibungen die er gelesen hat. Wie sein Guidebook, findet er die Stadt klein, und sie ist es da sie nur 30000 Einwohner zählt; feucht, und sie ist es nach jedem Regen; ohne monumentale Gebäude, keine Renaissance, kein Elisabethean — kein Queen Anna-Stil. Mir gefällt dies, aber er vermißt die breiten Straßen, die pompösen Häuser die allerdings, von Unternehmern nach ein und demselben Modell gebaut, sich gleichen wie zwei Tropfen Wasser. Diese Einförmigkeit findet eben seinen Beifall. Der Zukunftsmensch, der Mensch des 20. Jahrhunderts, erkennt sein Ideal in den amerikanischen und australischen Städten, und dies Ideal sucht er hier vergebens. Daher sein strenges Urtheil. Das alte England empfand keine besondere Vorliebe für Straßen breit genug daß Kinder in den durch den Regen gebildeten Wassertümpeln ertrinken, wie dies bei den Antipoden vorkommt. Der Jungengländer, der Engländer der Colonien amerikanisirt sich. Daher der geringe Anklang welche die gute, alte, sympathische Capstadt bei ihm findet. So wenig steht sie in Gunst daß es eines gewissen moralischen Muthes bedarf um sie zu vertheidigen. Ich besitze diesen Muth aber ich bekehre niemanden zu meiner Ansicht, selbst nicht die alten eingesessenen Erbbürger; denn obgleich ihrer Stadt von Herzen zugethan, beginnen sie an der Legitimität dieser Gefühle zu zweifeln.

Für meinen Theil, finde ich die Capstadt reizend. Ihr Antlitz erzählt ihre Geschichte. Und sie hat eine Geschichte. Sie ist kein Pilz, von gestern auf heute emporgeschossen. Ihr Wachsthum umfaßt mehr als zwei Jahrhunderte.

Wir drängen uns zuerst durch die bunte Menge welche das Gestade und die anliegenden Gassen belebt: Matrosen, Schiffer,

Fischer die ihren Fang feilbieten, Arbeiter aus St. Helena eingeführt, alle mit mehr oder weniger dunkler Hautfarbe, ein sonderbares Untereinander reiner und gemischter Rassen, Abkömmlinge der ehemaligen Herren des Bodens, der Hottentotten; Kaffern, Neger aus Namaqua- und Damaraland, Malaien. Die Voraltern der letztern wurden vor hundert Jahren durch die Holländisch-Indische Compagnie als Sklaven eingeführt; die englische Herrschaft hat den Enkeln die Freiheit gebracht.

Allmählich haben wir das Stadtviertel der Geschäftsleute erreicht. Hier herrscht der Weiße vor. Aber der Schwarze verschwindet nicht gänzlich. Nirgends und niemals verliert man ihn aus den Augen. Er ist der Herr des Continents. Ich weiß nicht ob er es weiß, oder ob er es fühlt, aber daß er es ist beweist er durch sein Dasein. Vergeßt das niemals, ihr Herren Weißen; denn wenn ihr es vergessen solltet, könnte dies euch übel bekommen. Drei oder vier parallele Straßen führen zu dem Mittelpunkt der Stadt. Allenthalben Magazine, elegante Kaufbuden, eine oder zwei etwas pompös aussehende Banken. Unerachtet der in allen Theilen der Welt obwaltenden Stockung des Handels, herrscht hier doch reges Leben. Ohne die Schwarzen, die man überall sieht, würde man sich in Europa glauben. Gegen Abend leeren sich die Gassen. Jedermann, Chef und Commis, Vorstände und Untergebene, Bankiers, Kaufleute, jeder der kann, wohnt usu britannico am Lande. Um diese Stunden füllen sich die Eisenbahnzüge mit Reisenden und die Heerstraße mit Equipagen. Jedermann flüchtet in der Richtung von Wynberg, dem Paradiese des Cap. Nur die britischen Würdenträger, Civil und Militär, mit ihrem Personal werden meist zurückgehalten. Auch einige holländische Familien ziehen das Familienhaus in der Stadt der Villa am Lande vor.

Die Holländer! Sie haben diesem Centrum ihr Gepräge aufgedrückt und dies Gepräge ist noch nicht ganz verwischt. Ehemals sah man in der Hauptstraße einen von holländischen Eichen beschatteten Kanal. Zu beiden Seiten erhoben sich stattliche stei-

nerne Herrenhäuser, mit gegen die Gasse gekehrten Giebeln. Heute sind Kanal und Bäume verschwunden, die alten Gebäude abgetragen oder in Magazine verwandelt worden. Aber die Capstadt kann sich noch vieler stattlicher alter Häuser rühmen. Es sind massive, wenig geschmückte aber ansehnliche Steinbauten von mäßigem Umfange, aus dem vorigen oder dem 17. Jahrhundert: wahre Patricierhäuser, würdig ihrer wohlhäbigen Besitzer. Ich habe das Vergnügen eins derselben zuweilen zu besuchen. Architektur, innere Einrichtung, Diener und die Gesellschaft welche man dort trifft, vor allem die liebenswürdige Hausfrau, bilden ein sympathisches Ganzes und vergegenwärtigen die holländische Glanzepoche vergangener Zeiten.

Capstadt verändert seine Züge in dem Maße als es sich von dem Gestade entfernt. Zuerst Seehafen, dann Handelsstadt, dann officielles und politisches Centrum mit dem Government-House und dem noch im Bau begriffenen Parlamentsgebäude. Ein wenig weiter, wird die Stadt zum Garten: der botanische Garten, der Garten des Gouverneurs, der öffentliche Garten. Noch einige Schritte weiter findet man sich plötzlich und ganz unerwartet auf dem üppigen Rasen einer von Fichten eingerahmten großen Wiese. Ringsum ländliche Einsamkeit und Stille. Hinter uns ein Vorhang von Bäumen über welche schlanke Kirchthürme in die Luft ragen. Im Südwesten klettern die Häuser die ersten Staffeln des Löwenkopfes hinan. Diese Vorstadt ist hauptsächlich von Farbigen bewohnt. Es lohnt der Mühe die steilen Gassen zu erklettern. Da liegt die Stadt und die See zu unsern Füßen ausgebreitet, und, jenseit der Bucht, gewahren wir das „Blaue" und das „Hottentottengebirge", und mehr oder weniger überall den Tafelberg. Vergeblich wendet man die Augen ab. Die Mauer von Granit fesselt den Blick. „Da bin ich", sagt sie, „da bleibe ich." Sie würde die Harmonie des Bildes stören ohne den vermittelnden Einfluß des Oceans, dessen unermeßlicher Horizont das Gleichgewicht aufrecht erhält.

Ich wohne in einem kleinen aber sehr guten Hotel, dem besten der Capstadt, und zwar in sehr angenehmer Gesellschaft. Nur eins fehlt: Kamine. Daher bringen wir die Abende und die frühen Morgenstunden in unsern Fauteuils zu, in einen oder mehrere Shawls gehüllt. Um 10 Uhr wird der Calorifère geöffnet, nämlich das Fenster. Die Gasse ist der Wärmeleiter, die Sonne das Feuer. Aber wenn die Sonne nicht scheint, wenn der Tafelberg seine schwarze Nebelkappe aufgesetzt hat, wenn der übel beleumundete Südwest immer neue Wolkenballen aufthürmt, wenn die Häuser in ihren Grundfesten zittern und die Windstöße Miene machen die Fensterscheiben einzudrücken, während die Nacht mitten im Tage die Stadt in ihr Dunkel hüllt, bis wieder auf Augenblicke fahle, gelbliche, unheimliche Lichter die Nebel durchdringen, was dann? Ei, ein wenig Geduld und ein Plaid mehr! Oefters erlebte ich nach einem furchtbaren Tage einen idealen Abend. In dieser Jahreszeit wechselt die Witterung mit wunderbarer Raschheit. Ueberdies beschränken sich diese Stürme gewöhnlich auf die Stadt, ihr Weichbild und die Bay. Während die auf der Rhede vor Anker liegenden Schiffe sich in großer Gefahr befinden, ist weiter draußen, auf fünf oder sechs Meilen Entfernung, der Himmel rein und die See wie ein Spiegel.

Der Gouverneur Sir Hercules Robinson ist mit Urlaub abwesend, und wird durch den General honorable Sir Leicester Smyth vertreten. Sir Leicester ist Commandant der britischen Heeresmacht in Südafrika und bewohnt, als solcher, das Schloß. Das „Castle“ liegt im Osten der Stadt, hart am Strande. Dort baute van Riebeek sein Blockhaus und umgab es sodann, aus guten Gründen, mit einem starken Pfahlwerk. Die schöne Wiese, welche das Schloß von dem handeltreibenden Stadtviertel trennt, war damals ein Sumpf, gern besucht nicht nur von Rhinocerossen, Elefanten, Tigern und Leoparden, sondern auch von noch unbequemern Gästen, Hottentottenstämmen, die dort ihr Lager

aufschlugen. Im Laufe des 17. Jahrhunderts, dessen Gepräge es trägt, verwandelte sich das Blockhaus in ein Castell: ein niederer Bau mit sehr dicken Mauern, den Seewinden ausgesetzt, interessant als geschichtliches Denkmal, unbequem als Wohnhaus, unbrauchbar als Festung, da es heutzutage unmöglich wäre sie zu vertheidigen. Aber an dies wenig anziehende und nicht einmal malerische Gebäude knüpfen sich für mich die angenehmsten Erinnerungen.

Lady Smyth empfängt wöchentlich einmal, nicht im Schlosse, sondern im Government-House. Letzteres ist ein geräumiges Haus mit schönen Sälen für den Empfang, mitten in der Stadt gelegen, gerade wo diese beginnt sich in Garten und Land zu verwandeln. Längs der Façade zieht sich eine Veranda hin. Man findet dort Luft, Schatten, eine liebliche Aussicht und berauschenden Blumenduft.

In dem colonialen Dasein des Engländers sind die Garden parties der Frau des Gouverneurs eine wichtige und ernste Angelegenheit. Nicht daß es schwer wäre zugelassen zu werden. Im Gegentheil, man hat nur bei Beginn der „Saison" sich einzuschreiben und bei der Ankunft, im Vorzimmer, dem Huissier seinen Namen zu nennen. Am Cap, in Australien, in allen britischen Colonien herrscht zwischen Weißen vollkommene Gleichheit. Wenn der Gouverneur im Innern reist drückt er jedem Europäer oder Afrikander* die Hand, was immer auch seine gesellige Stellung sein möge. Jeder weiße Reisende, aber er muß wirklich und ganz weiß sein, findet bei den Pflanzern gastfreie Aufnahme. Doch erscheinen nicht alle mit dieser privilegierten Hautfarbe gesegneten Menschen an den Donnerstagen der Lady Smyth. Commis, Leute aus dem kleinen Handelsstande und aus den Volksklassen verzichten freiwillig auf diese Ehre. Das Princip genügt ihnen. Sie sind vor allem vernünftige Leute. Sie kennen ihre

* In Afrika geborene Söhne europäischer Aeltern und ihre Nachkommen.

Gleichberechtigung mit jedermann im Staate. Um die Gleichheit im Salon kümmern sie sich wenig. Aber für die höhern Schichten ist der Garden party eine ernste Sache. Man hat dort das Gefühl sich bei der Königin zu befinden. Man athmet gewissermaßen Hofluft ein, einen feinen Wohlgeruch der anderwärts fehlt; man betrachtet mit Vergnügen die jungen Adjutanten und Secretäre, wie sie der Frau Gouverneurin ehrfurchtsvoll nahend die eintretenden Damen nennen. Diese Versammlungen erinnern an die Heimat, erregen das patriotische Gefühl und beleben die in den Herzen der Kinder Altenglands, obgleich zerstreut über den Erdball, so tief gewurzelte Anhänglichkeit an die Königin und ihre Dynastie.

Hier bieten bei schönem Wetter diese mehr feierlichen als kurzweiligen Matinées einen schönen Anblick. Die Musikbande der Highlander spielt, im Schatten einer Baumgruppe, Symphonien und Walzer. Das Scotch reel darf nicht fehlen und das God save the Queen gibt das Zeichen zum Aufbruch. Die Gäste lustwandeln in Gruppen getheilt, und, von den Frauen sprechend, kann man ohne Schmeichelei behaupten, daß die hübschen Gesichter und hübschen Toiletten die Mehrheit bilden. Hier gewahrt man neben den schönen Typen der blonden Albion, Gestalten eines Rubens oder van Dyck. Der anmuthige Wuchs, der matte Teint, das dunkle Seidenhaar anderer erinnern an das Edict von Nantes, dessen Widerruf ihre Ahnen zur Auswanderung nach Afrika bewog. Doch stille, hier nahen die Göttinnen des südafrikanischen Olymps!

Die Session des Parlaments ist in vollem Zuge und das kleine Hotel Pool faßt kaum die Masse der Notabilitäten: Minister des Tages, Minister der jüngsten Vergangenheit, Minister der nächsten Zukunft; Politiker der Stadt, Politiker der Provinzen, Candidaten für alle möglichen Aemter, denn die Empleomania, wie man in den südamerikanischen Republiken sagt, ist

eine auch in den englischen Colonien herrschende Epidemie, besonders in jenen welche eine verantwortliche Regierung besitzen. Der kleine Saal, in welchem die Deputirtenkammer tagt, befindet sich auf einige Schritte vom Hotel. Die Abgeordneten verlassen die meist stürmischen Sitzungen um hier ihre Kräfte zu stärken, und eilen dann wieder nach dem Kampfplatze zurück. Glücklicherweise trüben politische Meinungsverschiedenheiten nur selten den persönlichen Verkehr. In diesem Punkte folgt man dem verständigen Beispiel des Mutterlandes.

Doch speisen die Männer der Opposition zusammen. An ihrem langen Tische kann man ihre Führer sehen: Uppington, der ein hervorragender Advokat ist, Gordon Sprigg, Premier zur Zeit Sir Bartle Frere's, einige Mitglieder der Holländischen Fraction, und andere Berufspolitiker von localer Berühmtheit. Ich vermisse unter ihnen den Obersten Schermbrucker, dem ich oft in der Welt begegne. Baier von Geburt, einer der letzten Veteranen der zur Zeit des Krimkrieges gebildeten deutsch-britischen Legion, spielt der Oberst im hiesigen Oberhause eine bedeutende Rolle, besonders wenn es der Schonung des Staatssäckels gilt.

Aber wer ist jener junge Mann am Oppositionstische, dessen geistreicher Ausdruck, dessen ernste Haltung mir auffallen? Wie so viele andere kam er aus England hierher, jung, unbekannt, arm. Er erwarb ein Stück Landes, bebaute es, und sah sich bald gezwungen es zu verlassen. Wie so viele andere, in ähnlicher Lage, ging er nach den Diamantenfeldern. Dort lächelte ihm Fortuna. Seine Thatkraft, Thätigkeit und Ausdauer rechtfertigten ihre Gunst. Mit einer sehr bedeutenden Summe im Portefeuille kehrte er nach der Capstadt zurück. Aber da machte er eine Entdeckung, seltener als die einer Gold- oder Diamantenmine. Er entdeckte daß Gold allein nicht hinreicht damit der Mensch emporkomme. Er bedarf auch des Unterrichts und der Erziehung. Sofort ging er nach England, begann zu arbeiten, diesmal in den Schachten der Wissenschaft, eroberte einen Grad

in Oxford und kam zurück nach dem Cap als ein gebildeter Mann. Natürlich ließ er sich in die Kammer wählen, wo er alsbald einen gewissen Anhang fand. Heute gilt er für einen Candidaten für das künftige Ministerium Uppington. Aber sein Ehrgeiz blickt höher. Warum soll er sich nicht auch das englische Parlament und, eines Tages, die Pforten des obersten Rathes der Königin erschließen? Wenn es ihm gelingt, wird er nicht der erste sein, der auf diesem Wege dahin gelangt ist. Dieser Fall ließ mich einen jener Fäden gewahren die so fein sind daß sie sich dem unbewaffneten Auge entziehen, und doch stark genug um, mit andern vereint, ein festes Band zu bilden zwischen dem Mutterlande und den Colonien.

Ich, der ich nicht der Opposition angehöre, sitze an einem Tische mit Mr. Merriman einem der hervorragendsten Mitglieder des jetzigen Ministeriums, mit Mr. Graham Bower, Privatsecretär des Gouverneurs und mit ihren reizenden Gemahlinnen. Zuweilen verlängert sich die Tafel für den Premier, Mr. Scanlen und andere Politiker seiner Farbe.

In den Colonien mit verantwortlicher Regierung, wohl zu unterscheiden von den Kroncolonien in welchen der Repräsentant der Königin ein autokratisches Regiment führt, ist der Gouverneur ein constitutioneller Souverän, allerdings ohne das Prestige und ohne die Dauerhaftigkeit eines Dynasten. Er ernennt die Minister, aber er muß sie aus der Majorität des Legislativen Körpers wählen. Er hat das Recht die gewählte Kammer aufzulösen, aber er wird zu dieser äußersten Maßregel nur im äußersten Falle schreiten. Seine Vollmachten sind also sehr beschränkt und dies um so mehr als das (locale) Ministerium über Aemter und Gnaden verfügt. Nichtsdestoweniger ist der Gouverneur eine wichtige Person, denn er vertritt die Königin, und die Königin besitzt in den Colonien eine bedeutende moralische Macht. Die Anhänglichkeit an die Dynastie, an und für sich noch sehr lebendig, und in deren Schatten sich eine Menge persönlicher und öffentlicher Interessen gruppiren und zum Theil verhüllen, — diese

Anhänglichkeit, dies Gefühl der Loyalität verleiht dem Stellvertreter der Souveränin seinen Einfluß und seine Macht. Mit Takt, Geduld und Geschicklichkeit ausgerüstet kann er, trotz der beinahe republikanischen und vollkommen demokratischen Verfassung, in kritischen Augenblicken durchdringen.

Ueberdies, so ausgedehnt auch die Autonomie in solchen Colonien ist, so sind ihr doch gewisse Grenzen gezogen. Wenn die Minister Wege betreten welche nach der Ansicht des Gouverneurs zu einer Gefährdung der Interessen des Reichs führen könnten, kann und muß er hemmend einschreiten. In einem solchen Falle verweigert er der Gesetzesvorlage seine Sanction, legt sein Veto ein und berichtet an den Colonialminister. Das englische Cabinet faßt sodann die endgültige Entscheidung. Merkwürdigerweise ist der Gouverneur der Capcolonie fast immer auch zugleich Obercommissär für Südafrika und hat, als solcher, die Interessen der Eingeborenen zu wahren.

Doch der Speisesaal des Mr. Pool ist kaum der Ort um diese complicirten Verhältnisse zu erörtern. Aus dem eben Gesagten erhellt aber die Bedeutsamkeit der Thätigkeit welche dem Privatsecretär des Gouverneurs obliegt, denn er ist sein Organ für Geschäfte welche sich einer amtlichen Verhandlung entziehen.

Um auf der Höhe seiner Aufgabe zu stehen, muß dieser Beamte verschiedene Eigenschaften in sich vereinigen. Der Privatsecretär wie er sein soll besitzt das Vertrauen seines Chefs, ist vor allem imperial und ist nicht Parteimann; er weiß alles und kennt jedermann; er ist die Verschwiegenheit in Person, stets bereit die Herzensergüsse der Gewaltigen des Tages entgegenzunehmen. Ihm erzählen sie ihre Wünsche, ihre Beschwerden, ihre Befürchtungen. Er hört sie mit Wohlwollen, aber er ermuntert und entmuthigt niemand. Er versteht es, im richtigen Augenblick, einen Gedanken einfließen zu lassen, eine offene Hinterthür zu zeigen, einen Ausgleich anzudeuten. Weiter geht er nicht. Er hütet sich ein Wort zu äußern welches seine Beziehungen mit den Ministern des Tages trüben, ihn mit denen der

Zukunft entzweien könnte. Sein Blick umfaßt das Ganze der Lage, aber die Einzelheiten entgehen ihm nicht. Er weiß wie wichtig sie zuweilen sind. Nichts ist ihm zu hoch, nichts zu unbedeutend. Er weiß daß in der Politik nichts ohne Bedeutung ist. Mit der Rechten gießt er, wenn nothwendig, einige Tropfen Oel in die parlamentarische Maschine, mit der Linken hält er das Räderwerk seiner Kanzlei in Bewegung. Dies ist das Ideal eines Privatsecretärs des Gouverneurs einer Colonie mit verantwortlicher Regierung. Niemand hat es je besser verwirklicht als Mr. Bower. Dieser Wundermensch hat Zeit für alles und für jedermann, selbst für einen alten Touristen. Was wäre ich ohne Mr. Bower und Major Boyle, den Adjutanten des commandirenden Generals? Ein weißes Atom am schwarzen Continent.

Man verweilt nicht einen Monat in der Capstadt ohne mehrmals Wynberg zu besuchen. Die Gastfreundschaft der Bewohner und die reizende Gegend üben ihre Anziehungskraft. Auch dort herrscht der Tafelberg, aber er zeigt seinen südlichen Abfall. Dichter Wald umfängt seine Grundfesten, füllt die Klüfte, kriecht den Abhängen entlang, und endigt nur wo ihm senkrechte Wände Halt gebieten. Am Fuße dieses Berges beginnt eine wellenförmige zerklüftete Terrasse. Bedeckt mit ehrwürdigen Eichen, mit alten Fichten, einst aus Holland eingeführt, steigt sie in sanfter Neigung zur Ebene hinab. Es ist ein Park oder vielmehr ein von langen und breiten Wegen durchfurchter Wald; es ist keine Stadt, aber es ist Wynberg, d. h. eine gewisse Anzahl von Wohnhäusern, zerstreut im Laube liegend, mit glitzernden Fensterscheiben, niedlich übertünchten Mauern, im ganzen an Holland erinnernd; aber eingerichtet mit englischen Möbeln und mit englischem Sinne für Behaglichkeit. Von hohen Punkten gewahrt man False-Bay und den Horizont des Meeres, aber dies Meer ist nicht mehr das Atlantische, welches wir bei

der Capstadt verlassen haben, sondern der Indische Ocean, oder kurzweg der Ocean, wie man hierzulande sagt. Die noch von Leoparden bewohnten Felsen, deren Profil sich zu unserer Rechten dahinzieht, bilden die Kette bekannt unter dem allgemeinen Namen des Caps der Guten Hoffnung.

Jener weiße Punkt auf halber Höhe eines Hügelzuges am Fuße des hohen Gebirges ist Constantia, welches dem berühmten Wein seinen Namen gibt. Es ist der alte gastfreie Wohnsitz der Cloete deren Ahnen ihn gebaut haben. Die vor dem Hause stehenden ehrwürdigen Eichen sind immer noch prachtvoll trotz ihrer gekrümmten Rücken auf denen zwei Jahrhunderte lasten. Mich erinnerte dieser reizende Erdenwinkel an Cintra. Von der Plattform vor dem Gebäude zeigte man mir in der Ferne einen steil abfallenden Felsen. Es ist dies Cape Point, ein Ausläufer der Gebirgskette, das eigentliche Cap der Guten Hoffnung, auch Cabo dos Tormentas, Cap der Stürme, genannt. Und es verdient beide Namen, weil Sturm und schönes Wetter fortwährend wechseln und der Schiffahrer, der es umsegelt, fortwährend Ursache hat zu hoffen und zu fürchten.

Also in diesem paradiesischen Wynberg lebt man eigentlich. Morgens nach der Capstadt und abends zurück nach Hause. Die Entfernung beträgt zwischen sechs und zehn Meilen.

Ich hatte Gelegenheit fast alle hervorragenden Persönlichkeiten der Colonie kennen zu lernen. Aber hauptsächlich in Wynberg konnte ich mich ihres Umgangs erfreuen. In der Capstadt ist jedermann beschäftigt. Am Lande athmet man auf. In Wynberg, bei dem Präsidenten der Deputirtenkammer Sir David Tennant, einem bekannten Rechtsgelehrten, bei Mr. Alexander Vanderbyl, dem Haupte einer alten holländischen Familie, bei Sir Henry de Villiers, Chief Justice und Präsidenten des Oberhauses, in Capetown bei Mrs. Koopmans, begegnete ich der vornehmen Welt und den berühmten Männern des Cap. In diesen Kreisen

fand ich Bildung des Geistes gepaart mit den besten Formen des Lebens, die äußerste Zuvorkommenheit, wenig Luxus aber alle Bequemlichkeiten eines zugleich einfachen und verfeinerten Daseins. Die Gesellschaft, was man in Europa Gesellschaft zu nennen pflegt, besteht aus der officiellen Welt, aus den Offizieren der englischen, in diesem Augenblicke, sehr geringen Heeresmacht, und den Spitzen der Kirche und des Staates, aus den Notabilitäten des Richter- und des Kaufmannsstandes, den Consuln und den alten holländischen Familien. Wie in Indien, in Australien und den andern britischen Colonien, haben die Häupter der großen Handelshäuser die Gewohnheit angenommen, sobald als möglich, nach England zurückzukehren. Die Geschäfte überlassen sie den jungen Partnern die einst dem Beispiele ihrer Patrone folgen werden. Diejenigen welche bleiben, welche nicht daran denken Afrika zu verlassen, das Land wo sie geboren wurden, wo sie leben und sterben werden, sind die Holländer. Unter den alten Familien dieser Nation gab es sonst mehrere sehr reiche. Sie waren und sind, zum Theil, noch bedeutende Grundbesitzer, die von dem Erträgniß ihrer Güter leben aber wenig thun um dies Erträgniß zu erhöhen. Der Grund dieses Stillstandes oder Rückganges liegt hauptsächlich in der Schwierigkeit sich Arbeiter zu verschaffen, seit, unter der englischen Herrschaft, die gezwungene Arbeit abgeschafft wurde. Daher kommt es wol daß sich, bei vielen, der ehemalige Reichthum in einfachen Wohlstand verwandelt hat, bei andern ganz geschwunden ist. Nichts ist beständig auf diesem Planeten; man steigt oder sinkt.

Einen reizenden Tag verlebte ich in Bishops-Court (Wynberg), bei dem anglikanischen Bischof Dr. Jones. Das Wetter war himmlisch und ich frage mich ob dieser Tag Wirklichkeit oder Traum war.

Ich sitze unter der Veranda, den Blick nach Norden gerichtet wo jetzt um Mittag die Sonne steht. Vor mir ein leuchtendes

Chaos. Es bedarf einiger Minuten um das Auge daran zu gewöhnen und einzelnes auszunehmen. Da gewahre ich in meiner Nähe einen blätterlosen Busch, ganz beladen mit kolossalen scharlachrothen Blumen. Hinter ihm niederes Gebüsch grau in grün. Im Mittelgrunde der Fichtenwald. Mit verschränkten Armen stehen sie da die holländischen Baumriesen, in diesem Augenblicke in saftigem Grün erglänzend. Auf diesem leuchtenden Vorhange zeigen sich wie ein leichtes Gewebe, vom zartesten Lichtgrün die eben sich öffnenden Knospen des Eichenwaldes. Im Hintergrunde, aber ganz nahe, so nahe daß wie es scheint ich sie mit der Hand berühren könnte, von durchsichtigen Schatten übergossen, die phantastischen Felsgruppen des Tafelberges und der Teufelsspitze.

Nachmittags führen mich der Bischof und seine Gemahlin in den „Silberwald". Den Silberbaum findet man nur am Cap der Guten Hoffnung. Dies ist wirklich eine Scene aus irgendeinem Feenmärchen. Wir wandeln zwischen Bäumen von mittlerer Höhe. Stämme, Aeste, Zweige, das Laub, alles ist d. h. scheint reines Silber. Die länglichen, steifen, metallischen Blätter strecken nach oben ihre feinen Spitzen in welchen sich die Sonne spiegelt. Ringsum ein Meer von Licht, directem und zurückgeworfenem, erhöht durch den Gegensatz mit dem jetzt finstern Walde im Hintergrunde. Das geblendete Auge wendet sich ab nach den Bergen. Aber die Sonne steht nicht mehr hinter ihnen. Ihre schiefen Strahlen brechen sich an den vorspringenden Kanten der Felswände, gleiten von Wand zu Wand, setzen über Gräben und Klüfte hinweg, erlöschen endlich in den dunkeln Schluchten.

Diese Capnatur ist ohne ihresgleichen. Sie erinnert an unsern Welttheil nur durch die holländischen Eichen- und Nadelhölzer. Sie ist auch nicht halbtropisch, wie sie es in diesem Breitengrade sein könnte. Sie ist sui generis. Auch der Himmel ist anders, selten blau. Kein Ultramarin wie an den Gestaden des Mittelländischen Meeres, aber die untergehende Sonne verbreitet über ihn eine eigenthümliche, überirdische Klarheit, hochgelbe, rosige, violette Töne von blendender Helle, bis die herein-

brechende Nacht dem Feuerwerk ein Ende macht. Dabei herrscht, bei ruhigem Wetter, tiefe Stille in der Luft und über dem Lande. Keine Spur belebter Wesen. Ein Freund sagte mir daß, wenn er morgens, vor Aufgang der Sonne, sein Fenster öffnet, ihm immer wieder das Schweigen der Natur auffalle. Ankömmlingen gibt es das Heimweh.

Admiral Salmon, der Befehlshaber der Seestation vom Cap, welche die West- und Südküste von Afrika umfaßt mit Inbegriff von Natal, hat sein Hauptquartier in Simons-Bay. Er bewohnt dort, wenn er nicht unter Segel ist, eine niedliche Villa am Strande, welchen er zum Theil in einen reizenden Garten verwandelt hat. Prachtvolle Coniferen und schöne Arten der südafrikanischen Flora gibt es dort in Fülle. Das Schiff welches seine Flagge trägt liegt im Angesichte des Hauses vor Anker. Etwas Poetischeres und Einsameres läßt sich nicht wohl denken. Ein paar Häuser abgerechnet, ungefähr eine Meile entfernt und mit dem Namen Simonsstadt beehrt, sieht man nur Felsen, Sand und Meer. Aber die Admiralität und Admiral Salmon lieben den Ort, weil er der Mannschaft weniger Versuchungen bereitet als das südafrikanische Capua. Auch die Damen gefallen sich hier, und selbst die Offiziere haben nichts einzuwenden gegen dies bukolische Dasein welches allerdings für sie häufig unterbrochen wird durch die Anstrengungen, das Ungemach und die Wechselfälle des Dienstes zur See. Jedermann schien zufrieden. Es ist ein großer Familienkreis, der trauliche Verkehr guter Kameraden untereinander und mit dem Vorgesetzten, in den Formen der großen Welt und innerhalb der Grenzen der Disciplin.

Der katholische Bischof von Capstadt, Msgre. Leonard, führte mich in die sehr besuchten Schulen der Schwestern und in das Collegium vom Heiligen Joseph. Die Schulbrüder gehören verschiedenen Nationen an. Die meisten sind Belgier, eine große Anzahl der Zöglinge, Knaben und Mädchen sind Protestanten. Diese Anstalten machen einen vortheilhaften Eindruck. Die Säle sind geräumig und gut gelüftet. Die Kinder, besonders die sogenannten Internen, welche im Hause wohnen, sehr reinlich gehalten. Alle, Lehrer und Schüler, schienen gesund und vergnügt. Bei den Schwestern sah ich eine junge Negerin deren Begabung und Fleiß gerühmt wurden. Wenn sie sich in dieser Verfassung erhält wird sie getauft werden, aber erst in zwei Jahren. Es ist dies eine Gepflogenheit an welcher die Missionare, katholische wie protestantische festhalten. Die geistige Beweglichkeit und die Empfänglichkeit für vorübergehende Eindrücke, welche ein charakteristisches Merkmal der schwarzen Menschenrasse sind, erklären diese Vorsichtsmaßrel.

Die Diöcese des Bischofs Leonard erstreckt sich über ein ungeheueres Gebiet: Im Norden, vom Orangefluß gegen Westen und Süden bis ans Meer, im Osten, bis an die östlichen Provinzen der Capcolonie. Die Katholiken, meist Arbeiter und Knechte in den Ansiedelungen, fast alle Irländer und größtentheils sehr arm, leben zerstreut in diesen unermeßlichen Einöden. Obgleich der Bischof sich den größten Theil des Jahres auf der Reise befindet, kann er seine Diöcesanen doch nur einmal in zwei Jahren sehen. Ihre Kinder erhalten keinen Unterricht außer dem ihnen von ihm ertheilten. Er tauft die Kinder, er traut die Brautpaare, er segnet die Gräber an welchen ihn sein einsamer Weg vorüberführt.

Vor der öffentlichen Bibliothek sieht man eine Statue, die ich mir zuweilen betrachte, nicht wegen ihres künstlerischen Werthes sondern weil sie einen merkwürdigen Mann darstellt. Es

ist — ein seltener Fall — das Standbild eines Lebenden. Sir George Grey, ein Staatsmann dessen Name in der südlichen Hemisphäre oft genannt wurde und noch wird, gründete diese Bibliothek als er Gouverneur war und bereicherte sie durch eine große Anzahl seltener und kostbarer Werke, insbesondere durch eine, in ihrer Art einzige Sammlung aller über die Colonie und Südafrika erschienenen Werke. Ich konnte einige dieser Schätze bewundern aber der Bibliothekar der sie mir zeigte interessirte mich mehr als die Bücher. Ein noch junger, in der gelehrten Welt als Philologe und Reisender bereits vortheilhaft bekannter Mann, fand Dr. Theophilus Hahn, Sohn eines deutschen Missionars im Namaqualande, wo er acht Jahre zubrachte, Gelegenheit diesen so wenig besuchten Theil des Continents zu erforschen und auf einer spätern Reise äußerst werthvolle Erkundigungen einzuziehen. Wenn europäischer Unternehmungsgeist in diese heute noch geheimnißvollen Gebiete dringen sollte, wird man sich vor den verschlossenen Thüren einer unbekannten Welt befinden. Dr. Hahn besitzt den Schlüssel der sie öffnet.*

Oestlich von der Stadt breitet sich ein niederes, flaches, sumpfiges Terrain bis an das Meer aus. Hier und da sieht man ein Häuschen oder einige Bäume, seit einem Jahre die Hütten neu eingewanderter Deutscher, und drei Meilen weiter, auf einem vereinzelten Hügel, einen Thurm. Es ist die Sternwarte in welcher Herschel seinen Namen verewigte. Ihm verdankt das Vorgebirge der Guten Hoffnung einen gewissen wissenschaftlichen Abglanz der ihm geblieben ist. Große Männer sind wie die Sonne die, noch nach ihrem Untergange, den Abendhimmel mit lichten Tönen verklärt. Nur Männer der Wissenschaft ersten Ranges, werden in England für würdig erachtet

---

* Es ist kaum nothwendig zu bemerken daß diese Worte geschrieben wurden vor der ein Jahr später erfolgten Besitzergreifung von Angra Pequena durch Deutschland.

Herschel zu folgen: Maclure, Slone und Dr. Gill „königliche Astronomen". Wenige Schritte von der Sternwarte, bewohnt letzterer ein in einem Garten stehendes Haus welches der Mittelpunkt des geistigen Lebens der Capstadt ist. Man findet dort immer ein heiteres, geistreiches, wenn man will, wissenschaftliches Gespräch und man findet dort auch Mrs. Gill die Verfasserin eines reizenden Buches: „Sechs Monate auf Ascension." Ascension ist eine nackte Felseninsel auf halbem Wege zwischen Afrika und Amerika gelegen. Ich weiß nicht ob sie durch den Augenschein gewinnt, aber sie gewinnt wenn man sie mit den Augen der Verfasserin betrachtet. Es gibt Porträtmaler welche dem uninteressantesten Antlitz Geist und Anmuth verleihen. Besonders Frauen besitzen diese Kunst.

In einem andern, einsamern Theile dieser, hier schon zur Steppe gewordenen Ebene, nicht weit von dem Hause welches Cetywayo während seiner Gefangenschaft bewohnte, steht in einem abgeschlossenen Hofraum, von schönen Bäumen beschattet, ein altes Gemäuer, jetzt der Aufenthaltsort eines Mannes dessen Name vor einiger Zeit die beiden Colonien in lebhafteste Aufregung versetzt hat.

Im Jahre 1875 ereignete es sich daß Langalebaleli, ein großer Zuluhäuptling, welcher nach Natal geflüchtet war, mit den englischen Behörden in Streit gerieth. Er verweigerte die Beobachtung gewisser Gesetze, ergriff die Flucht mit seinen Leuten, wurde eingeholt und festgenommen. Bei dem Zusammenstoße kamen einige englische Soldaten um das Leben. In einem Lande, wo die Sicherheit der Weißen von der Ehrfurcht abhängt, welche sie einflößen, durfte dies nicht ungeahnt bleiben. Man ergriff also strenge Maßregeln. Der Häuptling wurde vor ein ad hoc gebildetes Gericht gestellt, der Rebellion schuldig befunden, zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt und mit einem seiner Söhne nach einer kleinen Insel in der Bay von Capstadt

deportirt. Als Lord Carnarvon das Colonialministerium übernahm, ließ er den Proceß revidiren. Der Gerichtshof erkannte den Vorgang für unregelmäßig und Langalebaleli nicht der Rebellion sondern einfach der Störung der öffentlichen Ruhe schuldig. Er wurde daher nach dem Festlande gebracht und in dem Hause eingeschlossen welches er jetzt seit acht Jahren bewohnt.

Ich besuchte ihn in Begleitung des Major Boyle. Zwei Wächter oder wie man sie hier in euphonischer Weise nennt, seine care-takers, Leute welche die Güte haben ihn zu pflegen, führten uns in ein kleines Gemach nächst dem Hausthore, in welchem ein Tisch und ein paar Strohstühle standen. Der Staatsgefangene erschien alsbald in Begleitung eines jungen Menschen, seines Sohnes der, unvollkommen genug, als Dolmetsch diente, und zweier Gemahlinnen denen es gestattet ist seine Gefangenschaft zu theilen. Das jüngere Weib trug einen Säugling im Arme, das letzte Kind des Häuptlings. Sie waren alle europäisch gekleidet, und sahen aus wie verwahrloste Proletarier.

Langalebaleli mag zwischen funfzig und sechzig Jahre zählen. Er war schweigsam, beinahe stumm. Aber plötzlich brach er in einen Anfall von Wuth aus. „Wie lange“, schrie er, „wird man mich noch hier eingesperrt halten?“ Sein Sohn sagte uns: „Böse, sehr böse.“

Ich machte dem peinlichen Besuche ein Ende. Man begreift die triftigen Gründe welche nicht gestatten den mächtigen Häuptling nach seiner Heimat zu entlassen. Die traurigen Erfahrungen zu welchen die Wiedereinsetzung Cetywayo's Anlaß gaben sind jedermann gegenwärtig. Diese Gefangenschaft mag also nothwendig sein; sie ist aber darum nicht minder hart. Der civilisirte Mensch in ähnlicher Lage verfügt, um sie zu erleichtern, über zahlreiche Mittel welche dem Wilden fehlen. Allerdings wird er mit Milde behandelt und, in materieller Beziehung, ging es ihm wahrscheinlich niemals besser. Aber die Freiheit! Der Mann machte mir den Eindruck eines Löwen der fruchtlos an den Gittern seines Käfigs rüttelt. Ich begreife daß man

Spuren des Wahnsinns an ihm wahrnimmt. Es ist die einzige peinliche Erinnerung welche ich vom Cap mit mir forttrage.

---

8. September. — Nach einer stürmischen und regnerischen Nacht, klärt sich am Morgen der Himmel. Am Bahnhof erwarten mich Mr. John Noble und Dr. Atherstone, meine Begleiter auf einem Ausfluge nach dem Drakenstein.

Mr. John Noble, Clerk und Bibliothekar der Legislativen Versammlung, ist ein geachteter Schriftsteller. Ich denke daß er und, auf einem andern Gebiete, Mr. F. W. Murray, Eigenthümer der „Cape-Times", des vornehmsten Blattes in Südafrika, am meisten zur Verbreitung der Kenntniß ihres zweiten Vaterlandes beigetragen haben.*

Dr. Gayborn Atherstone, einer der vorzüglichsten Aerzte in der Colonie, hat den größten Theil seines langen Lebens im Kaffernlande zugebracht, an den Ufern des Orangeflusses, im Nordwesten und in andern Gegenden Südafrikas. Den ersten kostbaren Stein, den man in den nachmalig berühmt gewordenen „Diamantenfeldern" fand, hat er geprüft und als Diamant erkannt.

In Paarl wird nicht angehalten und Wellington nach zweistündiger Fahrt erreicht. Entfernung von Capstadt 55 Meilen. Wir verlassen die Eisenbahn und setzen die Reise auf einer guten Fahrstraße fort. Sie führt einen jener Berge hinan welche die erste Staffel der Hochebene im Innern Afrikas bildet. Unser Reiseziel ist der berühmte Engpaß von Baines-Cloof. Vier kleine muntere Pferde ziehen das leichte Fuhrwerk. Rasch fahren wir auf dem zerklüfteten Gelände, anfangs an schönen Ansiedelungen, Küchengärten und einzelnen, meist holländischen Gehöften vor-

---

* Ich entnahm Noble's werthvollem Buche „South Africa past and present", die wenigen geschichtlichen Notizen welche ich, zum leichtern Verständniß meines Tagebuchs, anzuführen für nützlich fand.

über. Weiterhin beginnt ein Wirrsal von Felsen. Bald haben wir eine bedeutende Höhe erreicht. Das Sträßchen schlängelt sich die Abfälle des Drakensteines hinan; bei jeder Wendung ändert sich die Aussicht. Endlich wird der Höhenpunkt erreicht: ein Chaos von Steinblöcken, theils nackt theils mit Farnkraut bewachsen, an zwei Stellen den Blick in die Ferne gestattend. Gegen Westen, tief unten, zeigt sich das Thal welches wir soeben verließen. Die weißen Punkte sind die Häuser von Wellington; jener mit zwei Felskuppen gekrönte Berg erhebt sich über der Stadt Paarl und gibt diesem Bollwerk holländischen Lebens und Fühlens seinen Namen. Die Holländer vergleichen nämlich die beiden Kuppen mit Perlen. Jenseits, ein ungeheueres Veldt, blaßgelb mit grünen Flecken: die Oasen inmitten der Wüste. Im Nordwest, zwischen einer coulissenartigen, doppelten Reihe von steil abfallenden Felsen rollt sich eine Ebene auf, rauh und steinig, von schwarzen Linien durchfurcht: der Busch, besäet mit sanft grünen Feldern deren Anblick meine Gefährten in Entzücken versetzt. Sie wissen was es heißt diesen Boden urbar zu machen. Zur Linken verlängert sich gegen Norden der von uns erstiegene Grat. Jener riesige dunkelblaue Fels der in das Veldt vorspringt trägt den Namen des ersten Gouverneurs des Caplandes. Am äußersten Horizont, von lichten zarten Tönen umflossen, stürzt ein hoher, zackiger Berg, wie ein Vorgebirge endend, in die Ebene herab. Dies ist der Piquetberg. Er wie der eben erwähnte Riebeekberg erinnern an das heroische Zeitalter der holländischen Colonie.

Der unbedeutende Chirurg an Bord eines Schiffes der Holländisch-Indischen Compagnie, später der erste Commandant, und in der That der wahre Schöpfer der neuen Niederlassung an der Südspitze Afrikas, lebt heute noch in der Erinnerung dieser Colonien. Geistig begabt, tapfer wo er es sein mußte, immer vorsichtig, fast immer gerecht in seinen Beziehungen mit den Eingeborenen, ein treuer aber schlauer Diener der Kaufherren in Amsterdam, die nur auf Gewinn sannen, es mit den angewand-

ten Mitteln nicht zu genau nahmen und für ihn oft sehr unangenehme Patrone waren — ist und bleibt Jan Antonius van Riebeek eine geschichtliche Figur.*

Baines-Cloof, ein Engpaß zwischen steilen Felsen genießt in der Capstadt, wegen seiner malerischen Schönheit, eines großen Rufes. Mich erinnern die zahllosen kleinen Wasserfälle, denen während eines Theiles des Jahres die periodischen Regen zugute kommen, und die vielen einzelnen Felsblöcke gegen welche sich die Wasser brechen, an die Glen der schottischen Hochlande. Aber der eigentliche Reiz der Landschaft besteht doch wol in dem unermeßlichen Gesichtskreise und in dem Gegensatze zwischen dem nackten Gestein und der jetzt mit einem Blumenflor übergossenen Steppe. Gestern waren diese Veldte noch farbloses, ödes Gerölle. Heute hat der junge Frühling bereits einen aus kolossalen weißen und gelben Blumen gewebten Teppich über sie ausgebreitet. Die Büsche haben sich mit scharlachrothen und rosigen Glocken geschmückt; das grüngraue Heidekraut ist besäet mit violetten Knospen, die Luft geschwängert mit Wohlgerüchen. Während die Klüfte sich verdunkeln und über das Paarler Thal Nebelschleier ziehen, wandeln wir hier oben noch von einer leuchtenden Glorie umflossen. Die leicht beflorte Sonne naht dem Horizont, und ihre letzten Strahlen liebkosen das Laubwerk; gelbe blonde Lichter dringen in die Spalten des steinigen Bodens, verlieren sich zwischen Blumenkelchen, ersterben sanft in der Umarmung der Nacht.

Um 8 Uhr abends, etwas nicht allzu ermüdet, finden wir uns im Paarl, in einem holländischen Hotel, vortrefflich untergebracht. Was ist wol behaglicher als, nach einem gut verlebten Tage, in guter Gesellschaft zu speisen, sich mit lebhaftem Appetit an einen gut bestellten Tisch zu setzen und, noch des in

---

* Vgl. Theal, „Chronicles of Cape commanders, or an abstract of original manuscripts in the Cape Colony 1651—91" (Capetown 1882). Höchst interessant und an einzelnen Stellen hochkomisch.

den Bergen genommenen Luftbades genießend, sich von angenehmen Gefährten belehren zu lassen über interessante Dinge die man nicht weiß und die sie wissen.

Entfernung von Wellington zum Eingang von Baines-Cloof 10 Meilen; von dort nach Paarl 18 Meilen.

9. September. — Paarl zählt zwei Meilen von einem Ende zum andern, ist aber nur ein großes Dorf, bestehend aus zwei Reihen von meist holländischen Häusern und Gärten längs der Heerstraße. Während meines ersten Besuchs machte ich die Bekanntschaft eines wohlhabenden Burghers, der zwei nebeneinanderstehende Häuser besitzt, eins aus dem 17. Jahrhundert, das andere aus dem Anfange des unserigen. Das ist nun ganz und gar das alte Holland, wie wir es aus seinen großen Meistern kennen und in Friesland und den „versunkenen" Städten der Zuydersee noch sehen können. Wenn das Porträt der Mutter meines Wirthes nicht von Rubens oder van Dyck gemalt wurde, so hätte das Original doch diese Ehre verdient. Das Haupt der Familie hat die Hände eines Bauern und die Haltung eines vornehmen Herrn. Er ließ uns seinen Wein kosten, konnte aber zu seinem Leidwesen keine Orangen anbieten, da eine bisher unbekannte Krankheit diese Bäume, einst der Stolz und die Freude der Paarler, vollkommen vernichtet hat.

Es ist heute Sonntag. Burgher und Boer, zu Wagen, zu Pferd, zu Fuß, mit Frau und Kind, alle in Sonntagskleidern, schreiten oder fahren oder reiten gravitätisch nach ihren verschiedenen Kirchen. Die Farbigen thun dasselbe. Natürlich haben sie ihr Gotteshaus für sich. Diese heute so streng eingehaltene Unterscheidung zwischen Weiß und Schwarz, war vor etwa hundert Jahren noch unbekannt. Der Farbige wurde durch den Empfang der Taufe gleichberechtigt mit dem Weißen. Heiden gehöriges Land betrachtete das Volk Gottes als sein natürliches Erbtheil, und es hielt nicht für Sünde zu nehmen was man nehmen konnte. Heiden, aber nicht Christen, wenn ihre Hautfarbe auch dunkel war, konnten zu Sklaven gemacht werden. Die Archive der

Capstadt bezeugen dies. Als, zum Beispiel, eine junge Hindusklavin, Namens Katharina, die Taufe erhalten hat, wird sie durch den Admiral Bogaers frei erklärt, und im Pfarrregister erscheint sie, ebenso wie die Nichte des Admirals, als de erbare jonge Dochter. Die Erklärung liegt darin daß im 17. Jahrhundert in Europa, und daher noch in dem folgenden am Cap, der religiöse Gesichtspunkt der maßgebende war.

Mittlerweile besteigen wir unsern Wagen und verlassen die Stadt wo in diesem Augenblick nur gepredigt und gesungen wird. Durch ein gut bebautes Land fahrend und diesmal den schönen Drakenstein zur Linken lassend, rollen wir rasch den Bergen entgegen. Das Wetter ist über allen Begriff schön, ein wahrer südafrikanischer Frühling wie man mir ihn versprochen hat. Wir genießen durch die Augen, die Nase, die Lungen. Um Mittag wird Fransh-Hoek erreicht. Entfernung von Paarl 10 Meilen.

Fransh-Hoek liegt in einer Art Sackgasse, am Ende eines Thales welches vor einer Felsenmauer plötzlich endigt. Die alten Holländer hatten eine Straße gebaut, auf welcher die Colonisten, welche sich im Caplande nicht gefielen, nach den, damals noch vollkommen unbekannten, Landstrichen im Innern zogen. Heute ist diese Straße zwecklos geworden und man läßt sie daher verfallen. Der Ort, in dem kleinen Kesselthale halb versteckt, war das Asyl der ersten hugenottischen Auswanderer welche infolge des Widerrufs des Edicts von Nantes nach Afrika gekommen waren. Für den holländisch gewordenen Franzosen sowie für den holländischen Boer ist Fransh-Hoek ein classischer Boden an den sich ihnen theuere Erinnerungen knüpfen. Der Ort besteht aus mehrern zerstreut liegenden Gehöften, Gärten und Pflanzungen.

Die Familie, bei welcher wir vorsprechen, ist im Jahre 1693 eingewandert. Die Urkunde bezüglich auf ihren Grundbesitz trägt die Jahreszahl 1694. Das Haus, geräumig, bequem, ganz und gar holländisch, steht auf dem Platze wo sich die erste Ansiedelung

befand. Im Garten zeigte man uns eine riesige Eiche. Der Durchmesser der Aeste mißt 93 Fuß.

Die Hugo kamen mit den ersten französischen Einwanderern, ließen sich hier nieder und leben an dieser Stelle bis zum heutigen Tage. Die Glieder der Familie entfernen sich selten; ein- oder zweimal im Jahre gehen sie nach Stellenbosch, der nächstgelegenen Stadt, und nur, wenn dringend nothwendig, nach der Capstadt. Der Patriarch Hugo ist vor kurzem gestorben, daher die schwarze Kleidung seiner Angehörigen. Für das Familienhaupt wird hierzulande die Trauer durch drei Jahre getragen. Seine Kinder, Enkel, Ur- und Urenkel begreifen seinen Tod nicht. „Er war nie krank", sagten sie mir, „hat in seinem Leben nie das Bett gehütet, und mit einem mal starb er. Wie sonderbar!" — Und wie alt war er? — „Dreiundneunzig Jahre."

Sein Sohn und seine Schwiegertochter stehen nun an der Spitze der Familie. Beide sprechen nur holländisch. Wir fanden noch zwei seiner Töchter und einen Schwiegersohn mit ihren Kindern und Kindeskindern. Alle einfache, schlichte, liebenswürdige Menschen, ohne alle Spur von Eleganz aber nicht ohne die Würde des Patriciers. Dieser alte verstorbene Patriarch zählte 292 directe Abkömmlinge, von welchen 211 leben. Es würde mir schwer fallen mit Worten den Ausdruck der Ruhe und des Wohlstandes zu schildern welcher diesen entlegenen Erdenwinkel kennzeichnet. Daß keines der Familienglieder die Sprache der Ahnen kannte, nahm mich nicht wunder. Alle Abkömmlinge der französischen Einwohner befinden sich in demselben Falle. Die alte holländische Regierung war darauf bedacht daß der Gebrauch der französischen Sprache allmählich verschwand. Als Le Vaillant im Jahre 1780 die Colonie besuchte fand er nur einen Greis der noch französisch verstand.

Die, nicht sehr gute, Straße nach Stellenbosch führt den Bergen entlang durch eine malerische Kluft. Das Land ist im ganzen gut bebaut. Auf halbem Wege fanden wir in einem großen Hofe freundliche Aufnahme. Die Eigenthümer waren Hol-

länder. Man sah ihnen aber die Nähe einer Stadt an, wenngleich nur der kleinen Stadt Stellenbosch. Auch in diesem Familienkreise sprachen nur sehr wenige englisch.

Dann zwischen Felsklüften weiter fahrend, gewahrten wir mitten in der Wildniß einige schöne Gemüsegärten, das Werk zweier deutscher Familien die sich vor einigen Jahren hier angesiedelt haben. Kurz vor Einbruch der Nacht erreichten wir Stellenbosch. Entfernung von Paarl 15 Meilen. Ein reizendes Städtchen: Kleine, reinliche Steinhäuser, die Giebel auf die Straße gekehrt, mit glänzenden Fensterscheiben. Alte Eichen in Fülle: in den Gassen, längs den Kanälen, rings um die Plätze welche mit üppigem Rasen bedeckt sind. Eine Stadt, wie sie Ruisdael oder Breughel malten, und das im fernen Afrika, im 19. Jahrhundert!

III.

Die östlichen Provinzen. Kafferland.

Vom 31. Juli zum 15. August.

Das Cap der Guten Hoffnung. — Port Elisabeth. — Eisenbahn und Elefanten. — Graham's Town. — Ankunft im Kafferland. — King William's Town und die Colonie Braunschweig. — Magistrate und Kaffern. — Die Küste von Pondoland.

31. Juli. — Um 1 Uhr nachmittags verläßt das Packetboot die Docks. Die See ist hohl. Mit einer gewissen Regelmäßigkeit, in rhythmischer Bewegung, folgt Woge auf Woge. Bekanntlich erreichen die Wellen nirgends, selbst nicht am Cap Horn, eine ähnliche Höhe. Siebzehn Meter! Der frische Westwind wird allmählich zum Sturm. Da bietet die Küste einen prachtvollen Anblick. Die Felsen, bald verschleiert, bald ihre zackigen oder, dem Tafelberg ähnlich, oben platten Umrisse zeigend, erscheinen und verschwinden mit jeder Bewegung des rollenden Schiffes. Die Wogen schleudern den Schaum ihrer Kämme in die Lüfte, jagen über die niedern Klippen und Riffe hinweg, stürmen vergeblich an gegen die das Festland hütenden Riesen. Die Berge sind dunkelviolett, das Meer lichtgrün, der Himmel aschgrau. Mit rasender Schnelligkeit fliehen die schweren Wolken; vergeblich suchen sie sich an den Firnen und in den Klüften des Berglandes festzuklammern; der Sturm gönnt ihnen keine Ruhe. An der Küste keine Spur von Bodenkultur oder menschlicher

Behausung. Allenthalben fast senkrecht abfallende Felsen. Am Gestade nicht für eine Hütte Platz. Ein Schwarm von Seemöven folgt uns in wildem Reigen; ganz nahe bei dem Schiffe, zeigt und verbirgt ein Walfisch abwechselnd seinen Rücken. Die Sonne lächelt zuweilen. Es ist aber ein unheimliches Lächeln, und die kaum zerrissenen Schleier verhüllen sie alsbald wieder.

Die Nacht ist hereingebrochen und an Backbord gewahren wir die Lichter von Cape Point, der äußersten Spitze des Caps der Guten Hoffnung. Unser Dampfer, die Punta Agulha, den südlichsten Punkt Afrikas, vermeidend, verfolgt noch einige Zeit seinen südlichen Curs. Erst um 8 Uhr, sich ostwärts wendend, erreicht er die Gewässer des Indischen Oceans.

---

1. August. — Die Küste hat sich verflacht. Jene langen horizontalen Linien sind Veldts, d. h. Grassteppen, heute infolge achtmonatlicher Dürre in Staubfelder verwandelt, oder Busch, d. h. mit niederm Holze bewachsenes Gelände. Bauerhöfe, wenn deren vorhanden sind, entziehen sich unsern Blicken.

Der Steamer ankert auf der kleinen Rhede an Mossel-bay, einer Gruppe von unansehnlichen, mit gerolltem Eisen gedeckten Häusern. Zur Seite und im Rücken der Stadt niedere Felsen und Sanddünen. In den Schluchten und Fugen niederes Gestrüppe. Das Gestade, die Dünen, die Felsen, die Häuser, alles ist schmuziggelb, der staubgepuderte Busch, gelbgrau. Es gibt nichts Häßlicheres. Ich verschmähte es an Land zu gehen.

Dagegen verdankten wir einem ungeheuern Hai ein eigenthümliches Schauspiel. Die Matrosen, welche seine Länge auf zwölf Schuhe schätzten, warfen ihm eine Stück Fleisch vor welches, mit einer Harpune versehen, an einem Seile befestigt war. Sogleich machte sich das Ungethüm an die Arbeit. Da die Handlung gerade unter dem Hintertheile des Schiffes spielte, konnten wir den Riesenfisch, was unter anderen Umständen nicht rathsam gewesen wäre, aus nächster Nähe beobachten. Er hatte sehr

kleine Augen und war von einer hübschen lichtbraunen Farbe mit röthlichen Tönen. Zuerst umkreiste er seine Beute, dann warf er sich auf sie, aber niemals gelang es ihm sie mit den Zähnen zu fassen. Er schoß immer neben dem Fleischklumpen vorüber. Endlich, des bösen Spieles müde und gleichsam beschämt über seine Ungeschicklichkeit, zog er sich in die Tiefe zurück und erschien nicht wieder.

2.—3. August. — Heute Morgen Ankunft in Port Elisabeth. Ohne die südafrikanische Natur und die vielen Kaffern würde man sich in England glauben. In dem westlichen Theile der Capcolonie, in der Capstadt und, mehr noch, in den Districten von Paarl und Stellenbosch ist das holländische Element vorherrschend. Port Elisabeth gilt für den wichtigsten Handelsplatz der Colonie. Hier findet man den Engländer der gekommen ist um reich zu werden. Die meisten dieser Männer sind Söhne ihrer Thaten, self made men. Fast die ganze männliche Bevölkerung gehört dem Handelsstande an und arbeitet neun Stunden des Tages. Da heute die Post abgeht, ist jedermann doppelt beschäftigt. Dennoch fehlt es mir nicht an liebenswürdigen Führern. Mehrere Herren lösen sich hierbei ab, theilen mit mir das Kostbarste was sie, heute, besitzen, ihre Zeit. Das nenne ich Gastfreundschaft üben.

Meine verschiedenen Ciceronen fahren mich durch Main-Street. Die Straße folgt dem Meeresgestade und ist über zwei Meilen lang. Es ist das Stadtviertel der Geschäfte. Unerachtet der schlechten Zeiten, über welche allenthalben geklagt wird und welche hier, wegen der übertriebenen Speculationen in Diamantenactien mehr als anderwärts gefühlt werden, fiel mir doch die in dieser langen Zeile herrschende Bewegung auf. Bude reiht sich hier an Bude, Magazin an Magazin und des Wagenrollens ist kein Ende. Die Hauptausfuhr-Artikel sind Wolle und Straußenfedern. Letztere werden in großen Hallen versteigert. Die Masse

dieser dort aufgespeicherten, so kostbaren Waare muß von ungeheuerm Werthe sein.

Im Hafen lagen nur wenige Schiffe. Eine Schar Kaffern, schöne, kräftig aussehende Burschen, etwa vierzig an der Zahl, luden einen Kutter mit Ballast. Mit einer anmuthigen Bewegung hoben sie die mit Steinen gefüllten Körbe auf den Kopf. Dabei waren sie vollkommen nackt, aber obgleich bei dem eisigen Südwinde vor Kälte zitternd, verrichteten sie ihre Arbeit unter fortwährendem Schwätzen und Gelächter. Hier verdienen die schwarzen Arbeiter fünf Schillinge täglich, bleiben aber nur einige Jahre. Haben sie das Nöthige erspart um ein Weib zu kaufen, welches ihre Gemahlin und Sklavin sein, und arbeiten wird während sie im Sande liegend ihre Pfeife schmauchen, kehren sie alsbald nach ihrem Kraal zurück.*

Man führt mich in die Kunstausstellung, hierorts die erste ihrer Art, und insofern ein Erfolg, als die Damen, nämlich die weißen Frauen, sie in großer Anzahl besuchen. Natürlich ist kein Mann zu sehen. Die Männer haben anderes zu thun. Sie sind in ihrem Comptoir oder in ihrer Bude, jedenfalls an der Kette. Eigentlich, im figürlichen Sinne und mit Hinblick auf die Arbeit, sind sie die einzigen Neger in Afrika. Aber sie werden es nur während einer gewissen Zeit sein. Jetzt leben sie in der Verbannung, aber jenseit dieser Epoche ihres Lebens, eröffnet sich ihnen, so meinen sie wenigstens, der lachende Horizont der Heimat, des Wohlstandes, vielleicht des Reichthums, ganz gewiß der Muße und der Unabhängigkeit. Werden sich diese Hoffnungen verwirklichen? Zunächst, nicht jedermann erwirbt hier Geld. Und dann ist Geld wirklich eine Bürgschaft des Glückes? Man frage nur die nouveaux riches in Kensington oder in Brighton oder in vielen der hübschen Landhäuser, an welchen

---

* Kraal ist eine eingezäunte Gruppe von Hütten. Es ist das verdorbene spanische Wort corral, welches noch heute, in den hispano-amerikanischen Freistaaten, eine Viehhürde bezeichnet.

Altengland so reich ist. Dort die Früchte ihrer Arbeit in Ruhe zu genießen war der Traum ihres Lebens. Jetzt, da sie ihren Wunsch erreicht haben, sehnen sie sich, wenigstens sehr viele von ihnen, zurück nach dem Lande ihrer ehemaligen Thätigkeit, nach Afrika, nach Australien, nach China, nach Japan. Was sie erwarteten war Täuschung, Illusion, aber Illusionen, obgleich falsche Brüder, sind angenehme Lebensgefährten.

Die wohlhabenden Familien bewohnen in der obern Stadt, die mit ihren steil hinanführenden Gassen im kleinen an San-Francisco erinnert, niedliche Häuser die in gutgehaltenen Gärtchen stehen. Der frischgrüne Rasen sticht angenehm ab von der sonnverbrannten, staubbedeckten, baumlosen Hochebene. Das Wunder eines grünen Rasens und seinen botanischen Garten verdankt Port Elisabeth einer neulich erbauten Wasserleitung, welche das kostbare Element aus den Quellen eines etwa dreißig Meilen entfernten Gebirgszuges in Fülle herbeiführt.

Weiterhin liegt die „Location", d. i. die den Eingeborenen angewiesene Wohnstätte. Wir besuchten einige der Zelte welche, den der Neuheit abgerechnet, wenig Reiz besitzen. Wir krochen auf allen Vieren in das Innere, und zogen uns dann schleunigst zurück. Die Luft schien uns verpestet, die Männer waren ganz nackt, die Weiber mit einem Rock bekleidet, die jungen Mädchen begnügten sich mit einem Gürtel, und die Kinder folgten dem Beispiele des Vaters. Andere sonnten sich vor den Zelten im Sande liegend, die Männer in ihre Karos gehüllt, d. h. mit Ocker roth gefärbte Wolldecken, daher man sie rothe Kaffern nennt zum Unterschiede von den civilisirten Kaffern. Letztere tragen eine Jacke und Beinkleider oder verhüllen ihre Nacktheit unter Fetzen beliebiger Art. Irgendeine Bekleidung ist aber allen welche die Stadt besuchen polizeilich zur Pflicht gemacht. Diese Ebene und die Location, etwa eine Meile von der Stadt entfernt, sind häufig der Schauplatz blutiger Auftritte zwischen Männern verschiedener Stämme.

Ich bin im Club untergebracht worden. Es ist die beste

Anstalt ihrer Art in Südafrika und viele unserer Clubs könnten sie zum Vorbilde wählen. Im Lesezimmer fand ich die vornehmsten englischen Blätter und die „Kölnische Zeitung", und in allen Sälen Gentlemen welche mich auf das herzlichste bewillkommneten.

---

3. August. — Seit einigen Jahren verbindet eine Eisenbahn diese Stadt mit Graham's Town. Am Bahnhofe habe ich das Vergnügen den anglikanischen Bischof von Capetown wiederzufinden. Wir fahren zusammen, und so vergeht die Zeit in der angenehmsten Weise unerachtet der trostlosen Einförmigkeit der Gegend. Zuerst ein weites Veldt. Keine Spur von Vegetation. Das Gras ist vollkommen verbrannt. Zuweilen sahen wir die orangegelbe Blüte der afrikanischen Agave. Die ganz flache Ebene schwillt hier und da zu wellenförmigem Gelände an, oder gar zu abgerundeten niedern Hügelzügen. Weiterhin Busch, meist niederes Dornengebüsch, alles mit dicken Staubschichten bedeckt. Eine der Stationen heißt Sandflat. Ein gut gewählter Name. Man könnte sich in der Libyschen Wüste glauben.

Der Zug bewegt sich mit kleiner, eigentlich kleinster Geschwindigkeit. Dies gestattet einem Affen, der längs der Schienen lustwandelt, uns mit Muße zu betrachten. Als er seine Neugierde befriedigt hat, dreht er uns ruhig den Rücken und verschwindet langsam im Gebüsch. Strauße sehen wir in Fülle. Sie strecken ihre langen Hälse über die Drahtfäden der Zäune und betrachten uns mit dem Ausdrucke der Geringschätzung. Außer in den Bahnhöfen hatten wir kein anderes lebendes Wesen gesehen, als wir, zum großen Erstaunen des Bischofs, einen Europäer gewahrten welcher, den Ranzen am Rücken, zu Fuße einherschritt. Ein Zeichen der schlechten Zeiten, sagte mein Begleiter. Der Europäer reist nie zu Fuß. Kaum würde er in einem Gasthause Aufnahme finden. Auch aus einem andern Grunde empfiehlt sich das Beispiel dieses Wegfahrers nicht zur Nachahmung. Diese Gegenden werden häufig von Elefanten

und Leoparden besucht deren Begegnung man besser vermeidet. Als unlängst der katholische Bischof von Graham's Town hier zu Wagen durchkam, wurde er benachrichtigt, daß eine Heerde Elefanten im Anzuge sei. Die Gefahr war dringend, und hätten diese Thiere nicht eine andere Richtung eingeschlagen, waren der Bischof und sein Gefährte verloren. Besonders unangenehme Patrone sind die jüngern Elefanten. Ein beliebter Zeitvertreib und eine Art ihre Kräfte zu üben ist ihnen das Losreißen der Eisenbahnschienen.

Um 6 Uhr abends Ankunft in Graham's Town. Entfernung von Port Elisabeth 108 Meilen. Fahrdauer sieben Stunden. Diese Bahnen sind engspurig und der Dienst noch etwas primitiv. Dennoch haben sie bereits in der ökonomischen Lage der Provinz einen Umschwung hervorgebracht.

Hier trennte ich mich von Dr. Jones, und stieg in einem Hotel ab dessen Eigenthümer ein Pole ist, welcher sich aber für einen Russen ausgibt. Sein Vater, sagte er mir im engsten Vertrauen, sei ein wenig Nihilist gewesen, daher seine schleunige Abreise nach dem Auslande. Die .... off seien nahe Verwandte der Romanoff. Als aber sein Vater nach Berlin kam, habe er, um dem Könige von Preußen zu gefallen, seinen Namen germanisirt indem er das off in ow umänderte. Ich hoffe daß es diesem vornehmen Gastwirthe gelingen wird, die Einrichtung und die Bedienung in seinem Hotel mit seiner hohen Geburt und seinen hohen Familienverbindungen in einigen Einklang zu bringen. Mittlerweile schien mir die Branntweinatmosphäre, welche die Zimmerluft verpestet, der Vornehmheit zu ermangeln. Ich verbrachte einen melancholischen Abend im sogenannten Lesezimmer neben der Trinkstube, wo eine zahlreiche und laute Gesellschaft versammelt war.

Die Bevölkerung von Graham's Town besteht aus Engländern, Holländern und einer kleinen Anzahl Deutscher. Die Hälfte der

Bewohner sprechen beide Sprachen, holländisch und englisch. Wie in allen größern Städten der östlichen Provinzen haben die Schwarzen ihre abgesonderte „Location“.

Die Stadt liegt in einem flachen Kesselthal welches baumlose Hügel umrahmen. Aber in den Gassen, längs der Häuser und in der nächsten Umgebung sieht man Bäume in Fülle. Dieser Reichthum an grünem Laub erfreut das Auge des Ankömmlings nach seiner Reise durch die Wüste. Graham's Town, obgleich wenig verschieden von andern englischen Städten der Colonie, nimmt den ersten Rang ein, hinsichtlich der Anzahl und der Schönheit seiner öffentlichen Gebäude, besonders seiner Kirchen welche zwar verschiedenen Religionsgenossenschaften gehören, aber der Physiognomie der Stadt ein wesentlich geistliches Gepräge verleihen.

Mein Hotel steht in einer breiten nach der Thalsohle hinabführenden Gasse. Ochsenwaggons ziehen einen großen Theil des Tages ohne Unterlaß vorüber. Es sind dies jene eigenthümlichen geschichtlichen Fuhrwerke, welche den Boern nicht nur als Wagen dienten und noch dienen, sondern auch als Wohnung, und, nöthigenfalls, als Blockhaus. In ihnen, mit 12, 14, 18 Ochsen bespannt, haben sie einen Theil des schwarzen Continents entdeckt, durchzogen und erobert. Noch heute bilden diese Waggons, dort wo die Eisenbahn fehlt, das einzige Verkehrsmittel mit Orange Free State, dem Transvaal, Griqualand-West, den Diamantenfeldern, endlich mit den jenseit des Limpopo gelegenen Gebieten. Jedes dieser Fuhrwerke kann eine Last von 5—8000 Pfund befördern. Die oft sehr kostbaren Ladungen, werden farbigen Fuhrleuten anvertraut, und es ist kein Fall einer Veruntreuung bekannt. Außer diesem eben genannten Verkehr, der gegen Mittag aufhört, ist es in den Gassen ziemlich still. Den ganzen Tag über liegen die Männer ihren Geschäften ob und die Frauen, die Hitze meidend, bleiben zu Hause. Erst bei sinkender Sonne, sieht man einige Damen zu Wagen und einige Herren zu Pferde unterwegs nach den Anlagen außerhalb der Stadt.

Die Umgegend trägt den Ausdruck großartiger Wildheit. Von den nächsten Höhen hat man einen weiten Umblick. Die Stadt ist eine Oasis mitten in der Einöde. Alle diese, gegenwärtig verbrannten und vertrockneten Veldts bedeckt nach der Regenzeit, ein grüner Teppich. Jetzt gewahre ich nur gelben Ocker und schwarze Flecken, den Busch, und weite, weite, endlose Horizonte und über mir das dunkelblaue Gewölbe eines wolkenlosen Himmels. Allenthalben tiefes Schweigen. Eigentlich ist Südafrika doch nichts anderes als eine Wüste, spärlich besäet mit Pflanzungen, mit vereinzelten Gehöften in denen Weiße leben, mit zahlreichen Kraals von Wilden bewohnt, mit einigen Gruppen europäischer Wohnsitze welche Städte genannt werden.

Der Richter Sir Jacob Barnaby Barry hat die Güte mir seine Zeit zu opfern. Sohn eines Engländers und einer holländischen Afrikanderin, er selbst in Afrika geboren, hat er seine Rechtsstudien in England gemacht und seither sein Leben in Afrika zugebracht. Seinen Namen hat er geknüpft an mehrere wichtige Verhandlungen. In seinem Hause hatte ich das Vergnügen einen Theil der geistlichen Gesellschaft kennen zu lernen. Diese Reverend Gentlemen und ihre Damen haben die Atmosphäre der altehrwürdigen Kathedralstädte ihres Vaterlandes hierher gebracht. Bin ich wirklich in Afrika?

---

5. August. — Von Graham's Town nach King William's Town, der Hauptstadt von Britisch-Kaffraria, zählt man 73 Meilen. Eine Diligence legt den Weg täglich zwischen Morgen und Abend zurück. Aber, in Anbetracht des schlechten Zustandes oder vielmehr des Mangels einer Fahrstraße, setzt die Reise in jenem Vehikel äußerst kräftige Knochen voraus. Ich zog daher vor einen Wagen zu miethen, welcher mich in anderthalb Tagen nach King William's Town bringen wird. Mit mir reist als freundlicher Führer Mr. Sydney Stent, ein höherer Beamter der Colonialregierung und Vorstand des Departements für

Straßen und öffentliche Bauten. Wenn Mr. Stent, obgleich die Specialität für gute Beförderung, sich und mich gegen das entsetzliche Rütteln meines Wagens nicht zu schützen vermochte, so trifft ihn darüber kein Vorwurf. Die Verkehrsmittel lassen überhaupt viel zu wünschen. In den Colonien ist, mit Ausnahme der Regierung, jedermann autonom und niemand mehr als die Gemeinden, welche den Vorstellungen der hohen Obrigkeit gewöhnlich das Ohr verschließen, besonders wenn ihnen Geldopfer zugemuthet werden.

Während der acht ersten Meilen nicht ein Baum sichtbar. Allmählich erweitert sich der Horizont. Im Norden und Nordost entrollen sich die Ketten des Catbergs und des Winterbergs, jetzt beide in Schatten gehüllt. Mit dem durchsichtigen Schwarz der Berge, mit dem blassen Gelb der Veldte und dem Opalblau des Himmels, hat der Schöpfer eine großartige, poetische, wildschöne Landschaft gemalt. Ich verzichte auf eine Beschreibung.

Fast keine Gehöfte zu sehen. Sie müssen aber vorhanden sein da wir fast ohne Unterbrechung an weiten Gehegen vorüberkommen welche durch Eisendrähte voneinander und gegen die Straße abgeschlossen sind. Die Strauße bedürfen eben ausgedehnter Räume, denn sie pflegen viel zu laufen, was sie nur mit Hilfe ihrer Flügel zu thun vermögen. Daher kommt es auch daß kleine Straußzüchter selten aufkommen. Die Thiere brechen ihre Flügel an den Drachtfäden zu kleiner Gehege, natürlich mit großem Nachtheil für das Gefieder. Die Straußenzucht wäre gewiß höchst einträglich ohne die vielen Gefahren mit denen sie verbunden ist. Zuweilen brechen Epidemien aus welche ungeheuere Verheerungen anrichten und den Züchter zu Grunde richten. Der Strauß ist ein launisches, boshaftes und gefährliches Thier. Zuweilen längere Zeit hindurch gehorsam und zuthulich, ändert er sein Benehmen mit einem mal, ohne alle Ursache. Daher naht man ihm immer mit Vorsicht. In der Nähe der Capstadt sah ich zwei Männer mit einem Strauß ihres Weges ziehen. Sie hatten ihm die Augen mit einer Kappe verhüllt und führten

ihn an einem Seile das mittels Riemen um seine Brust befestigt war. Der Vogel schritt majestätisch voran. Die Männer folgten ihm. Der Strauß wird gefürchtet wegen seines verrätherischen Naturells, wegen seiner Launenhaftigkeit und hauptsächlich wegen eines großen spitzigen und scharfen Nagels an den Füßen. Er greift immer unversehens an, indem er mit einem Beine schlägt. So wurde unlängst einem armen Kaffer von einem dieser Thiere der Bauch aufgeschlitzt.

Um 10 Uhr Ankunft am Fish River, ehemals die Grenze der alten holländischen Capcolonie. Eine eben vollendete Brücke gestattet in jeder Jahreszeit den Uebergang dieses Flusses der bald, wie jetzt, einer ärmlichen Wasserrinne, bald einem rauschenden Gebirgsstrome gleicht. Die öde Stelle heißt Committee's Drift. Wir hielten vor einem einzelnen Gasthause. Mit Ausnahme der Passagiere welche die Diligence befördert, erfreut nur selten der Anblick eines weißen Reisenden das Auge der Wirthsleute, Mann und Frau, welche hier einige Felder bebauen. Ihre Haupteinnahme liefert die Trinkbude. Sie ist in diesem Augenblicke, von einem Haufen Kaffern belagert. Gekommen um ihren Vorrath an Branntwein einzukaufen, sind bereits die meisten von ihnen betrunken ehe sie den Heimweg nach ihrem Kraal antreten. Es ist nicht das erste mal daß ich dergleichen traurigen und widerlichen Scenen beiwohne.

In Breakfast Fly, wird wieder den Pferden einige Rast gewährt, diesmal mitten in der Wüste, vor einem winzigen Häuschen. Die Wirthin, eine mehr als neunzigjährige Engländerin, hat die umständlichen Artigkeitsformen des 18. Jahrhunderts bewahrt. Von hier prachtvoller Blick nach dem Amatula-Gebirge.

Nachmittags führt uns ein sehr steiler Weg an die Ufer des Kaiskama hinab. Dieser Fluß bildete ehemals die Grenze der Colonie Britisch-Kaffraria welche später mit der Capcolonie vereinigt wurde. Beide Ufer sind mit Euphorbien dicht bewachsen; daher der exotische Anstrich der Gegend. Das Flußbett war fast ausgetrocknet, und ohne Schwierigkeit erreichten wir das andere

Ufer. So wären wir denn glücklich im Kafferland angelangt. Das zunächstliegende Gebiet gehört dem Häuptlinge des Gaika-Stammes infolge einer frühern Concession welche die gegenwärtige Regierung als zu Recht bestehend anerkannt hat. Die Gegend bewahrt denselben Charakter, mit dem Unterschiede daß man nur Kraale und Wilde sieht.

Um 5 Uhr Ankunft im Nachtlager: eine niedere Hügelgruppe, bedeckt mit Weideplätzen welche die sechsmonatliche Dürre in eine Staubwüste verwandelt hat. Auf den Anhöhen zwei Kraale. Das Vieh ist entsetzlich mager. Diese Stelle heißt Iquipika. Hier, mitten unter den Wilden, lebt ein Weißer mit seinem Weib. Er ist Kapitän in der Colonialarmee, hat die letzten Kaffernkriege mitgemacht und besitzt die Manieren eines Gentleman. Seine Gattin, die Tochter eines englischen Soldaten, im Kafferland geboren, ist eine große, stattliche Frau, kleidet sich wie eine Lady und ist offenbar eine tüchtige Hauswirthin. Während des Krieges flüchtete sie mit den Kindern nach dem, damals von den Kaffern belagerten, King William's Town. Bei ihrer Rückkehr fand sie nur mehr die öden Mauern ihres Hauses. Nun ist aber alles im besten Stande. In den Zimmern Möbel aus England, wiener Stühle, und an den Wänden zierlich eingerahmte Photographien. Und dies alles mitten unter den Kraalen, auf eine Tagereise Entfernung von der Stadt, mit der, hoffentlich nicht nahen, Aussicht neuer Kafferkriege. Nicht nur in Resina leben und sterben die Menschen am Fuße eines Vulkans.

Der Wirth begleitete uns nach einem der Kraale. Wegen der nach Sonnenuntergang sehr empfindlichen Kälte, fanden wir die Männer in ihre Wolldecken gehüllt. Nach ihrer Toilette zu urtheilen, sind die Weiber weniger, die Mädchen gar nicht empfindlich für Frost. Unser Führer sagte ihnen, ich besäße viele Rinder, viele Schafe und viele Weiber. Die Anzahl der Frauen gibt den Maßstab der Vermögensverhältnisse des Gatten. In diesem Lande ist das Weib nicht, wie im Orient, ein Luxusartikel, sondern ein Gegenstand der ersten Nothwendigkeit; denn s i e verrichtet

die Arbeit. Der Mann arbeitet nur wenn er muß. Dies ist der Grund warum er sich bei den Weißen, in den Städten oder am Lande, für einige Zeit als Arbeiter verdingt.

Die Frau Wirthin war auf die Kaffern nicht gut zu sprechen. Sie sind, sagte sie, schlechte Arbeiter, schlechte Diener, und — welche Unmoralität! — unverbesserliche Branntweintrinker. Daß sie ihren Branntwein in ihrer Schenke kaufen, vergaß die gute Frau.

6.—9. August. — Der Charakter der Gegend wie gestern, aber je mehr man sich den Peri- und Amatula-Bergen nähert, desto schöner wird sie.

Um 3 Uhr erreichten wir King William's Town. Auf der ganzen Reise von Port Elisabeth hierher, sah ich auf der sogenannten Heerstraße, mit Ausnahme der Passagiere in der Diligence und des weißen Fußreisenden, nur Strauße, Affen, Antilopen und Schwarze.

Ich genieße hier der Gastfreundschaft eines österreichischen Kaufmanns, Herrn Rudolf Walcher, Vorstandes eines der ersten Häuser in diesem Mittelpunkte des Handelsverkehrs mit dem Orange Free State, mit Transvaal und dem Innern des Continents. Die Physiognomie von King William's Town bietet nichts Besonderes. Es ist eben eine südafrikanische Stadt wie alle andern. Die Bewohner sind Kaufleute, die Gassen, unter tags, verödet oder nur von Schwarzen besucht. Gegen 6 Uhr abends, wenn die Kaufläden und Magazine geschlossen werden, und die Geschäftsleute nach Hause gehen, beleben sie sich für kurze Zeit. Dann folgt alsogleich die Einsamkeit, die Stille und das Dunkel der Nacht. Der größte Theil der Stadt nimmt eine leichte Erdvertiefung ein, aber die nächsten Anhöhen bedecken sich allmählich mit Häusern und Gärten. Es gibt auch einige schöne Kirchen. Die eben, zum Theile mit reichen Beiträgen protestantischer Stadtbürger, vollendete katholische Kirche ist ein gothischer Prachtbau.

Am meisten fällt das monumentale Krankenhaus in die Augen. Sir George Grey hat es errichtet und der in der Colonie verehrte Dr. Fitz Gerald leitet die Anstalt. Einige junge Kaffern werden hier zu Krankenwärtern und für den Dienst in der Apotheke erzogen. Ich hoffe, für die Kranken, man wird sie nicht zu Chirurgen machen.

Die weitläufigen Magazine meines Amphitryon sind mit Waaren aller Art angefüllt. Zuweilen sieht man dort bis auf zehntausend, von Orange Free State und Transvaal eingeführte, Ballen Wolle aufgestapelt. Dies läßt auf die Wichtigkeit des Verkehrs mit dem Innern schließen.

Ich verdanke dem Herrn Walcher die Bekanntschaft mit den hervorragenden Persönlichkeiten dieser lebenskräftigen und wie es scheint vielversprechenden jungen Gemeinde. Mehr als anderswo stehen sich hier die civilisirte und die wilde Welt gegenüber. Vor noch nicht langer Zeit war die Umgegend von King William's Town der Schauplatz blutiger Kämpfe zwischen Weißen und Kaffern. Auf viele Meilen in der Runde stößt der Wanderer auf Stellen, an welche sich glorreiche Erinnerungen knüpfen. Aber, am Ende, sind es doch Erinnerungen an Hinterhalte, Ueberfälle, Mord- und Blutthaten, welche sich jeden Tag wiederholen können. Man lebt von heute auf morgen. Eine Hand voll Weißer inmitten der schwarzen Welt. Und auf diesem den schlimmsten Wechselfällen so sehr ausgesetzten Boden ist es dem Muthe, der Thatkraft und dem Unternehmungsgeiste anglosächsischer und deutscher Kaufleute gelungen einen der wichtigsten Handelsplätze in Südafrika zu schaffen.

In der obern Stadt sind die geraden, langen und breiten Straßen verödet. Bäume verhüllen die aus Ziegel erbauten und mit Gärtchen umgebenen Häuser. Hier und da, sieht man eine farbige Bonne mit Kindern; hier und da vernimmt man, durch ein geöffnetes Fenster, den Klang eines Klaviers. Aber, im ganzen, Einsamkeit und Schweigen. In der eigentlichen Stadt einige Frauen die Einkäufe machen, und unbeschäftigte Kaffern.

Wir treten in eine Bude in welcher Eingeborene sich mit ihrem nöthigen Bedarf versehen. Meine Begleiterin fragt eine schöne große Kafferin ob sie eine Fingo sei. „J. J. Nein, nein!“ schreit die Wilde in äußerster Aufregung, „Pondo, Pondo!“ Die Fingos waren, vor der englischen Herrschaft, Sklaven der Pondo.

Die Schwarzen, welchen ich in den Straßen begegne, erregen mein lebhaftes Interesse. Was geht in diesen Köpfen, in diesen Herzen vor? Es sind lebendige Räthsel welche niemand zu lösen weiß, selbst die nicht welche in ihrer Mitte leben. Die Antworten auf meine Erkundigungen sind unzusammenhängend, ungenügend oder widersprechend. Die meisten Kaufleute und Colonisten sehen in dem Schwarzen das verkörperte Uebel. Ich sollte meinen, mit Ausnahme der Missionare, jener nämlich welche, wie die Katholischen, in das Innere dringen, sind die Magistrate mehr als irgendjemand in der Lage die schwarze Welt zu kennen und richtig zu beurtheilen.

Die Magistrate sind von der Colonialregierung ernannte und besoldete Staatsdiener und vermitteln den Verkehr zwischen ihr und dem Wilden. In den östlichen Provinzen sind sie fast alle Afrikander und Söhne von Kaufleuten, Colonisten oder Beamten. Sie beziehen einen Gehalt von 600—800 Pfd. St. und sind der Sprache jener Stämme kündig. In den meisten Fällen haben sie sie als Kind durch ihre Bonne erlernt. Sie residiren, womöglich, in den kleinen europäischen Städten, oder im Busch unter den Wilden, und, in diesem Falle, getrennt von jedem Verkehr mit Europäern! Es sind, wie man mich versichert, meist tüchtige Männer. Zur Arbeit erzogen, die Strapazen langer Tagemärsche zu Pferde und zu Fuß, im Walde und auf der Steppe mit Leichtigkeit ertragend, gewöhnt an intellectuelle, gesellige, oft materielle Entbehrungen, hängen sie doch mit Liebe an ihrem Berufe und leisten wesentliche Dienste. Ich bin einigen dieser Herren begegnet, und sie hatten die Güte mir manche interessante Auskunft zu geben. „— Wir sind“, sagte einer, „zugleich Detectives und Diplomaten. Wir müssen erfahren und

unserm Minister in der Capstadt berichten was im Schoße der schwarzen Welt vorgeht. In Beziehung auf letztere üben wir, innerhalb gewisser Grenzen und je nach den Umständen, eine väterliche Autorität. Nicht selten wird ein in seinem Districte wohl gesehener Magistrat bei vorkommenden Streitigkeiten von den beiden Parteien zum Schiedsrichter gewählt. Handelt es sich um Aufklärung über Angelegenheiten von allgemeinem Interesse, so tritt der Magistrat zuerst mit den kleinen Häuptlingen in Verkehr, und hat er auf diesem Wege sein Urtheil gebildet, so sucht er den großen Chef, d. h. den Besitzer mehrerer Kraale, für seine Ansicht zu gewinnen. Anders geht er in dem eigentlichen Kafferlande zu Werke. Dasselbe ist bekanntlich unabhängig*, steht aber doch unter einem gewissen Einflusse der Reichsregierung welche dort eine Art von Protectorat ausübt und sich zu diesem Ende das Recht einer gewissen Ueberwachung vorbehält. Die großen Häuptlinge in dem unabhängigen Kafferlande haben, auf Anrathen der englischen Regierung, einige Gesetze angenommen, darunter das Verbot des Verkaufes berauschender Getränke, und einige Verfügungen im Interesse der guten Sitten. Die in diesem freien Lande zerstreut lebenden Magistrate haben darüber zu wachen daß die gesetzlichen Bestimmungen befolgt werden. Ihre Befugnisse sind begrenzter als die unserigen, und sie können nicht wie wir, im Nothfalle die Unterstützung der Colonial- oder Reichsbehörden in Anspruch nehmen, aus dem Grunde weil es deren dort keine gibt. Die Magistrate sind also auf ihre eigene Gewandtheit angewiesen. Sie sind, vor allem, Diplomaten. Sie wenden sich zuerst an den Oberchef, und, suchen erst wenn sie seine Zustimmung erlangt haben, auf die kleinen Häuptlinge zu wirken. Diese Verhandlungen sind nicht immer leicht. Der Kaffer ist geborener Diplomat. Auf alle an ihn gestellten Fragen wird er zuerst verneinend antworten. Er nennt dies: Hinter der Hecke sprechen.

* Seither wurde die ganze Seeküste von Pondoland unter englischen Schutz gestellt.

„Verschwörungen sind nicht zu befürchten. Die Kaffern, obgleich begabter als die sehr verkommenen Mischrassen der Hottentotten, sind unfähig irgendeinen Plan zu ersinnen. Es kommt wohl vor daß einige Häuptlinge mit dem Gedanken umgehen uns zu überfallen, aber sich untereinander über die Art des Ueberfalles zu verständigen übersteigt ihre geistigen Kräfte. Von Natur geschwätzig, sind sie unfähig und verschmähen auch ein Geheimniß zu bewahren. Im Gegentheil sie rühmen sich, in einem solchen Falle, im Vorhinein des Schadens den sie uns zuzufügen gedenken. Ueberdies sind alle unsere Diener Kaffern, davon die meisten ihrem Herrn aufrichtig zugethan sind. Auch weiß jeder Kaffer was in seinem Stamm vorgeht. Wir können darauf zählen zu guter Zeit von den kommenden Ereignissen unterrichtet zu werden. Stehen zwischen verschiedenen Stämmen Feindseligkeiten in Aussicht, in welchem Falle die Lage des Magistrats allerdings gefährlich werden könnte, so flüstert ihm einer seiner Diener ganz gewiß in das Ohr: Meister nicht gut hier sein.

„Diese Wilden besitzen drakonische Gesetze, und eine vollkommen organisirte Polizei. Jedes Familienhaupt ist sich seiner Verantwortlichkeit bewußt. Es liegt ihm die Pflicht ob alles was er hört und sieht zur Kenntniß des Dorfhäuptlings zu bringen, in derselben Lage befindet sich letzterer gegenüber dem Haupte mehrerer Kraale, welcher hinwieder die gleiche Obliegenheit bei dem großen Häuptling des Stammes zu erfüllen hat. In Britisch-Kaffraria, ist der große Chef verbunden, von allem was er erfährt, dem Magistrate Bericht zu erstatten, was er auch in ruhigen Zeitläufen zu thun pflegt. Natürlich wird er sich dessen wohl hüten wenn er einen Angriff im Schilde führt. Aber er weiß alles was in seinem Stamme vorgeht. Ein Mann der ihm gegenüber zurückhaltend wäre, würde, unter gewöhnlichen Umständen, sehr strenge, in Kriegszeiten aber, mit dem Tode bestraft. Es geschah während eines der letzten Kafferkriege nach einem hitzigen Gefecht daß man dem Dr. Atherstone einen jungen schwer verwundeten

Wilden brachte. Der Arzt behandelte, pflegte und rettete ihn. Als der Junge, seine Dankbarkeit äußernd von dem Wohlthäter Abschied nahm, fragte ihn dieser: «Was würdest du thun, wenn ich in deinem Kraale Schutz suchte?» Die Antwort war: «Wenn ich sicher wäre daß dich niemand gesehen hat, so würde ich dich verstecken und retten. Wenn man dich aber gesehen hätte, würde ich dich umbringen. Oh! ich würde dir jeden Schmerz ersparen. Ich würde dir das Herz durchbohren.» — «Wie, ich habe dir so viel Gutes gethan, und du könntest mich tödten?» — «Ganz gewiß, wenn ich dich nicht umbringe, werde ich umgebracht; denn meine Pflicht ist alles was ich erfahre dem Häuptling zu berichten.»

„Ueber die öffentlichen Angelegenheiten wird in den pitso verhandelt. Diese von den kleinen Häuptlingen gebildeten Versammlungen haben nur eine berathende Stimme. Die Macht des Oberhäuptlings ist unbeschränkt. Er kann wen er will vom Leben zum Tode befördern, aber wehe ihm wenn er den Rathschlägen der pitsos beharrlich das Ohr verschließt. In diesem Falle würde er ganz gewiß erschlagen. Es ist dies ein Fundamentalartikel ihrer Verfassung."

„Was sind ihre Gesinnungen in Betreff der Weißen?"

„Fragen Sie den Wind von welcher Seite er morgen wehen wird. Es sind Kinder auf die man sich nicht verlassen kann. Doch dürfen gewisse schlechte Symptome nicht außer Acht gelassen werden. So geschah es vor einigen Jahren, daß ein Magistrat von einem Häuptling ermordet wurde. Ein äußerst seltener Fall. Der Mörder wurde natürlich hingerichtet, aber seit jenem Tage gaben die Kaffern dem hier zu Lande sehr gemeinen Baum den wir Euphorbia nennen den Namen des hingerichteten Häuptlings. Uebrigens muß man derlei Vorkommnissen nicht allzu viel Gewicht beilegen."

Ueber die religiösen Zustände erhielt ich wenig Auskunft. Wie die Zulu, scheinen die Kaffern eine unbestimmte Ahnung von einem oder mehrern höhern Wesen zu haben und an eine Art

Seelenwanderung zu glauben. Die in ihre Hütten eindringenden Schlangen gelten für die Vorältern oder Verwandten der Insassen. König Cetywayo ist davon überzeugt. Die Bemühungen der Missionare sind, wie mir versichert wird, in diesem Theile von Afrika selten erfolgreich. Wenigstens fehlt es nicht an bittern Enttäuschungen. So geschieht es häufig daß Zöglinge der großen, protestantischen Mission von Lovedale, kaum entlassen, wieder in den Zustand der Wildheit verfallen, das Erlernte, wegen Mangel an Uebung, vergessen, sich den Weißen gleichstellen, die Missionare verspotten und sich durch ihre Frechheit hervorthun. Daher die, leider, notorische Thatsache daß kein Europäer einen getauften Kaffer in seine Dienste nimmt. Allerdings ist das von den Weißen gegebene Beispiel nicht immer erbaulich. Ein Häuptling sagte einem Magistrat: „Warum sollte ich Christ werden? Euere Religion erheischt daß ihr euch gegenseitig liebet. Aber ihr haßt euch, und einer schadet dem andern soviel er kann. Ihr sollt mäßig sein, und seid fortwährend betrunken.“ Der Häuptling Kreli, einer der hervorragendsten Persönlichkeiten im Kafferlande, sagte einem meiner Bekannten: „Die Religion ist gut für die Weißen, aber nicht für uns Schwarze. Die Christen haben sich mit ihrem Gott überworfen; sie haben ihn umgebracht. Deshalb sehen sie so traurig aus und gehen gesenkten Hauptes einher, während wir, die niemals einen Gott tödteten, lustig und guter Dinge sind, und die Nase hoch tragen.“

In der Umgegend von King William's Town und in dem ganzen Gebiete zwischen der Stadt und dem Meere, in der Richtung von Ost-London findet man viele zerstreut liegende Pflanzungen und Gehöfte deutscher Colonisten welche, auf Veranlassung des damaligen Capgouverneurs, Sir George Grey, eingewandert sind. Der Boden wurde nicht ausschließend von ihnen urbar gemacht. Schon vor den Deutschen waren holländische Boer hier ansässig; aber die neuen Ankömmlinge wurden ihnen lästig.

Wie gewöhnlich, in ähnlichen Fällen, verließen sie das Land. In der ganzen Gegend zwischen King William's Town und dem Meere befindet sich nur mehr Ein holländischer Colone. Die deutschen Niederlassungen bilden mehrere Gruppen, deren Namen, wie Berlin, Braunschweig u. s. f. an das Vaterland erinnern.

Wir verwandten einen Tag zum Besuche einer dieser Colonien, welche auf zehn Meilen Entfernung, im Norden der Stadt, am Fuße der Peri-Berge liegt. Die Gegend gleicht den zwischen hier und Graham's Town gelegenen Einöden. Eine wilde, großartige Landschaft. Abgerundete Hügel mit Buschwerk oder, wie jetzt, mit vertrockneten Weidegründen bedeckt. Sepia- und ockergelbe Tinten ersetzen das frische Grün der Regenzeit. In Thalritzen die Euphorbia und afrikanische Agave und in der Ferne die duftigen, unbegrenzten Horizonte des schwarzen Continents. Geheimnißvolle Einsamkeit bildet den Reiz dieser Gemälde, hingeworfen mit einigen Pinselstrichen, in zwei oder drei Farben. Aber welche Meisterhand schuf sie!

Der Weg führte uns durch mehrere Kraale, deren Hütten sich durch ihre Reinlichkeit auszeichnen. Die Eingänge sind so niedrig daß wir nur auf allen Vieren kriechend in das Innere gelangen konnten. Der Rauch der sie erfüllte, und den nur die Augen eines Kaffern zu ertragen vermögen, zwang uns alsbald zum Rückzug. In einer dieser Wohnplätze trafen wir eine blinde Engländerin die, seit Jahren, der Gastfreundschaft der schwarzen Insassen genießt. Von Zeit zu Zeit wird sie nach der Stadt gebracht wo sie Almosen sammelt welche sodann mit ihren Hauswirthen getheilt werden. Es ist der einzige Fall von Bettelei der mir in Afrika vorkam.

Die Meierhöfe gehören sämmtlich Deutschen. Sie liegen auf eine halbe, höchstens auf eine Meile von einander entfernt und bilden die Colonie Braunschweig.

Nicht ohne einige Schwierigkeit gelang es uns in eins dieser Häuser zu dringen. Nachdem wir lange am Thore gepocht hatten,

öffnete uns eine alte Frau, in deutscher Bauerntracht, aus Stargard gebürtig und das reinste Pommersche sprechend. Nachdem sie ihrem jüngstverstorbenen Eheherrn einige Thränen gewidmet hatte, erzählte sie uns ihre einfache Lebensgeschichte welche, so ziemlich, die aller Pflanzer im Kafferlande ist. Sie bringen einen kleinen Geldvorrath mit und finden Boer welche, immer auf Abgeschiedenheit bedacht, ihre Höfe den Ankömmlingen zu niedern Preisen verkaufen und sodann abziehen. Der neue deutsche Besitzer geht sogleich an sein Werk und gedeiht. Da bricht ein Kaffernkrieg aus. Der Vater und die erwachsenen Söhne greifen zur Flinte und rücken bei der Colonialtruppe ein. Die Frau packt die kleinern Kinder und einige Habseligkeiten zusammen und flüchtet nach der Stadt. Die Wilden kommen, schlachten oder rauben das Vieh, lassen aber, in diesem Punkte schonender als die Localmiliz, das Haus unversehrt. Das von unserer Pommerin bewohnte war sehr nett gehalten und gut möblirt. Obgleich eine eifrige Lutheranerin hat sie doch die Wände der Zimmer mit Heiligenbildern in Farbendrucken geschmückt. Italienische Hausirer verbreiten hier diesen bei den Colonisten beliebten Artikel.

Der Telegraph ruft mich nach East-London. Die Barre ist gut und der von der Capstadt nach Natal fahrende Steamer in Sicht. So wird denn aufgebrochen und das freundliche, trauliche Haus — ein Stück Alt-Oesterreich im Kafferland — nicht ohne Leidwesen verlassen.

Eine 42 Meilen lange Eisenbahn verbindet diese Stadt mit East-London, welches letztere, wäre die Barre nicht so schlimm, eine große Zukunft hätte. Das Land durch welches der Schienenweg führt ist, mehr oder weniger, Wüstenei und die Stadt, trotz des pompösen Namens, aller irdischen Reize bar. Allerdings sah ich sie unter den ungünstigsten Umständen. Der Regen fiel in Strömen, der Wind heulte, und die Barre

war nicht nur unpassirbar, sondern das Packetboot hatte, nach zweitägigem Warten, die Geduld verloren und die Reise nach Durban fortgesetzt. Die Südküste Afrikas ist die von den Seefahrern am meisten gefürchtete, die Barren ihrer Häfen sind die übelst beleumundeten, und die gefährlichste von allen ist die von East-London. Daher genießt sie auch, wie böse Zungen behaupten, einer besondern Beliebtheit bei gewissen Rhedern. Alte schlechte Schiffe zu hohen Prämien versichern zu lassen und einem geschickten Kapitän anzuvertrauen, der es versteht an der richtigen Stelle zu scheitern, ist, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wird, ein in diesen Gewässern schwunghaftes Geschäft.

Mittlerweile sitze ich in einem sogenannten Hotel. Aus christlicher Liebe enthalte ich mich jeder Beschreibung dieser Schenke welche ich mit einer Masse lärmender Burschen theile, die aus den Goldwerken zurückkommen und hier einen Theil ihres Metalles verprassen. Ein Hexensabbat Tag und Nacht. Dreimal 24 Stunden bestand ich die Prüfung. Dann riß dem alten Touristen die Geduld! Glücklicherweise war die Nubia auf der Rhede vor Anker gegangen. Die Schwierigkeit war nur an Bord zu gelangen und kein Leichtes, für Geld und gute Worte ein Boot und Schiffer zu finden die das Wagstück unternahmen. Auch hatten wir ungefähr sieben fatale Minuten zu durchleben. Aber die Barre wurde passirt. An Bord wurden wir in Körben gehißt, eine Art der Ortsveränderung die zugleich an die Schwingungen des Pendels und das Aufsteigen eines Ballons erinnert.

Unglücklicherweise hat die Nubia Waaren ein- und auszuladen, und die Lichterschiffe können die Barre nicht passiren. Gleich nach uns machte eines derselben den Versuch. Er misglückte. Ein Mann wurde dabei über Bord gewaschen und ertrank. Die Folge für uns waren drei müßige Tage auf der Rhede. Wenigstens hatte ich meine von mephitischen Dünsten erfüllte Spelunke mit einem großen, schönen und beinahe leeren

Packetboote vertauscht. Auch der Kapitän gefällt mir. Er war kürzlich auf einer Expedition im Innern von Afrika und ist bis zu den Victoriafällen des Zambesi vorgedrungen. Das Schwierigste des Unternehmens war lebendigen Leibes nach der Küste zurückzukehren, was ihm allein gelang. Die Knochen seiner Gefährten bleichen auf der „schwarzen" Erde.

Endlich hat die Nubia ihre Ladung eingenommen, und nun sind wir unter Dampf, hart der Kaffernküste entlang; zuerst Fingo=, dann Pondoland. Alles Felsgelände, theils gezackt, theils abgeplattet, wie der Tafelberg am Cap. Dann abwechselnd wüste Veldter und dichte Wälder. Das Wetter prachtvoll. Wir kommen ganz nahe an der Mündung des St. Johnflusses vorüber. Einige Engländer haben sich dort unter den Pondo angesiedelt. Einer derselben, den wir an Bord haben, sagt mir: „Wir sind ungefähr sechzig Europäer und glauben uns, mitten unter der schwarzen Bevölkerung, vollkommen sicher. Unser Leben ist ganz angenehm. Der Tag vergeht rasch in unsern Comptoirs. Die Abende sind dem Vergnügen gewidmet. Zuweilen wird Theater gespielt. Von Zeit zu Zeit läuft ein kleiner Steamer von Durban ein, der uns die Post, Mundvorrath und die Waaren bringt, welche wir im Innern absetzen." Dies kleine Territorium, wenn man es so nennen kann, wurde durch Sir Bartle Frere von dem Häuptling der Pondos um den Preis von 4000 Pfd. St. für die englische Krone erworben. Man behauptet es werde einst der Mittelpunkt des Handels mit dem innern Kafferland sein.

Unter den fünf oder sechs Passagieren, welche in dem großen Salon des Steamers beinahe verschwinden, fällt mir ein Ehepaar auf. Alter des Gatten zwischen vierzig und funfzig; Ausdruck melancholisch; Gesichtsfarbe blaß; der Blick unbestimmt, träumerisch, intelligent; platte Brust, schmale Schultern, unansehnliche Gestalt; der üppige Haarwuchs der Schere und des Kammes bedürftig; Anzug vernachlässigt. Beim Sitzen pflegt der Reisende

seine Beine auf einen Tisch zu legen und die Arme hinter seinem Nacken zu kreuzen. Ehe er noch den Mund öffnet, erkenne ich in ihm den Amerikaner und den Magnetiseur. Seine Gefährtin vereinigt in ihrem sanften, traurigen und schläfrigen Antlitz alle charakteristischen Merkmale des weiblichen Mediums. Um die Bekanntschaft des Paares zu machen, verfalle ich auf den Gedanken dem Beispiele ihrer Landsleute im „Fernen Westen" zu folgen. Ich gehe also gerade auf den Mann zu und stelle an ihn, ohne alle einleitenden Worte, folgende Fragen: „Wer sind Sie? Woher kommen und wohin gehen Sie? Was ist der Zweck Ihrer Reise?" Der Fremde, den meine etwas ungestüme Neugierde nicht im geringsten zu überraschen schien, antwortete: „Ich bin Professor. Ich bin Bloßsteller, oder wenn Sie wollen, Ankläger der Spiritisten. Ich bin Mesmerist. Ich halte Sitzungen, und bin Gedankenleser. Meine Wiege stand an den Ufern des Mississippi, und ich trat als Tambour in das öffentliche Leben. Es war dies zur Zeit des Secessionskrieges. Dem Zufalle verdankte ich" — dies sagte er mit einer gewissen Bescheidenheit — „zur Rettung einer vom Feind eroberten Fahne durch meine energischen Trommelwirbel beitragen zu können. Zur Belohnung versetzte mich die Regierung in den geheimen Dienst" — „Das heißt, sagte ich, Sie wurden Spion." — „Ganz gewiß, ich war es, aber zum Nutzen der beiden Armeen." — „Wie!" rief ich aus, „Sie meldeten in beiden Lagern was Sie beim Feinde gesehen hatten?" — „Nein" — dies mit einigem Erröthen aber ohne irgendeine Verstimmung zu zeigen — „Nein. Hören Sie und unterbrechen Sie mich nicht. Ich bezog eine hohe Besoldung, denn ich schlug fortwährend mein Leben in die Schanze. In jener Zeit passirte ich die feindlichen Linien unablässig, und benutzte diesen Umstand um in Neuyork Artikel einzukaufen welche bei den Conföderirten besonders gesucht wurden. Keiner war es mehr als Chinin. In Neuyork zahlte ich die Unze 12 Dollar in Papier; den Conföderirten verkaufte ich sie für 120 Dollar in Gold. Sie sehen, nicht nur den beiden kriegführenden Theilen, auch der Menschheit

leistete ich Dienste, denn in der Armee der Südstaaten waren die Chininvorräthe erschöpft und konnten nicht erneuert werden. Viele, sehr viele Fieberkranke verdanken mir ihr Leben. Bei Beendigung des Krieges fand ich mich im Besitze eines schönen Vermögens welches ich binnen kurzem durch wahnsinnige aber glückliche Speculationen vermehrte. Wie jeder Amerikaner, der Gold in seiner Tasche hat, ging ich nach Europa. In England machte ich mit einigen Spiritisten Bekanntschaft und ließ mich in ihre Brüderschaft aufnehmen. Ich entdeckte aber bald daß es Betrüger waren. Ich entdeckte auch daß die Verstorbenen sich sehr wenig um unsere Angelegenheiten kümmern und keine Lust verspüren sich in dieselben zu mischen. Als ich nach Amerika zurückkehrte, wo Millionen diesem Aberglauben huldigen, beschloß ich ihnen die Augen zu öffnen. Ich miethete für einen Abend das große Theater in Neuorleans und enthüllte bei vollem Hause alle Betrügereien der Spirits. Ich schmeichelte mir, indem ich so handelte, auf den Dank meiner Mitbürger zählen zu können. Aber das Gegentheil fand statt. Ich wurde die Zielscheibe des Hasses, der Verleumdung und der Verfolgung. Besonders die Presse fiel über mich her und zerfleischte mich auf das unbarmherzigste. Da riß mir die Geduld und ich antwortete in derselben Weise. Mittlerweile hatte ich das Erträgniß meines ehemaligen kleinen Chininhandels infolge der lächerlichsten Speculationen verloren, und zwar bis auf den letzten Dollar. Da wurde ich Professor. Ich wählte diesen Stand um die Spiritisten zu entlarven und sodann um Geld zu verdienen. Man nennt mich hier einen Taschenspieler. Ich bin es nicht. Allerdings mache ich auch kleine Kunststücke, wie zum Beispiel den berühmten manackle trick, das Kunststück von dem gefesselten Manne, aber dies thue ich nur um zu zeigen daß es möglich ist, auf natürlichem Wege durch Geschicklichkeit zu leisten, was die Spiritisten fälschlicherweise der Mitwirkung von Geistern zuschreiben. Ich bin mit großem Erfolge in Australien und in Neuseeland aufgetreten und beute nunmehr Afrika aus. Bleiben

noch Mauritius, Indien und Mexico, worauf ich nach meiner Vaterstadt zurückkehren werde, ein reicher Mann aber ein Mann der den Zweck seines Lebens verfehlt hat. Dieser Zweck war einem kolossalen Betrug ein Ende zu machen. Ich habe ihn nicht erreicht, denn, glauben Sie mir, es ist leichter die schwierigsten Kunststücke auszuführen, als einem Tropf begreiflich zu machen daß er das Opfer eines Schwindlers ist.“

IV.

Natal.

Vom 15. zum 26. August.

Durban. — Zuckerbau. — Die Arbeiter. — Delagoa-Bay. — Die Zulu. — Pieter-Maritzburg. — Bei einem Zuluhäuptling. — Politische Uebersicht.

15. August. — Wer zum ersten male in Durban landet traut kaum seinen Augen. Dies ist nicht mehr Britisch-Südafrika. Es ist ein Tropenland. Hier wiegt der indische Feigenbaum seine Arme, die Mangrove verbreitet ihre geheimnißvollen Schatten; Bananen neigen ihre Riesenblätter, und der federige Bambus flüstert in der schwülen Nordluft. Ein warmer Aequatorialstrom und die Lage Natals an der Ostküste Afrikas erklären dies Hereinragen der Tropenwelt in den tiefen, oder wie man eigentlich sagen sollte, in den hohen Süden.

Durban besteht aus zwei kleinen Städten, der obern und der untern. Die untere Stadt mit ihren Waarenlagern und den vielen Matrosen in den Gassen sieht aus wie irgendein kleiner Hafenplatz des Clyde oder der Themse. Die obere Stadt liegt im Hintergrunde der Bay auf einer niedern Anhöhe, und erinnert durch ihre geraden und unverhältnißmäßig breiten Gassen mehr an Amerika als an England. Bäume in Fülle. Die Häuser meist einstöckig oder nur mit einem Obergeschoß versehen, Kirchen aller Religionsgenossenschaften, viele schöne Kaufläden, besonders in Main-Street, auch kleine niedliche Gärtchen, im ganzen

ein Gemisch von Ziegel, Stein, gerolltem Eisen und Laubwerk, welches mich kalt lassen würde, ohne den Reiz der üppigen Vegetation verklärt durch das Farbenspiel eines tropischen Himmels. Aber die Leute denen man in den Straßen begegnet verleihen der prosaischen Stadt einen poetischen und malerischen Anstrich: Kaffern deren Kleidung in einer Schürze von Schaffell besteht. Einige fügen die abgetragene Jacke eines englischen Soldaten hinzu. Zulu in Masse. Schöne Männer deren bronzefarbige Gestalten in der Sonne glänzen. Dazu fröhliche Gesichter mit dem Ausdrucke sorgloser Gutmüthigkeit. Die Mädchen, ausgezeichnet durch die classischen Umrisse des Kopfes, des Nackens und der Schultern. Noch andere Stämme sind hier vertreten. Viele Schwarze werden, um hier als Feldarbeiter oder Domestiken zu dienen, von der Umgegend der Delagoa-Bay und von dem Stromgebiet des Zambesi eingeführt. In dieser bunten Menge unterscheiden sich die Malaien durch ihre feinen und regelmäßigen Züge von den aus gröberm Stoffe gemachten Zulu. Die Ueberlegenheit der indischen Rasse springt in die Augen. Die olivenfarbigen, schlanken Gliedmaßen in weiße oder rothe Gewänder gehüllt, den Shawl in künstlerischen Falten um die Schultern oder über das Haupt geworfen, Arme, Hände und die Fußgelenke mit schweren Ringen aus Bronze oder Silber beladen, schreiten die Hinduweiber und -Mädchen, an die Antike erinnernd, durch die Straßen. Noch classischer wäre der Eindruck ohne den häßlichen Schmuck in den Nasenflügeln.

Vor vierzig Jahren war die Stelle an der Durban steht das Stelldichein von Elefanten, noch vor zwanzig von Löwen. Der Fortschritt der Kultur hat dies edle Wild verscheucht, doch ist es nicht vollkommen verschwunden.

Im Westen der Stadt zieht eine niedere, bewaldete, Berea genannte Hügelkette, die Blicke auf sich, dort stehen Haus an Haus, Gärtchen an Gärtchen. Es sind die Wohnungen der durbaner Geschäftsleute. Wenn die Sonne sinkt, füllt sich die schöne dahin führende Heerstraße mit Wagen und Reitern. Die

Comptoirs werden geschlossen und jeder eilt nach Hause. Aber diese schöne Straße bricht plötzlich ab am Rande des Urwaldes, noch heute bevölkert von Leoparden, Antilopen und Affen, ohne der Schlangen zu erwähnen die, mit dem Schreckbilde der Zulu, die Geisel der Colonie sind. Welcher Contrast! Hier europäischer Comfort, dort, zwei Schritte von uns, jenseit der macadamisirten Straße, Urwald und wilde Thiere! Ein Bild des Daseins des Afrikanders, der geboren wird, der lebt und stirbt an den Grenzmarken der gesitteten Welt und der ungebändigten Natur.

Die Schlangen sind das Schreckniß des ankommenden Colonisten. Aber rasch gewöhnt sich der Mensch an beständige Gefahren. Diese Thiere gehören zu den giftigsten ihrer Art. Gewöhnlich folgt der Tod dem Bisse binnen einer Viertelstunde. Herr Dumas, der Vorsteher der Zuckermühlen in Edgecomb, ungefähr zwanzig Meilen von hier, erzählte mir daß einer seiner Kuli von einer Schlange in das Bein gebissen wurde. Dem Arzte gelang es das Leben des armen Hindu, der furchtbare Schmerzen litt, durch drei Tage zu verlängern. In dieser kurzen Frist war das verletzte Glied in vollkommene Fäulniß übergegangen. Diese Thiere dringen in das Innere der Wohnungen ein. Als Herr Dumas eines Morgens erwachte, fand er neben sich eine Cobra welche die Nacht auf seinem Kopfkissen zugebracht hatte. Merkwürdigerweise sind Schlangenbisse, welche fast immer den Tod zur Folge haben, verhältnißmäßig selten, besonders wenn man bedenkt daß die Kuli, vollkommen sorglos, in den Feldern und im Buschwerk, immer barfuß und fast ganz nackt arbeiten. Dies erklärt sich dadurch daß die Schlange den Menschen flieht und nur angreift wenn man sie berührt. Die gefährlichsten sind die welche auf den Fußpfaden zu schlafen pflegen ohne zu flüchten wenn man ihnen naht.

Die eben erwähnte Zuckermühle gehört einer französischen Gesellschaft, wird von einem Franzosen geleitet und ist eigentlich nur ein erster Versuch. Die Meeresströmung von Mozambique erhöht hierzulande die Temperatur aber sie bringt nicht die dem Rohre nöthige Menge von Regen, welcher in den Tropen niemals fehlt. Ausnahmsweise herrschte in den zwei letzten Jahren nasse Witterung vor, aber es gibt auch vollkommen trockene Jahre. Wird das Rohr der Dürre widerstehen? dies ist die Frage. Einige hundert Schritt von der Mühle steht das Wohnhaus des Directors auf einer luftigen Anhöhe. Frau Dumas, die inmitten der Zuckerfelder, der Kuli und der Schlangen die Manieren einer Dame bewahrt hat, empfängt uns auf das liebenswürdigste. Die Schlangen und die Diener sind die Qual ihres Daseins. Dieselben Klagen vernehme ich allenthalben in diesen Colonien. Ich sitze selten bei Tische ohne daß die Frau des Hauses mir ihr Herz eröffnet. Mehr als die Entbehrungen und Gefahren verschiedener Art denen der Pflanzer ausgesetzt ist, verbittern ihr die Domestiken das Leben. „Seit einer Woche", sagte mir Madame Dumas, „sind wir ohne alle Diener, und ich bin genöthigt die niedrigsten Dienste im Haushalt selbst zu verrichten." Kuli sowol als Kaffern, in einem Lande welches weiße Arbeit ausschließt, die einzigen Menschen die den Boden bebauen, kennen ihre Unentbehrlichkeit für den Europäer. Sie verdingen sich auch als Bediente, gewöhnlich für eine bestimmte Zeit. Ist die Frist verstrichen, so nehmen sie ihren Abschied, gewöhnlich ohne allen Grund, aber nichts vermag sie zurückzuhalten. Sind sie nicht für mehrere Jahre aufgenommen worden so ziehen sie meist nach einem Monat ab. Der österreichische Consul ist, seit einem Jahre, bei seinem elften Bedienten angelangt. Er nannte ihn daher Eleven, Elf. In der Capcolonie lernen die Eingeborenen etwas Englisch; hier müssen die Hausfrauen die Sprache des Dieners kennen. Eine jede von ihnen spricht Kaffrisch und Hindustani. Die weißen Mägde, kaum an das Land gestiegen, stellen sich mit ihrem Herrn auf den Fuß

der Gleichheit, werden vorlaut, schämen sich ihres Standes, suchen andere Beschäftigung, besonders einen Mann, und heirathen schließlich. In der kürzesten Zeit haben sie das gesellige Niveau ihrer Herrschaft erreicht, und klagen wie diese über die Schwierigkeit sich Diener zu verschaffen.

Durban besitzt zwei Clubs, beide vortrefflich gehalten. Ich machte dort mit vielen officiellen und andern Persönlichkeiten Bekanntschaft, und groß war die Zahl der gewechselten Händedrücke. Jedermann schien erfreut einen Fremden zu begrüßen der kein Kaufmann und kein Pflanzer, mithin kein Rivale war, und jedermann sprach den offenbar aufrichtigen Wunsch aus mir nützlich zu sein. Und man war mir nützlich. Ich fragte, und man antwortete. Es war ein aufgeschlagenes Buch dessen belebte Blätter mit dem Leser schwätzten. Und, wie überall in den Colonien, Beamte, Pflanzer, Kaufleute, alles was weiß ist, sprach fast ausschließlich nur von den Angelegenheiten Natals, von den Schwarzen, den Kuli, den Marktpreisen, den Straußen, dem Zuckerrohr, von der Dürre welche in diesem Augenblick den Viehstand furchtbar herabsetzt, aber selten von ihrem Geburtslande, dem alten England. Sie sind sehr loyal, aber die Schleier der Entfernung, die Trennung von den Freunden und Verwandten jenseit des Oceans entziehen das Mutterland ihren Blicken. Cetywayo nimmt in ihren Gesprächen einen größern Platz ein als die Königin Victoria.

Hier, wie im Kafferlande, wird die schwarze Bevölkerung von den Staatsdienern, die in ihrer Mitte leben, vortheilhaft beurtheilt, während Kaufleute und Pflanzer sie verabscheuen. Man bekommt haarsträubende Geschichten zu hören. Hier folgt eine als Beispiel.

Eine in der Nähe von Durban, jenseit des Umgeni, lebende Pflanzersfrau pflegt ihren Fleischvorrath einmal in der Woche aus der Stadt holen zu lassen. Der schwarze Diener, welchen

sie hierzu verwendet, benutzt die Gelegenheit um für sich selbst den Abfall des geschlachteten Thieres zu kaufen. Eines Tages hatte er einen Ochsenkopf erhandelt. Als er am Rückwege mit seinem Sohne den Fluß durchwatete, wurde dieser von einem Alligator gepackt. „Vater“, rief der Knabe, „wirf ihm das Fleisch vor, dann läßt er mich sicher los.“ Aber Papa wollte sich von seinem Ochsenkopfe nicht trennen und überließ den Sohn dem Krokodil. Da alle Anwesenden die Thatsache bestätigten konnte ich sie nicht bezweifeln. Da mir aber ein hoher Beamter in das Ohr flüsterte, es sei an der ganzen Geschichte kein wahres Wort, konnte ich sie unmöglich glauben. Wo aber ist die Wahrheit?

In diesem Theile von Afrika wächst die schwarze Bevölkerung fortwährend. Die Thatsache ergibt sich mit Bestimmtheit aus dem Erträgniß der Hüttensteuer. Die Anzahl der Hütten ist genau bekannt und man nimmt durchschnittlich für eine jede einzelne vier und einen halben Insassen an. Als Erklärung der Thatsache bezeichnet man die kräftige körperliche Beschaffenheit des Menschenschlags und die Vielweiberei. Der Mann theilt seine Hütte mit seiner „großen Frau“; jeder andern seiner Gattinnen gibt er eine Hütte und ein Stück Feld das entweder bebaut oder als Viehweide ausgenutzt wird. Ist die Schenkung einmal gemacht so kann sie nicht mehr zurückgenommen werden. Nur mit Einstimmung der betreffenden Frau könnte der Gatte über das Grundstück neuerdings verfügen. Nach ihrem Tode geht es auf ihren ältesten Sohn über. Die Frauen gelten für Sklavinnen ihrer Ehemänner. Dies ist ganz richtig in andern Theilen Südafrikas. Aber hier, bei den Zulu, genießt die Frau eines bedeutenden Ansehens in der Familie, wird gut behandelt und verrichtet zwar viele Arbeit aber weniger als die Frauen der englischen Pflanzer. Im allgemeinen sind die Weiber, nach ihrer Weise, gut gekleidet, gut genährt und sehen zufrieden aus. Die Zulu sind ein lustiges und glückliches Volk; sie verlangen nur nicht behelligt zu werden und sind zuthulich solange sie gut behandelt werden.

Vorstehendes wurde mir von einem englischen Magistrat gesagt der seit 1852 in diesem Lande dient. Mehr als dreißig Jahre, verlebt unter den Wilden! und dabei die Haltung, die Sprache, die Manieren, das Aeußere des Gentleman par excellence. Ich speiste mit ihm im Club. Der elegant geschürzte Knoten der weißen Halsbinde, der orthodoxe Schnitt des schwarzen Fracks wären im Traveller's Club oder in der Union an ihrem Platze gewesen.

Ein anderer im Staatsdienste hochgestellter Mann, ein feiner Kenner der Menschen und Dinge in Natal, wo er das Licht der Welt erblickt hat, sagte mir: „Die Zulu sind leicht zu leiten. Sie achten das Gesetz und büßen ohne Murren und ohne Groll die Strafen welche der Richter über sie verhängt hat, vorausgesetzt daß man sie von der Gerechtigkeit des richterlichen Urtheils überzeugen kann. Wo nicht, werden sie den vermeintlichen Act der Ungerechtigkeit niemals vergessen noch verzeihen.

„Sie glauben an ein höchstes Wesen, kennen aber keinen Götzendienst. Ziemlich allgemein wird behauptet daß sie vor langer Zeit den mosaischen Glauben angenommen. Zu dieser sonderbaren Vermuthung gab vielleicht eine Sitte Anlaß welche man auch bei den Kaffern findet, und welche wol mohammedanischen Ursprungs sein dürfte. Bekanntlich macht der Koran in Centralafrika viele Proselyten. Die Zulu sind abergläubisch und schwören auf die Seelenwanderung. So werden die in ihre Hütten dringenden Schlangen für die Geister verstorbener Verwandter gehalten. Sie werden nur getödtet wenn der Zauberdoctor erklärt hat daß sie Eindringlinge und keine Verwandten seien.

„Im ganzen sind sie ein zufriedenes Völkchen von unverwüstlicher Heiterkeit. Sie bearbeiten das Feld je nach ihrem Bedürfniß. Besonders wird Mais gebaut; und hieraus das bekannte Kaffernbier bereitet, die Hauptnahrung der Häuptlinge, welche sich deshalb meist einer bedeutenden Corpulenz erfreuen. Der englischen Regierung, besser gesagt den Agenten der Regierung erweisen sie sich anhänglich wenn diese sie mit sanfter aber

fester Hand zu leiten wissen. In ihnen paart sich die Einfalt des Kindes mit der Schlauheit des Wilden.

„Eine genaue Volkszählung würde Argwohn und Unruhe erregen, und ist daher unmöglich. Es gibt Kraale welche aus drei bis vier Hütten bestehen, es gibt aber auch deren mit mehrern hundert Cabanen. Einige große Häuptlinge besitzen an vierhundert Kraale."

Ich fand hier mit Vergnügen einen jungen Belgier dessen Bekanntschaft ich während einer Seereise gemacht hatte. Er kehrt nach Lourenzo Marquez zurück, wo er als Agent der beiden englischen Colonien in Südafrika die Anwerbung eingeborener Arbeiter zu besorgen hat.

Lourenzo Marquez, Inhambão, Quilimane, Mozambique, dermalen unbedeutende kleine Städte, könnten sich, seiner Ansicht nach, bedeutend heben wenn sie nicht auf ihre eigenen, ganz unerheblichen Hülfsquellen angewiesen wären. Der Boden, auf welchem sie stehen, wurde niemals an Portugal abgetreten. Die großen Häuptlinge betrachten sich als die rechtmäßigen Besitzer. Alle diese Factoreien sind auf Landzungen erbaut die in das Meer vorspringen, wie Lourenzo Marquez, oder auf kleinen Inseln, wie Mozambique.

Delagoa-Bay hat den Vortheil der dem Transvaal nächstgelegene Seehafen und daher der natürliche Stapelplatz dieser Republik zu sein. Letztes Jahr unternahmen einige Boer, unerachtet ihrer Furcht vor den Fiebern die an der Seeküste herrschen, einen Zug nach Lourenzo Marquez. Sie kamen mit ungefähr dreißig Waggons um verschiedene Artikel einzukaufen. Es war der erste Versuch dieser Art. Noch vor kurzem wäre er unmöglich gewesen wegen der Tsetse. Bekanntlich tödtet diese Fliege die Ochsen mit welchen die Waggons bespannt sind. Aber seit die Heerden von Antilopen, welchen die Tsetse immer folgt, sich nordwärts richtend, die Einöden zwischen Leydenburg und dem Meere verlassen haben, ist auch die furchtbare Fliege verschwunden. Der Zug der Bauern nach der portugiesischen Factorei

führte übrigens, wegen der geringen Waarenvorräthe welche sie dort fanden, zu keinem erheblichen Resultat. Aber es ist ein erster Schritt in der guten Richtung und wird vielleicht beitragen zur Verwirklichung des seit langem zwischen dem Präsidenten von Transvaal und der portugiesischen Regierung verhandelten Projects einer Eisenbahnverbindung der Delagoa-Bay mit der Südafrikanischen Republik.

Das Leben welches die Europäer, mit Inbegriff der Portugiesen und zweier weißen Frauen, funfzehn an der Zahl, in Lourenzo Marquez führen ist nicht beneidenswerth. Das Klima gilt für äußerst ungesund. Man steht um 5 Uhr auf und geht früh zu Bett. Wie in Inhambão und Quilimane, hat man nur im Winter frisches Fleisch. Die europäischen Residenten kaufen gemeinsam einen Ochsen den sie unter sich theilen. Die übrige Zeit leben sie von conservirtem Fleisch und Geflügel. Die seltene und unregelmäßige Ankunft eines Dampfers ist natürlich ein Ereigniß. Der Reihe nach wird der Kapitän bewirthet und die von ihm gebrachten Mundvorräthe, Schinken, Wein, Zinnbüchsen mit conservirtem Fleisch u. s. f. gehen reißend ab. Der Erwerb der Residenten ist ein sehr mäßiger. Sie stellen Gesundheit und Leben auf das Spiel und gewinnen selten mehr als das Nöthige zum Leben. So beziehen die Commis der zwei französischen Handelshäuser nur 2000 Frs. Gehalt. Ehemals verstanden es die portugiesischen Beamten reich zu werden. Aber in den letzten zehn Jahren ist der öffentliche Dienst bedeutend gesäubert worden, und die Gouverneure beschäftigen sich mehr als vordem mit den Interessen der Oertlichkeit. So weit ist eine merkliche Besserung der dortigen Zustände eingetreten.

Seit der Entdeckung der Diamantenfelder in Griqua-West und der Goldminen im Transvaal hat die Einwanderung der Schwarzen in den beiden englischen Colonien und in der Südafrikanischen Republik bedeutend zugenommen. Sie geschieht auf gemeinschaftliche Kosten einer Gesellschaft und beider Colonialregierungen, welche die Auslagen für die Ueberfahrt, Verpflegung

während der Reise und die einstige Rücksendung nach der Heimat bestreiten.

Hierbei wird folgendermaßen zu Werke gegangen. Der in Lourenzo Marquez residirende Agent entsendet Boten an die Iduna oder Secretäre der großen und kleinern Häuptlinge, bietet ihnen Geschenke an und verlangt Arbeiter. Gewöhnlich wird einer bestimmten Anzahl junger Leute, für eine bestimmte Zeit die Erlaubniß zur Auswanderung ertheilt. Die Rekruten werden sodann nach Lourenzo Marquez geschickt und in hierzu bestimmten Breterbuden neben dem Hause des Agenten untergebracht. Letzterer kommt mit ihnen über die Bedingungen überein und führt sie sodann, je zu zehn, vor den Gouverneur in dessen Gegenwart sie die Verbindlichkeit eingehen an diesem oder jenem Orte während zwei oder drei Jahren zu arbeiten. Ihre Einwilligung ist eine vollkommen freie und die Fälle eines Bruches der eingegangenen Verpflichtung, außer wenn sie von ihrem Häuptling zurückberufen werden, äußerst selten.

Diese Wilden bringen immer Ersparnisse nach Hause. Dadurch erklärt sich der Umlauf englischer Sovereigns in Centralafrika. Der Grund warum sie auf Arbeit gehen, ist der Wunsch das zum Kauf einer Frau nöthige Geld zu erwerben. Die Frau ist zugleich Eheweib und Feldarbeiterin. Der Preis der Mädchen und Heirathsverhandlungen bilden den Hauptstoff der Gespräche in der schwarzen, von Natur geschwätzigen, Welt.

Umila, das Haupt der Stämme welche die Ufer des Limpopo bewohnen, ist der mächtigste Potentat in jenen Gegenden. Er, wie die meisten Häuptlinge, stets begierig zu wissen was bei den Weißen vorgeht, entsendet Kundschafter nach den europäischen Niederlassungen und bis nach Durban, mit dem Auftrage Nachrichten zu sammeln welche sie bei ihrer Rückkehr mündlich mitzutheilen haben.

Die Zulu sind der kriegerischste Stamm in Südafrika. Sie verschmähen Fische als Nahrung und behaupten nur Weiber essen Geflügel. Einige Tribus gelten für Menschenfresser. Um Zauberer

zu sein muß man Seinesgleichen gespeist haben. Aber eben deshalb gilt der Anthropophage für gefährlich, da er eine übermenschliche Kraft anzustreben scheint. Ein solcher Mensch wird wol auch, gelegentlich, ohne weiteres todtgeschlagen.

Die Häuptlinge geben die Einwilligung zur Auswanderung nur einer gewissen Anzahl der Ihrigen und höchstens für zwei oder drei Jahre. Der Grund hiervon sind die vielen, meist durch Erbansprüche veranlaßten, Kriege und daher das Bedürfniß stets eine gewisse Anzahl streitbarer Männer zur Verfügung zu haben. Ist der Friede bedroht so senden sie einen Iduna nach dem Cap oder nach Natal um ihre Leute zur Rückkehr aufzufordern. Diese brechen sogleich auf, entweder einzeln oder in kleinen Abtheilungen, und der Pflanzer befindet sich binnen wenigen Tagen ohne Arbeiter.

Darum zieht er die Kuli vor die sich für zehn Jahre verdingen und bessern Dienst leisten. Sucht ein Grundbesitzer in Natal Arme, so wendet er sich an die Colonialregierung indem er die von ihm gewünschte Zahl der Arbeiter angibt. Die Regierung läßt, soweit als möglich, durch ihren Agenten in Indien, die nöthige Anzahl von Kuli anwerben und vertheilt sie unter die Pflanzer. Mit den Männern müssen immer auch Weiber, ungefähr vierzig Procent, aufgenommen werden, welche sich dann mit ihren Landsleuten verheirathen. Diese Indier, meist in Kalkutta oder in der Präsidentschaft Madras rekrutirt, erhalten einen Monatslohn. Das Geschäft ist für die Pflanzer ein gewagtes, weil sich unter den angeworbenen Leuten immer einige Schwächlinge und Müßiggänger befinden. Um diesem Uebelstande möglichst zu begegnen, hat man seit einigen Jahren die Zahlung für die geleistete Arbeit eingeführt; d. h. jedem Arbeiter wird für den Tag eine gewisse Arbeit gestellt welche dem entsprechenden Theil seines frühern Monatslohnes entspricht. Gute Arbeiter haben sie um die Mitte des Tages vollendet und erübrigen dergestalt einige Stunden zur Bebauung ihres eigenen Feldes; denn außer dem Lohn und der Nahrung (Reis, Mais, Fische und

Fett) welche der Besitzer liefert, gibt er dem Kuli immer auch ein Stück Landes welches dieser zu seinem eigenen Nutzen bewirthschaftet. Der Träge braucht den ganzen Tag um die ihm vorgeschriebene Arbeit zu verrichten. In Natal bleiben die meisten Kuli, nach Ablauf ihrer zehn Jahre, im Lande, kaufen mit ihren Ersparnissen kleine Grundstücke und werden Landwirthe, Fischer oder Kleinhändler. Bei letztern kaufen die Landsleute ihren Bedarf an Mundvorrath und andern Gegenständen. Daher der wachsende Widerstand des kleinen Handelsstandes in Natal gegen die Einfuhr von Kuli unter deren Concurrenz sie anfangen zu leiden.

Aber der Pflanzer kann die Kuli nicht entbehren. Sie sind thätiger als die Schwarzen, welche überdies nicht selten, wie bereits gesagt, vor Ablauf ihrer kurzen Dienstzeit von den Häuptlingen zurückgerufen werden, sie arbeiten regelmäßig und sind zu weit von der Heimat entfernt um zu desertiren. In den letzten Jahren ist die Anwerbung von Kuli schwieriger geworden, weil sie es vorziehen nach näher gelegenen Gegenden auszuwandern, wie z. B. Mauritius und Singapur. Die Auswanderung nach dem Auslande, nämlich nach Ländern welche nicht zum britischen Reiche gehören, ist streng untersagt.

So klein die Stadt, so beschränkt der Kreis der Weißen, so besitzt Durban doch eine Gesellschaft. Mrs. Baynton ist die Göttin dieses Olymps. Sie ist eine wirklich ausgezeichnete, in beiden Colonien wohlbekannte und beliebte Dame.* Das Haus des Kapitäns, ihres Gemahls, bildet den Mittelpunkt der eleganten Welt und ist die Zufluchtsstätte der wenigen Reisenden welche

* Sie starb, allgemein bedauert, wenige Monate nach meinem Besuche in Durban.

diesen entfernten Weltwinkel besuchen. Der kaiserliche Prinz Louis Napoleon und die Kaiserin Eugenie haben dort während ihrer Durchreise verweilt.

Von Durban nach Pieter=Maritzburg beträgt die Entfernung 50 Meilen auf der Heerstraße und 70 auf der Eisenbahn.

Das Land, ein reizendes Labyrinth bewaldeter Höhen, entfaltet alle Schätze der tropischen Vegetation. Hier und da einige bebaute Felder, Landhäuser halb versteckt hinter Gruppen riesiger Bambus, und auf diesem lichten Hintergrunde, gleich zierlichen Arabesken, die verschlungenen Arme blattloser Büsche, jetzt prangend im Schmucke großer purpurfarbiger Blüten.

Von der Station Northdean ab werden die Bäume seltener; Veldte und niedriges Gebüsch verdrängen den indischen Feigenbaum, die hohe Euphorbia, den federigen Bambus. Doch ist Pinetown noch recht niedlich. Ich traf dort den protestantischen Missionar Posselt. Er lebt seit fünfunddreißig Jahren in diesem Lande und leitet die große Mission „Neu=Deutschland“. In der Ferne gewahrten wir die ersten Häuser der Niederlassung. Es ist eine rein deutsche Colonie. Die Landwirthe gedeihen, aber die Krämer können nicht aufkommen neben den indischen Kleinhändlern welche mit drei Pence im Tage leben und sich mit sehr kleinem Gewinn begnügen. Nicht weit von Neu=Deutschland haben Trappisten unlängst eine Ansiedelung gegründet. Vierunddreißig Fratres und Schwestern sind dermalen dahin von Deutschland unterwegs. Auch in dieser Gemeinde herrscht das deutsche Element vor.

Jenseit Pinetown nimmt die Gegend das Aussehen des Kafferlandes an: öde, wellenförmig, hier und da eine Fern= und Durchsicht nach den hohen Bergen. Einer der letztern, Tafelberg genannt, beherrscht alle übrigen. Wir verlieren ihn nicht mehr aus dem Gesicht. Die Eisenbahn umkreist ihn, und von Pieter = Maritzburg aus, d. h. vom Norden betrachtet,

zeigt er genau dieselben Umrisse. Hier beginnt die Ersteigung der ersten der verschiedenen Staffeln welche nach dem Hochplateau von Innerafrika führen. Ich frage, wie war es möglich Ingenieure zu finden, verwegen genug um diese Curven zu ziehen und um Viaducte zu bauen die, auf dünnen Säulen von Eisen ruhend und schon jetzt Einsturz drohend, erzittern unter der Last der Locomotive. Entsetzt, wie die Reisenden und die Zugführer, wagt die Maschine nur im Schritt die schwankenden Brücken zu überschreiten. Um unangenehme Gemüthsbewegungen zu vermeiden, betrachte ich die Berge. Ich vermeide es den Blick in den Abgrund zu senken der unter unsern Füßen gähnt. Ich sehe mir also die Berge an: grau in grau und wieder grau, in unendlichen Abstufungen; die nähern Hügelzüge: rosenfarb, warum ist mir unbekannt, denn die Sonne steht im Zenith; die ungeheuern Abfälle zu beiden Seiten, gelb oder Sepia, bestreut mit schwarzen Granitblöcken. Dann, Muth fassend, blicke ich nach unten wo sich zur Rechten und Linken des Viaducts der Abgrund vor mir aufthut. Da gewahre ich schwarze Flecken: der Busch; grüne Stellen: bebautes Land; weiße Punkte: die Häuser der Pflanzer.

An einer der Stationen, im Schatten einiger verkrüppelter, mit Sand und Staub gepuderter Bäume, stand eine Gruppe von Zulu. Das Schurzfell abgerechnet waren sie vollkommen nackt. Und auch letzteres ist nur ein den Europäern gemachtes Zugeständniß, an Orten wo sie wissen daß sie deren begegnen. Nach der Straußenfeder zu urtheilen welche sich auf ihren Scheiteln wiegte, und dem Bronzereifen um die Stirn, waren es Gentlemen. Einer von ihnen, offenbar ein Dandy, trug in der Hand ein kleines Schild von Rindshaut welches er mir für Sixpence abtrat. Seine Augen glänzten vor Vergnügen als ich ihm das kleine Silberstück einhändigte. Neben ihm stand ein junges Mädchen. Den untern Theil des Busens verhüllte ihr Gewand, aber der Nacken, die Arme, die Schultern und der Rücken bis zum Gürtel waren unbedeckt. Ein Meisterstück der Schöpfung!

Einen entsetzlichen Gegensatz bildeten zwei alte Weiber welche nur ein kurzes Röckchen trugen. Besser, wir wenden den Blick ab. Die übrigen Männer, weniger elegant als der Dandy, hatten alle jenen Ausdruck fröhlicher, offenherziger Männlichkeit welcher diese kriegerische Rasse auszeichnet. Alle schienen sehr reinlich an ihrer Person.

Bei der Station New-Leads wirkt das sanfte Grün einiger in den Schluchten zerstreut liegender Oasen wohlthätig auf das Auge. Es werden dort Mais und Kartoffeln gebaut, aber kein Getreide. Etwas weiter beginnt das hohe Gras welches in den Küstenstrichen nicht vorkommt. Es sind dieselben Grasarten welche die endlosen Steppen und Prairien von Orange Free State und Transvaal bedecken.

Wir hatten Durban um 8 Uhr morgens verlassen und um 2 Uhr nachmittags lief der Zug im Bahnhof von Pieter-Maritzburg ein. Der Gouverneur, Sir Henry Bulwer, empfing mich im Government-House, auf einige Schritt entfernt vom „Lager" und vom Bahnhof. Bequem und praktisch. In einem Lande wo 30000 Weiße neben 400000 Schwarzen wohnen, welche letztern jeden Augenblick durch Eindringlinge ihres Stammes in unberechenbarem Maße vermehrt werden können, ist es gut daß, im Nothfalle, der Kopf nicht zu weit entfernt sei von den Armen.

Die kleine bewaffnete Macht Großbritanniens in Natal ist, mit Ausnahme einiger Detachements, in dem „Lager" dieser Stadt versammelt.

Government-House steht in einem schönem kleinen Garten. Eine hohe Euphorbia und ein aus Australien eingeführter Eucalyptus erheben sich vor der Façade. Da das Haus auf einer freien Anhöhe erbaut ist, beherrscht der Blick aus den Fenstern und vom Garten aus die weite, von Hügeln und Bergen umrahmte Ebene in deren Mitte die officielle Hauptstadt Natals liegt. Wie in allen südafrikanischen Städten, findet man hier ziemlich lange, unverhältnißmäßig breite und im rechten Winkel

sich kreuzende Straßen. An den holländischen Ursprung erinnern die Bäume längs den Häusern und der Name oder vielmehr die beiden miteinander verbundenen Namen der Stadt welche das Andenken zweier Helden verewigen.*

Reizender Ausflug nach dem Kraale des Häuptlings Teteleku in die Schluchten des Swartkop, mit Sir Henry Bulwer, Herrn Shepstone und einigen jungen Offizieren. Herr Shepstone, Bruder des Sir Theophilus, welcher durch die vorübergehende Annexion von Transvaal auch in Europa bekannt wurde, ist (Colonial-)Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Im Lande geboren, hat er sein, bereits langes, Leben in beständiger Berührung mit den Zulu und nicht selten in ihrer Mitte zugebracht.

Die Entfernung zwischen der Stadt und dem Kraale, dem wir uns jetzt nähern, beträgt ungefähr zehn Meilen. Vor uns eröffnet sich einsam und geheimnißvoll, eine dämmernde Schlucht in welche die kleine Colonne langsam hinabreitet. Ueber uns, in unmittelbarer Nähe, gewahren wir den finstern, oben platten, Scheitel des Swartkop, zu unsern Füßen zwei durch eine Bergritze getrennte Kraale, und am Eingange eines derselben eine Gruppe dunkler Gestalten, den Häuptling stehend, hinter ihm seine Männer, der Etikette gemäß, auf ihren Fersen kauernd. Bei unserer Ankunft trat Teteleku heran und half uns vom Pferde steigen. Die Männer, immer sitzend, gaben, um ihren Respect zu bezeigen, einige dumpfe grunzende Töne von sich. Die Weiber hielten sich, eine lange Reihe bildend, in ehrfurchtsvoller Entfernung und riefen im Chor: „Oho! oho!“ Ein junges Wesen, eine der zahlreichen Lebensgefährtinnen des Chefs,

* Pieter Retief aus Paarl, einer hugenottischen Familie entstammend, von Dingan dem Oberhaupt der Zulu meuchlings ermordet (1838) und Gert Maritz, Bürger von Graf Reinet. Beide, Anführer der Boer im Natal und Gründer der ephemeren Republik Natalia. Um jene Zeit (1840) wurde die Stadt Pieter-Maritzburg erbaut.

zog unsere Aufmerksamkeit durch ihre Schönheit auf sich. Züchtig und bescheiden stand sie hinter der „Großen Frau“ des Häuptlings, einer schwarzen Meg Merilis, aber obgleich sie sich zu verbergen suchte, fand sie doch Mittel sich zu zeigen. Die Weiber haben den Busen und die Lenden verhüllt. Die jungen Mädchen, alle schön gebaute Personen, tragen ihre schwarzen Haare im natürlichen Zustande, die verheiratheten Frauen färben sie mit rothem Ocker. Der Häuptling, welcher von unserm Besuche benachrichtigt worden, trug außer dem Schurz sein Galacostüm, eine Jacke und den Kopfring mit einer rothen Feder. Er schritt mit vorwärts geneigtem Oberkörper einher und wandte keinen Augenblick die Augen von dem Gouverneur ab. Aber unerachtet dieser Ehrfurchtsbezeigungen, schien er doch was er ist, ein großer Herr in seinem Lande. Durch eine kleine niedrige Oeffnung, deren Holzeinfassung mit grobem Schnitzwerk verziert ist, krochen wir in das Innere seines Palastes d. h. einer geräumigen mit einer Art von Stuck gepflasterten Hütte. Die Weiber verstehen es diesem Stuck, durch Stampfen mit den Füßen, die Härte und den Glanz des Marmors zu geben. Von Möbeln keine Spur. Die Proceres stellten sich allmählich ein, krochen wie wir, aber mit der Schmiegsamkeit des Tigers oder der Katze, durch das enge Pförtchen, und ließen sich im Halbdunkel verschwindend längs den Wänden nieder. Diese Häuser besitzen keine Fenster, und, um unsere Augen zu schonen, hatte man das Feuer ausgelöscht. Der Chef zeigte seine Schätze, Felle und einige Wolldecken in welche sich die Weiber bei öffentlichen Tänzen hüllen. Am Ende des Besuchs wurde Kafferbier in einem großen Pokale gereicht, nachdem Tetelefu, zum Beweise daß der Trank kein Gift enthalte, zuerst daraus getrunken hatte. Ich frug ihn, mit Hülfe des Herrn Shepstone, ob zuweilen Schlangen in seine Cabane eindringen. Er antwortete daß jene welche kommen von seiner Sippschaft und daher stets willkommen seien.

Beim Aufbruch begleitete uns die ganze Bevölkerung des

Kraales nach dem Orte wo wir die Pferde gelassen hatten, und, als wir sie bestiegen, riefen die Weiber wieder Oho! Oho!

Ein eigenthümlicher, wilder Auftritt, wie ihn Salvator Rosa gemalt hätte, im ernsten Rahmen einer finstern Berglandschaft. Als wir aber die dunkle Schlucht verlassend den Grat eines Höhenzugs erreicht hatten, da rollte sich die Ebene von Maritzburg vor uns auf, umfangen von dämmernden Bergriesen und erglänzend im rosigen Lichte der untergehenden Sonne.

Jeden Abend großes Diner im Government-House. Wären nicht die Zuludiener, schöne Leute in weißer gelbgeränderter Livree, aber nach hiesiger Landessitte barfuß, so würde ich mich in irgendeinem englischen Country-House glauben. Durban ist der Hafen, Pieter-Maritzburg die Hauptstadt der Colonie, als Sitz der politischen, militärischen und administrativen, richterlichen und kirchlichen Behörden in Natal. Ich hatte daher hier Gelegenheit die Bekanntschaft sämmtlicher Notabilitäten zu machen. Darunter befanden sich der Chief Justice; Mr. Galway, Attorney General, Mr. Ackermann, Präsident des Legislativen Conseils, Msgre. Jolivet, katholischer Bischof und noch andere hochgestellte Persönlichkeiten, alle mehr oder minder an den Staatsgeschäften betheiligt, und, wenn ich mich nicht täusche, mehr oder weniger unter dem Eindrucke der ernsten Lage stehend welche, an sich verwickelt, in England wenig verstanden wird, selbst an Ort und Stelle nicht leicht richtig beurtheilt werden kann und jedenfalls Gefahren verschiedener Art in ihrem Schose birgt. „Es ist kein Leichtes", sagte man mir, „zu wissen was jenseit des Tugela vor sich geht, und nicht leichter erräth man die zu gewärtigenden Ergebnisse der Rathlosigkeit und Unentschlossenheit welche in London obwalten."

Man besprach die finanziellen Verlegenheiten, die heftigen Angriffe der Opposition im Localparlament, die eine verantwortliche Regierung für die Colonie verlangt, und vor allem, die

große, die brennende, die nie von der Tagesordnung verschwindende Frage: den Schwarzen.

Als, während des Zulukrieges, Prinz Louis Napoleon sich nach dem englischen Hauptquartier begab, verweilte er einige Tage bei Sir Henry Bulwer. Man fand ihn liebenswürdig, sehr jung, rastlos, äußerst begierig sich hervorzuthun und überzeugt daß die Waffenthaten welche er in diesem Feldzuge zu vollbringen hoffe seine Thronbesteigung beschleunigen würden. Sonderbar genug, alle jungen englischen Offiziere, welche ihn auf seinen Ausflügen in der Umgebung von Maritzburg begleiteten, hatten das Vorgefühl eines ihm zustoßenden Leides. Ein vortrefflicher Reiter, pflegte er beim Aufbruch immer der letzte zu Pferde zu steigen, indem er sich, mit Grazie und leicht wie eine Feder, in den Sattel schwang. Man vermuthet daß diese Gewohnheit ihm das Leben gekostet hat. Als im Busche, wo er getödtet wurde, das Signal zum Auffitzen geblasen wurde, oder eigentlich als jeder sich auf sein Pferd warf, zögerte der Prinz wie gewöhnlich, vielleicht auch um seine Kaltblütigkeit zu zeigen. In diesem Augenblick fielen zwei Schüsse aus dem Gebüsch. Das Pferd des Prinzen wurde scheu, bäumte sich und verhinderte ihn es zu besteigen. Er lief dann in der Richtung der Reiter, welche ein unfähiger oder feiger Offizier befehligte, sank von zwei Pfeilen durchbohrt zu Boden, und wurde mit einem kleinen Azagai vollends getödtet.

Ich bewohnte im Government-House die Gemächer welche der Prinz, auf seiner Durchreise nach dem Kriegsschauplatze, und im folgenden Jahre die Kaiserin Eugenie, auf ihrer Pilgerfahrt nach dem Zululande, eingenommen hatten. Als ich mich in dem Bette befand, welches diesen beiden hohen Persönlichkeiten als Ruhestätte gedient hat, dem Sohne als er einem zu frühen und tragischen Tode entgegenging, der Mutter auf ihrem Wege nach dem Schauplatze der Katastrophe, da traten alte halb verwischte

Erinnerungen, plötzlich in leuchtende Visionen verwandelt, vor meine Seele, störten meinen Schlaf, verfolgten mich im Traume: die Geburt eines Erben; vierzehn Tage später, der Friede; die Bevollmächtigten, wie sie, nach Unterzeichnung des Vertrags, von der Volksmenge am Quai mit Jubel begrüßt, die Freitreppe des Ministeriums hinabschreiten; der Kanonendonner der Invaliden welcher der Stadt das heißgewünschte Ereigniß verkündigt. Allenthalben in den Straßen Menschen, Frauen und Männer Freudenthränen vergießend. Keine Sorge mehr, kein Grund mehr zu zittern für den Gemahl, für den Sohn, den Bruder in den Schanzgräben vor Sewastopol! Dann das Tedeum, das feierliche Geläute der Glocken von Notre-Dame. Und die Ceremonie der Taufe, das Banket im Hôtel de Ville, und alle die öffentlichen Feste, diesmal der Ausdruck einer, wenn nicht allgemeinen, doch aufrichtigen Freude. Das zweite Kaiserthum am Gipfel seiner Macht. Im Lande, die Rückkehr des Vertrauens in die Dauerhaftigkeit der neuen Zustände. In Europa, das Wiederaufleben der Hoffnung eines für die Zukunft gesicherten Friedens. — Und dann? — Was wir erlebten. — Und am Ende? — Am Ende, im fernen Afrika, ein Hinterhalt von Wilden; der Leichnam eines Jünglings ausgestreckt auf dem Heidekraut; eine entthronte Mutter, mit ihren Thränen den Boden begießend der das Blut ihres Kindes trank. Die Geschichte des Alterthums, so reich an wunderbaren Wechselfällen die wir für Fabeln hielten, bieten wenig Aehnliches. Welch reicher Stoff der Betrachtung über das Nichts der menschlichen Größe!*

An Bord des John Elder. — 16. September. — Ich bin unterwegs nach Australien. Auf die Anstrengungen der Reisen

* Da die directe Dampfverbindung mit Indien unterbrochen war, fand ich mich genöthigt nach der Capstadt zurückzukehren. Dort schiffte ich mich am 15. September nach Australien ein.

im Innern, auf das bewegte Weltleben in der Capstadt, folgen die Ruhe, die Sammlung, die wohlthuende Monotonie einer langen Ueberfahrt. Dies gibt Gelegenheit und Muße einen Blick nach dem Lande zurückzuwerfen welches ich gestern verließ.

Der erste Eindruck, welchen die öffentlichen Angelegenheiten Südafrikas dem Beobachter machen, ist der eines Räthsels, chaotischer, unentwirrbarer Zustände. Ich möchte sagen eine Schrift mit unentzifferbaren Buchstaben. Wenn man die Dinge aber näher betrachtet, mit etwas Geduld und Ausdauer, entdeckt man den Faden des Knäuels.

Wir haben es hier mit drei Elementen zu thun. Es sind die Schwarzen, die Holländer, die Engländer, und dann, wieder und immer wieder, die Schwarzen. Ja, mit Recht nennt man Afrika den dunkeln Continent. Der Zahl nach übertreffen die Farbigen die Weißen in ungeheuern Verhältnissen. Und zwar wohl zu beachten, sie vermehren sich fortwährend, während die Zahl der Weißen dieselbe bleibt, d. h. verhältnißmäßig abnimmt. In Nordamerika und in allen andern englischen Colonien findet das Gegentheil statt: der Farbige verschwindet allmählich durch die Berührung mit dem Weißen.

Dies wäre also eines der Elemente. Zu bemerken ist hier noch daß die englische Familie durchschnittlich fünf bis sechs Kinder zählt, die holländische zehn bis zwölf. Die Engländer verlassen Afrika nach einer gewissen Zeit. Die Holländer bleiben. Die Einwanderung der einen wie der andern, verglichen mit der Auswanderung von Europa nach Amerika, ist verschwindend klein, und auch sehr bedeutend geringer als die Auswanderung nach Australasien. Also in Südafrika, nimmt der Schwarze zu, der Holländer bleibt im Lande, der Engländer verläßt es nach kürzerm oder längerm Aufenthalt.

Von dem Gesichtspunkte der Zahl allein betrachtet, gehört die Zukunft den Schwarzen, und, wenn man die beiden weißen Rassen miteinander vergleicht, sind die Holländer im Vortheil vor den Engländern. Aber die Inferiorität der Engländer und

Holländer, in Beziehung auf ihre Zahl, wird, allerdings innerhalb bisher noch unbestimmbarer Grenzen, aufgewogen durch die Ueberlegenheit welche die Gesittung und Bildung geben, und, meiner Ueberzeugung nach, auch durch die Ueberlegenheit der Rasse.

Ich werde hier, natürlich, in keine Beschreibung der einzelnen schwarzen Stämme dieses Theiles von Afrika eingehen. Bisjetzt zählen die Eingeborenen nur als physische Kraft. Aber diese Kraft ist, verhehlen wir es uns nicht, eine furchtbare.

Betrachten wir vielmehr die beiden weißen Rassen, und zwar zunächst, als die ersten Ankömmlinge, die Holländer. Was ich hier sage wurde aus verschiedenen und aus den besten Quellen geschöpft. Nicht einer der Gedanken, keine der Voraussetzungen und Schlüsse, welche hier folgen, sind mein Eigenthum. Ich beschränke mich darauf die Aussagen der Zeugen zu sammeln und getreu wiederzugeben und mir nur einige Bemerkungen zu erlauben.

Die Boern. — Mit diesem Namen bezeichnet der Sprachgebrauch die Abkömmlinge der ältern, seit 1652 in das Land gekommenen holländischen Colonisten. Am Cap, in den englischen Kreisen, erregt das Wort Boer unangenehme Empfindungen, denn es erinnert an eine heikliche Frage: Was ist die Stimmung der ehemaligen Herren des Landes in Betreff der neuen? Der Arzt der eine Wunde untersucht ist, während der Operation, eine dem Kranken unliebsame Persönlichkeit; um so mehr ist dies der Fall wenn man, wie ich, nicht in der Lage ist die Wunde zu heilen, sondern nur von einer allerdings wohlwollenden Wißbegier geleitet wird.

Der hervorstechendste Zug im Charakter des Boers ist der Drang nach Unabhängigkeit. Ihm opfert er alles außer seinem Glauben, seiner Familie, seinen Ochsen und seinem Waggon. Er hat ein Stück Landes bebaut und gedeiht. Er fühlt sich glücklich und ist fröhlich in seiner Weise. Da werden in der Capstadt Gesetze erlassen die ihm unbequem sind. In seiner Nachbarschaft haben sich Leute niedergelassen die ihm auch unbequem sind. Er wird trübsinnig, unruhig, unglücklich. Da verläßt er seinen

Garten, seine Gemüse- und Blumenbeete, seine Orangenbäume, seine Strauße und zieht ab, treckt, nach unbekannten Regionen wo er zu finden hofft was ihm unentbehrlich scheint: Unabhängigkeit und Einsamkeit. Diese Gefühlsrichtung war dem Boer von jeher eigen, schon zur Zeit der holländischen Landesoberherrlichkeit, als die Kammer der Siebzehn in Amsterdam im Einklang mit den Generalstaaten ihre Commandanten nach dem Cap entsandte. Aber diese Mishelligkeiten zwischen den Boern und den Behörden nahmen einen ernstern, ich möchte sagen chronischen Charakter an, seit das Capland englisches Besitzthum geworden ist. Was sind nun eigentlich die Beziehungen zwischen Holländern und Engländern? Ich lasse hier verschiedene Persönlichkeiten sprechen, deren Urtheil mir das größte Vertrauen einflößt:

„Die Holländer lieben uns Engländer wenig. Nicht daß eine entschiedene Feindseligkeit bei ihnen gegen uns obwaltete; aber es fehlt an Sympathie. Sie sind zu vernünftig um auch nur einen Augenblick zu glauben daß sie uns dies Land mit Waffengewalt entreißen könnten. Sie beschränken sich daher — ich spreche hauptsächlich von den Holländern in Capetown — auf eine gesetzmäßige Opposition. Sie schmollen nicht, sie conspiriren nicht, aber es freut sie sich, im Parlament und wo immer sie können, so unangenehm als möglich zu machen.

„Es sind eigenthümliche Käuze, diese alten Holländer. Die Colonie macht keine Fortschritte. Thatsächlich, sind wir die Herren; moralisch sind es die Holländer. Nun scheinen aber die Holländer im ganzen mit ihrer materiellen Existenz zufrieden. (?) Sie verlangen nur zu bleiben was sie sind. Als Weiße glauben sie daß sie die Gleichen der übrigen weißen Welt sind, als Abkömmlinge der alten Colonisten, kraft des aristokratischen Gefühls das ihnen eigen ist, halten sie sich für ein wenig besser als die übrige Welt. Sie wollen also bleiben was sie sind. Sie begnügen sich auch mit ihrem Besitz, denn sie besitzen das Nothwendige und verschmähen den Ueberfluß. Es sind Zu-

friedene, d. h. Leute die jede Neuerung und mithin jeden Fortschritt verabscheuen.

„Paarl und Stellenbosch sind, mit der Capstadt, die bedeutendsten Mittelpunkte des alten holländischen Geistes. Jedermann ist dort Verwandter, und man besitzt Brüder, Vettern, Neffen in ganz Südafrika, in Natal, im Orange Free State, im Transvaal, in den Veldten und im Busch, überall wo ein Zwanziger-Ochsengespann einen holländischen Familienwaggon durch die Steppe schleppt.

„Die Boern bleiben sich überall gleich. Gleichgültig für England, sich wenig kümmernd um Politik, selten feindselig, im Gegentheil der Regierung mit passivem Gehorsam unterwürfig, und weit entfernt aufrührerische Pläne zu schmieden, gefallen sie sich doch in der Betrachtung und Besprechung der möglichen Wechselfälle welche der englischen Herrschaft einst ein Ende bereiten könnten. Wol hauptsächlich infolge der so sehr vervielfältigten Familienbande, betrachten sie sich untereinander als solidarisch. Daher für die Vertreter der Königin die Nothwendigkeit leise aufzutreten. Niemand verstand das besser als Sir George Grey. Dies erklärt auch seine große Popularität. Er hatte eine leichte Hand. Ganz gewiß sind die Boern keine grundsätzlichen Feinde. Immer gab es Schwankungen in unsern Beziehungen mit ihnen. Heute herrscht eine gewisse Spannung vor. Die Veranlassung hierzu gaben die nicht ganz legale Besitzergreifung der Diamantenfelder, im Namen der Capcolonie zum Nachtheil des Orange Free State, und der letzte Krieg mit Transvaal. Zwar waren die Boern die Angreifenden und überdies schlugen sie die englischen Truppen. Aber man kann nicht leugnen, wenn man die Dinge von ihrem Gesichtspunkte aus betrachtet, daß wir sie gezwungen haben die Waffen zu ergreifen. Jede Kugel die, in den drei Gefechten von Lange Neck, Ingogo und Majuba Hill, einen Boer traf versetzte, in ganz Südafrika, eine große Anzahl von Familien in Trauer."

Dieser Krieg mit Transvaal und sein Ausgang sind offenbar

die wichtigsten Ereignisse die sich in diesem Theile der Welt, seit der Besitzergreifung durch England, ereignet haben.

Ich lasse zunächst einen Mann sprechen der das Recht besitzt zu sagen: Quorum pars fui:

„Der Act der Annexion (von Transvaal) durch Sir Theophilus Shepstone war, strenggenommen, kein ganz legaler; er wurde aber legalisirt durch die nachmalige Zustimmung der Bevölkerungen. Die Boern der Opposition schwiegen wenigstens dazu. Der von uns nach Transvaal entsandte Agent misfiel gleich bei seinem Auftreten. Er hatte in seinem Stabe englische Offiziere und Beamte, und man legte ihm, vielleicht mit Unrecht, die Absicht bei die englische Sprache zur Staats- und Unterrichtssprache zu machen. Die Boern schickten eine Deputation nach London um dort ihre Beschwerden vorzubringen. Sie verlangten Aufrechterhaltung der Gebräuche und Gesetze des Landes sowie der holländischen als amtlicher Sprache und, im Fall der Ablehnung dieser Bitten, Aufhebung der Annexionsacte. Unter Aufrechterhaltung der Gebräuche und Gesetze des Landes verstand man stillschweigend die Aufrechthaltung der im Transvaal bestehenden häuslichen Sklaverei und der gezwungenen Arbeit. Daß das englische Cabinet solche Anforderungen nicht einfach zugestehen konnte liegt auf der Hand. Aber man hätte sich verständigen können. Die englische Regierung antwortete jedoch mit einer schroffen Abweisung. Die Nachricht hiervon bewirkte einen plötzlichen und vollständigen Umschwung der Stimmung des Landes. Die bisher von den Gemäßigten in Schranken gehaltenen Männer der extremen Partei errangen das Uebergewicht. Die Boern nahmen sofort eine drohende Haltung ein. Der Commissar verlangte im Cap gewaffnete Unterstützung. Einige von dort in Eile geschickte Truppen wurden, unterwegs, von Boern umzingelt, aufgefordert sich zu ergeben und, als sie sich weigerten, größtentheils niedergeschossen. Dies ist der erste Zusammenstoß, und zwar bei Lange Neck.

„Auf die Kunde hiervon eilte der Commandant in Natal,

General Colley, mit 500 Mann herbei, griff mehrere tausend Boern an, welche sich in einer sehr festen Stellung verschanzt hatten, und wurde mit großem Verlust zurückgeworfen. Dies ist das zweite Gefecht, und zwar bei Ingogo.

„Mittlerweile waren, unter dem Befehl des Generals Wood, bedeutende Verstärkungen aus England in Durban angelangt. General Colley erhielt den Befehl die neuangekommenen Truppen abzuwarten; aber, von dem Wunsche beseelt die erlittene Schlappe gutzumachen, bezog er mit seiner Hand voll Leute eine von ihm für uneinnehmbar gehaltene Stellung. Die Boern griffen ihn an und vernichteten, trotz eines heldenmäßigen Widerstandes, die britischen Truppen. General Colley fiel. Es ist die dritte Action, genannt das Gefecht von Majuba Hill.

„Als Mr. Gladstone diese Unfälle erfuhr telegraphirte er dem Gouverneur am Cap: «Wir haben den Boern unrecht gethan. Machen Sie Frieden.» Man begreift die Verzweiflung General Wood's welcher, mit den zur Züchtigung der Rebellen hinreichenden Streitkräften, nur einige Tagemärsche vom Kriegsschauplatze entfernt war. Man begreift auch die Bestürzung, die Entrüstung der Truppen und der englischen Ansiedler; sowie die Schmälerung des britischen Ansehens infolge eines nach drei Niederlagen geschlossenen Friedens. Indeß die Befehle des ersten Ministers waren peremtorisch und ein Vertrag wurde geschlossen, kraft welchem die «Afrikanische Republik» von Transvaal wieder in das Leben trat.

„Von unserm anglo-afrikanischen Standpunkte beurtheilt, sind diese Ereignisse höchst beklagenswerth. Die Boern im Transvaal, wenigstens bei weitem die große Mehrheit, kümmern sich weder um die Verfassung noch um die öffentliche Macht welche sie regiert. Gegen die Engländer fühlen sie keine besondere Abneigung. Was sie wollen ist daß man sie ruhig nach ihrer Weise leben lasse, und sie wollen sich in allen Beziehungen des Lebens ihrer Sprache bedienen können. Wo nicht, greifen sie zur Flinte, oder sie ziehen ab, sie trecken. Nun aber, seit jenen

Ereignissen, ist auf dem ganzen ungeheuern Gebiete wo man Holländern begegnet, in ihrer Stimmung und in ihren Ansichten, ein bedeutender Umschwung eingetreten. Eine sehr kleine Minderzahl blieb und ist der englischen Regierung unverhohlen und aufrichtig zugethan. Die große Mehrzahl jedoch, welche sich allmählich an die britische Herrschaft gewöhnt hatte, zeigt sich jetzt kalt, zurückhaltend aber nicht geradezu feindselig. Der nach drei Niederlagen, ohne Genugthuung für die gekränkte Ehre unserer Waffen, abgeschlossene Friede gab dem holländischen Element, nicht nur in Transvaal und im Orange Free State sondern auch in unsern beiden Colonien und in ganz Südafrika, einen übertriebenen Begriff seiner Macht. Dennoch ist das Uebel nicht unheilbar wenn die Regierung der Königin es versteht der geistigen Verfassung und dem Nationalgefühl der Holländer Rechnung zu tragen.

„Lord Carnarvon begünstigte, als er Colonialminister war, den in England viel bevorworteten Gedanken einer südafrikanischen Conföderation. Gegen die Idee, an und für sich, ist nichts einzuwenden. Aber sie kann nur allmählich verwirklicht werden. Die weißen Bevölkerungen müssen den Nutzen derselben einsehen lernen. Am Tage wo sie zu dieser Einsicht gelangt sind, wird sich die Conföderation von selbst bilden. In seiner Ungeduld, schickte uns der Minister den Historiker Froude. Dieser berühmte Gelehrte, der übrigens mit keinem officiellen Charakter bekleidet war und kein Staatsmann ist, durchreiste sämmtliche Colonien und Republiken Südafrikas, berief Versammlungen und erklärte den Holländern, dem wie er unablässig widerholte «stärksten, zahlreichsten und am tiefsten gewurzelten Elemente des Landes», wie alle Vortheile der Conföderation ihnen in den Schos fallen würden. Nächst der Convention von Majuba Hill, haben diese Reden zu dem ebenso unbequemen als gefährlichen Erwachen des *holländischen* Geistes am meisten beigetragen. Eine andere Wirkung hat die Mission Mr. Froude's nicht hervorgebracht. Lord Carnarvon ernannte dann Sir Bartle Frere zum Gou-

verneur der Capcolonie und Obercommissär in Südafrika. Dieser ausgezeichnete, liebenswürdige, allgemein geachtete und, wie keiner seiner Vorgänger, im Lande geliebte Staatsmann trat an sein Werk mit all den Mitteln ausgerüstet welche ihm der Glaube seiner Ueberzeugungen, der Adel seiner kräftigen Seele, der reiche Schatz der in Afrika und Indien gesammelten Erfahrungen zu verleihen im Stande waren. Der Unfall von Isandula erschütterte seine Stellung, der Eintritt Mr. Gladstone's in das Ministerium hatte seine Abberufung zur Folge. Aber auch ohne seinen Rücktritt wäre die Conföderation nicht zu Stande gekommen, weil die Dinge noch nicht reif sind."

Nach den englischen Urtheilen, hören wir einen alten Boer welcher, einem nicht britischen Fremden gegenüber, die seinem Stamm eigenthümliche Zurückhaltung einigermaßen ablegte:

„Ich bin loyal. Auch mein Vater war es. Oft sagte er uns: «Kinder, Gott befiehlt daß wir der Obrigkeit unterthan seien. Also gehorchen wir der englischen Regierung.» Und das habe ich immer gethan. Aber die Engländer richten uns zu Grunde (durch die Aufhebung der schwarzen Zwangsarbeit). Unter der alten Regierung waren wir glücklich. Die Schwarzen hatten das Gefühl ihrer Inferiorität. Es ist nicht wahr daß die Holländer sie mishandelten. Das Gegentheil ist wahr. Die Engländer haben die falsche Theorie der Gleichheit der Rassen verkündigt. Die Schwarzen arbeiten nicht mehr oder nur wenig. Sie sind darum nicht glücklicher. Aber die Boern können ihre Gründe nicht mehr bewirthschaften. Sie verarmen. Sie waren reiche Leute, nach ihren Begriffen. Reich ist wer genug besitzt um im Ueberfluß zu leben. Ihre Bedürfnisse waren beschränkt und sie vermochten sie reichlich zu befriedigen. Heute sind sie alle mehr oder weniger verschuldet. Die Staatseinkünfte nehmen zu, dank den gleichfalls zunehmenden Abgaben, aber die holländische Bevölkerung kommt herunter. Und bei alledem sind die Finanzen der Colonie in schlechtem Zustande. Aber die Engländer haben noch anderes am Gewissen: sie haben die Schwarzen

bewaffnet. Unter der holländischen Regierung war der Besitz von Waffen den Farbigen auf das strengste untersagt, und die Behörden sorgten dafür daß dies Gesetz beobachtet wurde. Aber was thaten die Engländer? Als die Hafenbauten in der Capstadt unternommen wurden, und es sich darum handelte Arbeitskräfte zu gewinnen, wurde den Schwarzen ein sehr hoher Lohn zugesagt mit Erlaubniß ihre Ersparnisse zum Ankauf von Flinten zu verwenden. Ich sehe noch meinen Vater wie er uns sagte: «Kinder, ihr seht meine weißen Haare. Ich werde nicht erleben was, dank den Engländern, euch bevorsteht. Es ist der Anfang des Endes. Sind die Schwarzen bewaffnet so werden sie uns ausrotten.»"

Man sieht welcher Abgrund die Anschauungen der beiden weißen Rassen trennt, des holländischen Boer, der noch im 17. Jahrhundert lebt und des Engländers unserer Tage.

Die Boern ergreifen hierzulande Besitz von der belebten und unbelebten Natur. Sie besetzen und bebauen das Land, sie verscheuchen die wilden Thiere oder zähmen sie; sie unterwerfen sich die Eingeborenen und machen aus ihnen Sklaven, wenn man Leute die zur Arbeit gezwungen werden so nennen kann, aber sie behandeln sie wie Glieder ihrer Familie. Sie kamen nach Afrika im Jahre 1652 mit der Absicht zu bleiben und sie blieben. Die Zukunft und Afrika gehören ihnen, vorausgesetzt daß sie nicht durch einen Stärkern vertrieben werden, und dieser Stärkere ist der Schwarze oder der Engländer. Sie nehmen den Kampf auf mit dem Schwarzen und sie fliehen die Berührung mit dem Engländer. Sie trecken. Mit Holland, dem alten Mutterlande haben sie keinen Verkehr. Kein Band, weder ein moralisches noch ein politisches, fesselt sie an dasselbe. Ja sie haben es eigentlich vergessen. Die „Hollander", wie man die modernen Einwanderer aus den Niederlanden hierzulande nennt zum Unterschiede von den Boern, beschäftigen sich hier mit Handel, selten mit Ackerbau, befassen sich aber gern mit Politik und erfreuen sich bei ihren alten Stammesbrüdern einer äußerst geringen

Beliebtheit. Die modernen Begriffe: parlamentarische Verfassung, Gleichheit, Demokratie, Socialismus, sind den Boern unbekannt. Sie kennen nur die Familie, und versammeln sich nur zur Wahrung gemeinsamer Interessen oder zur Abwehr gemeinsamer Gefahren. Sie sind Republikaner, wie es die Patriarchen waren auf den Weidegründen der Bibel. Den modernen Menschen, Engländer oder Deutschen, vermeiden sie. Und können sie dies nicht so ziehen sie ab; sie trecken. Auf diesen Wanderzügen schreckt sie keine Gefahr; kein Hinderniß scheint ihnen unüberwindlich. Mit ihren Leichen, mit den Resten ihres von der Tsetse getödteten Viehs besäen sie die Einöden von Namaqualand, von Damara, von andern noch geheimnißvollen Regionen des Binnenlandes Südafrikas. Man rühmt die Reinheit ihrer Sitten. In religiöser Beziehung bewahren sie den festen Christusglauben, die ererbten Vorurtheile, die angeborenen Antipathien der Voraltern. In jeder Hinsicht ist für sie das 17. Jahrhundert noch nicht abgelaufen.

Man findet in der Capstadt und auch anderwärts holländische Afrikander, welche an Bildung des Geistes und Verfeinerung der Sitten, in den höchsten geselligen Kreisen unserer Hauptstädte, niemand nachstehen würden. Aber in ihrem Herzen sind sie Boern. Afrika geht ihnen über alles.

Das Aeußere dieser Menschen kann sich vorstellen wer Teniers oder die Breughels oder andere altholländische Meister kennt. Der Typus pflanzt sich fort im schwarzen Continent, wie das Frankreich Ludwig's XIV. in Canada alle politischen Umwälzungen überlebt hat.

Die Holländer haben zwei unabhängige Staaten gegründet. Orange Free State, von Landwirthen bewohnt, ist das Vorbild eines wohlgeregelten, gedeihenden Gemeinwesens. Die Republik Transvaal, das gelobte Land farbiger und weißer Landstreicher, überdies fortwährend durch Horden von Wilden von auswärts bedroht, gibt, im Gegentheile, das Schauspiel fortwährender Ruhestörungen und Kriege.

Orange Free State* ist in Farms, d. h. Niederlassungen oder Plantagen getheilt. Jeder Farmer oder Plantagenbesitzer ist ermächtigt eine gewisse Anzahl Eingeborener, sei es als Diener, sei es als Arbeiter, zu verwenden. Diese gesetzliche Bestimmung hat zur Folge daß die schwarze Bevölkerung im Lande auf ein bestimmtes Maß beschränkt wird. Ueberdies bestehen zwei Reserven, d. h. ausschließlich für Eingeborene vorbehaltene Wohnstätten. Man berechnet die Zahl der weißen Einwohner im Freistaate auf 50—60000, die der Schwarzen auf 25000; während in der britischen Colonie Natal wie man gesehen hat, 30000 Weiße mit 400000 Eingeborenen zusammenleben, wobei noch zu bedenken daß die Anzahl der letztern fortwährend auf natürlichem Wege zunimmt, abgesehen von möglichen, und bereits dagewesenen, massenhaften Einwanderungen aus den umliegenden Negergebieten. Im Orange Free State ist die Einwanderung der Farbigen verboten. Der Ueberschuß der ursprünglichen schwarzen Bevölkerung wurde genöthigt nach Natal oder nach der Capcolonie auszuwandern. Kraft eines zwischen England und dieser Republik abgeschlossenen Vertrages, haben die Reichsregierung und die Regierung der Capcolonie die Verpflichtung übernommen die Grenzen von Orange Free State gegen die Basuto zu überwachen. „So", sagte mir ein hochstehender britischer Staatsdiener, „ist es der traditionellen Weisheit der Holländer und der Geschicklichkeit des Präsidenten Brand gelungen den Freistaat vor einer doppelten Gefahr zu schützen: Uebermäßige Einwanderung und feindliche Einfälle der Schwarzen."

Johannes Henricus Brand, Sohn eines ehemaligen Präsidenten der Deputirtenkammer in der Capstadt, wurde in dieser Stadt im Jahre 1822 geboren, machte seine Rechtsstudien in Leyden (Holland) und lebte sodann als Advocat in London, später am Cap. Im Jahre 1863 wurde er zum Präsidenten des Orange Free State erwählt, welche Stellung er, infolge mehrmaliger

* Das Territorium zählt ungefähr 70000 Quadratmeilen.

Wiederwahl, noch heute einnimmt. Er gilt für einen der ausgezeichnetsten Männer in diesem Theile der Welt. Indeß, Personen die ihn genau kennen, versichern mich daß er seine Erfolge weniger seiner staatsmännischen Begabung verdankt, als seinem gesunden Menschenverstande und einer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit. Die britische Reichsregierung erhob ihn in den Ritterstand. Dieser Act der Gnade erregte unter der Bürgerschaft Misbehagen, und Brand zögerte einige Zeit diese Ehre anzunehmen. Auch führt er nicht den Titel Sir der ihm infolge dieser Standeserhöhung gebührt. Dagegen läßt sich seine Ehehälfte, weniger rücksichtsvoll für republikanische Scrupel, Lady Brand nennen. Unter allen Gebieten, in welchen weiße Afrikander leben, ist Orange Free State der ruhigste und der bestregierte. Aber abgesehen von dem unleugbaren Verdienste des Präsidenten, verdankt die Republik diese Vortheile — ich berühre hier eine südafrikanische Lebensfrage — hauptsächlich der numerischen Inferiorität der schwarzen Bevölkerung. Diese letztere hat aufgehört eine Gefahr für die weißen Bewohner zu sein. Aber dies günstige Zahlenverhältniß kann nur dadurch erhalten werden daß der Freistaat sowohl gegen friedliche Zuzüge als feindliche Einfälle der Basuto oder anderer Stämme bewahrt werde. Diese Aufgabe überschreitet die Kräfte der Bürger des Orange Free State. Sie wird von England gelöst. England liefert und zahlt die für die Bewachung der Grenzen nöthigen Truppen. In Transvaal, im Caplande, besonders in Britisch-Kaffrarien und Natal verursacht die große Ueberzahl des schwarzen Elements beständige Besorgnisse und periodisch wiederkehrende Störungen der öffentlichen Ruhe.

Vor allen ist Transvaal ein Sammelplatz von weißen und farbigen Freibeutern. Auch hat diese nicht sehr gut regierte Republik häufig durch Einfälle feindlicher Stämme zu leiden. An der Spitze steht Präsident Krüger, der kein Brand ist.

Die Engländer. — Sie sind entweder Kaufleute oder Pflanzer, Farmer. In den Ostprovinzen der Capcolonie über-

trifft die Zahl der englischen Pflanzer jene der holländischen bedeutend. Diese Engländer bringen aus der Heimat einen hellen Kopf mit, starke Arme, unerschrockene Herzen und bedeutende Kapitale. Nur wenige von ihnen gehören der Gentry an, die meisten den untern Schichten des Mittelstandes, eine bedeutende Anzahl dem Volke. Wenige, vielleicht nicht einer, kommen mit der Absicht zu bleiben. Ihre Thatkraft ist sprichwörtlich, ihre Thätigkeit nur übertroffen durch ihre Verwegenheit die ohnegleichen ist. Aber der Handelsstand leidet durch die in allen Theilen der Welt herrschende Stockung der Geschäfte und durch eine übertriebene Speculation in den Gold- und Diamantenactien. Der Niedergang im Handelsverkehr wirkt auf die Farmer zurück. Und auf jedermann, Farmern und Kaufleuten, lastet das Gefühl der Unsicherheit, verursacht durch das numerische Uebergewicht der schwarzen Bevölkerung. In den Boern, welche er wenig liebt, sieht der englische Ansiedler Nebenbuhler und Uebelgesinnte, in den Schwarzen, Faulenzer welche nicht als Gleiche behandelt sondern mit dem Stocke regiert werden sollten.

In der officiellen Welt, wo man zwischen schwarz und weiß, die Wage eben halten muß, denkt und sieht man anders. Sie besteht aus Gentlemen, meist Engländern, aber auch englischen Afrikandern und Holländern; denn letztere sind vom Staatsdienste nicht ausgeschlossen. Man findet deren in allen Zweigen der Verwaltung und der Justiz. Seit langen Jahren sind fast alle Gouverneure welche England hierher sandte Männer von unbestrittener Bedeutung gewesen, und ihr „Stab" war immer aus tüchtigen Kräften zusammengesetzt. Wenn, demungeachtet, die meisten dieser hohen Staatsdiener ihren Posten in Ungnade verließen, so kann die Ursache offenbar nicht in ihnen liegen, nicht in den Menschen (jenen welche England hier vertreten) sondern in den Zuständen, in den Dingen.

Abgesehen von ihren kleinen Colonien im Kafferlande leben die Deutschen zerstreut in der Capcolonie. Noch bilden sie kein geschiedenes Element der Bevölkerung. Aber ihr Ruf als Urbar-

macher und Landwirthe ist gesichert. Sie gelten für die ersten, und nur die Schottländer werden ihnen gleichgestellt. Es ist dies die Ansicht aller Engländer die ich hierüber befragte.

Leute die aus der Politik ein Geschäft und ihren Broterwerb machen, und welche man politicians zu nennen pflegt, fehlen natürlich hier so wenig wie anderwärts, und, seien sie nun Engländer, englische oder holländische Afrikander oder Deutsche, unterscheiden sich wenig oder gar nicht von ihren Berufsgenossen in Europa.

Dies sind die Elemente aus welchen die Bevölkerung Südafrikas besteht. In der Capcolonie ist das numerische Verhältniß zwischen Engländern und Holländern wie eins zu zwei; zwischen Weißen und Farbigen wie eins zu vier. Doch darf man nicht den schwerwiegenden Umstand vergessen daß, mit Ausnahme der Meeresgrenze und der Grenze von Oranien, die Colonie nach allen übrigen Seiten von Ländern mit schwarzer Bevölkerung umgeben ist. Einfälle wilder Horden liegen daher im Bereiche der Möglichkeit. In dieser Hinsicht kann Natal als Beispiel gelten. Im Jahre 1844 meldete der Richter Cloete an den Gouverneur Napier daß, bei der ersten Besetzung dieses Territoriums durch die Engländer, sich dort nur 3000 Eingeborene vorfanden, davon ein Drittel dem Hungertode nahe war. Aber binnen zwei oder drei Jahren stieg, infolge einer plötzlichen Einwanderung von Zulu, die Bevölkerung auf 100000. Im Jahre 1876 wuchs sie zu 3—400000 Mann. Heute hat sie diese Ziffer überschritten!

Im Jahre 1856 erhielt die Capcolonie eine Verfassung mit verantwortlicher Regierung. Diese Maßregel, welche am Cap selbst, von einem kleinen Kreise von Politikern abgesehen, sehr kühl aufgenommen wurde, war die Anwendung eines allgemeinen Grundgesetzes welches die britische Regierung, in Beziehung auf alle großen Colonien, damals aufgestellt hatte. Sie überließ ihnen die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten und verlangte, als Gegenleistung, daß sie fortan für ihre Sicherheit aus eigenen

Mitteln zu sorgen hätten. Eine Folge hiervon war die in Aussicht gestellte Abberufung der Reichstruppen, mithin eine bedeutende Ersparung. Den Eingeborenen wurden dieselben politischen Rechte zugestanden wie den Weißen. Weiße und Schwarze sollten in Zukunft als Gleiche betrachtet und behandelt werden und, als solche, ihr Wahlrecht ausüben. Canada, Australien und Neuseeland, wo es keine oder nur noch wenige Eingeborene gibt, vertrugen ziemlich gut diese neue, fast republikanische und durchaus demokratische, Ordnung der Dinge.

Dies also ist die Verfassung der Capcolonie: vollkommene Autonomie, politische Gleichheit aller ihrer Bewohner ohne Unterschied der Farbe, endlich die, von ihr bisher nicht vollständig erfüllte, Obliegenheit für ihre eigene Sicherheit zu sorgen.

Der Gouverneur*, von der Königin ernannt und, bis zu einem gewissen Grade, mit den Rechten eines constitutionellen Souveräns ausgerüstet, aber der Vortheile entbehrend welche das königliche Blut und die lebenslängliche Uebung der Gewalt geben, herrscht weder, noch regiert er. Er ernennt zwar die Minister und entläßt sie, je nach dem Belieben des Parlaments, er kann auch die gesetzgebende Versammlung (die Deputirtenkammer) auflösen, aber, als Regel, wird er sich hüten von diesem Rechte Gebrauch zu machen. Seine vorzügliche Stärke besteht in dem Veto welches ihm zusteht, wenn ein Gesetzentwurf, seiner Ansicht nach, die Interessen des Reiches schädigen könnte. Er selbst steht unter der Leitung des Colonial-Reichsministers und des Cabinets, dessen Dasein von den Vorgängen im englischen Parlament abhängt.

Mit den Pflichten eines Gouverneurs vereint aber der Vorstand der Capcolonie — merkwürdiger- und mir unbegreiflicherweise — die wichtigen, mit denen des Gouverneurs nicht immer parallel laufenden, Obliegenheiten des Obercommissärs für Südafrika, d. h. für alle jene Territorien welche, unter verschiedenen

* Vgl. S. 18.

Titeln, unter dem Einfluſſe Englands ſtehen, aber nicht zur Capcolonie gehören.

Es iſt nicht meine Abſicht hier die Geſchichte Südafrikas unter engliſcher Herrſchaft zu ſchreiben. Die Annexionen, Desannexionen, Reannexionen, die periodiſchen Kaffernkriege, die Kriege mit den Zulu, die Kriege mit den Boern in Transvaal, die, unter dem Drange der Nothwendigkeit nach unabhängigen Gebieten entſendeten Expeditionen, die Verhandlungen mit den beiden holländiſchen Freiſtaaten, ein nach drei Niederlagen abgeſchloſſener Friede, die Zerſtückelung des Zululandes, und gleich darauf die Wiedereinſetzung eines wilden Oberhäuptlings deſſen man kaum, nach einem blutigen Feldzuge, habhaft geworden war, all' die Verträge, geſchloſſen, abgeändert, aufgehoben, wieder erneuert, je nach dem Bedürfniſſe des Augenblickes oder je nach den wechſelnden Anſichten der Cabinete und der Parteien welche, in England, ſich im Beſitze der Macht gefolgt ſind — alles dies findet in meinem Tagebuche natürlich keinen Platz. Uebrigens, ſind dieſe Ereigniſſe vor unſern Augen vor ſich gegangen, und ich nehme an daß ſie jedermann oder doch jenen bekannt ſind welche ſich für Afrika intereſſiren.

Ueber Eines herrſcht allgemein dieſelbe Anſicht vor. Niemand beſtreitet daß die Zuſtände in Südafrika wenig befriedigend ſind. Man könnte auf ſie das Wort anwenden welches einſt an hoher Stelle, mit Beziehung auf die Türkei, ausgeſprochen wurde: Es iſt ein kranker Mann.

Prüfen wir dieſe Krankheit. Natürlich bleibt jede Perſonenfrage hier ausgeſchloſſen. Ein Fremder, der nur ſo kurze Zeit im Lande weilte, darf ſich nicht zum Richter aufwerfen über die Männer welche, in dieſem Theile der Welt, einen hervorragenden Antheil an den Staatsgeſchäften nahmen. Ueberdies, würde dies auch zu Nichts führen. Ich behaupte und wiederhole: Das Uebel liegt nicht in den Menſchen ſondern in den Dingen, d. h. in der Beſchaffenheit des Landes, in dem Unterſchiede der Raſſen welche die Bevölkerung bilden, endlich in der Form der Ver-

waltung. Als Beweis nur dieses: Die Gouverneure waren, seit mehrern Jahren durchwegs sehr tüchtige Männer, einige von ihnen Staatsmänner im besten Sinne des Wortes. Aber keiner vermochte seine Aufgabe vollkommen zu lösen, keinem gelang es die öffentliche Ruhe anders als höchst vorübergehend zu erhalten, noch weniger dauerhafte und befriedigende Zustände zu gründen. Hieraus folgt, wie ich bereits erwähnte, daß das Uebel in den Dingen liegt und nicht in den Menschen.

Ich sprach bereits von der geographischen Beschaffenheit der beiden Colonien, von den ungeheuern, kaum gekannten Länderstrichen, bewohnt von wilden Horden welche, infolge innerer Zwistigkeiten oder, wie dies mit Natal der Fall war, um sich der Schreckensherrschaft eines tyrannischen Häuptlings zu entziehen, plötzlich in die Colonien eindringen können. Ich habe auch die verschiedenen Bestandtheile der Bevölkerungen zu schildern versucht. Bleibt ein Blick in die Verfassung.

Die Verfassung der Capcolonie beruht auf zwei Principien, auf dem Principe der absoluten Selbstregierung in Angelegenheiten der Colonie und auf der politischen Gleichberechtigung der Rassen.

Der Anglo-Sachse ist geborener Autonom. Wer ihn beobachtet hat auf was immer für einem Punkte des Erdenrundes, wird zugeben daß die Autonomie das Grundgesetz der Verfassung einer anglo-sächsischen Colonie sein muß. In ihrer Weise verabscheuen die holländischen Boern die Einmischung von was immer für einer Behörde in ihre Angelegenheiten ebenso sehr wie die Engländer. In dieser Beziehung, beschränkt sich hier, wie in Australien, die Aufgabe des Gouverneurs darauf etwaige Uebergriffe auf das Gebiet der Reichsinteressen hintanzuhalten, und soweit stehen sich das Cap und Australasien vollkommen gleich; jedoch mit dem sehr gewichtigen Unterschiede daß, in den australischen Colonien, die Engländer und ihre Abkömmlinge die ungeheuere Mehrzahl bilden, während am Cap zwei Drittheile der weißen Bevölkerung Holländer sind; und daß, wenn der

jetzt beobachtete Aufſchwung des holländiſchen Nationalgefühles anhält, und infolge deſſen die Boern ſich in größern Maſſen an dem politiſchen und parlamentariſchen Leben betheiligen, die Macht in die Hände holländiſcher Majoritäten gleiten wird. Dieſe Möglichkeit erregt, unter den engliſchen Reſidenten, große Beſorgniß.

Das zweite Princip iſt das politiſcher Gleichheit aller Raſſen ohne Unterſchied der Farbe.

Gewiß, in den Augen der Chriſten hat der Erlöſer ſein Blut für alle vergoſſen. Der Philoſoph erkennt einem jeden, ſchwarz oder weiß, denſelben Anſpruch zu auf die Genüſſe dieſes Lebens. So weit ſind wir alle gleich. Aber nur Ideologen, deren Zahl leider Legion iſt, werden ernſthaft behaupten, daß Kaffern, Namaqua, oder die verkommenen Abkömmlinge der Hottentotten, die nöthigen Eigenſchaften beſitzen um ihre Intereſſen auf parlamentariſchem Wege zu fördern und zu wahren. Und doch erheiſcht dies das Geſetz. Nur iſt die Macht der Dinge ſtärker als die Utopien der Menſchen, und darum blieb auch dies Geſetz bis jetzt ein todter Buchſtabe. Ein wahres Glück! Denn am Tage wo die Verfaſſung zur Wahrheit geworden wäre und mithin die Schwarzen die Mehrzahl im Parlamente bilden würden, an dieſem Tage wäre das Los der Weißen beſiegelt. Man wird fragen, wie kommt es daß dies nicht ſchon geſchehen iſt, daß ſie nicht bereits die Majorität im Parlamente bilden, da ſie doch im Lande einmal zahlreicher ſind als die Weißen? — Aus dem ſehr einfachen Grunde daß ſie von ihren verfaſſungsmäßigen Rechten, von welchen die meiſten nicht die geringſte Ahnung haben, keinen Gebrauch machen. Für den Augenblick beſteht alſo dieſe Gefahr nicht. Die Schwarzen wählen und ſtimmen nicht. Sie werden aber regiert von einer weißen, parlamentariſchen Majorität, großentheils beſtehend aus Männern welche meiſt ſchwarzer Arme bedürfen und denen daher, da ſie zugleich Geſetzgeber und als intereſſirte Patrone ſind, die nöthige Unparteilichkeit mangelt. Dies aus philanthropiſchen Gefühlen

entsprungene Gesetz, führt zu Folgen welche den Absichten des Gesetzgebers zuwiderlaufen. Man wollte daß der Schwarze gleich sei mit dem Weißen. Bisjetzt ist er es nicht geworden, und wird es wahrscheinlich nie sein. Aber indem man ihm politische Rechte zuerkannte von denen er keinen Gebrauch zu machen weiß, hat man ihn folgerichtig des väterlichen und wirksamen Schutzes beraubt den die Gouverneure der Kroncolonien den Eingeborenen zu ertheilen verpflichtet sind.

Die Erfahrung hat bewiesen daß es unmöglich ist Colonien von gemischter Bevölkerung, in welchen die Schwarzen eine große Mehrheit bilden, auf parlamentarischem Wege zu regieren. Daher geschah es daß Jamaica, aus eigenem Antriebe, verlangte wieder Kroncolonie zu werden. Dasselbe that Natal auf Anrathen Sir G. (Lord) Wolseley's. Gewichtige Männer in der Capstadt flüsterten mir in das Ohr, ihre Colonie werde diesem Beispiele folgen müssen.

Die Aufstellung des Grundsatzes der Gleichberechtigung der Rassen ist, meiner Ansicht nach, die erste Ursache des Uebels.

Wie bereits gesagt, ist der Gouverneur der Capcolonie in der Regel, überdies, Obercommissär für Südafrika. In dieser doppelten Eigenschaft, wirkt er theils als Bevollmächtiger der Reichsregierung und theils als Vertreter der Interessen der Colonie innerhalb welcher sich Landstriche mit beinahe ausnahmslos schwarzer Bevölkerung befinden. Ueberdies erstreckt sich seine amtliche Thätigkeit in indirecter, oft nicht klar definirter Weise und unter verschiedenen Rechtstiteln, auf die unabhängigen Kaffern, die Basuto, die Bechuana* u. s. f. Die Capcolonie theilt demnach mit dem Mutterlande, dem Reiche, gewisse Pflichten und Lasten, und fühlt sich und ist auch berechtigt zu Sitz und Stimme in den Berathungen über die, bezüglich jener Länder, zu befolgende Politik.

---

* Bechuanaland wurde bekanntlich 1885 in eine Kroncolonie umgewandelt.

Wir sehen also hier zwei öffentliche Gewalten, von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend und einen verschiedenen Gesichtskreis beherrschend — und niemand wird bestreiten können daß britische Staatsmänner weiter blicken als Colonialpolitiker — wir sehen zwei Gewalten berufen zur gemeinsamen Vertretung und Vertheidigung von Interessen welche selten identisch, häufig verschiedenartig, zuweilen geradezu entgegengesetzt sind. Und diese ihnen zugemuthete gemeinsame Handlung findet gewöhnlich auf einem Gebiete statt wo das Unbekannte und das Unerwartete die Hauptrolle spielen. Hierzu kommt daß man beiderseits trachtet die durch solche Expeditionen verursachten Kosten möglichst auf den Partner abzuwälzen. Die Nachtheile dieses Systems fallen in die Augen; sie bilden aber die Wesenheit und den Kern, ich möchte hinzufügen die Geschichte der britischen Herrschaft in Südafrika. Die immer wiederkehrenden meist unerwarteten Unruhen im Schose der schwarzen Bevölkerungen außerhalb der Grenzen der Colonie wirken natürlich nachtheilig auf den Handelsverkehr der letztern und bedrohen die öffentliche Ordnung auf ihrem eigenen Gebiete. Folgerichtig wäre es also, da sie ein autonomer Körper ist, ihre Sache für ihre Vertheidigung zu sorgen. Dies ist vollkommen richtig als Theorie. Thatsächlich aber stellt sich heraus daß die Colonie in finanzieller, militärischer und politischer Beziehung, besonders in finanzieller, vollkommen unfähig ist diese Aufgabe zu lösen; daß sie also der Mitwirkung der Reichsmacht bedarf, und daß das Zusammenwirken der beiden Gewalten zu unabsehbaren Weiterungen, Verwickelungen und Conflicten führt, welche natürlich die gemeinsame Handlung hemmen, und zwar zuweilen unter Umständen wo Gefahr im Verzuge liegt.

Ich meine also daß die Annexion an die Capcolonie von schwarzen Länderstrichen und die Einmischung der Colonie in die Angelegenheiten schwarzer Nachbarländer, welche außerhalb ihrer Grenzen liegen gleichfalls eine Ursache der in Rede stehenden Krankheit bilden.

Aber den Hauptursprung aller Uebel an welchen Britisch-Afrika leidet sehe ich in dem Mangel an Stetigkeit in der obersten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten.

Der Gouverneur und Obercommissär ist für fünf Jahre ernannt. Er bedarf eines, wahrscheinlicher zweier Jahre, um sich mit Menschen und Dingen vollkommen bekannt zu machen und, was ebenso wichtig, um selbst in der Colonie gekannt zu werden. Seine volle Thätigkeit beginnt kaum vor dem dritten Jahre und schließt mit dem Ende des vierten. Sein fünftes Amtsjahr gleicht mehr oder weniger den letzten Tagen eines Sterbenden, der sein Testament macht obgleich er weiß daß der Erbe seinen letzten Willen nicht beachten wird. Denn der Nachfolger bringt seine eigenen Ansichten mit, welche denen des Vorgängers in der Regel zuwiderlaufen. Diese Betrachtung, welche kein Tadel sein soll, findet auf alle andern Colonien und Indien Anwendung. Die kurze Dienstzeit der Gouverneure, begründet auf Rücksichten welche den Interessen der Colonien ferne liegen, ist ein großer Uebelstand und eine der Ursachen, obgleich nicht die wesentlichste, der in der obersten Leitung der Geschäfte zu beklagenden Unbeständigkeit.

Andererseits zieht ein politischer Umschwung in England, in den Statthaltereien ebenso wie in den diplomatischen Posten, was ich für sehr weise halte, nothwendigerweise einen Wechsel nicht nach sich. Es ist darum aber nicht minder wahr daß das Ansehen und der Einfluß eines Vertreters der Krone, welchen ein conservatives Ministerium ernannt hat, infolge des Eintrittes eines liberalen Cabinets, in der Colonie selbst bedeutend sinken, und so auch umgekehrt. Nicht nur hört der Gouverneur auf die Vertrauensperson des Colonialministers zu sein, sondern er findet sich sehr oft in einer Lage welche ihm nur die Wahl läßt gegen das neue Ministerium aufzutreten, in welchem Falle er sofort abberufen wird, oder aber, infolge der neuen Instructionen, sich in Widerspruch zu setzen mit seiner bisherigen Geschäftsleitung, was ihm natürlich in der öffentlichen Meinung der Colonie nur schaden kann.

Aber, am Ende, sind die Gouverneure nur die obersten Organe der Reichsregierung, und daher dem Colonialminister Gehorsam schuldig. Der Sitz des Uebels ist daher in England zu suchen, und dort müßte die Heilung angestrebt werden. Es handelt sich darum einen leitenden Gedanken zu finden, welchen weder die Schwingungen der innern Politik noch die verschiedenen individuellen Anschauungen der sich folgenden und verdrängenden Cabinetsmitglieder zu beirren im Stande wären. Diesen Gedanken zu finden ist Sache der leitenden Staatsmänner. Vom Parlament gebilligt wird er von der Reichsregierung, in gewissen Fällen unter Mitwirkung der Colonialregierung, je nach dem Bedürfnisse der Zeit und des Orts, seine praktische Anwendung zu finden haben. Ist der Gedanke ein richtiger, so wird ihm die Zustimmung des Nationalinstincts gewiß nicht fehlen.

Nichts hat mich mehr betroffen als die in den beiden südafrikanischen Colonien obwaltende Entmuthigung. Was die Organe der Regierung erschreckt und lähmt sind nicht die Verlegenheiten aller Art, die Schwierigkeiten, die, wenn nicht dringenden so doch offenbaren, Gefahren welche sich auf afrikanischem Boden gehäuft haben, sondern die Unmöglichkeit zu ergründen was man eigentlich am Sitze der Regierung im Mutterlande will, weil es dort an einem leitenden, unwandelbaren Gedanken fehlt.

Wenn ich unwandelbar sage so muß man dies Wort nicht zu buchstäblich nehmen. Nichts ist unwandelbar auf dem Gebiete der Politik, außer die Principien, solange es möglich ist sie nicht zu verleugnen was man, übrigens, selten ungestraft thut. Aber man muß wissen was man will und muß seinen Willen möglichst selten ändern. Wäre ich Engländer so ist dies alles was ich von den Lenkern der Geschicke des Reiches verlangen würde. Jedermann und besonders Afrika müssen wissen daß das von der englischen Nation angenommene Programm soviel als möglich über den Ministerwechseln und dem Spiele der Parteien stehe. Das nenne ich den unwandelbaren Gedanken.

Man hat zwischen drei Wegen zu wählen:

Erhaltung und Befestigung dessen was man besitzt;

Ausdehnung der Besitzungen bis an eine künstliche oder natürliche Grenze, mit alleiniger Achtung anderer europäischer Colonien. Mit andern Worten, Schaffung eines afrikanischen Indien;

endlich Räumung des Continents, mit Ausnahme des Caps der Guten Hoffnung oder irgendeines andern Küstenpunktes der als Zufluchtshafen und Kohlenstation dienen würde.

Letztere Lösung entspräche den Wünschen einer kleinern Schule von Politikern welche auf Auflösung des britischen Reiches sinnt, aber in den letzten Jahren, in England sowol als in den überseeischen Besitzungen dieser Macht an Boden verloren hat. Wer das Cap und Natal gesehen hat, wird sich gegen das Aufgeben dieser Colonien auf das entschiedenste aussprechen. Die Folgen einer solchen Politik fallen in die Augen. Die Holländer, welche die weiße Majorität bilden, würden sogleich versuchen eine dritte holländische Republik zu gründen, natürlich nicht ohne auf den Widerstand der englischen Residenten zu stoßen. Beide Theile sähen sich genöthigt schwarze Bundesgenossen zu suchen, und dies würde mit logischer Folgerichtigkeit — es ist wahr, die Ereignisse spotten zuweilen der Logik — zur Vernichtung der Weißen führen.

In Beziehung auf die beiden ersten Eventualitäten, werde ich mir nur eine allgemeine Bemerkung erlauben.

Die Engländer, befinden sich in Afrika in einer Lage, ähnlich der welche ihre Landsleute in Indien gegenüber den unabhängigen Fürsten einnahmen, bevor das ganze ungeheuere Dreieck zwischen dem Meere, dem Hindukusch und dem Himalaya, mittelbar oder unmittelbar unter die Oberherrlichkeit der englischen Krone gelangt war. In derselben Lage befinden sich noch heute die Russen in Mittelasien. Die Nachbarn sind Barbaren. Raubzüge, Grenzverletzungen, Einfälle wilder Horden oder weißer Freibeuter sind Vorkommnisse des täglichen Lebens. Um dem Unfuge ein Ende zu machen, überschreiten die Truppen die Grenze und ertheilen den Ruhestörern die verdiente Züchtigung. Nichts

ist leichter. Wenn aber diese Truppen nach Erfüllung ihrer Aufgabe auf ihr Gebiet zurückgekehrt sind, werden sich dieselben Uebelstände alsbald wiederholen und einen abermaligen Streifzug erheischen. Man besetzt also in dauernder Weise einen Theil des benachbarten Gebietes. Mit andern Worten, man erweitert das eigene, indem man die Grenzen vorschiebt. Da treten aber wieder ähnliche Ereignisse mit ähnlichen Folgen ein. Dies ist die Geschichte Centralasiens, Indiens, Südafrikas.

Ihr habt zu rechnen mit unabweislichen Bedürfnissen, mit unwiderstehlichen Anforderungen der gegebenen Verhältnisse, mit Ereignissen deren Veranlassung sich euerm Einflusse und euerer Beaufsichtigung entzieht. Unter diesem Drucke erweitert ihr euere Gebiete. Thut ihr es gerne? Thut ihr es mit Widerwillen? Dies ist die Frage. Und über diese wesentliche Frage zu einer klaren Anschauung und zu einem festen Entschlusse zu gelangen scheint mir eine dringende Nothwendigkeit.

Keine Klage habe ich öfter vernommen als die daß, wenn auf diesem oder jenem Punkte dieses ungeheuern Territoriums unvorhergesehene Schwierigkeiten vorkommen, man sie immer je nach dem Bedürfnisse des Augenblickes oder der Oertlichkeit zu beseitigen sucht und nicht mit Hinblick auf die beständigen und allgemeinen Interessen der Colonie und des Reiches. Aber das setzte ein System voraus, und ein System besitzt man eben nicht.

Ich fasse das Gesagte in Kürze zusammen. Das Uebel, an welchem Britisch-Afrika leidet, liegt in seiner ethnographischen Beschaffenheit, in der Verschiedenartigkeit seiner Rassen. Um die Folgen zu mildern wird man, in Betreff der Beziehungen zwischen Holländern und Engländern, einen modus vivendi suchen müssen. Die größte Schwierigkeit wird hierbei die Arbeiterfrage bilden, nämlich das Verhältniß der Boern zu ihren farbigen Arbeitern. Hinsichtlich der Eingeborenen, sowol der in den Colonien lebenden, als der schwarzen Bevölkerungen der benachbarten Länder, wird es, meiner Ueberzeugung nach, als nothwendig erkannt werden sie unter den ausschließlichen Schutz der Reichsregierung

zu stellen und dem Einflusse der Localparlamente und Localregierungen vollkommen zu entziehen.

Zur Rechtfertigung dieser Ansicht, folgt hier ein Auszug aus einem amtlichen Actenstücke neuesten Datums, allerdings bezüglich auf die Südsee-Insulaner, aber sehr wohl anwendbar auf die hier besprochene Frage*:

„Nichts wäre nachtheiliger als ein Abgehen von der bisher unwandelbar befolgten Maxime (nicht in Afrika) der Regierung Ihrer Majestät, kraft welcher, in Gegenden welche von derselben Localregierung verwaltet und von einer großen Anzahl Eingeborener und einer geringen Anzahl Weißer bewohnt werden, die Leiter der Angelegenheiten der Eingeborenen, unter die ausschließliche Controle der Reichsregierung gestellt und daher in die Lage versetzt worden, im Falle vorkommender Conflicte zwischen den Interessen weißer und farbiger Unterthanen, die nöthige Unparteilichkeit zu bethätigen. Eine solche Controle in die Hände eines australischen Parlamentes legen, wäre sie einer Oligarchie überantworten, in der die Schwarzen nicht vertreten sind, und welche daher den Einflüsterungen des Eigennutzes mehr oder weniger zugänglich wären." Diese Beschränkung zum Nutzen der Eingeborenen abgerechnet, wird gewiß niemand daran denken den weißen Gemeindewesen die Ausübung ihrer autonomen Rechte zu schmälern. Mögen sie sich selbst aber nicht die Schwarzen regieren!

Außer diesem tiefliegenden und nicht gründlich zu heilenden Uebel (der Rassenverschiedenheit) gewahrt man eine Menge kleiner Unpäßlichkeiten und Gebrechen. Dies ist Sache des Arztes und der Behandlung, und je weniger man den einen und die andern wechselt, je rascher wird die Genesung eintreten.

Aber die politische Frage, welche ich oben besprochen habe:

* „Report of a commission appointed to inquire into the working of the Western Pacific orders in council." Wurde dem Parlament 1884 mitgetheilt.

Vergrößerung, Statusquo, Aufgeben, Conföderation der Colonien, diese politische Frage überwiegt alle andern und erheischt eine Lösung. Die Weisheit der englischen Staatsmänner, der gesunde Sinn der englischen Nation lassen hoffen daß man sie finden werde.

Man könnte, aber ich hoffe man wird nicht, sagen: Wie vermißt sich dieser Fremde uns seine Anschauungen, man könnte es fast Rathschläge nennen (was letzteres nicht in meiner Absicht liegt) über unsere afrikanischen Angelegenheiten aufzudringen?

Hierauf antworte ich nur Eines: Was man liest entspricht nicht nur meinen persönlichen Eindrücken sondern auch den Ueberzeugungen von Männern welche Afrika genau kennen und deren Anhänglichkeit an das Mutterland über jeden Zweifel erhaben ist.

Zweiter Theil.

Neuseeland.

I.

Die Ueberfahrten.

Von Capstadt nach Melbourne, vom 15. September zum 5. October 1883. Von Melbourne nach Bluffs (Neuseeland), vom 10. zum 15. October.

Annehmlichkeiten und Unzukömmlichkeiten der Seefahrten in den australischen Gewässern. — Möven. — Passagiere. — Entfernungen.

Am 15. September, um 5 Uhr abends setzt sich der John Elder, Oriental-Company, in Bewegung. Bereits am zweiten Tage der Reise entnehmen wir aus dem monotonen Gesange der Matrosen, welche die Segel hissen, daß die Region der Passatwinde erreicht ist. In den Breitengraden, in welchen der Indische Ocean beginnt sich mit dem Antarktischen Polarmeer zu vermischen, wehen die Westwinde das ganze Jahr über. Die vom Eismeer kommenden Strömungen verfolgen dieselbe Richtung. Diese Winde und diese Strömungen machen es den großen Steamern möglich die 6000 Seemeilen, welche das Cap der Guten Hoffnung von Australien trennen, binnen 19—20 Tagen zurückzulegen. Auf der ganzen ungeheuern Strecke, kein Land, kein Zufluchtshafen, keine Kohlenstation! Die Rückkehr auf demselben Wege ist unmöglich weil bei demselben Kohlenverbrauch man höchstens eine Schnelligkeit von sechs Meilen die Stunde erreichen könnte, wodurch die Dauer der Reise auf 41 Tage und 8 Stunden verlängert würde. Aber kein Schiff wäre groß und geräumig genug um das, zur Erreichung einer größern Schnelligkeit nöthige Brenn-

material zu laden. Darum wird der Rückweg von Australien nach England entweder durch die Magellanische Meerenge, vorausgesetzt daß der Zustand der Atmosphäre gestattet sie zu finden, oder um das Cap Horn genommen. Die Oriental-Company zieht den Weg über Aden und durch das Rothe Meer vor, weil die Australier, gewöhnlich die Mehrzahl der Passagiere, die strenge Kälte an der Südspitze Amerikas vermeiden wollen. Während des ägyptischen Krieges im verflossenen Jahre, haben die Boote dieser Gesellschaft den Rückweg über das Cap der Guten Hoffnung genommen, zu welchem Behufe sie bis zum 30. (südlichen) Breitengrade abweichen mußten um sodann durch die Gewässer von Madagaskar und längs der afrikanischen Ostküste das Cap zu erreichen. Die sehr beträchtliche Vermehrung der Auslagen sind Ursache daß dieser Curs für gewöhnliche Zeiten aufgegeben wurde.

Mehrere Tage sind verflossen seit der John Elder die afrikanischen Gewässer verlassen hat. Das Wetter ist schön, aber die See geht hohl. Die vorige Nacht spazierten meine Koffer in meiner Kajüte umher. Die Luft überaus angenehm; sie kräftigt, sie erquickt, sie erheitert und wirkt auf die Stimmung wie Champagner. Man lernt schlafen ungeachtet des Rollens, und, was noch wunderbarer, ungeachtet des Kindergeschreies. Die Atmosphäre ist eisig, aber man fühlt es kaum. Da der Luftzug, welchen die rasche Bewegung des Steamers hervorbringt, durch den uns vorwärts treibenden Westwind aufgehoben wird, herrscht vollkommene Windstille am Deck: ein sonderbarer Gegensatz zu den schäumenden Wogen und den lustigen Tänzen des uns folgenden Gevögels. Da sind die Albatros mit ihren dummen glotzenden Augen, mit der majestätischen Haltung, den kolossalen Flügeln; die scheuen Möven, die kecken Caphühner, diese Clowns der Lüfte, nie müde ein Rad zu schlagen; die Seetauben immer paarweise fliegend. All dies steigt, sinkt, beschreibt elliptische Curven,

streift mit den Schwingen an die Kämme der Wellen ohne sich zu benetzen. Die kühnsten voltigiren über unsere Köpfe hinweg. Ueber den ganzen Ocean verbreitet, landen diese Vögel nur im Sommer um ihre Eier zu legen. In jener Jahreszeit werden die öden Küstenstriche Australiens, die Südseeinseln, in diesem Meere die unbewohnte Insel Sanct-Paul, die wir links gelassen, die ebenso unbewohnte Inselgruppe Kerguela, die zu unserer Rechten blieb, mit Millionen Eiern bedeckt. Die gefiederten Reisegefährten folgen dem John Elder seit er das Cap verließ. Ich kenne sie persönlich. Mit der Sonne verschwinden sie; d. h., sie begeben sich zur Ruhe: sie schlafen auf einer Woge ruhend. Die Seeleute behaupten daß sie sich bei dem ersten Grauen des Morgens in die Luft erheben, hoch genug um das Schiff wahrzunehmen welches sie am Abend vorher verlassen haben. Wie dem sei, gewiß ist daß sie zwei oder drei Stunden nach Sonnenaufgang wieder in der Nähe desselben angelangt sind. Wenn man bedenkt wie rasch die großen Steamer fahren, fragt man sich, was wunderbarer sei: die Fernsichtigkeit dieser Thiere oder die Geschwindigkeit ihrer Flügel. Heute saßen einige Hunderte von ihnen, eine große Gruppe bildend, auf einer breiten Welle beisammen. Sie schienen zu schwatzen, ähnlich dem Damenkreise eines Salons. Im Mittelpunkt der Gesellschaft glänzte ein prachtvoller Albatros. Mit einem mal verschwand er, und die Gesellschaft stob wild auseinander. Armer Albatros. Ein Hai hatte ihn gepackt.

Der John Elder ist ein seetüchtiges Schiff der Pacific-Company, welches die Gesellschaft der Orient-Linie sammt Kapitän, Offizieren und Bemannung für eine gewisse Zeit gechartert hat. Obgleich kein lebendes Vieh an Bord ist, läßt die Kost doch nichts zu wünschen übrig. Fleisch, Fische, Gemüse werden in einem „kalten Raum", in gefrorenem Zustande, aufbewahrt. Das australische Rindsfleisch welches auf der Tafel erscheint wurde in

Sydney in hinreichender Menge eingeschifft, sodaß es für die ganze Fahrt, nach und von England zurück, ausreicht.

Mit einigen wenigen Ausnahmen, gehören die Passagiere den untern Schichten des englischen Mittelstandes an. Die meisten sind Schottländer: Farmer, kleine Kaufleute und Handwerker, fast alle kräftige Leute mit dem Stempel der Thatkraft auf der Stirn, und alle überzeugt daß sie ihr Glück machen werden. Der Ausdruck der Entschlossenheit auf ihren Gesichtern, die kräftigen Arme, das gesunde Aussehen scheinen für den Erfolg zu bürgen. Die Frauen tragen dasselbe Gepräge, und die Babies, nach der Kraft ihrer kleinen Lungen zu urtheilen, berechtigen zu den schönsten Erwartungen. Auch mehrere Australier befinden sich in der Reisegesellschaft. Sie kommen von einem Besuch im „alten Lande" zurück und scheinen derselben Lebenssphäre anzugehören. Die Unterhaltung zwischen diesen Hünengestalten belebt sich zuweilen in bedenklicher Weise, aber selbst ein leidenschaftlicher Wortwechsel trübt nur vorübergehend das gute Einvernehmen. Der Scherz wird zuweilen sehr weit getrieben, und es kommt wol auch vor daß sogenannte praktische Späße, practical jokes mit einigen Faustschlägen endigen. Wer sie erhalten hat macht gewöhnlich die Entschuldigung, eine der überlegenen Körperkraft dargebrachte Huldigung. Wenn nicht jedermann das „Englisch der Königin" spricht so vernimmt man doch nie ein Wort über welches eine anständige Frau zu erröthen hätte. Im Umgange mit den rauhen Söhnen Albions haben junge Mädchen nichts zu besorgen. Aber wehe dem der der Gesellschaft misfällt.

In dieser volksthümlichen Menge befinden sich auch einige Familien der höhern Stände, darunter ein liebenswürdiger junger Nobleman welchen die Aerzte nach den Antipoden schicken. Ach die Aerzte! Sie wissen nicht was sie thun wenn sie einen Kranken der Pflege seiner Familie, den Bequemlichkeiten des heimatlichen Herdes, dem Umgange mit den Freunden entreißen. Dies alles vertauscht er mit den Uebelständen einer langen Ueber-

fahrt, mit der Schlaflosigkeit verursacht durch das Rollen und Stampfen des Schiffes auf einem immer bewegten Meere, mit einer in der Regel mittelmäßigen wenn nicht ungesunden Kost (unser John Elder macht eben eine seltene Ausnahme), mit der Muthlosigkeit die ihn bei der Landung in dem fernen Lande überfällt, mit der niederschlagenden Wirkung und dem Gefühl der Verlassenheit an dem Orte seiner Verbannung! Nicht ohne eine Anwandlung von Mitleid sehe ich den schönen Jüngling, mit den engen Schultern, der flachen Brust, den glänzenden Augen, den edeln Zügen, wie er, sorgfältig gekleidet, sich in die Schar der kräftigen, von Gesundheit strotzenden Männer mengt, welche sich täglich, wenn das Meer es gestattet, den in England so beliebten, athletischen Spielen hingeben. Aber bald, von Müdigkeit übermannt, sinkt er zusammen; der Schweiß, den eine eisige Brise trocknet, perlt auf seiner Stirn. Eine sonderbare Cur für einen Brustleidenden. Und dennoch begegnete ich auf meinen Reisen, mehrmals ähnlichen Kranken. Der Aesculap, der sie zur Deportation verurtheilt hat, ist vielleicht ein sehr guter Arzt, aber er kennt die weiten Seefahrten nur aus Reisebeschreibungen.

Wir haben einen jungen Yankee an Bord. Ein köstlicher Mensch! Will er eine Bekanntschaft machen, so geht er auf den Betreffenden zu, blickt ihm fest in die Augen und fragt ihn: „Wie heißen Sie?" Daher wird er auch am Schiffe What's your name genannt. In der kleinen Rauchkajüte kann man ihn sehen, die Beine auf zwei Tischen ausgestreckt, mit dem Rücken auf einer Bank ruhend. Es ist dies, oder vielmehr es war eine amerikanische Gewohnheit welche jetzt in Abnahme kommt. Wer in den Vereinigten Staaten gereist ist findet darin nichts Auffallendes. Dieser, am Schiffe sehr populäre, Geselle mit einem offenen Ausdruck, einer gestülpten Nase und einem kecken aber nicht frechen Blicke, spricht stark durch die Nase. Seine Anekdoten sind oft haarsträubend, aber niemals unanständig, zuweilen sogar geistreich und gewürzt mit echt amerikanischem Humor.

Wenn er nicht spricht, pfeift er immer dieselbe Arie. Man kann nicht sagen daß er gemein ist. Es bezeichnet den amerikanischen Demokraten daß er der Gleiche der Höherstehenden werden will. Er sucht die Gleichheit indem er sich erhebt. Der europäische Demokrat will daß wer höher steht zu ihm herabsteige. Jenen bewegt der Ehrgeiz, diesen der Neid.

Am liebsten verkehre ich mit einem Schottländer welcher ehemals, ich glaube presbyterischer, Missionar war und gegenwärtig in einer ansehnlichen Stadt von New-South-Wales die Seelsorge übt. Er gab mir eine Flugschrift deren Verfasser er ist. Der Titel allein sagt vieles: „Christian missions to wrong places, among wrong races and in wrong hands." „Christliche Missionen am unrechten Orte, bei den unrechten Menschen, anvertraut den unrechten Personen." Ein merkwürdiges Buch. Der Verfasser sucht, mit Hülfe amtlicher Schriftstücke, den Beweis zu liefern daß, mit Ausnahme der schwarzen Rassen in Afrika und Indien und der gelben in China und Japan, sämmtliche andere farbige Stämme sich mit steigender Raschheit vermindern und im Laufe des nächsten Jahrhunderts verschwinden werden. Von dieser Voraussetzung ausgehend, gelangt er zur Ansicht daß man offenbar unfruchtbare Bestrebungen aufgeben, d. h. sämmtliche Missionare bei den auf dem Aussterbeetat stehenden Völkerschaften abberufen und anderwärts verwenden solle.

Unlängst wohnte ich mit mehrern Reisegefährten einem Gespräche zweier Passagiere bei. Der eine von ihnen behauptete, die Theilung der Güter (in England) sei nur mehr eine Frage der Zeit. Man werde die jetzigen Eigenthümer im vollen Genuß ihres Grundbesitzes, die Söhne im halben belassen; die Enkel werden sodann vollkommen depossedirt. Die Nihilisten haben recht. Was die von ihnen begangenen Mordthaten anbelange, so sei

dies eine heikelige und verwickelte, einer ernsten Prüfung würdige Frage. — Zu jeder Zeit gab es Menschen welche so dachten und wohl auch so sprachen. Daß aber ein Mann, in einer gewissen geselligen Stellung, an Bord eines großen Steamers, in Gegenwart mehrerer Personen, unverhohlen, laut und mit einer gewissen Naivetät, sich dergleichen Aeußerungen erlauben darf, hat mich doch, als etwas ganz Neues, sehr überrascht. Noch vor zehn Jahren wäre dies geradezu unmöglich gewesen. Das Publikum würde eine solche Sprache nicht geduldet haben. Und man sagt, Altengland mache keine Fortschritte. Mit Riesenschritten geht es vorwärts.

Nicht nur allzu heftige Discussionen und dem Gotte Bacchus allzu häufig gebrachte Opfer bringen einige Abwechselung in die Eintönigkeit dieser langen Ueberfahrt. Es scheint daß die Seeluft auch zarte Gefühle erregt. Die Aufrichtigkeit, der Ernst und die Treuherzigkeit mit welcher der Anglosachse dieser Lebenskreise hierbei zu Werke geht haben etwas Rührendes. Die Bekanntschaft wurde am Deck gemacht. Natürlich begegnet man sich unzähligemal in den Salons und Gängen. Wenige Tage reichen hin um die Herzen zu entflammen. Solche Courmachereien, die der Engländer flirtations nennt, finden vor den Augen aller statt und geben keinen Anstoß. Man weiß daß die Trauung am Tage der Landung, spätestens am folgenden, stattfinden wird.

Gilt es aber die guten Sitten zu wahren so ist jeder bereit mit Hand anzulegen. Ein junger Mann, von dem man wußte daß er verheirathet ist, ließ es sich beikommen einem in der zweiten Klasse reisenden Mädchen seine Aufmerksamkeit zu widmen. Als er einmal während der Nacht versuchte in die Cabine der Schönen zu dringen, fielen andere Passagiere über ihn her. Mit Mühe gelang es dem wachthabenden Offizier den übel zugerichteten Don Juan aus den Händen dieser Hüter der

öffentlichen Tugendhaftigkeit zu befreien. Demungeachtet, erschien er am nächsten Morgen mit verbundenem Kopfe in der Mitte seiner Züchtiger. Sie begrüßten ihn auf das Freundlichste. Der Gerechtigkeit war Genüge gethan, und à tout péché miséricorde.

Die lange Seefahrt geht zu Ende. Es ist das einsamste Meer welches Packetboote befahren. Zwischen San-Francisco und Japan hat man wenigstens die Aussicht dem von dort zurückkehrenden Schiff derselben Gesellschaft zu begegnen. Nichts dergleichen hier. Das letzte Boot ist einen Monat vor uns abgereist, das nächste wird in einem Monat folgen. Während der ganzen Reise sind wir ein schwarzer Punkt der seiner Bestimmung zueilt mit der durchschnittlichen Geschwindigkeit von 300 Meilen in den 24 Stunden, auf einer Linie welche sich bis zum 45. Breitengrade gegen Süden neigt, und die man erst in der Nähe von Australien verläßt. Segelschiffe, den wüthenden Stürmen und der strengen Kälte im Eismeere trotzend, suchen unter dem 50. Grade frischere Winde und schmälere Meridiane.

Ich habe niemals eine angenehmere Seereise gemacht. Der Himmel war fortwährend lichtgrau, nachmittags perlfarbig wenn die Sonne, ihre Schleier zerreißend, Schiff und Meer mit sanftem Lichte übergoß. Ich saß vom Morgen zum Abend an Deck, in meinen Kafferpelz gehüllt und verschlang eine Bibliothek. So vergingen die 20 Tage ohne einen Augenblick der Langeweile. Dabei das Gefühl der vollen Gesundheit. In solcher Verfassung legte ich die Entfernung zwischen dem Cap der Guten Hoffnung, ungefähr im Meridian von Wien, nach Melbourne, im Meridian von Kamtschatka, in dem erstaunlich kurzen Zeitraume von 19 Tagen zurück.

Ankunft in Melbourne am 5., Abreise am 10. October. Am 15. abends, nach einer stürmischen Ueberfahrt in einem kleinen

Colonialdampfer, erblickte ich die eis- und schneebedeckten Bergriesen, die Hüter der Südinsel Neuseelands, welche der in diesen Breiten nimmer ruhenden Wuth der Elemente ihr Quos ego! zurufen.

Für die Nacht flüchtete unser Boot in eine kleine Bucht der Piloteninsel, und am nächsten Morgen landeten wir wohlbehalten in Bluffs an der Südspitze der Südinsel. Der Bürgermeister von Invercargill und Herr Jackson, ein junger Oxonian* empfingen mich am Landungsplatze. Letzterer wird in dieser Colonie mein willkommener Begleiter sein.

Entfernung von der Capstadt nach Melbourne 5923, von Melbourne nach Bluffs 1200 Seemeilen.

---

* Student der Universität Oxford.

II.

Die Südinsel.

Vom 15. zum 24. October 1883.

Invercargill. — Wakatipusee. — Dunedin. — Christchurch. — Eine „Station" im Innern.

Eine Eisenbahn verbindet die wenigen Häuser welche den Namen Bluffs führen mit Invercargill, der südlichsten Stadt der Welt (46° südl. Br.). Vom ersten Augenblicke an erregt der Bürgermeister meine Aufmerksamkeit. Man sieht ihm an daß er ein Sohn seiner Thaten ist, a self made man, und überdies ein Mensch dem nichts für unmöglich gilt. Ruhig, einfach, bescheiden nicht ohne Würde, verrathen sein scharfer Blick sowie der Ausdruck seiner Physiognomie den Mann von innerm Gehalt. Engländer von Geburt, ging er zuerst nach Australien, suchte, ohne es zu finden, Gold in Ballarat und Bendigo, kam dann nach Neuseeland wo er glücklicher war. In Otago sammelte er einen kleinen Schatz der den Ankauf eines Gütchens ermöglichte. Im Laufe der Jahre gelang es seine Söhne als Färber zu versorgen; er selbst treibt, wenn ich nicht irre, das Schusterhandwerk. Er hat einen offenen Kopf, unverdreht durch schlecht verdaute Lektüre, und sprach mit großer Klarheit von den politischen Zuständen der Insel, was ihn nicht verhinderte zugleich meine Fußbekleidung aufmerksam zu betrachten und sogleich den französischen Ursprung derselben zu erkennen. Dann zog er eine

Flugschrift aus der Tasche welche er mir verehrte. Es war ein von ihm in irgendeiner Versammlung gehaltener Vortrag über die Angelegenheiten der Stadt, einfach, klar, sogar sprachlich fehlerlos. Keine Spur von Eleganz; aber man sieht daß der Verfasser den Gegenstand kennt den er behandelt. Lächelnd zeigte er mir die Schwielen seiner Hände. Dieser „Mayor" ist ein Typus von Menschen wie man sie zuweilen in den englischen Colonien trifft: Männer die von ihrer Hände Arbeit leben aber den Horizont ihrer Gemeinde oder ihres Districts geistig beherrschen. Sie sind vor allem Bürger die nichts gemein haben mit dem professionellen Politiker, aber die nicht ohne den Stoff sind aus dem der Staatsmann gebildet wird. Ihre Stellung ist eine bescheidene, und ihr Leben verläuft in dem Dunkel beschränkter Verhältnisse, aber sie üben einen ununterbrochenen, zuweilen wichtigen, vielleicht in kritischen Augenblicken entscheidenden, Einfluß auf die Geschicke ihres neuen Vaterlandes. Es ist eine seltene Gunst des Zufalls in diesen anonymen Büchern blättern zu können. Wie viel Licht verbreiten sie über verwickelte Fragen die man früher nicht verstand!

Wir haben die Ehre in der Staatscarrosse der Municipalität die Stadt Invercargill zu besichtigen. Die geraden, 133 Fuß breiten und unabsehbar langen Straßen harren noch der Häuser welche sie einfassen sollen. Aber im Centrum entwickeln bereits einige öffentliche Gebäude, darunter die Bibliothek, Athenäum genannt, ihre stattlichen Façaden neben den hölzernen, eisengedeckten Bürgerhäusern. Die Einwohner sind sehr stolz auf ihre Prachtbauten in welchen sie ein Symbol der künftigen Größe ihrer Stadt erkennen. Daß diese einst der Hauptausfuhrhafen der Südinsel sein werde ist wohl mehr als ein frommer Wunsch der ehrbaren Bürger von Invercargill.

Ein kalter Regen, den uns ein schneidender Wind in das Gesicht trieb, erinnerte die Reisenden an die Nähe des Eismeeres.

Die Regierung hat mir einen Salonwagen mit freier Passage auf allen Eisenbahnen zur Verfügung gestellt. Es ist unmög-

lich zuvorkommender zu sein. Ein Separatzug bringt meinen jungen Cicerone und mich nach den Ufern des berühmten Wakatipusees.

Das Land ist eine wellenförmige Ebene, bebaut in der Umgebung der Stadt, weiterhin Weidegrund. In dem Graslande wechseln gelbe Flecke mit grünen. Allenthalben sieht man Stechginsterhecken, die jetzt mit orangefarbigen Blüten bedeckt sind. Längs den Schienen weidende Heerden von Schafen werden fortwährend von unserm Zuge verscheucht. Der Himmel ist grau, die Erde gelb, die Bergkette vor uns, das „Mondschein-Gebirge" bläulich-schwarz. Von der Station Athol ab wird die Gegend unbebaut und wild. Keine Spur menschlicher Bewohnung außer einigen Hütten der Hirten, alle nach demselben Modell gebaut. Bevor die Bahn die Ufer des Sees erreicht schlängelt sie sich durch ein Wirrsaal von Moränen welche die nahen Gletscher im Laufe der Jahrhunderte herabgesenkt haben.

Ankunft in Kingstown um 1 Uhr. Diese Stadt besteht aus einem kleinen Hotel, einem andern Hause und dem Bahnhofe am Endpunkt des Schienenstranges.

Der Himmel hat sich plötzlich aufgeklärt. Der Wind ist immer noch kalt, aber die Sonne heiß.

Ein kleiner Dampfer bringt uns nach Queenstown, ungefähr auf halbem Wege gelegen zwischen Anfang und Ende dieser langen und verhältnißmäßig schmalen Wasserfläche. An beiden Ufern erheben sich in sanfter Steigung, ganz baumlos, in einen weißen und gelben Mantel gehüllte Berge bis zur Höhe von 6000 Fuß. Ein malerischer Punkt mit senkrechten Felswänden heißt „Halberweg". Die Landschaft ist eigenthümlich: Schwarze, rasch vorüberziehende Wolken werfen ihre durchsichtigen Schatten auf den tiefblauen See. An den Ufern, grün- und gelbbraune Steinblöcke. Der Himmel blau wie Opal. Hier und da weiße Nebelschleier. Ich habe nichts Aehnliches gesehen in den Alpen, im Kaukasus, in den Pyrenäen, in den Cordilleren. Alles in allem, eine ernste phantastische Gegend. Ich würde sie eintönig nennen

ohne den Reiz der wechselnden Lichter welche über die stille Wasserfläche dahingleiten.

Die bedeutende Entfernung der Scheitel der Berge von den Ufern des Sees bringt zwei optische Wirkungen hervor. Erstens, erscheinen die Gipfel niederer als sie sind. Zweitens, gestattet die sanfte Neigung dieser Kolosse dem Schnee auf ihren Abhängen zu ruhen, daher man beinahe keine nackten Felsen sieht. Ein ungeheueres weißes Leichentuch bedeckt die Alpen Neuseelands. Den Fuß hüllen sie in ein, aus Tussock, dem gelben Grase, gewebtes Plaid. Man glaubt sich nach den Polargegenden versetzt. Nur die sengende Sonne zerstört die Täuschung.

Andere Augenlust harrte unser in Queenstown. Binnen wenigen Stunden war, wie es auf diesen Inseln vorkommt, ein Sommerabend auf den winterlichen Tag gefolgt. Der See ist Silber und mattes Gold. Im Hintergrunde der Landschaft, gegen Nordwest, gleichsam als Rahmen der glänzenden Wasserfläche, zeichnen, durchsichtig schwarz, mächtige Berge ihre zackigen Umrisse auf den unten orangefarbigen, dann rosigen, weiter hinauf blaßblauen Abendhimmel. Die dazwischenliegenden Abstufungen spotten der Beschreibung. Hier und da zeigen schwarze Wolkenflocken mit weißen Rändern noch die Formen der Bergkuppen von denen sie sich so eben losgerissen. Am tiefblauen Zenith schweben lichtrosige Wölkchen ähnlich den Fallschirmen eines Feuerwerkes. Dann bricht die Nacht herein, und der volle Mond steigt hinter den Firnen der Gletscher empor. In bequemen Lehnstühlen ruhend, weiden wir die Augen, durch das große Bogenfenster des Gemaches blickend, an dem feenartigen Schauspiele. Es war Nacht geworden als die artige Wirthin, die Witwe eines Deutschen der dies treffliche Hotel errichtet hat, uns zu andern, culinarischen, Genüssen abrief.

Queenstown, ein hübsches Städtchen, verdankt seinen Ursprung den nahen Goldgruben von Otago. Zur Zeit seiner größten Blüte zählte es 6000 Einwohner, deren Zahl jetzt auf

800 herabgesunken ist. Die meisten sind Irländer. Aber der Wohlstand der Stadt hat sich darum nicht vermindert, ist vielmehr solider geworden als vordem, weil er nicht mehr von den wechselnden Ergebnissen der Goldminen abhängt sondern von den Reizen der Natur und des Klimas, die sich immer gleich bleiben und jeden Sommer eine wechselnde Zahl von Besuchern herbeiziehen.

---

16. October. — Der ganze Tag wurde am See zugebracht. Wir besuchten seinen obern Theil welcher tief in die hohe Kette der Bergriesen eindringt an deren Füßen sich die Wogen des stets sturmgepeitschten Oceans brechen. Diese Kolosse heißen Humboldt, Cosmos, Earnslaw. Letzterer ist 10000 Fuß hoch. Die weißen Gipfel abgerechnet, ist alles grau, lichtgrau, gelblichgrau. Die üppige Vegetation der Alpenthäler, deren bukolische Reize in dem Gegensatze mit dem großartigen Ernste der Gletscher liegen, fehlt vollkommen. Hier und da sieht man zwar einzelne bewaldete Stellen, aber das Ganze ist nackt. Kein Landbau, keine Spur menschlicher Wohnungen, außer am Seehaupte, in Glenochie und Kinlough, wo zwei oder drei Pioniere ein armseliges Dasein fristen. Ihre Geschichte ist die der meisten Goldsucher. Sie fanden kein Gold und wurden Farmer. In den Schluchten findet man einige gute Häuser und die Hütten der Hirten. Erstere dienen den großen Squattern, wenn sie ihre Stationen besuchen, zur Unterkunft.

Auch hier ist der Fuß der Berge mit Tussock bedeckt. So wird das gelbe Gras genannt welches den Schafen zur Nahrung dient wenn es nicht von den Kaninchen verzehrt wurde. Dieses von England eingeführte Thier ist eine Geisel von Neuseeland geworden. Die Regierung betreibt seine Vertilgung mit großen Kosten aber bisher ohne Erfolg.

Die Kolonisten sind, mit Recht, stolz auf ihren Wakatipusee. Sie haben aber seine Schönheit zu viel besungen, und es scheint

mir, es ist ein Fehler ihn mit den Seen der Schweiz oder Oberösterreichs zu vergleichen. Dergleichen Uebertreibungen schaden mehr als sie nützen. In den vielen Beschreibungen welche ich las wiederholten die Verfasser, mit Ausnahme Trollope's, aus Gefälligkeit die Lobsprüche der Landeskinder. Unter dem Eindruck dieser glänzenden Schilderungen hier angekommen, fühlte ich mich etwas enttäuscht. Die Wirklichkeit blieb unter meiner Erwartung. Es fehlen hier der Vordergrund der Landschaft, die Vegetation, der Mensch und seine Wohnstätten.

---

17. October. — Ein langer Eisenbahntag. Die Gegend immer dieselbe. Weidegründe, durchfurcht von gelbblühenden Stechginsterhecken, bedeckt mit grünem und gelbem Grase. Die weißen Flecke sind Schafe welche unser Zug in die Flucht treibt. Am Horizont, hohe Berge, gelb an ihrem Fuße, weiß vom Gürtel bis zum Scheitel. Hier und da die Hütte eines Hirten: eine Thür, zwei Fenster, ein graues Eisendach; eine wie die andere. Dazu ein grauer Himmel. Selten ein blasser Sonnenblick. Die Hütten der Farmer d. h. der Pflanzer, mit ein paar aus Australien eingeführten Eucalyptus zur Seite, erfreuen das Auge, nicht durch den Reiz der landläufigen Bauart, sondern durch das Ansehen des Wohlstandes welches sie mit ihren Bewohnern gemein haben. Denselben Eindruck machen die Menschen welche man auf den Bahnhöfen trifft.

Um 7 Uhr abends Ankunft in Dunedin.

Der Bürgermeister und zwei der angesehensten Bewohner der Stadt, Mr. Cargill und Mr. Russell, welche von unserer bevorstehenden Ankunft benachrichtigt waren, hatten die Freundlichkeit uns am Bahnhofe zu empfangen und im Fernhill-Club unterzubringen.

---

18. October. Dunedin. — Die große Kutsche, in welcher uns der Bürgermeister durch die Stadt fährt um uns die Sehenswürdigkeiten zu zeigen, wurde hier gebaut, errang einen ersten Preis in der Ausstellung von Sydney und gehört selbst zu den Merkwürdigkeiten Dunedins. Diese, sozusagen kaum geborene, junge Gemeinde ist bereits einer der wichtigsten Handelsplätze der Insel geworden, macht mit jedem Jahre sichtbare Fortschritte, betheiligt sich an den verschiedenartigsten Unternehmungen und scheut vor keiner Schwierigkeit zurück. Ein junger Hercules der, in der Wiege, die Lernäische Schlange erwürgt.

Die Stadt bedeckt Thäler und Hügel und verliert sich am Ende zwischen Gärten, Gebüschen und Baumpflanzungen: die englische Eiche, der australische Eucalyptus, die Coniferen Californiens und die der Norfolkinsel. Die breiten, langen, schnurgeraden Straßen mit ihren hölzernen, eisengedeckten Häusern, erinnern mehr an Australien und Amerika als an England. Aber die menschlichen Wesen, welche man hier findet, sind unverkennbare Söhne des „alten Landes", the old country, und, wenn ich mich nicht täusche, herrscht unter ihnen das schottische Element vor. Auch viele Deutsche gibt es hier. Letztere beloben sich sehr ihrer Beziehungen zu den Anglosachsen.

Mehrere schöne Kirchen, darunter die im Bau begriffene katholische Kathedrale welche uns der Bischof Msgre. Morand zu zeigen die Güte hat, ein Frauenkloster mit einer niedlichen Kapelle, das Stadthaus, das Museum, die Schulhäuser, und so viele andere stattliche Gebäude zeugen von dem wachsenden Wohlstande, dem Credit, und dem strebsamen Geiste dieser jungen Stadt welche vielleicht bestimmt ist einst die Handelsmetropole von Neuseeland zu werden.

Die Umgegend, ein Gemisch von schwellenden Hügeln und steil abfallenden Klippen, zwischen denen kleine Buchten durchschimmern, während sich am Horizont der Meeresspiegel aufrollt, bildet einen anmuthigen Rahmen dieses Gemäldes der Thätigkeit und des Erfolgs.

19.—23. October. Christchurch. — Abreise auf der Eisenbahn um 8 Uhr morgens. Sie führt an dem Hafen von Dunedin, Port Chalmers, vorüber. Einige Dreimaster rollen an ihren Ankern. Kleindampfer kommen und gehen. Am Strande herrscht bewegtes Leben. Die Bahn folgt dem Ocean auf dem Kamme der Klippen welche hier, 50—60 Fuß hoch, senkrecht in das Meer stürzen. Die Dunediner vermeiden die Stelle. Man hat sie „Blauhäute" genannt, weil die Furcht die Reisenden blau färbt. Der Zug verläßt nach einiger Zeit den Meeresstrand, überschreitet niedere Hügelzüge, durcheilt grünes Weideland mit gelben Hecken, versprengt unzählige Schafe, ladet Passagiere ein und ab, alle wohlgenährt, anständig gekleidet, wohlhäbigen und ehrbaren Ansehens.

Weiter nördlich setzt die Bahn nahe bei seiner Mündung über den Waitaki welcher die ehemaligen Provinzen Otago und Canterbury scheidet. Mittlerweile hatten wir uns den hohen, bis tief herab beschneiten Bergen der Westküste genähert.* Um 8 Uhr abends trafen wir in Christchurch ein, und wurden am Bahnhofe von zwei Deutschen empfangen, dem Bürgermeister und dem Professor von Haast. Diese Herren bewirtheten uns in dem nach der Stadt benannten Club welcher sich in Neuseeland eines besondern Rufs erfreut.

Die Clubs in den englischen Colonien zeichnen sich durch ihre praktischen und bequemen Einrichtungen aus. Will man eine Stadt besuchen, so wird ein Freund derselben hiervon im vorhinein benachrichtigt. Er sorgt sodann dafür daß der Ankömmling sich direct vom Bahnhof nach dem Club begeben kann, wo er ein kleines, einfach eingerichtetes Schlafgemach, ein gutes Bett und einen trefflichen Waschapparat findet. Die Küche ist immer gut und zuweilen ausgezeichnet. Im Lesezimmer findet man, außer den für Fremde wenig anziehenden Local-

* Mount Cook, der höchste der Insel, erhebt sich 12350 (englische) Fuß über das Meer.

blättern, die hervorragendsten englischen Journale. Telegramme werden, sogleich nach ihrem Einlaufen, angeschlagen. Die Gesellschaft besteht aus den Notabeln der Stadt und ihren am Lande lebenden Freunden.* (Weniger werden die Gasthäuser gerühmt. Ich kann hierüber nicht urtheilen da ich, dank neuseeländischer Gastfreundschaft und der Zugänglichkeit der Clubs, das Innere eines Hotels nicht gesehen habe.)

Der Bürgermeister opfert seinen Morgen um uns die Stadt zu zeigen. Aus Kurhessen gebürtig, kam er als Bäckergeselle hier an, verlegte sich auf Landwirthschaft, errichtete eine Mühle und lebt jetzt von seinem redlich erworbenen Einkommen. Trotz seines fremden Ursprungs wurde er zum Vorstand einer Gemeinde erwählt welche hauptsächlich, wenn nicht ausschließlich, aus Engländern besteht. Ein, wie mich dünkt bedeutungsvoller Umstand; jedenfalls bezeichnend für die zwischen Colonisten verschiedener Nationalität bestehenden guten Beziehungen.

In einer weiten Ebene gelegen, im Südosten von seinem Seehafen, Littleton, durch eine niedere Hügelkette getrennt, trägt Christchurch, obgleich auch im rechtwinkeligen Colonialstil angelegt, das Gepräge einer echt englischen Stadt. In ihrer Mitte erhebt sich die anglikanische Kathedrale, ein noch unvollendeter gothischer Bau. Die Häuser sind alle von Holz und die Zwischenwände im Innern mit einer Schicht Gips überzogen. Sie sollen sehr wohnlich sein. Man sieht nur wenig obere Stockwerke. Die meisten Häuser bestehen aus einem Erdgeschoß und liegen in kleinern oder größern Gärten, oder doch zwischen und hinter einer schönen Baumgruppe. Die Universität, ein Prachtbau, erinnert an Cambridge und Oxford. Eigentlich kann man sagen daß diese beiden Sitze der Wissenschaft der Stadt ihr Gepräge aufgedrückt haben. Feine Sitten und geistige Bildung werden den Einwohnern wie es scheint mit Recht nachgerühmt.

---

* Die Preise sind außerordentlich niedrig: 10—12 Schillinge für den Tag, Wohnung und Nahrung.

Man findet hier mehrere schöne Kirchen, Schulen und andere stattliche Gebäude.

Die Umgebung der Kathedrale ist das belebteste Stadtviertel, aber, wenige Schritte davon, verwandeln sich die Gassen in lange von Baumreihen oder grünen Hecken eingefaßte Avenuen. Der Reichthum an Laub bildet einen der Reize dieser Stadt, welche vor dreißig Jahren nicht einen Baum besaß. Je weiter man sich dem Mittelpunkte entfernt, je mehr hüllen sich die Wohnhäuser in grüne Schleier. Die Stadt ist ein Garten geworden. Noch ein paar Schritte weiter, und, ohne sie zu verlassen, befindet man sich am Lande. Ohne die Ti, welche man noch in einzelnen Exemplaren hier und da sieht, würde man sich in England glauben. In diesen Stadttheilen hat alles Geschäftstreiben aufgehört. Man sieht nur Kinder mit ihren Wärterinnen. Die Männer sind im Comptoir oder in den Schulen, die Frauen in ihrem Hause beschäftigt. Nur die Kinder genießen der Freiheit, und diese Freiheit scheint unbegrenzt; sie blicken ruhig in die Welt, nicht ohne einen etwas spöttischen Ausdruck, jedenfalls wie kleine Wesen welche nichts aus der Fassung bringt und nichts wundernimmt. Das Nil admirari bildet überhaupt einen Hauptzug des Demokraten, wie er sich in den Colonien entwickelt hat.

Es ist Sonntag, und die katholische Kathedrale mit Irländern angefüllt. Nach der Messe sagte mir der Pfarrer, daß, als er vor achtzehn Jahren hier die Seelsorge übernahm, seine Pfarre aus 16 Individuen bestand. Heute zählt sie an 5000. Diese Zunahme rührt nicht von Bekehrungen her, sondern ist die Folge der irischen Einwanderung. Wenn Missionar genannt wird wer den christlichen Glauben verbreitet, gehören der Irländer und sein Eheweib, soweit es sich um die Fortpflanzung der katholischen Religion handelt, zu den thätigsten Missionaren der Christenheit.

Aber Christchurch hat ein speciell anglikanisches Gepräge, besonders heute und um diese Stunde, an einem ruhigen Sonn-

tagnachmittag, a quiet sunday afternoon. Morgens Glockengeläute, abends feierliche Stille und tiefe Einsamkeit. Ausgenommen einige Männer und Frauen im Sonntagsanzug, unterwegs nach den Kirchen wo der Abendgottesdienst stattfindet, besitze ich die Gassen für mich allein. Ich schlendere unter schönen Baumreihen, gehe Worcester-Street auf und nieder und glaube mich in der Umgegend einer alten englischen Kathedralstadt. Diese Täuschung wiederholt sich unaufhörlich. Sind dies wirklich die Antipoden?

Bisher habe ich nicht einen Eingeborenen gesehen. Man sagt mir ich werde deren auf der Nordinsel finden. Die Wahrheit ist aber daß die Máori verschwinden. Warum? Erstlich, erwiderte man mir auf diese Frage, infolge der Annahme der europäischen Tracht. Niemand hat sie dazu gezwungen. Aber, wie die Japaner, fühlen sie das Bedürfniß unsere Sitten und Gewohnheiten nachzuäffen. Seit sie sich in europäischer Weise kleiden, legen sie niemals ihre Gewänder ab, selbst nicht während der Nacht. Die Folge ist daß sie sich, beim Ausgehen in der Morgenfrische, Erkältungen und Lungenkrankheiten zuziehen. In der Umgegend der Goldgruben, wo die Europäer zusammenströmen, werden die Weiber von früher unbekannten Krankheiten befallen die sie nicht zu behandeln wissen. Viele sterben elendiglich, und Kinder bringen die Keime des Uebels auf die Welt. Die größten Verheerungen, endlich, verursachen die geistigen Getränke.

Cook fand hier nur Vögel, nicht Ein vierfüßiges Thier. Die Ratten und Schweine welche dermalen hier existiren sind die Abkömmlinge von Thieren welche der Weltumsegler auf seinen Schiffen mitgebracht hatte. In dem Museum, dessen Gründer und Vorstand Dr. von Haast ist, sieht man Vögel, deren Gattung noch vor zehn Jahren sehr gemein war, und welche heute äußerst selten geworden sind. Andere, wie die Moa, sind vollkommen verschwunden. Nur die Kea, ein grüner Papagai, widersteht. Sie ist die Geisel und der Schrecken der Schafe, an deren

Rücken sie sich klammert um die Nieren der armen Thiere zu fressen. An den Ufern des Wakatipusees und anderwärts beträgt die Zahl seiner Opfer an 10 Procent.

Auch die Pflanzenwelt, sowie die belebte Natur, leidet durch die Berührung mit den Weißen. Das Rindvieh und die Schafe, ursprünglich aus England importirt und jetzt, in immer größerer Zahl, im Lande gezogen, verzehren die Pflanzen bevor diese ihren Samen verbreitet haben. Sie zerstören auch das Unterholz welches die Wurzeln der großen Bäume beschützt. Infolge dessen dringt der Wind unbehindert in die Wälder und vertrocknet den Boden. Der nöthigen Feuchtigkeit, beraubt sterben die Bäume.

Die Máori kennen das Los das ihrer harrt. Das einheimische Gras, der gelbe Tussock, verkommt wenn auf demselben Grundstücke grünes, englisches, Gras gesäet wird. Daher sagen sie: „Green grassy English, tussock Máori." Die Menschen, die Thiere, die Pflanzen des Landes werden verdrängt durch Menschen, Thiere und Pflanzen die aus Europa kommen. Diese Metamorphose vollzieht sich mit wunderbarer Raschheit. Ein neues England entsteht. Der Máori, die Moa, der Ti verfallen der Vergangenheit und werden bald der Sage angehören. Wer weiß ob künftige Geschlechter sie nicht für einen Mythus halten, ob irgendein Zukunftsprofessor von Christchurch nicht beweisen werde daß es niemals einen Máori gab?

Heute Nachmittag ist große „Procession"; d. h. der Avon, ein zwischen Trauerweiden, Gärten und Landhäusern sich schlängelndes Flüßchen, wird von einer langen Reihe von Kähnen befahren. Die Fenster und Balkone sind mit Damen dicht besetzt, jungen und alten, in einfachem kleinbürgerlichen Anzuge. Die Männer stehen am Rande des Wassers. Ein bukolisches Schauspiel welches an die Alma mater im „alten Lande" erinnert.

Ein wahres Kleinod ist Islum, der Wohnsitz eines Sohnes

des Erzbischofs von Christchurch Dr. Harper. Haus, Garten, Bäume, Blumen und der Fluß, mit Inbegriff der freundlichen Bewohner, bilden ein echt englisches Stillleben.

Ich habe hier sehr angenehme Bekanntschaften gemacht, darunter einige Familien welche in der ersten Zeit eingewandert sind und die Anschauungen und Gefühle derselben bewahrt haben. Letztere verflüchtigen sich wie die Máori. Dem Professor von Haast bin ich zu besonderm Danke verpflichtet. Er ist der würdige Nachfolger des österreichischen Gelehrten, Professor Hochstetter, dessen wissenschaftliche Forschungen zur Kenntniß der Hülfsquellen dieser Inseln wesentlich beitrugen. Auch hat er in der Colonie ein gutes und dauerndes Andenken hinterlassen.

Am frühen Morgen Aufbruch nach Waitavi, jetzt dem Terminus der Bahn welche Christchurch mit Nelson verbinden soll.

Wir nähern uns der doppelten hohen Gebirgskette, dem Rückgrat der Südinsel. Der Morgen ist schön und die Luft erquickend. Die Sonne vergoldet die mit frisch gefallenem Schnee bedeckten Zinken der Berge und färbt mit rosigen Tinten den Fuß dieser Riesen. Um uns die gewöhnliche Landschaft: eine weite Ebene, orangefarbige Hecken, graugelber Tussock, saftgrünes englisches Gras, und flüchtende Schafheerden.

Der Eigenthümer des „Run" erwartet uns am Bahnhofe. Er mag ein vorgerückter Funfziger sein und ist der Typus des englischen Gentleman von altem Schlage. Er hat in der Armee weiland der Ostindischen Compagnie gedient. Seine Frau ist Engländerin, die Kinder sind Máori, wie man die im Lande geborenen Weißen im Scherz zu nennen pflegt. Der Herr besitzt 70000 Schafe und gehört also zu den größern Squatters. Den Grund hält er in freiem Besitz, Freehold.

Der Run erstreckt sich über eine von Hügeln umrahmte und

durch zwei Flüsse bewässerte Ebene. Eine vereinzelte Anhöhe gestattet den Blick auf das Hochgebirge. Als wir heute Morgen Christchurch verließen, glichen diese Kolosse Wölkchen am fernen Horizont. Jetzt steigen sie, scheinbar nahe, in den Himmel empor. Es ist eine schöne Landschaft aber sie macht den Eindruck der Einsamkeit. Wer hier seine Hütten baut, muß von den eigenen Kräften eine hohe Meinung haben, denn er kann auf keine menschliche Hülfe zählen.

Am Fuße des eben erwähnten Kegels, mitten in einer Baumschule: Fichten, Eichen, Pappeln, steht das gut eingerichtete und wohlgehaltene Wohngebäude.

Die Tochter und eine Freundin, zwei junge gebildete Mädchen, trugen das von ihnen, mit Hülfe der Frau vom Hause, bereitete Mittagsmahl auf. Hier verrichtet jedermann Händearbeit. Diener sind beinahe nicht aufzutreiben und, wenn so bleiben nicht. Es gibt aber vielleicht noch tiefer liegende Gründe. Das Gemeindewesen hierzulande ist von Gentlemen begründet worden, aber diese Gentlemen wurden allmählich durch Männer aus dem Volke von der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten verdrängt. Es ist daher natürlich daß letztere der neuen Gesellschaft ihren Stempel aufdrücken. Wahrscheinlich werden sie sich, im Laufe der Zeit mit dem erworbenen Besitz auch den Geschmack der höhern Klassen aneignen. Man wird sie dann neue Reiche, nouveaux riches, nennen, aber allmählich werden sie die Muße welche der Reichthum gibt würdigen lernen, und so dürfte die neuseeländische Gesellschaft des 20. Jahrhunderts mit der unsers alten Europa manche Aehnlichkeit darbieten. Aber mittlerweile gibt es hier nur Menschen die mit ihren Händen arbeiten. Die Mitglieder der Aristokratie und der Gentry bewahren die geistige Richtung, die Traditionen und die Manieren ihrer Klasse. Handarbeit erniedrigt niemals. Alle Jahre, an einem gewissen Tage und in einem gewissen Tempelgrunde, führt der Kaiser von China den Pflug. Wenn der Kaiser von Brasilien seinen Wagen am Bahnhofe, oder sein Jachtschiff im

Hafen besteigt, liebt er es seine Reisetasche und sein Plaid selbst zu tragen. Eine seinen weißen Unterthanen gegebene Lection, weil sie sich einbilden Handarbeit sei Sache der Schwarzen und entehre den Weißen. Dom Pedro II. will sie eben wieder zu Ehren bringen, was in einem Sklavenstaate kein Leichtes ist. Hier, fürchten Edelleute nicht durch Handarbeit ihren Stammbaum zu schädigen. Man hat schwielige Hände. Wie sollte dies nicht sein, da man die Schaufel führt? Man ist sonnverbrannt, wenn man den ganzen Tag den Busch ausgerodet oder Viehheerden gehütet hat. Dies verhindert aber nicht, vom Felde oder von den Hürden heimgekehrt, sich zu waschen, eine sorgfältige Toilette zu machen und an der Tafel der höchstgestellten Personen ein Gedeck zu finden. „Sehen Sie sich diese beiden Männer an", sagte mir der Squatter auf einem Spaziergange durch sein Gebiet. „Es sind Gentlemen, wie Sie an ihrer Haltung mehr als an ihrem Anzuge erkennen werden. Es sind Croppers. Darunter versteht man Folgendes: der Eigenthümer einer Station verpachtet für einen sehr geringen Preis auf zwei Jahre ein Stück unbebauten Landes. Der Pachter übernimmt die Verpflichtung dasselbe auszuroden und mit Getreide zu besäen. Nach Ablauf der zwei Jahre, nimmt der Eigenthümer das Land zurück, baut englisches Gras darauf und verwandelt es dergestalt in Weidegrund. Wenn der Cropper, der ein Pferd und das nöthige Werkzeug besitzen muß, ein nüchterner, thätiger, dem Spiel nicht ergebener Mensch ist, und wenn er nicht besonderes Unglück hat, infolge schlechten Wetters oder Sinkens der Getreidepreise, so kann er innerhalb der zwei Jahre auf einen Reinertrag von 800—1000 Pfd. St. rechnen, und, fährt er in derselben Weise fort, in sieben bis acht Jahren die zum Kauf einer kleinen Station nöthige Summe ersparen. Dies alles aber nur in der Voraussetzung daß er selbst arbeitet. Wenn er Arbeiter miethet, muß er zu Grunde gehen."

Hinter einer Hecke, halb im Grase versteckt, lagen zwei Gesellen von wenig einnehmendem Aeußern. Ich wäre ihnen nicht

gern allein im Walde begegnet. „Es sind", sagte mir mein Begleiter, sundowners, Leute die den Sonnenuntergang abwarten und dann in einer Station vorsprechen um Abendbrot und Unterkunft für die Nacht zu erbitten. Dies wird, nach Eintritt der Nacht, nie verweigert, aber nie zugestanden solange die Sonne am Himmel steht."

In einiger Entfernung vom Hause befinden sich die Schafhürden und die Oertlichkeiten in welchen die Schafschur vorgenommen wird. Es ist eine wichtige Epoche im Jahre, welche mit dem Eintritt der heißen Jahreszeit, also im nächsten Monat, beginnt. Unser Wirth verwendet zu dieser Arbeit, welche sechs Wochen dauert, 120 Männer. Die Scherer, 36 an der Zahl, erhalten 1 Pfd. St. Tageslohn. Alle werden auf der Station genährt. Wir trafen dort bereits den Koch, einen italienischen Schweizer, emsig beschäftigt sein Geschirr in Ordnung zu bringen. Im Hause des Besitzers kochen seine Frau und Tochter, die Arbeiter werden von einem Koch bedient. Wie sonderbar! Aber die Leute sind da um die Schafe zu scheren und nicht um sie zu braten.

Ich sah prachtvolle Thiere, alle Abkömmlinge von sächsischen Merinos. Für die Böcke werden sehr hohe Preise gezahlt.

Diese Squatter führen ein einsames Leben. Die im Bau begriffene Eisenbahn wird allerdings manchen Vortheil bringen, manche Entbehrung und manche Gefahr beseitigen; aber es gehört doch ein gewisser Muth dazu seine Wohnstätte in diesen Einöden aufzuschlagen, fern von jeder unmittelbaren Hülfe, und abgeschnitten von allem geselligen Verkehr. Indeß, es scheint der Mensch gewöhnt sich leicht an diese Lebensart; er liebt die weiten Horizonte und den beständigen Kampf mit der Natur, und kehrt, wenn die Stunde des Scheidens schlägt, nur mit Widerstreben zurück in den Schos der gesitteten Welt.

III.

Die Nordinsel.

Vom 25. October zum 12. November 1883.

Wellington. — Picton. — New-Plymouth. — Kawhia. — Auckland. — Die heißen Seen. — Politische Uebersicht.

Bei sinkender Nacht verließen wir in einem kleinen Dampfer den Hafen von Christchurch, Namens Littleton, ungefähr sieben Meilen von der Stadt entfernt. Am nächsten Tage fand uns die aufgehende Sonne am Eingang der Meerenge welcher Cook seinen Namen gab. Seit ich in den australen Gewässern schiffe, ist mir dieser merkwürdige Mann immer gegenwärtig. Es ist fabelhaft wie viele neue Länder er entdeckt, wie viele unbekannte Meere er befahren, welchen Schwierigkeiten er getrotzt, welche Gefahren er bestanden hat. Die Neuseeländer haben den Helden unter die Götter versetzt. Ein verschleierter Olympier, den irdischen Blicken entrückt, lebt er fort in der Erinnerung und der Einbildungskraft der Sterblichen.

Vor uns steigen, wie in der Luft schwebend, die hohen Berge von Kaikura empor.* An ihrem Fuße kriecht eine verworrene Kette von niedern gezackten Hügelzügen, mit Ausnahme

* Auf der Südinsel, am südöstlichen Eingange der Cook'schen Meerenge erhebt sich der Pik von Kaikura 9700 Fuß, der des Looker-on 8300 Fuß über den Meeresspiegel.

einiger gelber Grasflecke, jeder Vegetation vollkommen bar. Eine Fata-Morgana, oder ein Kaleidoskop: die Farben verschwimmen, scheiden und begegnen sich. Wenn der Blick, von der unruhigen, schäumenden, unwirthbaren See abgewendet, sich langsam erhebt, durchläuft er die Stufenleiter eines wundervollen Farbenschmelzes: Unten Safrangelb mit rosigen Tönen, darüber Tiefblau, Azurblau, Blaßblau wie Opal. Bei den Firnen der Gletscher angelangt, vermag er es kaum sich von dem entzückenden Schauspiele loszureißen. Es sind Diamanten die in der Morgensonne glänzen, am matten Hintergrunde des perlfarbigen Firmaments. In der entgegengesetzten Richtung ahnt man die niedern Ufer der Nordinsel. Als landschaftlichen Reiz — die Fanatiker des Wakatipusees mögen mir dies verzeihen — habe ich in Neuseeland bisher nichts Aehnliches gesehen.

Wellington, wo wir gegen Mittag ankommen, liegt im Innern einer kleinen Bucht. Daher kein Meereshorizont, und die Täuschung eines Landsees. Die Ufer sind theils bebaut, theils bedeckt sie der Urwald. Die Hauptstraße, ausnahmsweise nicht schnurgerade, läuft einigen mit Häusern und Gärtchen besäeten Hügeln entlang. Es ist eine niedliche kleine Stadt, wegen der häufigen Erdbeben ganz und gar aus Holz gebaut. Vielleicht wird die Bezeichnung „klein“ die Empfindlichkeit der Einwohner erregen, welche mit Recht von der amtlichen Hauptstadt der Colonie eine hohe Meinung haben. Christchurch auf der Süd-, Auckland auf der Nordinsel besäßen eigentlich mehr Anspruch auf diese Ehre. Wellington wurde seiner centralen Lage wegen zur Hauptstadt gewählt. Man ließ mich hier die Paläste des Gouverneurs und der Legislatur, und insbesondere ein ungeheueres Gebäude bewundern in welchem die Staatsarchive und das Arbeitspersonal sämmtlicher Ministerien untergebracht sind. Die Wellingtonianer sind auf diesen Bau sehr stolz. Ueberall liebt man ein Unicum zu besitzen, aber nirgends mehr als in den Colonien. Dieser Tempel der Bureaukratie ist ein Labyrinth von großen und kleinen, sehr gut und zweckmäßig eingerichteten

Gemächern, und ich frage nur wie es möglich ist die nöthige Anzahl von Beamten aufzutreiben um alle diese Kanzleien zu bevölkern, und die nöthige Beschäftigung zu finden für diese Menge glücklicher Sterblicher in deren Händen die Geschicke Neuseelands ruhen. Aber je mehr ich die Colonien bereise, je mehr ich mich in dieser neuen Welt umsehe, um so klarer wird mir daß der Mensch überall, mehr oder minder, sich gleich bleibt und die Empleomania bureaucratica unter allen Himmelsstrichen gedeiht.

In diesem großen Regierungs-Phalanstère, von dem Post- und Telegraphenminister Oliver geleitet, hatte ich die Ehre die meisten seiner Collegen kennen zu lernen. Auch im Club, wo ich wohne, finden sie sich zu den Mahlzeiten und abends ein. Den Gegenstand der Unterhaltung bilden die Kämpfe zwischen der demokratischen Volkspartei und dem aristokratischen Element, zwischen dem „Mob" und den „Gentlemen", wie die einen sagen, zwischen dem Volk und den „Landsharks" nach der Ausdrucksweise der Leute aus der untern Klasse. Wer wird Besitzer von Grund und Boden sein? Dies ist die Frage. Ein deutscher Kaufmann, ein hier sehr angesehener Mann, sagte mir: „Bisher behaupten wir unsere Stellung. Und diese Stellung ist die erste. Natürlich nehmen wir die nouveaux riches gern am Fuße der Gleichheit in unserer Mitte auf, aber nur in der Voraussetzung daß sie auf ehrlichem Wege reich geworden sind."

So verstrichen zwei angenehme Tage im Umgange mit gescheiten und zum Theil gebildeten Männern. Dann, nachdem ich mich von meinem jungen Oxonian, der hier bleibt, mit Leidwesen getrennt hatte, trat ich die Reise nach Picton an. Das Städtchen ist auf der Nordspitze der Südinsel, in einer engen Bucht gelegen, ich möchte sagen in einem norwegischen Fjord. Was diesen Landschaften immer fehlt ist der Mensch. Daher das den Reisenden beschleichende Gefühl der Einsamkeit sobald er die Städte verlassen hat. In den Berghalden gibt es wol einige Máorihütten. Einige dunkle Gestalten stehen hier und da auf

den Klippen und Felsblöcken mit welchen hier das Meer besäet ist, ein Meer tief genug um den größten Schiffen die Fahrt hart am Ufer zu gestatten, wenn es hier überhaupt Schiffe gäbe. Hügel von bedeutender Höhe, mit grünem Grase bedeckt, umrahmen die Bucht. Zu beiden Seiten erschließen sich dämmernde Schluchten zwischen den senkrecht abfallenden Felsufern. Man sagt mir daß diese hohen Terrassen prachtvolle Weidegründe mit zahlreichen Schafheerden auf ihrem Scheitel tragen.

In Nelson habe ich das Vergnügen den Gouverneur der Colonie, Sir William Jervois zu treffen.

Die Stadt liegt im Hintergrunde einer kleinen gegen den Ocean geöffneten Bucht, und gewährt einen lieblichen Anblick. Den hohen Kupferbergen kehrt sie den Rücken. Im Grunde ist sie, mit Ausnahme des kleinen Geschäftsviertels, nur eine Gruppe von Cottages und englischen Gärten, welche das grüne Berggelände hinansteigt. Die Einwohner haben sich meist von den Geschäften zurückgezogen und leben von ihren Renten oder, wenn sie Beamte waren, von ihrer Pension. Keine Spur von Bewegung. Tiefe Ruhe herrscht über Pensionopolis, im grellen, meinem Gefühle nach, angenehmen Gegensatze zu dem lärmenden Getriebe der großen Handelsstädte. Ich sah in den Colonien so viele denen der Drang und das Bedürfniß Geld zu machen auf die Stirn geschrieben ist, daß mir Menschen welche, wie hier, nur ausruhen und genießen, wie Wesen höherer Art erschienen. Man liest das dolce far niente auf ihren zufriedenen, sorglosen, ein wenig schläfrigen Gesichtern. Sie verlangen nichts als daß man sie in ihrer Ruhe nicht störe, daß man sie der Schatten ihrer Gärten, der sanften lauen Lüfte ihrer Bucht, unter einer meist halb verschleierten Sonne genießen lasse. Vielleicht sehen sie auch so glücklich aus weil sie dem Götzendienste des goldenen Kalbes entsagt haben.

Als nachmittags der Gouverneur, mit dem ich die Reise fortsetze, sich nach dem Hafen begab, war die Gasse durch die wir fuhren mit wohlgekleideten Menschen erfüllt. An ihrer

Spitze stand der anglikanische Bischof. Ich hörte niemals ein so begeistertes Hep, Hep, Hep, Hurrah! Die Zufriedenen sind immer den leitenden Gewalten zugethan. Die lächelnde Menge setzte ihre Zurufe fort lange nachdem unser Schiff den kleinen Hafen verlassen hatte, und wir vernahmen noch die durch die Entfernung gedämpften Töne als ein zauberhafter Sonnenuntergang, dessen wir bereits auf hoher See genossen, den Bezeigungen britischer Loyalität ein Ende machte.

Wir steuern an der Westküste der Nordinsel dem Lande Taranaki entlang, einst dem Schauplatze der Kriege mit den Máori und überdies berühmt wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, hinter welcher selbst die der gesegneten Provinz Canterbury zurückbleibt. Der eisenhaltige Sand am Strande ist schwarz. Eine amerikanische Gesellschaft hat hier Eisenwerke, nach einem neuen System eingerichtet.

Um die Mitte des Tages erschollen neue Hep, Hep, Hurrah! von der Küste her. Wir sind vor New-Plymouth, in einiger Entfernung von der Stadt angekommen; und werden in einem stattlich geschmückten Korbe an das Land gehißt. Der Gouverneur besichtigt die Arbeiten am neuen Damm, empfängt die Spitzen der Behörden, vernimmt und beantwortet die an ihn gerichteten Anreden und besteigt sodann mit seinem Gaste einen vierspännigen Phaethon. Die Reitknechte sind als Postillone von Longjumeau gekleidet. Piqueurs umgeben das leichte elegante Fuhrwerk. Eine lange Reihe von Equipagen und Reitern folgen dem Wagen des Gouverneurs. Man nennt dies hier eine Procession. Sie hat zwei Meilen zurückzulegen ehe sie die Stadt erreicht, an deren Eingang der Repräsentant der Königin von den verschiedenen Körperschaften mit vorangetragenem Fähnlein feierlich empfangen wird. Ein Offizier der Colonialtruppe, dessen weißen Helm ein rother Federbusch beschattet, die Beine in ungeheuern Stiefeln steckend, reitet an der Spitze des

langen Zuges, sorgt für freie Passage, und stimmt von Zeit zu Zeit sein Hep, Hep, Hurrah! an, welches Tausende von Stimmen mit Begeisterung wiederholen. Diese Scene hatte übrigens nichts Komisches. Im Gegentheil, das Ganze war anständig, feierlich, aber eigenthümlich und naturwüchsig. Die Männer sahen ernst und nachdenklich aus. Man konnte errathen daß ein jeder ein Anliegen hatte. Wir sind hier nicht in Nelson welches nur Eins wünscht: in Ruhe gelassen zu werden; sondern in New-Plymouth, einer Stadt voll von Jugend, überströmender Thatkraft, voll von unbestimmtem Sehnen und Trachten, von Hoffnungen deren Erfüllung unmöglich ist, welche sie aber verwirklichen wird, dank ihrer Willenskraft, ihrer Verwegenheit, ihrem naiven Glauben an das Glück. Ueberall in den Colonien findet man diese geistige Stimmung, aber, wie mir scheint, nirgends mehr als hier.

Der Zug hielt im Mittelpunkte der Stadt neben einer öffentlichen Schule. Um besser vernommen zu werden, sprach Sir William am Bock des Wagens stehend. Ich konnte den Eindruck der Rede auf den Gesichtern der Menge lesen welche den kleinen Platz, die einmündende Gasse, die Fenster und Hausdächer erfüllte. Unerachtet einer sengenden Sonne, hatten die Männer das Haupt entblößt und es war ein glücklicher Gedanke des Gouverneurs daß er seinen Speech mit der „Motion" begann, jedermann möge sich bedecken. Hierauf folgten artige Bemerkungen, Rathschläge, Lobsprüche, Zusagen, letztere allerdings etwas allgemein. Aber die Wirkung der Rede war überwältigend, und die Stadt bewahrte den Tag über und bis tief in die Nacht ihr feierliches Aussehen.

Rings um New-Plymouth bekleiden frische Wiesen die wellenförmige Ebene über welche Stechginster und blühendes Heidekraut gelbe und rosenfarbige Tinten verbreiten. Mount Egmont (8200 Fuß) der Aetna der Antipoden, weiß vom Scheitel zur Zehe, beherrscht die Stadt.

Mitternacht war vorüber als ich mich von Sir William Jervois verabschiedete um die Reise, diesmal in Begleitung des

ersten Ministers, Major Atkinson, fortzusetzen. Die Abfahrt von New-Plymouth war weniger glänzend als die Ankunft. In der dunkeln Nacht irrten die soeben genannte hohe Persönlichkeit und sein Begleiter geraume Zeit am Strande umher, vergeblich ihr Schiff, die Henemoa suchend. Endlich stießen sie auf einige Fischerleute die sie an Bord brachten.

Heute Morgen, um 6 Uhr, ging der kleine Dampfer im Hafen von Kawhia vor Anker. Kawhia gehört zum „Königslande“, d. h. zu dem unabhängigen Gebiete des Königs der Máori. Die Stellung dieses, zur Zeit der Liga von Taranaki, erwählten Königs ist eine unklare. Es thut mir leid, zur Steuer der Wahrheit, bekennen zu müssen daß Tawhao keines sehr guten Rufes genießt. Meine Achtung für die Größen dieser Erde verhindert mich hier die Schilderung wiederzugeben die ich von diesem Gelegenheitskönige vernommen habe.

Die Colonialregierung scheint sich mit der Absicht zu tragen seinem Königreiche ein Ende zu machen, nicht mit Gewalt, sondern mit moralischen Mitteln, mezzi morali. Den Beginn machte sie mit der Besitzergreifung eines Pah, oder Kampfplatzes, wo ein Gensdarmerieposten errichtet wurde. Am Fuße des Pahs soll eine Stadt gebaut werden auf einem dem Könige abgekauften Grundstücke. Zunächst werden dort ein Zollhaus, ein Telegraphenamt und ein Postamt eingerichtet. Sofort wird die Menge herbeiströmen, und ehe einige Jahre verstrichen sind, dürfte auf diesem jetzt wüsten und einsamen Strande eine blühende mit Auckland wetteifernde Handelsstadt stehen. Große Erwartungen knüpfen sich an dies Project.

Verschiedene Umstände scheinen sie zu rechtfertigen. Kawhia liegt Sydney, und mithin England, näher als Auckland. Die Seereise würde um 600 Meilen abgekürzt. Nach Beendigung der Eisenbahn zwischen Wellington und Kawhia wird die europäische Post der Nordinsel von hier aus befördert werden.

In der Nähe befinden sich bedeutende Kohlenlager. Die Schiffe welche in Auckland 15—20 Schillinge zu zahlen haben, werden sie hier für 7—10 Schillinge laden können.

Hinter Kawhia erstreckt sich das den Weißen vertragsmäßig verschlossene Königsland weit in das Innere. Um jeden Preis muß es eröffnet werden: der Civilisation, der Bodenkultur und vor allem der Speculation, d. h. dem Länderschacher.

Auckland würde, wenn sich diese Entwürfe verwirklichen, bedeutend verlieren und setzt daher in Wellington alles in Bewegung um den Plan zu vereiteln. Aber die meist unwiderstehliche Macht der Dinge scheint Kawhia zu begünstigen.

Ich betrat den, noch vor einem Monate vom europäischen Standpunkte aus jungfräulichen, Boden in Begleitung des Premier und des Generalcommandanten der Colonialgensdarmerie, Obersten Readon. Ein grünes Land, smaragdgrün wie Irland. Am Strande stehen einige Máorihütten und einige prachtvolle heilige Bäume, Bäume die tabu sind. Ich habe ihren Máorinamen vergessen; den botanischen konnte man mir nicht nennen. Einige Eingeborene saßen, in ihr Plaid gehüllt, auf den Fersen ohne uns eines Blickes zu würdigen. Stehen diese Leute aufrecht so bewundert man die hohen und schlanken Gestalten. Aber in der kauernden Stellung sehen sie wie Kinder oder Zwerge aus.

Ein steiler Pfad führt zum Lager hinauf. Der Commandant, ein fröhlich aussehender Mann mit den Manieren eines Gentleman, war überglücklich weil wir ihm für einige Stunden seine Frau und seinen Knaben gebracht hatten. Da die Postdampfer hier nicht landen, befindet sich Kawhia dermalen noch außerhalb der civilisirten Welt. Der Commandant und seine Mannschaft leiden daher zuweilen auch Mangel an Mundvorrath.

Vom Pah aus betrachtet, gleicht die Bay einem Landsee. Im Norden erheben sich wilde, zerklüftete Bergmassen zu bedeutender Höhe. Die Bucht scheidet uns von ihnen. Kein Segel belebt sie. Hier und da zeigt sich ein ausgehöhlter Baumstamm von einem oder zwei Máori gerudert. Tiefes Schweigen ruht

über der weiten glatten Wasserfläche in welcher sich Land und Himmel spiegeln.

Wir hatten den Meerbusen eben verlassen als uns ein phantastisches Schauspiel überraschte. Leichte, wie der Himmel, azurfarbige Nebelschleier verhüllen die Küste, und in der Mitte des blauen Vorhanges, hoch oben in den Lüften schwebend erscheint der weiße kegelförmige Krater des Mount Egmont. In gerader Linie trennen uns 80 Seemeilen von dieser magischen Erscheinung. Dergleichen sieht man doch nur in Neuseeland.

Der Dampfer kommt hart an einem kleinen Eilande vorüber. Es ist weiß wie Schnee und heißt darum White-Island. Vögel haben ihm Farbe und Namen gegeben. Wir gewahren eine Unzahl dieser Bewohner der Lüfte und der Wasser. Ihre Eier brütend, sitzen sie unbeweglich in dichtgedrängten Reihen. Der Kapitän des Dampfers, der jahraus jahrein dieses Meer befährt, macht uns mit ihren Sitten und Gewohnheiten bekannt. Der große Reiz der Reisen in fernen Landen liegt, sollte ich meinen, darin daß man jeden Tag irgendetwas Neues, Sonderbares, Räthselhaftes sieht oder hört oder erlebt. Das interessanteste Object bleibt aber immer der Mensch. Dieser Seemann, von Geburt ein Canadier, der alle Meere befahren hat, gehört jener Klasse von Abenteurern an welche, je nach ihren natürlichen Anlagen und der Einwirkung des Zufalls, sich zu Freibeutern oder Helden entwickeln. Der Ocean und unbekannte Küsten sind der Schauplatz ihrer Thätigkeit. Meistens leben, wirken, sterben sie unbekannt. In einer höhern oder den Blicken aller zugänglichern Sphäre geboren, würden sie die Welt in Erstaunen versetzen durch den Glanz ihrer Großthaten oder durch die Schwärze ihrer Verbrechen. Aber obgleich ihr Dasein in Dunkel gehüllt bleibt, spielen sie, wenngleich hinter den Coulissen, eine große Rolle in dem staatlichen Dasein der Colonien.

Wir dampfen fortwährend der Küste entlang, und die Gegend wird immer lieblicher. Landung in Manikau kurz vor Sonnen-

untergang. Eine halbe Stunde später hat uns ein Bahnzug nach Auckland gebracht, der ehemaligen Hauptstadt von Neuseeland und, immer noch, der bedeutendsten Stadt der Nordinsel.

Auckland. Vom 5. zum 12. November. — Ich wohne in dem trefflichen Northern-Club der den höchsten Punkt in der Stadt einnimmt. Von hier betrachtet, sieht sie wie eine Metropole aus. Noch ausgedehnter und wirklich schön ist das Panorama dessen man vom Mount Eden genießt. Dieser vereinzelte Kegel erhebt sich im Südwesten der Stadt. Auf seiner Spitze steht ein ehemaliger Pah. Zu unsern Füßen, wenn wir nach Norden blicken, liegt Auckland und der von Schiffen gefüllte Hafen, jenseits die weite Wasserfläche des Golfs von Hauraki, eingerahmt hier vom Festlande, dort von einer Gruppe kleiner Inseln; das Stille Weltmeer bildet den Horizont. Wendet man den Blick gen Süden, so gewahrt man in der Tiefe einen Theil der Landzunge welche den Golf von Hauraki von der kleinen Bucht von Manikau trennt. Ringsum eine Menge Gärten, Landhäuser und Gehöfte. Das Gesammtbild ist schön und sogar malerisch, aber der Enthusiasmus der Einwohner übersteigt jedes Maß, erweckt daher den Widerspruchsgeist, und thut jedenfalls der Bewunderung, welcher man sich ja schon aus Gefälligkeit recht gern hingeben möchte, bedeutenden Eintrag. Auckland wird verglichen mit Neapel, Nizza, Genua, Konstantinopel, aber, natürlich, ist Auckland am schönsten. Man nennt dies in die Posaune stoßen, blowing the trumpet, oder kurzweg blowing. Spricht man von den Erzeugnissen der Natur oder der Industrie, von der Schönheit der Gegend, vom Klima, von den Menschen und Dingen des Landes, so endigt das Gespräch immer mit der Versicherung, die einer ehrlichen Ueberzeugung entspringt, es sei das Beste in der Welt. Und, was das Aergste, dem Fremden wird ein artiges Schweigen nicht gestattet. Man zwingt ihn

mit in die Trompete zu stoßen. Es ist eine Schwäche, eine Kinderkrankheit die man nur in neuen Ländern antrifft. Beschreibungen von Reisen in Nordamerika aus dem Anfange, ja noch aus der Mitte des Jahrhunderts sind voll von Anekdoten und komischen Bemerkungen über die damalige Gewohnheit der Yankee über sich selbst in Ekstase zu gerathen. Der Secessionskrieg hat die Entwickelungsepoche abgeschlossen. Die Nation ist gereift und hat die Gewohnheiten der Kinderzeit abgelegt. Dasselbe wird hier und in Australien stattfinden. In der, seit zweihundert Jahren bestehenden, Capcolonie wird die Trompete nicht geblasen. Auf was immer für einem Gebiete seiner Thätigkeit oder seiner Studien, ist der Mensch immer geneigt sich seine ersten Erfolge zu übertreiben, je mehr er aber vorwärts dringt, je mehr vermag er den Weg zu messen der noch vor ihm liegt. Dann tritt der Rückschlag ein, d. h. Entmuthigung. Erst im reifern Alter findet er, der tüchtige Mann nämlich, sein Gleichgewicht. So ergeht es auch den Gemeindewesen.

In der obern Stadt kann man durch die Gitter eines Parkes zwischen schönen Bäumen Government-House errathen. Weiter folgt eine Reihe von eleganten Häusern und Gärten, welche die breiten und unabsehbar langen Avenuen einfassen. Die innere Stadt, der Sitz des Handels und der Gewerbthätigkeit, gleicht den australischen Großstädten.

Die üppige Vegetation erinnert an den Breitengrad. Der Reisende fühlt daß er den Tropen näher gerückt ist. Die Einwohner rühmen natürlich das Klima: es ist das beste in der Welt. Aber hier ansässige Fremde versichern mir es sei heißer, feuchter und veränderlicher als jenes der gemäßigten Zone unsers Continents. Es übt insbesondere einen entnervenden Einfluß aus, und die in der Colonie geborenen jungen Leute sind schwächlicher als ihre aus Europa eingewanderten Väter.

Hier, wie in Dunedin, Christchurch, Wellington überhäuft man mich mit Liebenswürdigkeit. Diese Neuseeländer, stets bereit Menschen und Dinge ihrer Insel in den Himmel zu erheben, rühmen sich nie einer ihrer Tugenden: der ihnen angeborenen Gastfreundlichkeit.

Sir George Grey ist für einige Tage von seiner Insel nach der Stadt gekommen, und ich erfreue mich täglich seines belebenden Umganges. In England und in den Colonien ist die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes wohlbekannt. Im Jahre 1812 geboren, erforschte er, als junger Offizier, einen Theil Westaustraliens und fungirte dann einige Zeit als Magistrat in Albany (Westaustralien). Abwechselnd Gouverneur, Administrator, Befehlshaber der Truppen in Neuseeland, zweimal Gouverneur der Capcolonie und Obercommissär in Südafrika, ließ er überall dauernde Spuren seiner Thätigkeit zurück. Seit er den Staatsdienst verlassen, nimmt er einen thätigen Antheil an den politischen Angelegenheiten dieser jungen Colonie, abwechselnd getragen und verlassen von der wechselnden Gunst der öffentlichen Meinung. Während seiner langen Laufbahn, erwies er sich stets, infolge der Unabhängigkeit seines Urtheils und seines Charakters, als ein unbequemer Untergebener, aber als ein vortrefflicher Leiter sei es einer Colonie oder einer Partei. Man beschuldigt ihn sich im hiesigen Parlamente der äußersten Linken angeschlossen zu haben. Ich weiß nicht wie weit diese Anklage gegründet ist; ich weiß nur daß der Schein zuweilen trügt, und ich weiß auch wie unverläßlich das Urtheil ist welches „Politiker" über Staatsmänner fällen.

Persönlich ist Sir George Grey ein liebenswürdiger Greis, mit veilchenblauen Augen, gerötheter Gesichtsfarbe und schneeweißem Haar; ein gebildeter durch Lektüre genährter Geist, großer Bibliophile, interessant und lebhaft im Gespräche; unerachtet der Vorliebe für die Demokratie die ihm, mit Recht oder

Unrecht, nachgerühmt oder zur Last gelegt wird, ein Mann der großen Welt, und, trotz eines langen unter den Antipoden zugebrachten Lebens, das Urbild des englischen Gentleman von altem Schlage. Er und Sir Bartle Frere sind, trotz ihrer geringen Aehnlichkeit, auf der südlichen Halbkugel die beiden hervorragendsten Gestalten.

Sir George brachte mich nach seiner kleinen, nördlich von Auckland, im Golfe Hauraki gelegenen Insel Kawau. Die Entfernung beträgt 26 Meilen, und die Fahrt währt 3½ Stunden. Es ist heute der Geburtstag des Prinzen von Wales und daher ein holyday. Kaufläden, Magazine und Werkstätten sind geschlossen. Dagegen begegnen wir einer Menge Dampfer welche mit Vergnügungsreisenden im Sonntagsanzuge überfüllt sind. Auch unser winziges Boot vermag kaum seine Passagiere zu fassen. Darunter viele Frauen in einfacher Toilette; von Eleganz keine Spur; die ganze Gesellschaft hat einen kleinbürgerlichen Anstrich. Nichts was man fast nennen könnte. Aber allerdings einige naiv verliebte Pärchen; wie denn überhaupt in dieser Colonie, was die Sitten anbelangt, ein anständiger Ton herrscht. Sir George wird als Respectsperson behandelt, und ein Theil der Ehrenbezeigungen kommt auch dem Gefährten zugute. Der Kapitän lehnt unsere 5 Schillinge, das Fahrgeld, ab. Er begnüge sich, sagt er, mit der Ehre uns an Bord zu haben. Das Wetter ist wundervoll. Der Wind von Achter macht die Seebrisen unfühlbar. Wir gleiten sanft auf dem Spiegel fort zwischen den kleinen Felswänden kleiner Vorgebirge, mit kleinen Baumgruppen auf ihrem Scheitel. Endlich wird Kawau erreicht. Der Dampfer umfährt eine kleine Spitze, dringt in eine kleine Bucht, und durch diese in eine noch kleinere, an deren Ende sich, von prachtvollen Bäumen beschattet, der Wohnsitz meines Amphitryon erhebt. Es ist ein schönes steinernes Haus und zugleich ein Museum und eine Bibliothek. Heute, zu Ehren des englischen Thronfolgers, standen alle Räume des Gebäudes, der Park und die Blumengärten, dem Publikum offen. Die

Touristen bewunderten die Schätze und lagerten dann auf den Rasenplätzen hinter dem Hause. Das ganze Eiland ist ein großer Park, eine Hügelreihe bewaldet mit den prachtvollsten Bäumen und Pflanzen welche, buchstäblich, aus allen Theilen der Erde herbeigeschafft wurden. Da sieht man den ehrwürdigen Kauri (Damara australis) viele andere neuseeländische Bäume und Büsche, mehrere californische Coniferen, die edle, etwas steife und gezierte Fichte der Norfolkinsel, wundervolle Arten der süd- und nordpacifischen Flora, den australischen Eucalyptus, die prächtige Arauzäa, Nadelholz aus Japan, Trauerweiden aus China, Fichten von Teneriffa, peruanische Faserpflanzen, fast alle südafrikanischen Bäume, sogar den Silberbaum, den Kampher- und den Lorberbaum, Cinnamomum des Malaiischen Archipels, endlich viele Gattungen der europäischen Flora. Auf den Pfaden hüpfen Känguru in ihrer unbehülflichen Weise, und wir begegnen einem riesigen Strauß der majestätisch einherschreitend uns kaum eines verächtlichen Blickes würdigt. Im Dickicht fliegen Fasanen auf. Ihr weißes Halsband verräth chinesischen Ursprung. Der Park selbst macht einen chaotischen Eindruck. Die grüne Farbe herrscht vor, aber in unzähligen Abstufungen. Er ist kein botanischer Garten, er ist kein Urwald: er ist das irdische Paradies vor dem Falle.

Ausflug nach den heißen Seen. Vom 29. October zum 5. November. — Gewissen Pflichten kann sich der wißbegierige und gewissenhafte Reisende nicht entziehen. Man geht nicht nach Rom ohne den Papst zu sehen. Man reist nicht nach Neuseeland ohne die heißen Seen zu besuchen oder doch die Absicht dieses Besuches zu äußern. Um meinem treuen Diener die Unannehmlichkeiten einer Seereise zu ersparen, lasse ich ihn in Auckland zurück und mache mich allein auf den Weg. Das Meer ist in einem entsetzlichen Zustande; der Golf von Hauraki gleicht einem Kessel mit siedendem Wasser. Der sehr kleine Dampfer

hat sich nicht sobald vom Kai entfernt, als er einen Höllenreigen zu tanzen beginnt. Der Regen fällt in Strömen und dringt sogar in die elende Rauchkajüte wo mir nach dem Abendessen der Koch Gesellschaft leistet. Ein anderer Mann, von wenig einladendem Aeußern, setzt sich zu uns. In den Colonien herrscht vollkommene Gleichheit. Jack, sagt man, gilt so viel wie sein Herr. Der Koch ist ein närrischer Kauz mit den Manieren der großen Welt. Der Himmel weiß welche Wechselfälle des Schicksals ihn in diese Meere verschlagen haben. Daß er aber kein geborener Koch ist, beweist das von ihm soeben bereitete Abendmahl. Hierzulande kommt es täglich vor daß junge Leute aus guten Familien, nachdem sie ihr Vermögen in Speculationen oder am Spieltische verloren haben, in den Dienst ihrer ehemaligen Bedienten treten, welche, gewandter oder glücklicher als sie, mittlerweile auf der geselligen Leiter emporgestiegen sind. Ein höherer Beamter, durch seine Geburt der englischen Aristokratie angehörig, sagte mir: „Die jüngern Söhne welche hierher kommen verlieren meist ihr Geld, entweder weil sie nichts von Geschäften verstehen oder weil ihnen die neue Lebensweise widerwärtig ist. Sie verfallen in Trübsinn und Muthlosigkeit, und suchen Zerstreuung im Spiel oder ergeben sich dem Trunke. Man macht sich keine Vorstellung von all den Wandlungen welche sie erleben. Ich selbst könnte als Beispiel dienen. Ich war Offizier in Indien in einem eleganten Regimente. Infolge eines Zerwürfnisses mit meinem Obersten, verkaufte ich meine Commission und ging nach Neuseeland wo ich alsbald alles was ich besaß verlor. Nicht ein Penny war mir geblieben. Da wurde ich Oberhirte, head driver, von Schafheerden. Ein hartes Brot, aber wer es ißt, vergibt sich nichts nach den Begriffen des Landes. Später wurde ich Golddigger. Mit drei Gefährten begab ich mich nach den Minen von Wakatipu. Wir arbeiteten 16 Stunden täglich; meine Gesellschafter, Männer aus dem Volke, erlagen der Anstrengung, und ich frage mich noch heute wie meine Gesundheit wider-

stehen konnte. Am Ende verließ ich die Gruben mit etwas Gold in der Tasche welches ich jedoch alsbald wieder verlor." (Er sagte mir nicht wie.) „Ich traf eben Anstalt wieder Schaftreiber zu werden — de revenir à mes moutons — als ich, durch die Verwendung einflußreicher Freunde in England meine gegenwärtige Anstellung im Staatsdienste erhielt."

Der andere Herr, der Mensch mit dem unheimlichen Gesicht und dem vernachlässigten Anzug, ein greulicher Strolch, wie mir mein neuer Freund, der Koch, in das Ohr raunte, mischte sich in die Unterhaltung. Er betrachtet die Dinge hauptsächlich vom Standpunkte der öffentlichen Moral. Die Bestechlichkeit der Minister, die Käuflichkeit der Volksrepräsentanten entlockten ihm Thränen der Entrüstung. Dieser tugendhafte Mann mit dem Aeußern eines Schnapphahnes ließ den Koch nicht mehr zum Worte kommen. Es war spät als ich mich in meine Kajüte zurückzog. Die scheußliche Atmosphäre in dieser Spelunke und das Rollen und Stampfen des Bootes verscheuchten aber den Schlaf von meinem elenden Lager.

Am nächsten Morgen, um 10 Uhr, kam der Glenelg bei strömendem Regen vor Tauranga an. Major Swindley holte mich an Bord ab und brachte mich in ein kleines Hotel wo wir alles fanden was das Herz erfreut: treffliche Kost, einen wohnlichen Salon und ein gutes Feuer im Kamin. Der Major befehligt die Gensdarmerie des Districts und ist, im Auftrage der Regierung, mein Begleiter auf diesem Ausfluge. Um Mittag klärt sich der Himmel auf und ein kleiner Buggy, eine Art von Char-à-bancs die von Californien eingeführt wurden, bringt uns nach dem Gate Pah traurigen Andenkens. Hier geschah es im Jahre 1864 daß die britischen Soldaten infolge eines Misverständnisses im Dunkel aufeinander schossen, dann in einem plötzlichen Anfall von Schrecken die Flucht ergriffen, ihre Offi-

ziere verlassend, welche den Kampf bis zum Morgen fortsetzten. Bei Tagesanbruch fand man den Pah verlassen. Dieser nächtliche Kampf und die starken Verluste der Engländer erinnern an Cortez' triste noche in Mexico.

Der Pah, der wie alle Kampfplätze der Máori den Scheitel eines Kegels einnimmt, gewährt eine weite Aussicht über eine zerklüftete Ebene und niedere mit Büschen bewachsene Hügelzüge. Die röthlichen Töne des Heidekrauts verschmelzen sich mit dem Graugrün des Gestrüpps. Grün und Roth sind die in diesem Theile der Nordinsel vorherrschenden Farben.

Die tapfern Offiziere welche am Gate Pah fielen ruhen auf dem Kirchhofe von Tauranga. Auf einem einfachen Monument liest man ihre Namen.

Die Stadt besteht aus einigen hölzernen Häusern. Die Bäume welche sie umgeben, meist Trauerweiden, Norfolkfichten und Pappelbäume, wurden von Europäern gepflanzt. In der Umgegend entstehen mehrere Pflanzungen. Allenthalben sieht man die Bucht welche kein Boot, kein Segel belebt. Ein isolirter Fels, der sich 800 Fuß hoch über das stille Wasserbecken erhebt, dient den wenigen Schiffern als Landmarke beim Einlaufen in diese entlegene Bucht.

Englische Missionare brachten die Heckenrose hierher. Diese Pflanze, sowie der englische Stechginster, auf beiden Inseln sehr verbreitet, erschweren die Urbarmachung des Bodens.

Tauranga und seine zwei Hotels verdanken ihre Entstehung den heißen Seen und den Geisern welche seit einiger Zeit, von November bis April, von Gichtkranken besucht werden.

Abfahrt von Tauranga um 8 Uhr morgens in einem mit vier kräftigen Pferden bespannten Buggy. Zuerst führt der Weg durch ein Wirrsal von Gräben, Hügeln und kleinen ebenen Stellen; am Horizont zeigt sich der bis zum Rande hinauf

bewaldete Krater des Vulkans Edgecumbe; ihn abgerechnet, walten die horizontalen Linien vor. Wir fahren an einigen wenigen bebauten Feldern vorüber und erreichen, eine Brücke überschreitend, die Máori-Reserve. So nennt man die den Eingeborenen zugewiesenen Ländereien, auf welchen nur mit Einwilligung der letztern den Weißen die Niederlassung gestattet ist. Die Regierung hat sich jedoch einen gewissen Einfluß vorbehalten, läßt Straßen bauen und sorgt durch Errichtung und Unterhalt von Schulen für die eingeborene Jugend.

Das Land ist beinahe unbebaut. Das einheimische, blaßrothe Heidekraut, der glänzende, grüne Tutu, eine dem Vieh Verderben bringende Giftpflanze, der Tibaum, welcher der Familie der Lilien angehört, sind die Herren des Bodens. Auch der Tussock kommt stellenweise vor, aber seltener als auf der Südinsel und ist hier von grünlich-weißer Farbe welche, dem Eise ähnlich, der Landschaft einen eigenthümlichen Anstrich verleiht. Hier und da ist die Täuschung eine vollständige, und man fragt sich wie der Schnee einer beinahe tropischen Sonne widerstehen könne. Unsere Pferde wurden scheu als wir an einer Gruppe von Máori vorüberfuhren welche uns mit wildem Geschrei begrüßten. Die durch einen großen Urwald nach Ohinemutu führende Straße war infolge der letzten Regengüsse unfahrbar geworden; dies zwang uns zu einem Umwege durch eine offene Einöde welche fortwährend den Charakter großartiger Wildheit bewahrt.

Wir besuchten einige Gehöfte. Die Häuser, ganz aus Holz erbaut, mit hohen schweren Dächern und Pilastern an den Ecken, wo man, nebst dem Symbole der zeugenden Kraft, die Bildnisse der Stammältern beiderlei Geschlechts wahrnimmt, letztere immer roth gemalt, lassen auf einen höhern Bildungsgrad schließen. Wenigstens habe ich nichts Aehnliches unter ganz oder halb wilden Stämmen gesehen. Einen guten Begriff von máorischer Kunst gibt ein Ahnensaal welchen Herr von Haast in dem Museum von Christchurch aufstellen ließ. Die Verzierungen, originell in ihrer

Weise, erinnern dunkel an Aegypten. Die Holzschnitzer arbeiten, ohne Zeichnung oder irgendeine Vorlage, mit zwei Messern welche sie zugleich mit beiden Händen führen.

Wir kamen an einem hübschen Wasserbecken Rotoiti (kleiner See) genannt, vorüber und erreichten dann die Ufer des großen Sees Rotorua (Roto, See; rua Loch). Die dichten Wolken am jenseitigen Ufer entstiegen den berühmten Geisern, diesem Wunder Neuseelands, und, wie man hinzufügen kann ohne in die Trompete zu stoßen, diesem Wunder der Welt.

Um 5 Uhr abends Ankunft im Seehotel. Entfernung von Tauranga 55 Meilen.

Ohinemutu ist ein kleines, auf einer in den See vorspringenden Landzunge erbautes Máoridorf. Pfähle umgeben jedes einzelne Haus. Die Bewohner, welche sich niemals an den Kriegen mit den Engländern betheiligten, gelten für gute „Loyalisten". Soeben haben sie ihr Stadthaus gebaut, d. h. die Halle in welcher die Familienhäupter zusammenkommen. In der Mitte steht ein Sockel auf welchem die Büste der Königin Victoria, in Gegenwart des Gouverneurs, feierlich aufgestellt werden soll.

Noch vor zwei Jahren traf man hier kein weißes Gesicht. Heute, dank den heißen Seen und den auckländer Aerzten, besitzt Ohinemutu einige Waarenniederlagen und zwei während der Badesaison stark besuchte Hotels. Der Boden gleicht ringsum einem Siebe. Aus den kleinen, mit siedendem Wasser gefüllten, Oeffnungen steigt fortwährend Rauch auf. Daher ist ein Spaziergang in den Gassen sogar bei Tage schwierig und nachts gefährlich. Einige Europäer im trunkenen Zustande fanden hier ein jämmerliches Ende. Heute Abend haben wir das geräumige Hotel für uns allein. Nur der Besitzer, der Gründer der Stadt Graham's Town in dem nahen Goldrevier an „der Themse", leistet uns Gesellschaft. Ein herablassender Herr der es nicht unter seiner Würde findet meine Neugierde über manche Punkte zu befriedigen.

Heute Morgen nahm ich ein Bad in einem kleinen, einige Schritte vor dem Hotel sprudelnden und seufzenden Geiser. Daneben buk ein Máoriweib ihr Brot in einer siedenden Pfütze. Ein Spaziergang in diesem Dorfe ist wirklich unheimlich. Man hat immer den Tod eines Hummers vor Augen.

Die großen Geiser von Wakarewarewa, drei Meilen von hier, versetzen in Dante's Inferno. Der Qualm blendet, die Hitze erstickt, der Lärm betäubt den Besucher. An den Arm eines Máori geklammert, blickt er in den gähnenden Pfuhl der ihn zu verschlingen droht. Das Land, eine zerrissene, von Gräben durchfurchte, mit Heidekraut bewachsene Ebene bietet wenig Anziehendes. Im Osten die dunkle Waldlinie, im Norden die weite Wasserfläche, eingerahmt von Hügeln die, durch den Vergleich mit dem See, niedriger scheinen als sie sind. Aber die Geiser sind ein ergreifendes Schauspiel. Ich habe nichts Aehnliches gesehen.

Das Dorf Wakarewarewa mit seinen Tussockdächern scheint aus den prähistorischen Zeiten der Máori zu stammen. Nichts erinnert hier an Europa als das vom Winde geneigte Kreuz über der Kirche, einer Hütte welche, etwas geräumiger als die übrigen, von dem Schottländer Vater Macdonald, einem katholischen Priester, aus eigenen Mitteln und zum Theile mit seinen eigenen Händen, erbaut wurde. Er lebt hier ein guter Hirte seiner Schafe.

Etwas weiter kamen wir in einen schönen Urwald. Da stehen in Reihe und Glied die schwarze Fichte, und die rothe Fichte und, vor allem, der edle Kauri (Damara australis) welcher nur auf der Nordinsel vorkommt. Außerhalb Europa sind der Kauri, die Wellingtoniana, die Fichte der Norfolkinsel und die Ceder des Libanon die Könige des Waldes. Wir bewunderten einige prachtvolle Exemplare der Damara australis, aber viele dieser Riesen schienen dahinzusiechen. Die einen waren kaum von dem tödlichen Uebel ergriffen, andere hatten bereits die Blätter, viele sogar ihre Zweige verloren. Leichenblässe bedeckte manchen, einer schlanken Säule gleich, aufsteigenden Stamm.

Der Feind ist die Rata. Diese Schlingpflanze schmiegt sich an die Stämme, und, gleich der Boa Constrictor, erstickt sie langsam aber sicher in ihrer Umarmung. Von ferne gesehen, gleicht sie einem dicken Seile. Die Máori behaupten sie entspringe aus dem Kopfe einer Raupe. Die Sage hat etwas Poetisches. Die Wahrheit ist daß es hier eine Raupe mit einem Auswuchse am Kopfe gibt welche mit der Rata einige Aehnlichkeit besitzt. Der Wirth in Ohinemutu zeigte uns mehrere Exemplare. Die Kauri, wie so viele andere Coniferen, erreichen eine bedeutende Höhe. Die Natur pflanzt sie gewöhnlich in einer gewissen Entfernung voneinander. Ihre Aeste sind zu kurz um sich mit denen der Nachbarstämme zu verschlingen; aber das Unterholz bildet eine feste, undurchdringliche Masse. Das helle Grün der Arbusten sticht angenehm ab von dem Blaugrün der Kauri, und bringt in das Colorit der Waldlandschaft eine dem Auge wohlthuende Abwechselung. Die Hauptschönheit des Kauri besteht in dem mächtigen, schlanken, glatten Stamme. In der Sonne, leuchtet er wie Metall; der Schatten übergießt ihn mit warmen lichtbraunen Tinten. Die einheimischen Bäume jedweder Gattung erneuern ihre Blätter fortwährend. Frische und Grazie fehlen gänzlich. Im ganzen keine Aehnlichkeit weder mit unsern noch mit den tropischen Wäldern. Der „Busch“ dieser Insel ist ein Unicum. Er gefällt, er fesselt, er überrascht, aber er stimmt zur Wehmuth. Er gleicht einem interessanten Kopfe, mit dem Ausdrucke des nahen Todes auf den edeln Zügen. Die Máori selber sind wie ihr Wald. Die unbelebte wie die belebte Natur müssen, so scheint es, den Neuankömmlingen weichen.

Nachdem die Straße oder besser gesagt der Weg den Wald zu meinem Leidwesen verlassen hat, führt er dem seinem Namen entsprechenden See Tikitapu (Blauer See) entlang nach den Ufern der Rotokaki. Um 4 Uhr erreichten wir das Máoridorf Wairoa. Entfernung von Ohinemutu 11 Meilen. Mit Ausnahme eines oder zweier Missionare, sind die einzigen hier lebenden Europäer die Wirthsleute eines kleinen Hotels welches der

Insel Wight zur Ehre gereichen würde. Die Biographie der Pioniere bietet fast immer ein gewisses Interesse. Unser Wirth war ursprünglich seines Zeichens ein Schafhirte. Seine Frau hütete in ihrer Kindheit Schweine, diente als Kinderwärterin in Auckland, gab sich selbst eine gewisse Erziehung, und ist heute eine hübsche, wohlgekleidete junge Frau und tüchtige Hauswirthin.

Wir gingen an der Schule vorüber, als eben die Jugend sie verließ. Es ist eine undenominationale oder confessionslose Anstalt welche von der Colonialregierung errichtet und auf ihre Kosten unterhalten wird. Mein Begleiter, der kein Freund dieses Systems ist, sagte mir: „Hier lernen die Kinder nicht einmal den Namen Gottes aussprechen.“ In demselben Augenblicke trat einer der tatouirten Schuljungen an mich heran und bettelte in ziemlich frecher Weise. Da ich keine Notiz von ihm nahm lief er mit einem God dam you! davon. So ganz unbekannt ist also der Name Gottes doch nicht.

Wir standen mit der Sonne auf und stiegen auf einem steilen Fußpfade in eine Schlucht hinab, welche sich gegen den, verhältnißmäßig, großen See Tarawera aufthut. Ein mit vier Máori bemannter Nachen und die unvergleichliche Kate harrten unser dort. Kate ist eine Halbblutmáori, in der Mitte des gewöhnlichen Erdenlebens angelangt, und besitzt noch einige Spuren früherer Schönheit. Sie rettete das Leben einem Touristen welcher, ihrer Warnungen nicht achtend, in einen der kleinen Geiser stürzte. Daher die Medaille der Colonialregierung, welche ihre Brust schmückt.

Dieses in ihrer Weise hervorragende Geschöpf, von dunkler Gesichtsfarbe, die Stirn und die Wangen geschmückt mit kunstvoller Tatouirung, anständig gekleidet und von züchtiger Haltung, steuerte den Kahn; die Wilden führten die Ruder mit

kräftigen Armen, und rasch glitten wir auf der weiten Wasserfläche dahin. Der See spiegelte das wolkenlose Himmelszelt, den grünen Gürtel der ihn umspannt und, über diesem, niedrige Berghalden, von den rosigen Tinten des blühenden Heidekrautes übergossen. In der Mitte des Sees angelangt gewahrten wir sein östliches Ufer, einem grünen Damme ähnlich, überragt von den steilen Abhängen und dem Krater des Vulkans Edgecumbe. Bald darauf wandte sich das Boot südwärts, nahm in einem kleinen Dorfe Mundvorrath ein, Fische und Crevetten, und setzte uns an der Mündung des Flüßchens Kaiwaka an das Land. Der Kaiwaka ist der Abfluß der Wasser des berühmten heißen Sees Roto Mahana. Von diesem Punkte bis zu der Stelle an welcher wir uns eingeschifft hatten zählt man sieben Meilen. Wir gingen eine Weile am linken Ufer des Emissärs entlang, setzten in einem ausgehöhlten Baumstamme nach dem jenseitigen Ufer über und erkletterten eine Anhöhe, ohne Wege und Steg, so gut wir konnten, durch dick und dünn, durch Heidekraut und Tussock und Manukabüsche deren große weiße Blumen sich in der sanften Brise wiegten. So erreichten wir die Ufer des heißen Sees. Vor uns, in geringer Entfernung, erhoben sich staffelförmig die berühmten Weißen Terrassen. Die Rothen verdeckte noch ein Vorsprung des Geländes. Von geringer Ausdehnung, umgeben von Hügeln welche das Heidekraut blaßroth färbt während ihr Fuß sich in grünes Laubwerk hüllt, kann der See Mahana auf Schönheit, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, keinen Anspruch erheben. Er gilt sogar für häßlich. Auf mich, ich gestehe es, wirkte er bezaubernd. Die Natur, diese große Künstlerin, verschmäht es hier durch reiches Colorit und phantastische Zeichnung auf das Auge zu wirken. Einige Striche mit dem Stifte, einige Pinselstriche mit blassen Tönen genügen ihr. Indem sie die Ufer des Sees, die nur ein Zubehör sind, herabdrückt, erhöht sie die Terrassen welche den Hauptgegenstand des Gemäldes bilden; und so ergreifend, so großartig ist die Wirkung dieser Bilder daß ich verzichten muß sie in Worten wiederzu-

geben. Es war einer jener Augenblicke in welchen man die Unzulänglichkeit der menschlichen Sprache fühlt, der es leichter fällt die Thätigkeit des Geistes und die Regungen des Gemüthes wiederzugeben als Eindrücke zu beschreiben welche durch die Vermittelung der Sinne vor unsere Seele treten.

Wir befinden uns am Fuße der Weißen Terrassen, welche aber nicht weiß sondern perlfarbig sind. Die höchste derselben nimmt ein kleiner Teich ein der erst sichtbar wird wenn man an seinem Rande steht. Es ist der Krater. Siedendes Wasser entströmt ihm, überfließt die breiten Staffeln der Terrassen und füllt, allmählich einen Theil der Hitze verlierend, eine große Anzahl kleiner, muschelförmiger Höhlungen. In diesen natürlichen, etwa vier Fuß tiefen, dem Anscheine nach alabasternen Badewannen nimmt das Wasser eine azur- oder opalblaue Färbung an. Den Grund konnte man mir nicht angeben. Unzähligen kleinen, von der Natur in die Stufen der Terrassen gebohrten Oeffnungen entsteigen Wasserdünste in Form von Wölkchen, oben weiß wie frischgefallener Schnee, tiefblau auf ihrer untern Fläche. Vielleicht der Widerschein des in den Wannen enthaltenen Wassers. Aus letztern erheben sich von Zeit zu Zeit kleine flüssige Säulen, nach Art der Wasserkünste in altfranzösischen Lustgärten. Auch mit Fallschirmraketen könnte man sie vergleichen. Oben am Krater gestattet die Hitze des Wassers und des Dampfes nur einen ganz kurzen Aufenthalt. Von unbeschreiblicher Schönheit und wundervoller Mannichfaltigkeit sind die an den Rändern der Stufen, im Laufe der Jahrhunderte, entstandenen Tropfgebilde. Von der trefflichen Kate geführt und durch eine eigenthümliche Fußbekleidung gegen das Ausgleiten geschützt, wateten wir fortwährend in dem heißen Wasser welches die Eigenschaft besitzt die Gegenstände in Stein zu verwandeln. Vor einigen Jahren verlor hier eine englische Dame einen Schuh, beiläufig gesagt, von selten kleiner Dimension. Noch befindet er sich, vollkommen versteinert, an derselben Stelle. Er ist tabu, heilig, und wehe dem Verwegenen der sich erkühnte die Reliquie zu berühren.

Ein von Máori geruderter hohler Baumstamm hat uns an das andere Ufer gebracht und wir landen am Fuße der Rosaterrassen welche aber nicht rosenfarbig sondern rothgelb sind. Wirklich rosen- und purpurfarbige Felsen sah ich nur im Steinigen Arabien. Diese zweiten Terrassen sind etwas niedriger und schmäler als die Weißen, aber die Staffeln sind vollkommener erhalten, und man erkennt hier, deutlicher als dort, die Hand des Architekten. Einige Reisende haben mit Bleistift ihre wenig interessanten Namen auf die Steinplatten geschrieben, und es ist leider unmöglich sie zu verlöschen. Scripta manent. Ich nahm in einer dieser natürlichen Wannen ein köstliches Bad und zwar, trotz eines rauhen Windes, ohne Nachtheil für die Gesundheit.

Gefrühstückt wurde im Schatten einiger blühender Manukabüsche, nicht im Grase, welches hier fehlt, sondern auf Bimssteinen sitzend, in Gesellschaft unserer Führerin und einiger Máorifischer. Die letztern brachten uns in ihrem Kahn nach der Stelle wo wir unsern Nachen gelassen hatten. Der heiße Kaiwaka, mehr Bach als Flüßchen, aber reißend und überreich an Stromschnellen, windet sich wie eine Schlange zwischen den grünen Vorhängen des Dickichts beider Ufer. Die Manuka sind hier zu Bäumen aufgeschossen. Die Tutu mit ihren giftigen Blättern, der einheimische Hanf und andere exotische Gewächse bilden den Rahmen und, an mehrern Stellen, ein dunkles Tonnengewölbe unter welchem unser Kahn pfeilschnell dahinglitt.

Wir kehrten auf demselben Wege, auf welchem wir gekommen waren, nach Ohinemutu zurück und hatten im ganzen, zu Fuße, zu Wagen und zu Schiff, über 30 Meilen zurückgelegt.

Bei furchtbarem Wetter um 6 Uhr morgens den Wagen bestiegen. Um 8 Uhr Ankunft am Rande des großen Urwaldes welcher den See Rotorua von dem Flußgebiete des Waikatu

trennt. Wir durchziehen ihn zu Pferde und, ungeachtet des strömenden Regens der durch unsere Kautschukmäntel dringt, ungeachtet der gefällten Baumstämme welche den Reitpfad fast ungangbar machen, habe ich selten eines Rittes im Urwalde mehr genossen. Bei dem Austritte, auf einer Anhöhe angelangt, rollte sich vor den Reisenden ein unermeßliches Rundbild auf: eine weite Hochebene, zerrissen und zerklüftet durch tiefe Rinnsale, hier mit Büschen bewachsen dort besäet mit Gruppen von Kauri welche die Axt der Ansiedler noch nicht berührt hat; weiterhin niedere Hügelzüge, blau in blau am Horizont verduftend. Wir haben die Máori-Reserve verlassen und sind in der Stadt Oxford angekommen, welche aus zwei Häusern besteht. Das eine ist der Gasthof, hauptsächlich von Steinbrechern und Holzhauern, sämmtlich Weiße, besucht. Im Gastzimmer liegen das dubliner Blatt „Weekly Freeman" und die „Nachahmung Christi" auf. Später erreichten wir das Thal des Waikatu. Der imposante Strom, der Emissär des im Mittelpunkte der Insel gelegenen Tauposees, wälzt seine etwas trüben Wasser, zu unsern Füßen, in einer tiefen Thalritze. Dieser letzte Theil der Tagereise, zwischen Oxford und Cambridge schien mir vorzüglich genußreich. Jedermann ist nicht dieser Ansicht, aber die Freunde der römischen Campagna würden sich zu meiner Meinung bekennen.

Um 6 Uhr abends Ankunft in Cambridge. Der Regen hatte den ganzen Tag über angehalten. Erst im Augenblicke als wir vom Pferde stiegen klärte sich der Himmel. Und demungeachtet war es einer der genußreichsten Tage meiner Reise.

Die Stadt Cambridge, eine Gruppe von Häusern und Gärten, steht auf einer Anhöhe deren Fuß der Waikatu badet. Die Gegend ist Weideland mit blühender Viehzucht. Alles, hat hier einen bukolischen Anstrich. Wegen des Sonntags waren die Züge eingestellt. Am folgenden Tage Eisenbahnfahrt vom

frühen Morgen an. Bei sinkender Sonne Ankunft in der Hauptstadt des Nordens.

Seefahrt von Auckland nach Sydney. Vom 12. zum 17. October. — Am Tage meiner Abreise wüthete über der Stadt Auckland und den Buchten einer der furchtbarsten Stürme, welche ich je erlebt habe. Das Clubhaus zitterte in seinen Grundfesten. Die Zealandia, einer der vier großen Steamer welche zwischen San-Francisco und Sydney einen monatlichen Dienst versehen, schon seit einigen Tagen erwartet, war noch nicht signalisirt worden, was einige Besorgniß erregte, als sie gegen Mittag, unerachtet der Wuth der Elemente, auf der Rhede erschien. Gegen Abend legte sich der Wind, und um Mitternacht, von Sir George Grey an Bord begleitet, schiffte ich mich ein. Eine angenehme Ueberraschung bereitete mir die Begegnung mit Lord und Lady Rosebery, welche sich nach Australien begaben. Es war Mitternacht vorüber als die Zealandia, trotz des noch immer schändlichen Wetters, in See stach.

Unter den verschiedenen wilden Stämmen, deren Misgeschick es war mit dem weißen Manne in Berührung zu gerathen, hat keiner mehr als der der Máori die Aufmerksamkeit, die Neugierde und das wohlwollende Interesse Europas erregt. Man rühmte ihre Schönheit, ihren Unabhängigkeitssinn, die Tapferkeit welche sie in vielen blutigen Kämpfen mit den Eindringlingen bewährt hatten. Daher auch das Angstgeschrei der Colonisten, als, nach Wiederherstellung eines problematischen Friedens, die letzten englischen Truppen Neuseeland verließen. Die Abberufung dieser Streitkräfte war übrigens nur die Anwendung des neuerlich aufgestellten Grundsatzes daß jede Colonie mit verantwortlicher Re-

gierung für ihre eigene Sicherheit zu sorgen habe. Hier schien die Aufgabe die vorhandenen Kräfte zu übersteigen; aber sie wurde, wie die Folge zeigte, glücklich gelöst. Allmählich beruhigten sich die Eingeborenen, und heute geben sie keinen Anlaß mehr zu ernsten Besorgnissen. Auf ihre „Reserven" und das sogenannte Königsland auf der Nordinsel beschränkt, auch dort sogar von der herbeischleichenden Civilisation bedroht, beginnen die ehemaligen Herren des Bodens sich in ihr Schicksal zu fügen, und dies Schicksal, sie wissen oder ahnen es, ist das nahe Erlöschen ihres Stammes.

Es geht unter ihnen eine Sage, laut welcher ihre Vorältern von den Hawaiinseln (Sandwich), nach andern von einer der Samoa, nach den damals unbewohnten Inseln Neuseelands gekommen wären. Dies soll sich im 15. Jahrhundert ereignet haben. Da weder die Passatwinde noch die bekannten Strömungen ihre gebrechlichen Fahrzeuge nach Süden treiben konnten, klingt die Legende höchst unwahrscheinlich. Andererseits ist aber der polynesische Ursprung der Máori augenfällig. Sir George Grey, einer der besten Kenner der Sprache und Gesittung dieser Wilden, erblickt in ihnen die entarteten Abkömmlinge eines hochcivilisirten Volks.

Das Werk der Bekehrung begannen wesleyanische Missionare welche im Jahre 1835 in das Land gekommen waren. Damals ließen sich mehrere Stämme taufen. Nach der allgemeinen Ansicht, sind aber diese Bekehrungen sehr oberflächlich. Kaum haben die Prediger ihren jungen Gemeinden den Rücken gekehrt, so verfallen diese in die alten Gewohnheiten und die erlernten Dogmen sind alsbald vergessen; jedoch nicht gänzlich, denn in diesem Augenblicke beschäftigen sich einige Häuptlinge mit der Erfindung einer neuen Religion, wobei sie verworrene Erinnerungen an christliche Glaubenssätze einfließen lassen. Die Zahl der Missionare wurde übrigens bedeutend vermindert seit die Gesellschaften ihr Hauptaugenmerk auf die oceanischen Inselgruppen richten. Der katholische Bischof von Auckland, Msgre.

Luke, belobt sich sehr der kleinen von ihm gebildeten christlichen Gemeinden welche unter fortwährender Aufsicht seiner Hülfsarbeiter stehen. Der Mangel an Priestern vereitelt allein, seiner Ansicht nach, eine Ausdehnung dieses frommen Werks. Uebrigens ist wol kaum nöthig zu bemerken daß die kleine Anzahl katholischer Eingeborener in der großen Menge ihrer ganz oder halb heidnischen Stammesgenossen verschwindet. Die Religion der letztern ist ein Gemisch dunkler Begriffe des Christenthums und ererbten Aberglaubens; aber alle haben dem Kannibalismus entsagt, welcher noch im Jahre 1840 auf beiden Inseln herrschte. Im Museum von Christchurch wird ein sehr complicirtes Instrument gezeigt, dessen man sich bediente um, bei den Festgelagen, das Gehirn aus den Menschenschädeln zu entfernen.

Nach dem allgemeinen Urtheil sind die Máori, innerhalb gewisser nie überschrittener Grenzen, geistig begabt. In Auckland machte ich die Bekanntschaft eines Mannes der wie ein Gentleman aussah. Es war der Häuptling von Ohinemutu; ein ältlicher Herr, mit lichter Hautfarbe und einem prachtvoll tatouirten Gesicht. Da mein Begleiter als Dolmetscher diente, konnte ich mit dem Máori verkehren. Nach wenigen Minuten hatte ich vergessen daß er ein Wilder war.

Die Máori stehen im Rufe feiner Beobachter. Während meines Ausfluges nach den heißen Seen, hörte Major Swindley einen unserer Schiffer sagen: „Wie sind diese Herren doch verschieden von den Weißen die im Sommer kommen! Diese lärmen, zanken, verlieren ihre Zeit mit Essen und Trinken und sehen nichts oder wenig von der Gegend. Die beiden Herren aber benehmen sich anders. Das nennen wir reisen.“ Sie besitzen einen gewissen Hang zur Ironie. „Ihr sprecht uns immer von Gott“, sagte ein Häuptling zu einem Missionar, „und während wir die Augen zum Himmel emporschlagen, stehlt ihr uns den Boden unter den Füßen weg.“ Eine Anspielung auf den damaligen Länderschacher, als große Gebiete für Glasperlen und Pfeifen verhandelt wurden.

Ich habe bereits von dem sogenannten Könige und seinem „Königslande“ gesprochen. Die Colonialregierung beabsichtigt, wie erwähnt, der Unabhängigkeit dieser unbequemen Enclave, welche den directen Verkehr zwischen Auckland und Wellington verhindert, durch Anwendung gewisser Mittel ein Ende zu machen. Die Aufstellung eines Lagers mit 130 Constablern nächst dem Hafen von Kawhia ist der erste Schritt in dieser Richtung. Ich will mir kein Urtheil über eine Politik erlauben welche, nach gewöhnlichen Rechtsbegriffen, kaum zu entschuldigen wäre. Aber die Macht der Dinge versetzt zuweilen in Zwangslagen denen man nicht zu entgehen vermag. Wenn die Máori überhaupt wieder zu den Waffen greifen sollten, und dann gewiß zum letzten mal, würde das „Königsland“ den Kriegsschauplatz bilden. Hierüber sagte mir ein höherer Offizier, der in solchen Dingen für eine Autorität gilt: „Ein Aufstand ist sehr möglich. Aber wir werden uns nicht überraschen lassen. Die Máori sind keine Verräther. Befreundete, friendlies, werden uns gewiß, bei guter Zeit benachrichtigen wenn Gefahr vorhanden und der Entschluß uns anzugreifen gefaßt ist. Sie handeln immer so. Haben sie aber diese Freundespflicht ehrlich erfüllt, so halten sie sich, als gute Máori, für berechtigt ja verpflichtet uns, mit Anwendung aller Mittel, auch der Kriegslist, zu vernichten. Ein befreundeter Máori, welcher sieht daß Sie sich nicht retten können, wird Sie ohne weiteres niedermachen um Ihnen einen grausamen Tod und die Schande zu ersparen durch Feindeshand, d. h. den Tod des Besiegten, zu sterben. Gegenwärtig halten sich die Máori ruhig weil sie wissen daß, wir gegen jeden Angriff gerüstet sind. Hierauf kommt alles an. Sie müssen wissen daß wir schlagfertig und wachsam sind; dann verlieren sie das Gelüste nach einem Aufstande. Die Anwesenheit von 130 Polizeisoldaten in Kawhia unter dem Befehl eines tüchtigen Offiziers ist eine Bürgschaft des Friedens. Diese Hand voll Weißer, inmitten einer Masse Wilder, haben nichts zu befürchten.“ Hiermit ist alles gesagt. Der Weiße hat nichts mehr zu befürchten von dem Máori.

Der Máori hat nichts zu hoffen von dem Weißen. Somit gibt es keine Máorifrage mehr.

Aber es gibt eine andere, eine brennende, alle andern beherrschende Frage. Die oberste Gewalt auf diesen Inseln geht mehr und mehr in andere Hände über. Neuseeland wechselt seine Herren. „Die ersten Colonisten", wurde mir gesagt, „gehörten beinahe ausschließlich der englischen Aristokratie und der Gentry an. Da wurden die Goldlager von Otago entdeckt. In jenen Tagen begann die massenhafte Einwanderung von Familien aus dem niedern Mittelstande und dem Volke. Das gesellige Niveau sank allmählich aber stetig. Heute nimmt die Demokratie bereits die erste Stelle ein. Die Minister, die höhern und untergeordneten Beamten, die Mitglieder der beiden Kammern gehören beinahe ausschließend den untern Schichten des Mittelstandes an, wenn sie nicht aus den Reihen des Volks hervorgegangen sind. Hierzu kommt daß die hier geborenen Kinder der ersten Einwanderer, obgleich häufig in England erzogen, die Ideen, Sitten und Manieren dieser neuen Welt annehmen welche so ganz anders ist als die ihrer Väter."

Offenbar hat man es hier mit einem Umschwung zu thun welcher, zugleich politisch und social, sich langsam, ruhig, aber wie es scheint mit unwiderstehlicher Macht vollzieht. Was man mir von der so verschiedenen Denk- und Lebensweise der Söhne sagte, fiel mir gleich in den ersten Tagen meiner Ankunft in Neuseeland auf. Aber dies ist nur eine natürliche Rückwirkung des Uebergangs der Gewalt an andere Schichten der Gesellschaft. In der Familie geben die Aeltern den Ton an, im Staate die Gebieter. Hier sind die Gebieter Leute aus dem Volke, der Pöbel wie die von der Macht Verdrängten sie nennen. In meinen Gesprächen mit den letztern bemerkte ich daß sie das Wort Mob, Pöbel beständig im Munde führen, zum Unterschied von den Gentlemen. Aber was wenigstens die Manieren anbe-

langt, ist es augenfällig daß hier unter den Antipoden der Mob steigt und der hier geborene Gentleman die Gefälligkeit hat zu sinken, sodaß sich beide Theile auf halbem Wege begegnen werden; wie denn überhaupt die Bildung einer neuen, einer seeländischen Nation keinem Zweifel unterliegt. Die angloſächſiſche Raſſe wird in ihr vorherrſchen, aber ſie wird alle andern fremden Elemente, namentlich das deutſche, in ſich aufnehmen, und dieſe neue Nation wird den Stempel der Demokratie auf der Stirne tragen.

Der Mann aus dem Volk fühlt ſich als Herr, und gewiß iſt Neuſeeland das Paradies der Menſchen welche durch Handarbeit ihr Brot verdienen. Daher die Redensart der „vier Acht: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Nichtsthuns, acht Stunden Schlafes und acht Schillinge Lohn“. Der Lohn iſt ſehr hoch, wenn verglichen mit den Preiſen der Lebensmittel und anderer Gegenſtände erſter Nothwendigkeit. Auf der Südinſel verdiente, vor ſieben bis acht Jahren, der Feldarbeiter 4—4½ Schillinge; heute erhält er 7—8, an der Weſtküſte bis zu 10 Schillingen. Das Leben iſt wohlfeil. Fleiſch koſtet ein Drittel, Mehl etwas weniger als die Hälfte weniger als im Mutterlande. Gemachte, von England eingeführte Kleidungsſtücke erleiden zwar einen Zuſchlag von 5 Procent, aber die Leute geben doch weniger Geld für Kleidung aus in einem Lande wo Luxus und ſtrenge Winterkälte unbekannt ſind. Es iſt alſo, wie bereits bemerkt, das Eldorado des Arbeiters. Aber auf ſeinem ſo glänzenden Firmament zeigen ſich zwei ſchwarze Punkte die ihn beunruhigen. Vor allem die Leute ſeinesgleichen, die unabläßlich aus dem alten Lande herbeiſtrömen und, infolge der zunehmenden Anzahl kräftiger Arme, zu einem Sinken des Lohnes oder einer Zunahme der Arbeitsſtunden Anlaß geben können. Daher iſt er geſchworener Gegner der Einwanderung.

Es gibt ſodann hier die, wenig zahlreiche, Klaſſe der Großgrundbeſitzer. Sie treiben ausſchließlich Viehzucht. Dies führt mich zu der großen Tagesfrage, betreffend den Grundbeſitz. Um

sie zu verstehen, ist es nöthig einen Blick auf die Vergangenheit zurückzuwerfen. Bekanntlich war es Cook der, im Namen Georg's III., von Neuseeland Besitz ergriff. Aber erst im Jahre 1814 wurden die Inseln durch das Colonialdepartement dem Britischen Reiche einverleibt. Um jene Zeit begannen vereinzelte Abenteurer diese noch geheimnißvollen Gegenden zu besuchen. Mittlerweile hatte sich, ohne Unterstützung ja gegen den Willen des Colonialministers, in London unter dem Vorsitz Lord Durham's, eine Gesellschaft gebildet mit der offen ausgesprochenen Absicht von den Máorihäuptlingen Grundstücke käuflich zu erwerben. Sie ging von der Voraussetzung aus die Eingeborenen seien die Besitzer des Bodens und daher auch berechtigt ihn zu veräußern. Diese Gesellschaft, welche verschiedene Wandlungen erlebte, entsendete ihr erstes Schiff, trotz der formellen Einsprache der englischen Regierung, im Jahre 1839 nach Neuseeland und erwarb dort, vor Ende des Jahres, Ländereien deren Flächenraum dem von Irland gleichkam. Den höchst wesentlichen Umstand, daß die Inseln für eine englische Colonie erklärt worden und die Häuptlinge mit ihren Stämmen zur Krone in ein Abhängigkeitsverhältniß getreten waren, ignorirte die Compagnie absichtlich. Die erworbenen Grundstücke oder eigentlich Landstriche wurden mit Flinten, Pulver und Blei, Schlafmützen, Taschentüchern u. dgl. bezahlt. Bald darauf kam zur Kenntniß der Regierung daß in vielen Fällen die Verkäufer nicht die Eigenthümer des Bodens und von den letztern auch nicht zum Verkauf ermächtigt waren. Der Minister der Colonien erließ nunmehr eine Erklärung kraft welcher Neuseeland der australischen Colonie Neusüdwales einverleibt wurde. Zugleich sandte er einen Agenten an Ort und Stelle, welcher als Gouverneur fungiren sollte, mittlerweile aber sonderbarerweise den Titel eines Consuls führte. Dieser Oberbeamte landete an der Nordspitze der Nordinsel, schloß mit 46 Häuptlingen den Vertrag von Waitangi, der noch heute für den Besitztitel Großbritanniens gilt, und gründete sodann die Stadt Auckland. Durch das ebengenannte Uebereinkommen unter-

warfen ſich die verbündeten Stämme der britiſchen Oberherr= lichkeit. Ihrerſeits erklärte die Königin ihren Beſitz von Grund und Boden als zu Recht beſtehend. Im übrigen wurde ihnen der Schutz der Krone zugeſagt.

Das durch den Vertrag von Waitangi aufgeſtellte Princip ſteht im Widerſpruch mit der befolgten Uebung bezüglich auf von Wilden bewohnte, herrenloſe Länder, eine Uebung welche ſich auf die rechtliche Vorausſetzung gründet daß der Wilde nicht beſitzt, und daß civiliſirte Staaten, durch die Thatſache der Beſitzergrei= fung des Landes, auch Eigenthümer des Bodens werden; mit andern Worten, daß der Boden des Landes durchweg Kron= oder Staatseigenthum iſt. Dies Princip hat in den auſtraliſchen Colonien volle Geltung. Hier aber waren die Stämme oder Tribus als Grundbeſitzer anerkannt worden. Es war daher nur folgerichtig daß die Landerwerbungen der Geſellſchaft Lord Dur= ham's einer ſtrengen Prüfung unterzogen wurden. Da ergab ſich daß die von den Europäern mit ein paar Schiffsladungen angekauften Ländereien mehr als 45 Millionen Acres betrugen! Die Regierung beſtand darauf daß die Beſitztitel der Erwerber in Crown-grants, Regierungsconceſſionen, verwandelt würden, und daß ſolche Conceſſionen nur unter zwei Bedingungen ſollten verabfolgt werden, nämlich: es müſſe der Beweis geliefert wer= den, daß der betreffende Stamm zum Verkauf ermächtigt war und daß der Erwerber einen billigen Preis bezahlt habe. Die natürliche Wirkung dieſer Beſtimmungen waren die Nichtigkeits= erklärung der meiſten dieſer Verkäufe und die Rückgabe der Län= dereien an die alten Beſitzer. Jene Käufer aus dieſer Periode, welche infolge der Unterſuchung nicht expropriirt worden ſind oder jene an welche ſie ihre Beſitztitel abgetreten haben, bilden die, wie bereits geſagt, ſehr zuſammengeſchmolzene Klaſſe der Groß= grundbeſitzer auf Neuſeeland. Sie ſind heute, ſeitens der Volks= partei, die Zielſcheibe der heftigſten und gehäſſigſten Angriffe.

Unerachtet der ausnahmsweiſen Großmuth welche die Re= gierung in ihren Verhandlungen mit den Máori an den Tag

legte, die aber von letztern als Schwäche gedeutet wurde, erwiesen sich die Häuptlinge wenig dankbar. Im Jahre 1853 schlossen sie einen gegen die Engländer gerichteten Bund. Der Mittelpunkt der Bewegung, und später der Hauptkriegsschauplatz, war der an der Westküste der Nordinsel gelegene Landstrich Taranaki. Um jene Zeit ereignete es sich zum ersten mal daß eine gewisse Anzahl von Häuptlingen ein gemeinsames Oberhaupt, einen König erwählten, allerdings nur einen Schattenkönig. Dennoch blieb bis zu diesem Jahre (1883) das „Königsland" hermetisch verschlossen, und erst gegenwärtig, wie man gesehen hat, tritt die locale Regierung mit der Absicht hervor es den Colonisten zu eröffnen.

Die neuseeländische Verfassung, im Jahre 1852 durch eine Acte Sir George Grey's in Kraft gesetzt, wurde später in eine Colonie „mit verantwortlicher Regierung" umgewandelt. Hierdurch traten die Máori in den Vollgenuß der politischen Rechte und beschicken, wie die Weißen, das Repräsentantenhaus mit Deputirten ihrer Farbe.

Ich kam mit mehrern Großbesitzern in Berührung und fand sie alle im höchsten Grade aufgeregt oder entmuthigt, insbesondere aber erbittert gegen die Regierung welche sich, wie sie behaupten, von der Demagogie in das Schlepptau nehmen lasse. Andererseits wird aber auch behauptet daß die Minister ihre angeblichen demokratischen Gesinnungen nur darum an den Tag legen, weil dies ein Mittel sei sich an der Gewalt zu erhalten. Im Grunde aber bekämpfen sie insgeheim die demokratischen Principien welche sie durch die Presse und im Parlament zur Schau tragen. Sir George Grey ist auf das entschiedenste an die Spitze der Volkspartei getreten und verficht ihre Interessen mit dem Feuer eines jugendlichen Tribuns und mit dem Ansehen eines in den öffentlichen Angelegenheiten ergrauten Staatsmannes.

Diese land question bildet den Gegenstand aller Gespräche. Von Cabinetsmitgliedern und Leitern der Opposition, von Nota-

bilitäten des Handelsstandes, von englischen, deutschen, neuseeländischen Politikern hörte ich sie verhandeln, überall und unablässig.

Vom Anbeginn an, sagte man mir hat die englische Regierung einen großen Fehler begangen. In Australien erklärte sie alles Land für Kroneigenthum, indem sie hierdurch die Eingeborenen ihres Besitzes vollkommen beraubte. In Neuseeland kam man auf Umwegen ungefähr zu demselben Ergebniß, jedoch mit dem Unterschiede daß den Eingeborenen gewisse Ländereien vorbehalten wurden, wo sie Grundbesitz erwerben können. Alles übrige Land steht zur Verfügung der Regierung und des Colonialparlaments. Hieraus ergibt sich, nur von Neuseeland sprechend, daß eine sehr beschränkte Anzahl von Personen, etwa 1000—1200, mit in England aufgenommenem Gelde, 11 Millionen Acres, zu Spottpreisen erwarben. Diese Ankäufe repräsentiren ein Kapital von 500 Mill. Pfd. St., wovon 270 Millionen noch nicht gezahlt sind. Die Großgrundbesitzer verfügen über die Regierung und das Parlament. Letzteres besteht aus zwei Kammern: dem Gesetzgebenden Rathe und dem Hause der Repräsentanten. Die Mitglieder des Oberhauses oder Gesetzgebenden Rathes werden vom Gouverneur ernannt, jedoch im Einklang mit den Ministern. Aber da diese die Großgrundbesitzer, soviel sie können, begünstigen, öffnen sie die Pforten des Oberhauses nur ihren Schützlingen und Freunden. In dem Repräsentantenhause sichert ihnen der Wahlmodus einen großen Einfluß. Dies erklärt die Lage in der wir uns befinden. Ein ungeheuerer Theil des Gebiets ist in den Händen einer kleinen Anzahl von Männern, deren mehrere ein Einkommen von 20—30000 Pfd. St. besitzen, und in deren Interesse es liegt ihr Land nicht zu bebauen da es als Weidegrund ein größeres Erträgniß gibt. Ihr ganzes Bestreben geht darauf hin die Erwerbung kleiner Grundstücke durch kleine Leute zu vereiteln. So geschieht es daß, infolge ihres Einflusses auf die Minister und im Parlament wo ihre Creaturen sitzen, sich ein Zustand verlängern kann welcher für

das unbebaut bleibende Land ebenso nachtheilig ist als für die ankommenden Einwanderer.

Diese Landfrage steht in engem Zusammenhange mit den öffentlichen Arbeiten, Straßen und Eisenbahnen.

Unter dem Drucke der erzürnten öffentlichen Meinung wurde, zur Zeit des Beginns der Eisenbahnbauten, in den beiden Häusern ein Gesetz votirt, kraft welchem in Anbetracht der zu gewärtigenden Steigerung des Werthes der Grundstücke welche die neuen Bahnen durchschneiden würden, die Besitzer dieser Gründe, im Verhältniß des Flächenraums, verpflichtet wurden zu den Kosten des Baues der Bahnen beizutragen. Das Gesetz wurde aber außer Kraft gesetzt, obgleich der Werth des Bodens sich verzehnfacht hat. Daher die Erbitterung der Kleingrundbesitzer und der Einwanderer. Wird eine neue Bahn geplant durch unverkaufte Grundstücke oder durch Land welches den immer zum Verkauf bereitwilligen Máori gehört, so verstehen es die Schützlinge der Gewalthaber in den ministeriellen Kanzleien einen praktischen Wink zu erhalten, und das Land welches sie, infolge dessen, um 1 Pfd. St. den Acre gekauft haben, ist am nächsten Tage 10 Pfd. St. werth. Dem öffentlichen Unwillen über diese schreienden Uebelstände verdankt die Gesetzesvorlage betreffend die „Nationalisirung des Bodens“ land nationalisation, ihre Entstehung.

Natürlich kann ich die Richtigkeit dieser gegen die Regierung erhobenen Anklagen nicht verbürgen. Ich kann nur sagen daß sie im Publikum umlaufen und von mehrern sehr hochgestellten Persönlichkeiten geäußert werden.

Sir George Grey brachte eine Gesetzesvorlage ein durch welche der gesammte Grund und Boden Neuseelands für Nationaleigenthum erklärt werden soll. Eine zu ernennende Commission werde die Grundstücke schätzen und Sir George meint die Schätzung würde durchschnittlich 1 Pfd. St. für den Acre ergeben. Für den Acre werde sodann eine Grundsteuer, land tax, von 4 Pence zu entrichten sein, und diese Steuer werde

zunehmen im Verhältniß der in derselben Hand befindlichen Anzahl Acres. Der Antragsteller hofft daß, durch diese Bestimmung, die Großgrundbesitzer gezwungen würden den Kleinbesitzern und den neuankommenden Einwanderern einen Theil ihrer Ländereien zu verkaufen. Ich konnte nicht umhin Sir George mein Befremden über seinen, wesentlich socialistischen, Gesetzesvorschlag auszudrücken. Er entgegnete, die äußersten Uebel können nur durch die äußersten Mittel geheilt werden. Bleibt zu erwägen ob das Mittel nicht schlimmer ist als das Uebel.

Die radicale Partei, welche von ihrem nahe bevorstehenden und vollständigen Triumph überzeugt ist, geht noch weiter. Sie verlangt einfach die Abschaffung des Grundeigenthums und die Ersetzung desselben durch ein Pachtsystem, in der Weise daß kein Grundstück für längere Zeit als 21 Jahre verpachtet werden dürfe.

Kann man den Worten der Minister, in öffentlichen Versammlungen sowie im Privatverkehr, auch mir gegenüber, geäußert, Glauben schenken so unterliegt es keinem Zweifel daß sie sich für die „Nationalisirung" des Bodens sowie für die gänzliche Einstellung des Verkaufs von Kronländereien entscheiden werden. Der gesammte Grundbesitz muß, wie sie behaupten, an den Staat übergehen. Die Grundbesitzer, freeholders müssen in Pächter, holders under the law, verwandelt werden. Das bezügliche Gesetz wird nicht unmittelbar aber in einer nicht fernen Zukunft durchgebracht werden. Mittlerweile, stellt die Regierung den Verkauf der crownlands ein, und verpachtet, versuchsweise, kleine Grundstücke für einen bestimmten kurzen Zeitraum.

Dies ist das Programm der gegenwärtigen Minister. Man bezweifelt, wie bereits erwähnt, ich weiß nicht mit welchem Grunde, ihre Aufrichtigkeit. Aber aufrichtig oder nicht, ist ihre Sprache nur der Widerhall dessen was die Massen wollen, und die Massen werden in kürzester Zeit, wenn sie es nicht schon sind, auf Neuseeland die Herren der obersten Gewalt sein.

Während ich vorstehende Zeilen in mein Tagebuch eintrage, steuert die Zealandia öden, zerklüfteten, felsigen Gestaden entlang. Wir befinden uns an den nördlichen Ausläufen des Nordlandes, wo ein paar hundert Weiße sich in zerstreuten Gehöften angesiedelt haben, während dort eine unbekannte, nicht sehr große Anzahl wilder Nomaden als Jäger und Fischer ihr Leben fristen. Auf der ganzen Reise behandelte uns das Stille Meer, ungeachtet seines friedlichen Namens, mit entschiedener Ungnade. Aber dies ficht den amerikanischen Leviathan, der nie rollt und nur selten stampft, in keiner Weise an. Nicht rasch aber majestätisch bewegt er sich vorwärts. Eines Tages hatten wir das schöne und seltene Schauspiel eines Sturmes bei Sonnenschein. Endlich, am 17. November morgens, lief die Zealandia durch die Heads in die wundervolle Bucht von Sydney ein.



Dritter Theil.

Australien.

I.

Seereise von Colombo nach Albany, Glenelg und Melbourne.*

Vom 9. zum 27. April 1884.

Unterseeische Vulkane. — Die Kokusinseln. — Albany. — Ein Cyklon. — Glenelg. — Ankunft in Melbourne.

Der Shannon der P and O (Peninsular und Oriental) Company verließ Colombo auf Ceylon am 10. April 1884. Ausnahmsweise begünstigt uns das Wetter. Rasch und sanft durchschneidet der Dampfer die, in diesem Monat, gewöhnlich sturmgepeitschten Gewässer des Indischen Oceans. An einigen Stellen gewahren wir, von einem Horizont zum andern, lange weiße Streifen. Es sind Bimssteine welche irgendein unterseeischer Vulkan auf die Oberfläche gespieen hat.

Wir steuern in geringer Entfernung an einer Gruppe kleiner

---

* Ich landete dreimal in Australien: in Melbourne vom Cap, in Sydney von Neuseeland, endlich zum zweiten mal in Melbourne, von Indien kommend. Zur größern Bequemlichkeit des Lesers vereinige ich in demselben Kapitel meine während eines dreimaligen Aufenthaltes in Australien gemachten Wahrnehmungen. Ich erzählte bereits die Ueberfahrten von Afrika nach Melbourne und Neuseeland, und von dort nach Sydney. Indem ich den dritten Theil meines Buches mit der Beschreibung meiner letzten Reise nach Australien beginne, begehe ich einen Anachronism welchen man verzeihen möge. Die beschwerliche Seefahrt durch die Meerenge von Torres nach Indien folgt an ihrem natürlichen Platze.

Eilande vorüber, Koko genannt. Ein schottischer Farmer, welcher die holländische Flagge aufgehißt hat, besitzt, bewohnt und bebaut sie mit seiner Familie. Dieser Robinson Crusoe soll sich dabei sehr gut befinden. Ein kleines Segelschiff unterhält die Verbindung zwischen seinem kleinen Königreich und Batavia wo, für ihn, die civilisirte Welt beginnt.

Als wir uns Australien nähern trübt sich das Wetter. Die Wogen waschen über Deck. Um von meiner Kajüte am Vordertheil, in unmittelbarer Nähe des Schafstalles, in den Speisesaal zu gelangen bedarf ich des Beistandes einiger Matrosen. Aber ich ziehe die Einsamkeit, nur mit Hammeln getheilt, dem großen Salon vor welcher, auf dieser Ueberfahrt, mit seekranken Passagieren, mit musicirenden Damen, mit schreienden Babies überfüllt ist.

Endlich ist Cap Leeuwin in Sicht und am nächsten Morgen, 21. April, läuft der Shannon in den König-Georg-Sund ein. Entfernung von Colombo 3795 Seemeilen. Ein unerquicklicher Anblick: am Eingange niedere sandgefleckte Felsen; dann der Sund eingerahmt von niedern steinigen Hügeln, theils nackt theils mit Heidekraut bewachsen. Kein Baum, keine Spur von Cultur. Aber eine oder mehrere Flotten könnten hier vor Anker liegen und nichts wäre leichter als den Eingang zu befestigen, was auch nächstens geschehen wird.

Der Dampfer hält vor der entstehenden Stadt Albany. Von ferne gesehen, gleicht sie den kleinen Seehäfen in Cornwallis oder Irland. In der Nähe betrachtet, ist es der Embryo einer australischen Stadt: wenige weiße Häuser mit grauen Dächern, schnurgerade, übermäßig breite Straßen, meist noch ohne Gebäude. Wir sehen eine große anglikanische Kirche und eine sehr schöne katholische Kapelle in welcher ein spanischer Priester den Gottesdienst versieht. Die Entfernung von hier nach Perth, der Hauptstadt von Westaustralien, beträgt 130 Meilen, und bald soll eine Eisenbahn beide Städte verbinden. Albany wird dann, so hofft man, das große Entrepot für den Wein, das Getreide und

die übrigen Producte der Umgegend von Perth werden. Die Deutschen bilden ein bedeutendes Element in dieser Colonie. Im Sommer wie im Winter, wie das ganze Jahr hindurch, ist das Klima mild, nie übermäßig heiß, aber immer feucht. Man könnte sich in Irland glauben. Passatwinde wehen ohne Unterbrechung, abwechselnd, von Ost und West.

Mr. Loftie, Agent der Colonialregierung, auch Resident betitelt, und seine Frau, die Insassen eines sehr bequemen und hübschen Cottage welches wunderbarerweise die Stürme noch nicht fortgetragen haben, bieten sich mir als Führer an. Wie sie an ihrer neuen Heimat hängen, und welche Hoffnungen und Pläne der Zukunft! Diese langen, von Hecken umsäumten Wege sind in ihren Augen bereits zu prachtvollen Straßen geworden. Fußgänger und Reiter, Dampfomnibusse und elegante Equipagen drängen sich zwischen den Reihen stattlicher Paläste. Natürlich ist dies alles dermalen noch ein Gebilde ihrer Colonialphantasie. Aber dieser naive und feste Glaube in die Zukunft, der sie belebt, der sie antreibt, der sie nie verläßt, auch nicht in Zeiten der Prüfung und arger Enttäuschung, dieser merkwürdige Zug im Charakter der australischen Colonen führt endlich zum Erfolg. So wahr ist es daß nur wer Unmögliches anstrebt Großes vollbringen kann. Mr. und Mrs. Loftie zeigen mir also den Club, über den ich natürlich mit ihnen in Ekstase gerathe, obgleich er nur ein kleines Häuschen ist mit einem Bücherbret und einigen Bänden: die zukünftige öffentliche Bibliothek, die anglikanische Kirche, einige gute und stattliche Häuser am Hafen, die ersten Gartenanlagen deren künftige Pflanzen und Blumen einst mit den Passatwinden kämpfen werden, endlich die Aussicht auf die Bucht, dermalen das trostlose Bild der Wildniß. Aber wie schön wird sie sein, wenn die Sanddünen in grünende Aecker, das Gestrüpp in Lustgärten verwandelt sind; wenn die Klippen reizende Villen auf ihrem Scheitel tragen, beschattet von ehrwürdigen Norfolkfichten oder zitternden Silberpappeln; wenn die stille Laguna belebt wird durch zahllose

Segelschiffe und rauchende Dampfer. Das ist Albany betrachtet durch das coloniale Prisma. Und doch, ist dies alles ein Traum, ein leerer Wahn? Gewiß nicht. Was anderwärts geschah, warum soll man es nicht auch in Westaustralien erleben? Nur eins thut noth. Der Wille, und diesen besitzt man.

Eine winzige Barkasse bringt mich nach dem Shannon zurück, wo ich vom Regen und Gischt durchnäßt ankomme. Aber plötzlich wird das Wetter heiter und kalt. Alte Matrosen, die diese Breiten wohl kennen, schütteln den Kopf. Sollte dies ein schlimmes Anzeichen sein?

Am nächsten Morgen überfällt uns ein Cyklon. Er bläst von Nord und treibt nach Süd. Die See, siedendes Wasser in einem Kessel, ist prachtvoll. Himmel und Wasser fließen ineinander: ein ungeheueres Leichentuch, bereit uns zu umfangen. Erscheint die Sonne für Augenblicke, so glänzen die Wogen in der Farbenpracht des Saphir. Aber alsbald hüllt sie sich wieder in ihre fahlen Schleier. Der Dampfer rollt und stampft wie ich es selten erlebte. Gehorcht er noch dem Steuer? Gebunden an meinen Reisestuhl, welcher mit Stricken befestigt ist, befinde ich mich im ausschließlichen Besitze des Sturmdecks. Ein erhabenes Schauspiel! Ist Gefahr vorhanden? Wozu die Frage? Es handelt sich darum aus einem Trichter zu entkommen, welcher sich wahrscheinlich von Nord nach Süd verrückt und dessen Durchmesser wahrscheinlich gegen zehn Meilen beträgt. Aber wo befindet sich der Mittelpunkt des Trichters? Hierauf kommt alles an. Ich hörte Kapitäne sagen daß sie sich, in ähnlicher Lage, nach gewissen, sichern Anzeichen richten. Andere hörte ich behaupten daß diese Anzeichen häufig täuschen. Eins nur ist gewiß: man muß dem Zauberkreise entkommen. Gelingt dies nicht, so wird man verschlungen.

Es ist Nacht, aber keine schwarze. Bleiche Lichter irren über dem Wasser umher. Woher kommen sie? Wer weiß es? Von Zeit zu Zeit überwältigt mich der Schlaf, und im Traume sehe ich mich zurückversetzt nach dem sonnigen Zauberlande

welches ich kürzlich verließ. In einem Haudah sitzend, fühle ich die heftigen Bewegungen meines Elefanten der, im rasenden Laufe durch die brennenden Sandwüsten Rajputanas dahineilt. Dann bringt mich ein plötzliches Erwachen zurück in die unheimliche Wirklichkeit meiner Lage. Aber die Neugierde, ein brennender Wunsch den Ausgang des Abenteuers zu errathen, läßt keine andere Empfindung aufkommen. Wird es gelingen die Peripherie des Kreises zu überschreiten? Ein Matrose, mein guter Freund, kommt von Zeit zu Zeit um nachzusehen ob Pelz und Stuhl in der richtigen Verfassung seien. Er gibt mir dann die neuesten Nachrichten. Die Passagiere, sagt er, seien fast alle seekrank und nur wenige ahnen in welcher Lage sich das Schiff befindet.

Endlich graut der Morgen, ohne daß der Sturm sich zu legen scheint. So vergeht der lange Tag. Von meinem Platze kann ich die verschiedenen Decke übersehen. Das Boot ist äußerst seetüchtig, die Maschine erster Kategorie; der Kapitän, die Offiziere, die englischen Matrosen desgleichen. Auf ihren männlichen Zügen lese ich Pflichtgefühl und Ernst, aber keine Spur von Entmuthigung. Dagegen scheinen die Laskaren und Malaien, Matrosen und Aufwärter, in sehr bewegter Stimmung. Die Angst bleicht ihre schwarzen Gesichter.

Die folgende Nacht ist noch sehr schlecht, aber ich verbringe sie, immer am Deck, in tiefem Schlafe. Am nächsten Morgen (24. April) um 5 Uhr überschreitet der Shannon die Kreislinie des Cyklon. Da Sonne und Horizont sichtbar sind, kann der Kapitän seine Beobachtungen anstellen. Sie ergeben daß das Schiff, nach Süden getrieben, 383 Meilen zurückgelegt hat ohne sich seiner Bestimmung zu nähern.

Um Mittag sind die von 300 weißen Fischern bewohnten Känguru-Inseln in Sicht. Um 9 Uhr abends Ankunft auf der Rhede von Glenelg, Hafen und Vorstadt von Adelaide, der Hauptstadt von Südaustralien. Das Unwetter hält an, und obgleich durch das Land geschützt, rollt der Shannon gewaltig auf seinen Ankern.

Am nächsten Tage verweilte er, um seine Ladung einzunehmen, noch bis gegen Abend auf der Rhede. Ich konnte Adelaide nicht besuchen. Es ist der Mittelpunkt einer wohlbebauten Gegend welche vorzüglich Wein und Getreide erzeugt und, in den letzten Jahren, große Fortschritte gemacht hat. Unter den wohlhabenden Pflanzern gibt es viele Deutsche.

Süd- und Westaustralien empfangen den Regen welchen ihnen die Süd- und Südwestwinde bringen. Der Boden ist dermaßen erhitzt daß das Wasser verdunstet ehe es Zeit hat in ihn zu dringen, wenn nicht ein dem Regen vorangehender, sehr starker und anhaltender, Wind das Erdreich bereits gehörig abgekühlt hat. Ganz anders sind die atmosphärischen Verhältnisse von Victoria und New-South-Wales, weil diese Colonien unter dem Einflusse der Aequatorialgegenden stehen und die Regen von Nord und Nordost erhalten.

II.

Victoria.

Vom 5. zum 10. October 1883; vom 27. April zum 5. Mai 1884.

Geschichtliche Notizen. — Wirkung der Entdeckung von Goldminen. — Physiognomie von Melbourne. — Die intercoloniale Eisenbahn.

Die Geschichte dieser Colonie ist bald erzählt.* Am Anfang des Jahrhunderts ankerte ein Lieutenant der englischen Marine am Eingange einer Bucht und benannte sie, nach dem ersten Gouverneur von New-South-Wales, Port Philip. Im Jahre 1827 ließ sich dort ein Mann nieder, Namens Batman. Er war aus der Umgebung von Sydney gebürtig und in Vandiemensland, jetzt Tasmania, ansässig. Einige Jahre später folgten ihm ein Mr. Fawkner mit einigen andern Pflanzern aus Tasmania, und Fawkner siedelte sich an der Stelle an wo heute die Metropole der Colonie, die Stadt Melbourne, steht. Die Käufe welche diese ersten Pioniere mit eingeborenen Häuptlingen abgeschlossen hatten wurden von dem Gouverneur von New-South-Wales nicht anerkannt weil, wie bereits erwähnt, die englische Regierung den Grundsatz aufgestellt hatte daß der

* Es dürfte dem Leser angenehm sein daß ich ihm, in wenigen Worten, die Entstehungsgeschichte der australischen Colonien in das Gedächtniß zurückrufe. Vgl. „Handbook for Australia and New Zealand" und A. Trollope's „Australia and New Zealand".



australische Boden Kroneigenthum sei, über welchen die Eingeborenen nicht verfügen können. Im Jahre 1836 kam der erste britische Staatsdiener an, und im folgenden Jahre wurde der neuen Niederlassung der Name des damaligen Premierministers (Lord Melbourne) verliehen. Um jene Zeit und noch einige Jahre später, bestand diese Hauptstadt aus einigen hölzernen Häusern, zwei Gasthöfen und einer kleinen, gleichfalls hölzernen, Kirche; ein Baum diente als Glockenthurm. Da Schafe selten waren, lebte man von Kängurufleisch. Im Jahre 1856 wurden die Niederlassungen von Port Philip als eine Colonie mit verantwortlicher Regierung anerkannt und, nach der Königin, Victoria genannt.

Victoria, außer Queensland, die jüngste unter den australischen Colonien, trat unter ungünstigen Verhältnissen in das Leben. Sie konnte nicht wetteifern mit Südaustralien welches bereits die große Kornkammer des Continents geworden war, noch mit New-South-Wales wo die Viehzucht blühte. So fristete sie denn ein spärliches Dasein bis zur Entdeckung der reichen Goldlager von Ballarat. Von jenem Tage an war Melbournes Glück gemacht. Gold, Gold und wieder Gold! Die Einwanderer strömten massenhaft in das Land. Sie gehörten größtentheils den niedern Ständen an. Gold und Demokratie gelangten zur Gewalt. Ein Spaziergang in den Gassen der Stadt Melbourne macht dies anschaulich; denn Gold und Demokratie haben ihnen ihren Stempel aufgedrückt.

Ich werde hier auf keine Erörterung der Demokratie eingehen, aber, in Betreff des Goldes, gedenke ich eines in Californien oft vernommenen Wortes: mining is a curse. Goldgräberei ist ein Fluch. „Täuschen wir uns nicht", sagte ein protestantischer Prediger in San-Francisco, „niemals, die Erfahrung lehrt es, hat sich die Gesellschaft auf goldhaltigem Boden in befriedigender Weise gründen und entwickeln können. Die Natur selbst wird zum Verräther. Sie verdirbt den Menschen, sie verführt, sie betrügt ihn. Sie spottet seiner Mühen; sie ver-

wandelt seine Arbeit in ein Hazardspiel und sein Wort in Lüge."* Denselben Gedanken, weniger beredt, hörte ich ausdrücken in Südafrika, in Neuseeland, in Australien. Aber die Goldminen, oft so verderblich für den treuen und beharrlichen Anbeter des goldenen Kalbes, verwandeln sich in einen Segen des Himmels für jene welche, durch grausame Enttäuschungen belehrt, dem Götzen entschieden den Rücken kehren. Bald entdecken sie an der Schwelle ihres Hauses die reichern, unerschöpflichen, sich immer erneuernden Schätze eines jungfräulichen Bodens. Sie würden ihn nie betreten haben, hätte sie nicht der verführerische Reiz des Goldes herbeigelockt. Dies ist die Geschichte aller Goldländer.

Melbourne, 5. bis 10. October 1883. — Ich genieße hier, im Hause des Gouverneurs. Marquis von Normanby, der Ruhe, angenehmer geselliger Beziehungen und einer edlen Gastfreundschaft. In den ersten Stunden des Morgens, Spaziergang in den grounds vor dem Palaste, dann wird, mit Hülfe eines kleinen Schlüssels, in den anstoßenden botanischen Garten gedrungen. Eine hübsche Theaterdecoration! Die Eucalyptus welche, in diesem Lande auf jedem Schritte, daran mahnen daß uns der Durchmesser des Erdballs von Europa trennt, sind hier durch andere, aus der Ferne eingeführte, Bäume ersetzt. Die Coniferen walten vor, und unter diesen nimmt natürlich die Fichte der Insel Norfolk den ersten Platz ein. Gut gezeichnete Pfade führen sanft abwärts zum Teich, auf welchem weiße und schwarze Schwäne, schwarz und weich wie Sammt, majestätisch umherschwimmen. Die Riesenbäume der Ufer und die exotischen Gewächse einiger Miniaturinseln spiegeln sich in der stillen Wasser-

---

* Ich habe diese Worte in meinem „Spaziergang um die Welt" angeführt.

fläche. Von den Höhenpunkten des Gartens, übersieht man das Panorama von Melbourne. Die Stadt mit ihren Vorstädten verbreitet sich über zwei niedere Hügelzüge, steigt und sinkt mit den Bewegungen des Bodens, verliert sich allmählich zwischen andern, fernern Anhöhen. Das Auge, wohin immer es sich wende, gewahrt nur Häuser und Gärten, und, am Horizont, wolkenähnlich, in zartem Farbenspiele, wechselnd mit der wechselnden Stimmung der Atmosphäre, die ungewissen Umrisse eines weithin sich erstreckenden Gebirges. Dieser botanische Garten, mit seinen Baumgruppen und Kiosken, seinen Bächen und Teichen, mit dem nahen Government-House, welches stattlich anzusehen ist und schön wäre ohne den unschönen Thurm, verdient in vollem Maße den Ruf dessen er genießt. Ja man darf behaupten daß er einzig in seiner Art ist. Sein frisches und mannichfaltiges Grün bildet einen angenehmen Gegensatz mit der rosiggrauen Masse von Häusern und Kirchthürmen welche den Hintergrund des Gemäldes bildet. Der Yarra-Yarra fließt zwischen dem Garten und dem vornehmsten Stadtviertel. Das übrige verduftet in der Ferne, und nur die Abstufungen des Lichts und der Schatten gestatten die ungeheuere Ausdehnung der jungen Metropole zu errathen.

In den Straßen herrscht, trotz des hier wie in Südafrika, Neuseeland und anderwärts dermalen daniederliegenden Handels, ein lebhaftes Treiben. Einen eigenthümlichen Charakter besitzen sie aber nicht. Um die Mitte des Tages bilden die sehr sorgfältig gekleideten Frauen die Majorität. Nur morgens und abends, nach Schluß der Gewölbe und Magazine, wird die männliche Bevölkerung sichtbar. Die Männer haben alle eine gewisse Familienähnlichkeit. Es sind Goldgräber, nur graben sie nicht in den Minen. Aber jedermann will reich werden. Jedermann hat also dasselbe Ziel vor Augen. Daher derselbe Ausdruck auf allen Gesichtern. Eine Art moralischer Uniform die jedermann trägt. Die Frauen sehen weniger eingenommen aber einnehmender aus. Gegen 4 Uhr füllen sie die Straßen, in welchen sich die

eleganten Kaufläden befinden. Es fehlt dann auch nicht an schönen Equipagen mit dem Kutscher in Livree; aber immer ohne Bedienten. Männliche Domestiken existiren nicht. Lord Normanby hat die seinigen aus England mitgebracht und sie werden ihm wieder dahin folgen. Es ist die einzige Ausnahme.

Zwei Kategorien von Gebäuden zeichnen sich aus: die Banken durch einen pomphaften Palaststil, die Kirchen durch eine große Mannichfaltigkeit der Bauweise. Die gothische ist vorherrschend. In den eleganten Gassen stören die vielen Lücken der unverkauften Bauplätze. Natürlich kreuzen sich die Straßen im rechten Winkel und verlängern sich unabsehbar. Treffen sie einen steilen Abhang, so erklettern sie ihn ohne die gerade Linie zu verlassen, als ob sie den Himmel erstürmen wollten. Dies erinnert an San-Francisco. Ueberhaupt bietet Melbourne mehr Aehnlichkeit mit amerikanischen als mit englischen Städten; aber Männer und Frauen tragen ein britisches Gepräge. Die Gassen in welchen sich keine Kaufläden befinden sind mit Bäumen bepflanzt. In allen andern ist der Baum auf das strengste verpönt. Der Gemeinderath, meist aus Kleinhändlern bestehend, findet daß das Laub die Auslagen der Buden verhüllt und daher den Verkauf beeinträchtigt.

Es gibt mehrere sehr schöne Gebäude. Offenbar haben die Architekten in Rom, in Frankreich, in England studiert. Es ist leicht das Modell zu erkennen welches ihnen vor Augen schwebte. So ist das Regierungshaus mit den Kanzleien der Ministerien, ein schöner Renaissancebau. Er sowie die katholische Kathedrale im gothischen Stil und mehrere andere Kirchen sind wirkliche Kunstwerke. Allerdings mit Geld, und hieran fehlt es nicht, kann man monumentale Bauten ausführen. Aber hier wird mit Geschmack und Kunstsinn gebaut. Ein Verdienst, seltener als man glaubt, und werth erwähnt zu werden.

Die Einwohner sind, mit Recht, stolz auf ihre Stadt. Wenn man bedenkt daß sich hier vor vierzig Jahren eine von Wilden und Känguru bewohnte Einöde befand, glaubt man zu träumen.

Government-House welches, wie bereits gesagt, eine Anhöhe außerhalb der Stadt, am linken Ufer des Yarra-Yarra krönt, wurde von der Colonie mit einem Kostenaufwand von 100000 Pfd. St. erbaut! Der Tanzsaal übertrifft an Länge den großen Saal im Buckingham-Palast, dem Wohnsitz der Königin von England, um 18 Schuhe. Die Victorier wollen nämlich alle in allem übertreffen. Man tadelt sie deshalb und macht sich über sie lustig, aber ich denke mit Unrecht. Menschen welche keine Bedenken kennen, welchen kein Unternehmen zu schwierig scheint und welche vor keinem Hinderniß zurückscheuen, solche Menschen bringen es weit. Es beweist dies weniger Selbstüberschätzung und Gefallsucht als Verwegenheit und Kraft. Aber Verwegenheit und Kraft führen zum Erfolg wenn sie nicht zum Untergang führen.

Dem Gouverneur verursacht die übertriebene Weiträumigkeit seiner Empfangsgemächer erhöhte Auslagen und, in geselliger Beziehung, manche Verlegenheit. Jeder Victorier ist berechtigt auf dem Balle des Gouverneurs zu erscheinen, und die Gastfreundschaft Sr. Excellenz kennt nur die durch den Raum gezogenen Grenzen. Je größer das Appartement desto gemischter die Gesellschaft. Doch hieran wird niemand Anstoß nehmen, außer wer die hiesigen Zustände nicht versteht oder nicht verstehen will.

Mein Amphitryon fährt mich durch die Suburbs (Vororte), nach dem Dorfe Kew. Es war eine etwa 15 Meilen lange Fahrt über ein wellenförmiges Terrain, durchfurcht von trefflichen Straßen oder vielmehr breiten Gassen welche, wegen der geringen Höhe der Häuser, noch breiter scheinen als sie sind. Eigentlich sind es nicht Häuser sondern Häuschen, meist zierliche Cottages mit eisernen Dächern, auf drei Seiten von einer Veranda umgeben und immer in einem Gärtchen oder auf einem Fleck Rasen stehend der jetzt wie grüner Sammt und,

während drei Viertel des Jahres, wie die Wüste Sahara aussieht. Nicht nur reiche oder wohlhabende Familien wohnen hier, sondern auch sehr kleine Leute. Aber, obgleich im raschen Trabe fahrend, konnte sich mein Auge doch an den glänzenden Fensterscheiben erfreuen, den frisch gewaschenen weißen Vorhängen, überhaupt an den Anzeichen der Ordnung und der Reinlichkeit, welche in diesen bescheidenen Wohnstätten herrschen. Der Yarra-Yarra bringt einige Abwechselung in dies etwas einförmige Stillleben. Zwischen Trauerweiden schlängelt er sich dahin. Aber an manchen Stellen könnte man ihn beinahe malerisch finden.

In dieser Jahreszeit des Ueberganges vom Winter zum Frühling folgen sich Regen und Sonnenschein, Windstöße und Windstille mit großer Raschheit und unaufhörlich. Der Himmel sieht übellaunig aus, und wenn er hier und da lächelt so ist es ein gezwungenes Lächeln. Dichte Wolken werfen ihre schwarzen aber durchsichtigen Schatten über die Gegend. Der Wind verscheucht sie um sie alsbald wieder zurückzuführen. Die Sonne ist brennend, die Luft eisig.

Die öffentliche Bibliothek steht von 10 Uhr morgens bis 10 Uhr abends jedermann offen. Der Leser sucht selbst sein Buch und trägt es dann an seinen Platz zurück. Ich fand eine beträchtliche Anzahl von Männern, aber die Mehrzahl war schlecht gekleidet und schien nur gekommen zu sein um die Zeit zu tödten. Ganz gewiß gehören sie nicht der ausgewählten Gesellschaft an. Die ausgewählte Gesellschaft arbeitet; sie hat keine Zeit zum Lesen.

Heute Abend ein sehr angenehmes kleines Diner in Government-House. Unter den Gästen befindet sich eine hübsche und junge Australierin welche morgen, mit ihren Kindern, nach England abreist. Der Gemahl, ein großer Squatter, wird ihr in einigen Tagen folgen. Dies junge Paar sprach von der Reise

wie man von einem Ausfluge von Wien nach Baden spricht. Die Frau nimmt den Morgen= der Mann den Abendzug. Bei den Antipoden verliert man eben den Begriff der Entfernung und denkt nicht an die möglichen Unfälle zur See. Wer im dritten Stock wohnt steigt, ohne es zu bemerken, die endlosen Treppen hinauf. Seine Besucher, freilich, kommen athemlos an. Gebirgsbewohner gehen mit vollem Gleichmuth längs Abgründen deren Anblick hinreicht den Bewohnern der Ebene den Angstschweiß auf die Stirn zu treiben. Es ist Gewohnheitssache.

Melbourne. Vom 27. April zum 5. Mai 1884. — Mein zweiter Aufenthalt in dieser Stadt, fällt in den Beginn des Winters. Himmlische Tage! Ein Wetter wie Saphir, würde man in der Türkei sagen: eine strahlende Sonne, ein wolkenloser Himmel, von einem etwas undurchsichtigen Lichtblau, an Porzellan von Sèvres erinnernd; die Luft elastisch und anregend; das Land verbrannt infolge der Sommerdürre; der Rasen in Staub verwandelt; das Laub grün, d. h. immergrün, jenes matte traurige Grün der Bäume welche das ganze Jahr über dieselbe Livree tragen. Außerhalb des botanischen Gartens und einiger schöner Anlagen in der obern Stadt, Eucalyptus, nur Eucalyptus, immer Eucalyptus, mit seinen krampfhaft gerungenen Aesten, mit den hängenden Blättern die zu sagen scheinen: Suche keinen Schatten bei mir, ich habe keinen zu bieten. Aber ich kümmere mich wenig um das was auf der Erde vorgeht, ich erhebe den Blick zum Himmel, schlürfe die herrliche Luft mit vollen Zügen, und erfreue mich, nach dem bewegten Treiben der letzten Monate, des Daseins und der Ruhe in diesem irdischen Paradies.

Lord und Lady Normanby sind abgereist. Die Fahne der Königin weht nicht mehr vom Thurm des Government=House dessen hermetisch geschlossene Fenster und Thore die Abwesenheit des Vertreters der Krone versinnlichen. Jedermann spricht

mir von dem eben geschiedenen Gouverneur. Man sprach weniger von ihm während seiner Anwesenheit, und das gereicht ihm zum Lobe. In ruhigen Zeiten ist es nicht nöthig daß ein hoher Functionär beständig auf der Schaubühne figurire. Er erfüllt seine Pflicht wenn er die Maschine im Gange erhält, von sich selbst möglich wenig reden macht und jedes Aufsehen vermeidet. Es ist dies ein Mittel das Vertrauen in die bestehenden Zustände zu befestigen. Ohne dies Vertrauen gibt es keinen Credit und daher keine Arbeit, und ohne Arbeit keinen öffentlichen Wohlstand. So beurtheilen hier die bedeutendsten Persönlichkeiten die Amtsverwaltung ihres letzten Gouverneurs. Marquis von Normanby, Sohn meines englischen Collegen in Paris zur Zeit der zweiten Republik und des Staatsstreichs, durch mehrere Jahre im Unterhause als Whipper-in für die Whigs thätig, konnte in spätern Jahren seine im Parlament erworbene Erfahrung verwerthen, zuerst als Gouverneur in Halifax, dann in Neuseeland und endlich in Victoria. Zugleich Staatsmann und gentleman of the sport, mußte er sich hier der strengen Colonialetikette unterwerfen, welche ihm nicht gestattete Besuche zurückzugeben oder sich anders in den Straßen zu zeigen als in seiner Carrosse mit einem Stallmeister an der Wagenthür. Aber einmal, außerhalb der Stadt, kutschirte er selbst sein feuriges Viergespann zum nicht geringen Ergötzen der Menge die, trotz ihrer schwieligen Hände und der demokratischen Gesinnungen, den großen Herrn aus Altengland mit Vergnügen betrachtete.

Der botanische Garten hat, vom Yarra-Yarra bewässert, sein frisches Grün bewahrt. Der Sonntag füllt die Pfade und Rasenplätze mit Spaziergängern, und einige Weiber und Männer der Heilsarmee singen und predigen zur geringen Erbauung der Zuhörer und beständig unterbrochen durch grobe oder unflätige Witze, wobei sich die Larikins hervorthun. So

nennt man misrathene junge Bursche, eine Geisel der australischen Großstädte, würdige Rivalen der berliner Louis oder der wiener Kappelbuben. Die Soldaten der Heilsarmee, besonders die Weiber, sahen äußerst gemein aus. Ihre Gesänge erinnern an die der blinden Bettler in unsern Städten. Von Zeit zu Zeit trat eine der Frauen vor und hielt eine kurze Predigt: „Wann werdet ihr sterben? Ihr wißt es nicht. Vielleicht in zwei, vielleicht in drei Stunden, vielleicht heute Abend, vielleicht morgen. Der Erlöser streckt die Arme nach euch aus. Bereuet euere Sünden.“ Es waren immer dieselben Worte, in dem Tone einer Schülerin welche ihre Lection hersagt, und mit den Bewegungen eines Automaten, vorgebracht. Ein Mann, der halb Geistlicher und halb Hanswurst schien, dirigirte die Vorträge. Die Zuhörer lachten und die Larikins brüllten. Eine ekelhafte Scene, aber, näher betrachtet, vielleicht doch auch ein, wenn man will, grotesker Protest gegen die große Bewegung deren Zweck die Entchristlichung der Gesellschaft ist.

Der Club gefällt mir. Ich bewohne eine Zelle und schlafe in dem Bett eines Mönches. Außerdem ein oder zwei Strohstühle, dagegen aber fürstliche Wasch- und Badeanstalten. Mehr verlange ich nicht. Der Tisch ist gut bestellt, die Bedienung desgleichen und der Speisesaal groß und luftig. In der Bibliothek gestatten die hohen, jetzt stets geöffneten Fenster dem Licht und der Wärme Eingang, und bequeme Armstühle laden zu Betrachtungen oder zur Lektüre ein. Man findet hier alle australischen Zeitungen welche jedoch nur für Leute Interesse haben können die Gold suchen oder mit Ländereien und Vieh Handel treiben. Daneben liegen aber auch die neuesten englischen Blätter, Revuen und Flugschriften auf. Es ist wirklich ein Club wie wenige. Wenn man ohne Schwierigkeit zu den Garden parties und Bällen des Gouverneurs Zutritt findet, so läßt sich dasselbe

nicht von dem Melbourne-Club sagen. Die aus der Demokratie Hervorgegangenen werden leicht zu Aristokraten, und der Exclusivismus, der dem menschlichen Herzen eigen zu sein scheint, setzt sich über die gleichheitlichen Institutionen ohne Scrupel hinweg. Die Geschichte beweist, meine Reisen um die Welt bestätigen diese Thatsache.

Die Universität, ein schönes in einem Garten stehendes Gebäude, ist, in jedem Sinne des Worts, eine Wiege der Wissenschaft. Man spricht sehr vortheilhaft von den Professoren und Studenten. In den neuen Ländern ist der jedermann beseelende Wunsch möglichst rasch reich zu werden der große Feind der Wissenschaft. Wissen hat für den australischen Studenten in der Regel nur Werth als ein Mittel früher als andere seinen Zweck zu erreichen, und dieser Zweck ist Gold. Eine Ausnahme, und es gibt deren, können nur edle und ausgezeichnete Naturen machen. Besitzen sie auch die nöthige geistige Begabung so müssen sie eine Leuchte der Wissenschaft werden.

Ich schlenderte eines Abends in Bourke-Street, wie Collin-Street, eine der großen Parallelstraßen, und gelangte durch eine mit elektrischem Licht prachtvoll erleuchtete Vorhalle in einen dunkeln halbleeren Saal. Es ist das „Opernhaus“ und man gab Offenbachs „Blaubart“, eingerichtet für diese Bühne. Das Stück in seiner Verkleidung, die Truppe, die Ausstattung, das Orchester, der Saal und das Publikum bildeten ein wenig anziehendes Ganzes. Der Zufall hatte mich bei der Wahl des Theaters nicht begünstigt. Auch in London und Paris gibt es ähnliche entsetzliche Belustigungsorte.

Die jungen Herren in meinem Club waren hierüber verdrießlich und führten mich, um den ungünstigen Eindruck zu ver-

wischen, in das Bijoutheater. Ein sehr netter Saal, ein anständiges Publikum und eine gelungene Vorstellung. Hierzulande spielen zuweilen ganz gute englische Truppen, aber niemals oder höchst selten Schauspieler ersten Ranges, weil der Australier, in Melbourne, in Sydney, in Adelaide, 4 Schillinge für den Sitz zahlt, bei großen Anlässen 5, unter keinerlei Umständen mehr. Dafür kann man keine Patti oder Nilsson hören. Die Ristori, die große Tragödin, hat diese antarktischen Gegenden vor vielen Jahren besucht, und die in den beiden Amerika gemachte reiche Goldernte mußte das Deficit der Expedition nach den Antipoden decken. Für Virtuosen ist dies also kein günstiger Boden.

Kann man es den Australiern verübeln? Ich glaube kaum. Die ungeheuere Mehrzahl will Geld gewinnen, nicht ausgeben. Die Leute wollen keine Wechsel ziehen auf eine ungewisse Zukunft und bleiben bei ihren 4 Schillingen für den Fauteuil, woran sie wohl thun.

Beim Nachhausegehen glaubte ich mich nach Paris auf den Boulevard des Italiens versetzt. Die Menge drängte sich in Bourke-Street, darunter viele Herren und einige Damen in Abendtoilette. Die Kaufläden waren glänzend erleuchtet und die Restaurants zeigten bei elektrischem Licht Hummern, Austern, Früchte und sonstige Leckerbissen. Man kam und ging. Ganz wie in Paris; die Täuschung war vollständig aber von kurzer Dauer. Dies bewegte Treiben beschränkt sich auf einen sehr geringen Raum. Ein paar Schritte weiter, herrschen Dunkel und Einsamkeit.

Ich habe bereits der Goldminen erwähnt und der vielen Enttäuschungen die sich an sie knüpfen. Nur eine sehr geringe Anzahl der Goldgräber ist reich geworden. Große und ergiebige Geschäfte werden, in Victoria, hauptsächlich im Handel mit Ländereien gemacht. Auf diesem Wege werden ungeheuere Vermögen erworben. Der „Landschacherer" geht hierbei folgender

maßen zu Werke. Er kauft Weidegründe, Runs, verpachtet sie mit dem von ihm darauf gestellten Vieh, meist Schafen; und veräußert sie sodann mit großem Gewinn. Dies Vorgehen wird mehrmals wiederholt. Nach einer gewissen Anzahl von Jahren, sind diese Leute reich geworden und können, dem Wunsche ihres Herzens folgend, nach England zurückkehren. Auf diese Weise entstehen die „neuen Reichen", die nouveaux riches. Aber die eigentlichen Squatter, jene welche nicht speculiren sondern Viehzucht treiben, verlieren an Bedeutung und steigen langsam die sociale Leiter herab.

Es wird mir versichert daß die, seit der Entdeckung des Goldes, so beträchtliche Einwanderung in den letzten Jahren fast gänzlich aufgehört hat. Die Regierung besteht aus Männern oder Freunden der untern Klassen welche keine weitere Einwanderung wollen. Daher wird dermalen den Immigranten keine Staatshülfe mehr gewährt. Noch vor kurzem bestritt die Colonie einen Theil der Reisekosten. Diese Subvention hat aufgehört. „Den Leuten aus dem Volke", wurde mir gesagt, „welche, infolge des neuen Wahlgesetzes, unsere Herren geworden sind fehlt es nicht an Einsicht. Nur ist ihr Gesichtskreis ein beschränkter; aber sie wissen was sie wollen und sie kennen ihre Interessen, d. h. die Interessen ihrer Klasse, welche nicht immer die Interessen des Landes sind. Das Territorium der Colonie ist sehr ausgedehnt; ob es mehr oder weniger bebaut werde oder brach liege kümmert sie wenig. Sie wollen es aber für sich allein besitzen und zu ihrem ausschließlichen Vortheil ausnutzen. Was sie, über alles, befürchten ist ein Herabgehen des Arbeitslohnes. Also keine Concurrenz! dies ist ihr Losungswort. Sie wollen wol den Kuchen unter sich, sie wollen ihn nicht mit neuen Ankömmlingen theilen." — „Sehen Sie sich doch die Leute an", sagte mir ein alter australischer Pionier, „welche vor den Trinkbuden stehen. Sie erwerben ihr Brot als Lastträger oder durch ähnliche Beschäftigungen, und sind unsere Herren und Meister. Ein jeder von ihnen ist Wähler. Sie haben die

Arbeitszeit auf acht Stunden festgesetzt, gewisse Vorrechte erlangt und die Einwanderung zum Stillstand gebracht. Daß dieses System zum finanziellen und ökonomischen Ruin des Landes führen muß sehen sie nicht ein. Vorderhand sind sie guter Dinge, verhältnißmäßig wohlhabend und daher zufrieden; aber es sind Leute die von ihrem Kapital leben."

Die Männer der höhern Stände wurden, mit wenigen Ausnahmen, aus allen Aemtern verdrängt. Sie fühlen sich besiegt und fügen sich in ihr Los mit dem Schweigen der Ergebung in das Unvermeidliche, denn sie wissen daß sie einen Umschwung zu ihren Gunsten nicht zu erwarten haben. Die neuen Herren und Gebieter gleichen Kindern welche in einen Speisesaal mit einer großen reichlich besetzten Tafel gedrungen sind. Sie schließen die Thüren um das Vorhandene allein zu verzehren, was sie doch nicht vermögen. So essen sie sich krank und der Rest der Speisen verdirbt.

In meinem Club werden Menschen und Dinge der Colonie fortwährend besprochen. Ueber die Menschen sind die Ansichten getheilt, aber über die Dinge herrscht nur Eine Stimme: Victoria ist, in jeder Beziehung, das erste Land der Welt. Und nicht nur junge Leute, auch ältere, verhältnißmäßig hochstehende, seit vierzig Jahren hier angesiedelte Männer, die „Pioniere" Melbournes, gefallen sich in diesem Selbstlobe. Man nennt dies blowing the trumpet, in die Trompete stoßen. Sie blasen musterhaft, unermüdlich, mit kräftiger Lunge, und ich bin weit entfernt es ihnen übel zu nehmen. Am Ende ist es ja doch nur der ehrliche Ausdruck einer tiefen, wenngleich naiven, Ueberzeugung. Und dann ist es so wohlthuend vollkommen zufriedene Menschen zu sehen. Ich habe deren niemals in Europa begegnet.

Die Umgebung von Melbourne ist nicht malerisch, besitzt aber doch einige hübsche Punkte. So zum Beispiel ermangeln St.-Kilda oder Brighton keineswegs eines poetischen Anhauchs. Da findet man wohlgehaltene Gärtchen und kleine nette Häuser, freilich durch Unternehmer alle nach demselben Modell erbaut, und das Meeresufer, und die erfrischende Seeluft, und blaue Berge in der Ferne und, was die Hauptsache, gute freundliche Menschen.

In einem Theil der Wälder welche die ebengenannten Berge, noch mehr als die Entfernung, blau färben wachsen, an einer Stelle Black-Spur genannt, die höchsten Bäume der Welt. Sie haben die californischen Waldkönige entthront. Einige von ihnen erreichen die fabelhafte Höhe von 140 Meter. In der Nähe wird Weinbau betrieben. Den besten Traubensaft liefern die Weingärten eines schweizerischen Edelmanns, des Grafen Hubert von Kastella dessen Einladung ich leider, wegen Mangel an Zeit, nicht annehmen konnte. Seine Weine dürften, vorausgesetzt daß sie die lange Ueberfahrt ertragen, einst in Europa mit unsern ersten Gewächsen wetteifern.

Von Melbourne nach Sydney, 5. bis 6. Mai. — Nach langen Zögerungen, Berathungen, Unterhandlungen, welche einen Einblick in die Natur der internationalen Beziehungen gestatten, verstanden sich endlich die Regierungen von Victoria und New-South-Wales über den Anschluß ihrer beiderseitigen Eisenbahnen nächst der am Murray gelegenen Grenzstadt Albury. So kam die ununterbrochene Linie Melbourne-Sydney zu Stande. Es wurde sogar ein directer Zug eingerichtet welcher die Entfernung zwischen den beiden Hauptstädten, 580 Meilen, in 20 Stunden zurückgelegt. Dieser Eilzug, der also 30 Meilen in der Stunde fährt, besitzt noch den Reiz der Neuheit, und die Zeitungen geben täglich die Namen der Passagiere.

Das Land ist so wie ich es auf diesem Continent überall

sah: viele, wenige oder keine Eucalyptus; unabsehbare, horizontal gespannte Eisendräthe, welche die Runs oder Stationen der Squatter voneinander scheiden; sehr wenige Städte und diese meist nur aus einigen Häusern bestehend. Letztere, mit ihrer Veranda vor der Haupt- und einigen Nadelholzbäumen an den Nebenseiten, sehen sich alle zum Verwechseln ähnlich. Eine trostlose Monotonie, nur übertroffen durch die des Waldes, des dichten, des halb gelichteten, des ausgerodeten Waldes. Der Vollmond ergießt sein Silberlicht über verkohlte Baumstämme, über Bäume die ihre Wipfel verloren haben, über entastete, über entblätterte Bäume, über die Skelete des Waldes die im Abendwinde zittern. Der grauende Morgen beraubte die Einöde des elegischen Anhauchs welchen die Mondnacht über sie verbreitet hatte.

Golbourne sieht stattlich aus, und verdient wirklich den Namen einer Stadt, aber die Gegend bleibt sich gleich. Nichts als Gummibäume. Endlich zeigen sich die fliehenden Umrisse der „Blauen Berge“ und bald darauf die röthlichweißen Häusermassen von Sydney. Noch eine halbe Stunde, und der Zug läuft in den geräumigen Bahnhof der Hauptstadt von New-South-Wales ein.

III.

New-South-Wales.

Vom 17. zum 29. November 1883; vom 6. zum 20. Mai 1884.

Geschichtliche Notizen. — Die Physiognomie von Sydney. — Botany-Bay. — Die Universität. — Ausflüge nach den „Blauen Bergen" und nach dem Hawkesbury-Fluß. — Die Arbeitslosen.

Dem portugiesischen Reisenden, Manoel Godenho, welcher im Jahre 1601 an der Nordküste von Australien landete, gebührt die Ehre diesen Continent entdeckt zu haben. Ihm folgten holländische Schifffahrer deren berühmtester, Tasman, die Insel, welcher später die Engländer seinen Namen gaben, nach dem damaligen Gouverneur von Holländisch-Indien Vandiemensland genannt hatte. Das große Land, Neu-Holland ward Australien, Südland, umgetauft. In diesen entlegenen Gegenden verdankt man auch den Franzosen mehrere Entdeckungen. Aber der größte Erforscher war Kapitän Cook. Im Jahre 1770 landete er, von Neuseeland kommend, in Botany-Bay, besuchte das umliegende Land und nahm davon für den König von England Besitz. Der erste Gouverneur, Commodore Philip, traf 1787 ein. Seine Aufgabe war die Errichtung einer Strafcolonie. Bekanntlich wurden in neuerer Zeit alle diese Anstalten aufgehoben. Aber obgleich seither beinahe 30 Jahre verstrichen sind, haben weder die Zeit noch der Zufluß so vieler Einwanderer die Spuren jenes Systems gänzlich verwischt. „Es ist eine

noch nicht ganz geheilte Wunde", sagte mir eine hier geborene Dame. „Nehmen Sie sich in Acht sie zu berühren. Sprechen Sie niemals das Wort Convict aus." Dieser nur halb verlöschte Fleck, der sich dem unerfahrenen Auge entzieht, ist in Wirklichkeit ein Krebsschaden an welchem die Colonie noch heute leidet. Man weiß wer das Blut eines Deportirten in seinen Adern führt, und die Söhne müssen büßen für die Sünden der Väter.

Zwei für New-South-Wales charakteristische Thatsachen verdienen erwähnt zu werden. Während Nordamerika seine erste Colonisirung der freiwilligen Einwanderung von Privaten verdankt, entstand die große australische Colonie nicht durch das Herbeiströmen von Individuen welche hier ihr Glück machen wollten, sondern sie war das Werk der englischen Regierung. Ihr Ursprung so wie ihre Entwickelung bis zum Jahre 1856, welches ihr die Autonomie brachte, tragen einen ausschließlich amtlichen und bureaukratischen Charakter.

Die andere Eigenthümlichkeit liegt darin daß Neuseeland, Vandiemensland (Tasmania), Victoria und Queensland, einst Dependenzen von New-South-Wales waren.

Sydney. Vom 17. zum 29. November 1883. — Jeder Eingeborene dieser Stadt behauptet daß die Bucht an der sie liegt von unvergleichlicher Schönheit ist. Ich gebe dies zu, weil sie mit den Gegenden, welche für die malerischesten der Welt gelten, auch nicht die geringste Aehnlichkeit besitzt, mithin auch nicht mit ihnen verglichen werden kann. Ich gehe noch weiter, ich sage, sie ist mehr schön als malerisch. Ich möchte sie mit dem Antlitze einer Frau vergleichen, welches uns kalt ließe ohne den die Züge belebenden Ausdruck einer edeln Seele.

Wir sehen hier eine ungeheuere Wasserfläche welche sich gegen Osten, bei den Heads, nach dem Ocean öffnet, dagegen

westwärts tief in das Land dringt. Ihre Verzweigungen und kleinen Nebenbuchten scheinen unzählig. Landeinwärts, am äußersten Ende, nimmt sie die, gleich dem bewaldeten Gelände, blauen Wasser der Paramatta auf. Am südlichen Ufer verbreitet sich die Stadt über eine niedere, zerklüftete Hügelkette: für das Auge eine Reihe von kleinen Vorgebirgen und Schluchten. Gegenüber auf dem nördlichen Ufer, North-Shore, stehen, zwischen Gärten und Anlagen, die Häuser der diesen Namen tragenden Vorstadt. Nach allen Richtungen hin, sind die Ufer hügelig und die durch flache Thäler geschiedenen Anhöhen scheinen sich in das Unendliche zu wiederholen. Allenthalben gewahrt man reizende Einzelheiten welche andere ähnliche landschaftliche Motive, auch wo sie sich unsern Blicken entziehen, gewissermaßen errathen lassen. Es sind einzelne Partien eines Gemäldes die sich im Halbdunkel verlieren. Man schreibt dies dem beschränkten Gesichtskreise zu. Aber das Gesammtbild ist doch schrankenlos. Dies ist der erste Eindruck welchen Sydney macht, und er wiederholt sich unabläßlich: der Eindruck des Unbegrenzten. Es ist der Zauber welchen der Ocean und das Firmament auf uns ausüben. Sie stellen bildlich dar was wir definiren aber nicht fassen können: das Unendliche. Um uns einen Begriff von der Ausdehnung dieser Bucht zu geben sagte man uns daß ein Boot, welches sie in allen ihren Nebenbuchten dem Ufer entlang befahren sollte, bei seiner Rückkehr am Ausgangspunkte, einen Weg von 400 Meilen zurückgelegt hätte!

Die geringe Höhe der Ufer läßt das Becken noch größer erscheinen als es wirklich ist. Die wundervolle Harmonie in dem Verhältnisse zwischen Wasser und Land bildet, meinem Gefühle nach, den großen Reiz der Zeichnung. Vom Colorit werde ich sogleich sprechen. Hätte der Künstler hohe phantastisch geformte Berge hinzugefügt, so würden diese natürlich den Blick des Betrachtenden auf sich lenken, sie würden den, bereits niedern Hügelrahmen noch mehr verflachen und, durch den Vergleich mit sich selbst, die Wasserfläche verkleinern; aber Wasser und

Himmel bilden eben die Hauptelemente dieses Meisterstücks der Natur.

Die Ufer, außer wo die Häusermassen sie roth und weiß färben, sind mit Vegetation, d. h. mit Eucalyptus, schwarzblauem oder schwarzgrünem Eucalyptus, bedeckt. In den Gärten sieht man wol einige Norfolkfichten und einige Sanct-Helena-Trauerweiden welche in die düstern und eintönigen Tinten etwas Abwechselung bringen, aber Schwarzgrün herrscht vor und der Eindruck ist ein einförmiger, und, an trüben Tagen, ein über allen Begriff melancholischer. Da der Ocean nur durch die Heads, eine schmale Meerenge, gesehen werden kann, und diese Heads nur von den Höhenpunkten der Stadt aus sichtbar sind, bietet die Bucht den Anblick eines Landsees. Mit Verwunderung betrachtet man die Masse von Kriegsschiffen, riesigen Packetbooten und großen Segelschiffen welche hier vor Anker liegen.

Eigentlich ist die Landschaft nichts als ein Wasserbecken mit einem schön gemeißelten Rande, und doch bringt sie eine so gewaltige Wirkung hervor daß man sie Rio de Janeiro, Neapel und Konstantinopel zur Seite stellt. Eine schwache Analogie mit den niedern, baumreichen und zerklüfteten Ufern des Bosporus gebe ich zu, aber alle andern Vergleiche scheinen mir ganz und gar verfehlt. Ich erwähne ihrer nur als eines Beweises wie ungeheuer die mit so geringen Mitteln hervorgebrachte Wirkung ist. Der Himmel und die Abstufungen des Lichtes erklären das Wunder. Hier verläßt mich der Muth weiter zu schreiben. Man muß nie das Unmögliche versuchen. An manchen Tagen, zu gewissen Stunden, gleicht die Bucht einem erst angelegten Aquarell. Grau auf grau, schwarz auf schwarz. Ein kaum begonnener Graffitto. Dann zerreißen einige blasse Sonnenstrahlen das Gewölk indem sie es verdunkeln. Je nach der Stimmung der Luft nähern oder entfernen sich die kleinen Wasserbecken und Nebenbuchten. Die ganze Landschaft ändert sich, mit der Beweglichkeit der Züge eines Kindes welches, abwechselnd lacht, weint, in Zorn geräth und sich wieder besänftigt. Ein andermal, bei

einer in dieser Jahreszeit seltenen Stimmung der Atmosphäre, würde man sich, wären die schwarzen Schatten nicht, nach den duftig blauen Gestaden unsers Mittelmeers versetzt glauben. Himmel und Wasser sind mit ultramarinen Tönen übergossen. Ich wandle auf einem Pfade, der Bucht entlang, am Fuße der Anhöhe welche den botanischen Garten trägt. Zu meiner Linken erscheint die Silhouette von Government-House, dunkel aber durchsichtig schwarz; hinter ihm, in größerer Entfernung, fällt ein anderes, blaßschwarzes, Vorgebirge in die Bay ab. Gegenüber zeigt sich North-Shore tief und undurchsichtig schwarz. Zwischen den Anhöhen und meinem Standpunkte fallen die Sonnenstrahlen fast senkrecht, aber ohne sie zu durchdringen, auf die Rauchwolken vorüberziehender Dampfer. Alles andere in dem Bilde ist Gold und Lapis lazuli.

Man sieht der Stadt Sydney an was sie ist: eine Tochter Altenglands und die Metropole Australiens. Die nicht allzu breiten und nicht überall schnurgeraden Straßen folgen den Bewegungen des Bodens. Es ist augenscheinlich daß, zur Zeit ihrer Gründung, Amerika den Antipoden noch nicht als Vorbild diente. Sydney hat nichts Amerikanisches und unterscheidet sich hierdurch von Melbourne, Brisbane und den neuseeländischen Städten.

Der Palast des Gouverneurs steht in einem schönen Park und genießt der Aussicht auf die Bucht. Er wurde vor ungefähr 30 Jahren im elisabethischen Stil erbaut und gilt mit Recht für ein Meisterstück moderner Baukunst. Die Ministerien, zahlreiche Kirchen, darunter die prachtvolle, aber noch unvollendete katholische Kathedrale im Mittelpunkte der obern Stadt, die Universität in dem westlichen Viertel, welche eine Anhöhe krönend die Blicke der Ankommenden schon aus der Ferne auf sich zieht, viele schöne Privathäuser, rechtfertigen den Stolz und die begeisterte Anhänglichkeit der Bewohner an ihre Stadt. In den großen

Parallelstraßen blühen Handel und Gewerbe. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr füllen sie sich mit Damen welche hier ihre Einkäufe machen und zugleich sich und ihre Toiletten bewundern lassen.

In der obern Stadt, führen lange und elegante, daher wenig belebte, aber leider von Dampftramwagen infestirte Gassen, an schönen Gartenanlagen vorüber, nach den östlichen Vorstädten. Biegt man dann links ein so gelangt man, fortwährend auf- und niedersteigend, in ein mit Gärten und Landhäusern besäetes Hügelgelände. Es sind dies die früher erwähnten kleinen Vorgebirge. Die Bucht zeigt und verbirgt sich abwechselnd. Das Ganze ist eine altenglische Landschaft mit halbtropischer und australischer Vegetation. Man vergißt nicht leicht Pott's Point und Darling Point, Doublebay und Rosebay, und auch nicht die Heads mit ihrem elektrischen Leuchtthurm, der 300000 Pfd. St. gekostet hat, der Stolz und die Freude der Sydneyer.

Ich genieße mit Lord und Lady Rosebery die Gastfreundschaft des Gouverneurs und seiner Gemahlin Lady Augustus Loftus und finde Gelegenheit mehrere der Notabilitäten kennen zu lernen. Meine Beziehungen mit dem Chief Justice Sir James Martin, dem Premierminister Mr. Stuart, dem Attorney-General Mr. Dalley, dem Richter Sir George und seiner reizenden Gemahlin Lady Innes, mit Herrn Mitchell und Sir Patrick Jennings und so vielen andern interessanten Persönlichkeiten werden mir immer in angenehmer Erinnerung bleiben.

Großer Morgenempfang im Government-House, einer jener in der eleganten londoner Welt beliebten, und, unter uns gesagt, in der Regel nicht sehr kurzweiligen Garden parties. Hier aber

unterhält man sich bei solchen Gelegenheiten. Die Herren sehen zwar ernst und nachdenklich aus. Es ist leichter sein Comptoir oder sein Magazin hinter sich zu lassen, als die Sorgen, die Hoffnungen, die Gemüthsbewegungen der Geschäfte. Aber die jungen Mädchen und die jungen Frauen unterhalten sich köstlich. Alle zeichnen sich aus durch ihre einfachen aber geschmackvollen Toiletten, manche durch Schönheit und elegante Manieren, die in der Colonie geborenen durch jene Mischung von Lebhaftigkeit und Apathie welche sonst nur den Creolinnen eigen ist.

Obgleich die Sonne sich neigt, ist die Hitze noch bedeutend, etwa wie an einem schwülen Sommertage in Neapel. Noch vor acht Tagen hatten wir kühles englisches Frühlingswetter. Die Sydneyer sind entzückt über ihr Klima; aber die europäischen Residenten finden es schwächend, entnervend und die Quellen des Lebens langsam erschöpfend. Vielleicht liegt die Wahrheit in der Mitte.

Ausflug nach Botany-Bay. Waldeinsamkeit beginnt wo Sydney aufhört. Der Anblick der Bay und ihrer Ufer entspricht dem Namen, welcher gleichbedeutend geworden ist mit refugium peccatorum, wenn eine weite unbewegte, schweigsame Wasserfläche, wenn die sie auf drei Seiten umrahmenden niedern, hier nackten dort mit magerm Eucalyptus bewachsenen Felsufer, wenn ein ödes Gestade, welches ohne einen kleinen Artillerieposten und die Signalstation gänzlich verlassen wäre, wenn diese in ein Gesammtbild vereinigten Elemente geeignet sind dunkle Begriffe von Verbrechen und Strafe wachzurufen. Der, heute, graue Himmel erhöht den Eindruck der Trauer und Verlassenheit. Am Strande steht ein auf Kosten der französischen Regierung, zur Zeit der Restauration, errichtetes Monument des kühnen Weltumseglers La Pérouse. Die Inschrift sagt daß seine letzten Nachrichten von hier datirt waren (1788). Einige Schritte

weiter findet man das gut erhaltene Grab des Almoseniers der Expedition.

Wir gehen an den zwei oder drei Zelten der Artilleristen vorüber, deren Bewohner am verbrannten Grase ausgestreckt, der überhäufigen Schlangen uneingedenk, ihre Siesta halten. So leicht wird der Mensch vertraut mit der beständigen Gefahr. Die Reptilien sind in diesem Theil des Continents eine wahre Landplage. Wenn man zu Pferde reist im Walde, um die Mitte des Tages während der größten Hitze, findet man deren immer am Wege zusammengerollt, und, in diesem Falle, muß man ihnen Zeit lassen sich zu entfernen. Mit Ausnahme einer Viper, die todte oder taube Adder genannt, welche durch das Geräusch des Herannahenden nicht geweckt wird und daher um so gefährlicher ist, fliehen sie den Menschen. Ihr Biß ist meist tödlich. Nachts pflegen sie die Bahnhöfe zu besuchen und auf den breiten Steinen der Plattform zu lagern, daher Reisende mit Nachtzügen immer zur Vorsicht ermahnt werden. Nichtsdestoweniger kommen unter Weißen Schlangenbisse selten vor.

Der Eucalyptus des Waldes steigt an einigen Stellen herab bis an den Rand der ihn spiegelnden Lagune, neigt sich über sie, betrachtet wohlgefällig seine kurzen, magern, verkrüppelten Aeste, sein spärliches Laub und die gesenkten, keinen Schatten gewährenden, Blätter. In diesem Walde begegneten wir einer Familie von „civilisirten" Aborigines, wenn Beinkleider und eine Pfeife auf diese Bezeichnung Anspruch gewähren.

Die Universität wurde im Jahre 1851 gegründet. Der Attorney-General Mr. Dalley hat die Güte mich zu begleiten, und der in der gelehrten Welt rühmlich bekannte Dr. Carolus Badham* zeigt uns die Anstalt. Der Professor ist ein Zögling

* Seitdem gestorben.

Pestalozzi's, hat in England, Straßburg und Rom studirt, und erinnert, durch seine äußere Erscheinung, an den Gelehrten des 17. Jahrhunderts. Der Mann schien mir in allem eine Ausnahme von dem Gewöhnlichen oder Herkömmlichen: ein Philologe bei den Antipoden, der durch das Ansehen seines Namens und den Reiz seiner Persönlichkeit es vermag die Jugend an sich zu ziehen und in ihr den Geschmack für die Wissenschaft zu wecken! Der Doctor spricht außer seiner Muttersprache, deutsch, französisch, italienisch, ohne allen fremden Accent. Das Gebäude, die Halle, die verschiedenen Säle und Sammlungen geben den Eindruck einer reichdotirten und gutgeleiteten Anstalt. Die meisten Schulen in Australien sind confessionslos, undenominational. Die Leute aus dem Volke — ich spreche hier von den Protestanten — obgleich in der Regel gläubige Christen welche Sonntags die Predigt hören, bestehen darauf daß kein Religionsunterricht ertheilt werde. Sie meinen auf diese Art religiösen Zwistigkeiten in der Familie vorzubeugen!! Die katholische Geistlichkeit, die Bischöfe an der Spitze, protestiren, bisher fruchtlos, gegen dies System der Scheidung zwischen der Wissenschaft und dem Glauben.

Letzte Nacht großer Ball bei Mr. Mitchell. Die Gemächer würden in West-End oder Belgravia für elegant gelten. Dies läßt sich besonders dem Tanzsaal nachrühmen. Die Gesellschaft war zahlreich und die vielen Uniformen der Seeoffiziere gaben der Versammlung einen glänzenden Anstrich. Das Fest hatte einen vornehmen Charakter. Es gehört ein gewisser Muth dazu in dieser demokratischen Atmosphäre, Haus zu machen. Wenn man nur die Bedienung entbehren könnte! Hinc illae lacrymae! Als sich unlängst auf einem Balle die Gesellschaft zum Souper begab, hatten sämmtliche Domestiken das Haus verlassen.

Ein am Lande angenehm verbrachter Tag. Wir fahren auf der Bahn nach Richmond um ein Gestüt zu besuchen. Wald, Wald, Wald. Zäune, Weideland, und Schafheerden. Einige schöne Orangenbäume, und dann wieder bush und Eucalyptus verschiedener Gattung. Vor uns die Blauen Berge, und je mehr wir uns ihnen nähern um so blauer werden sie. Am Ende des Tages, ein biblisches Mahl bei dem Eigenthümer des Gestütes, der aussieht wie ein Patriarch der Weidegründe von Bertseba.

Das Colonial-Office enthält die Kanzleien des wichtigsten Ministeriums; in seiner Art das Muster eines ähnlichen Zwecken dienenden Gebäudes. Kein Luxus, nichts Ueberflüssiges, aber das Nothwendige in äußerster Vollkommenheit. In der Nähe befindet sich die öffentliche Bibliothek die von 10 Uhr morgens bis 10 Uhr nachts geöffnet ist. Was würden unsere Herren Bibliothekare zu den Nachtstunden sagen? Sie sind aber eine große Wohlthat für Männer welche, nach vollendeter Tagesarbeit, ihren Abend mit Lektüre verbringen können in einem luftigen, gut geheizten und gut erleuchteten Saale, und zwar ohne einen Penny zu bezahlen.

Sydney besitzt auch ein Museum und eine öffentliche Galerie. Die Gemälde, der Mehrzahl nach Aquarelle, kommen aus England. Diese Stadt ist in jeder Beziehung bedeutend. Und doch zählt sie kaum hundert Jahre, und war noch vor nicht sehr langer Zeit eine Strafanstalt.*

Der Premier Mr. Stuart und der Attorney-General Mr. Dalley veranstalteten einen Ausflug nach den Blauen Bergen. Lord Augustus Loftus mit seinen Gästen, die politischen und geselligen

* Zahl der Einwohner, sämmtlich Weiße, 800000.

Notabilitäten füllten mehrere Waggons eines Extrazuges. Diese Waldnatur ist, trotz ihrer Einförmigkeit, nicht ohne landschaftliche Schönheit. Je mehr der Zug in das Gebirge eindringt und die ersten Staffeln desselben ersteigt, je mehr erhebt sich am Horizont, einem ungeheuern gelben Vorhange ähnlich, die staubige sonnverbrannte Ebene in unserm Rücken. Aber vor, über und unter uns nichts als Wald, d. h. die ewigen Gummibäume mit ihren gekrümmten, weißen oder grauen Stämmen und Aesten, mit den gebeugten Wipfeln, den grau-grünen Blättern, welche dermalen der Frühling mit rothgelben Tönen übergießt. Bei uns sind dies die Farben des Herbstes; aber hier ist alles anders als auf der übrigen Welt. In diesen Wäldern gibt es kein Wild außer kleinen Bären und Kängurus. Letztere werden mit Keulen erlegt. Es kommt vor daß an einem Tage deren 3—5000 in dieser Art getödtet werden.

Eine andere, bereits erwähnte, Eigenthümlichkeit dieser Wälder besteht in dem Mangel an Schatten und Wasser. Was die Bildung des Bodens anbelangt, so besteht er aus einer Reihe horizontaler, in die Ebene vorlaufender und dann plötzlich wie Vorgebirge fast senkrecht abfallender Hügelzüge. Die Hauptkette des Blauen Gebirges überschreitet die Bahn mittels zweier Zickzack welche in den Colonien als ein Wunder und, mithin, als ein Weltwunder gerühmt werden. Jedenfalls gereichen sie dem Ingenieur zur Ehre welcher die Kühnheit besaß einen solchen Plan zu entwerfen und die Geschicklichkeit ihn so gut auszuführen.

In der Nähe der Station Katumba steht auf einer dominirenden Anhöhe ein sehr gutes Hotel. Die Luft ist elastisch, die Aussicht wundervoll; entzückend das Colorit der Landschaft welches die ganze Stufenleiter der blauen Farbe vom Opal zum Kobalt, zum Ultramarin, zum Saphir, durchläuft. Diese Mannichfaltigkeit der Töne ein und derselben Farbe verleiht dem Panorama einen eigenthümlichen, in seiner Art einzigen und unbeschreiblichen Charakter.

Heute Morgen Aufbruch nach dem Hawkesbury-Fluß. Wir waren sehr zahlreich und abermals die Gäste der Herren Stuart und Dalley. Eine Dampfbarkasse brachte uns nach dem Nordufer. Während wir uns Manly-Bay näherten, zeichneten einige zwanzig große Schiffe mit ausgespannten Segeln und kommende und gehende große Dampfer ihre schwarzen Umrisse auf den perlgrauen Himmel der sich, zwischen den Heads, mit dem Meereshorizont verschmolz.

Ein zerklüftetes, theils mit Unterholz theils mit Heidekraut bewachsenes Gelände trennt die Bucht von dem Ocean. Keine Straßen; nur Sand. Glücklicherweise sind unsere Char-à-bancs mit trefflichen Ponies bespannt.

Ein liegender Löwe mit menschlichem Antlitz bewacht die Mündung des Flusses welchen wir beschiffen sollen. Dieser Löwe ist ein Felsen, und dieser Felsen ein Eiland. Ein phantastisches Bild!

Ein kokett eingerichtetes Boot und ein kleiner Schleppdampfer harren dort der Gesellschaft. Die beiden Ufer des Hawkesbury sind ein Wirrsal von Hügeln. Der Wald, der sie bedeckt, steigt bis an den Rand des Wassers herab, welches sein Bild zurückwirft: Weiße, glatte, marmorsäulenähnliche Stämme, andere gekrümmt und krampfhaft verschlungen, hier und da Riesenskelete die, obgleich seit langem schon des Todes verblichen, noch immer aufrecht stehen. Ein mageres von der Sonne durchleuchtetes Laub. Also wenig Schatten und immer dieselbe australische Monotonie. Doch wird sie belebt durch den Wechsel der Aussicht, welche sich ändert mit den Windungen des Flusses, mit den sich verschiebenden Spiegelbildern der Wasserfläche und mit den von der Entfernung bedingten Abstufungen des Lichtes. An den Ufern keine Spur menschlicher Behausung. Wir haben heute Morgen bei Sonnenaufgang die volkreichste Stadt des Continents verlassen, und jetzt, um Mittag, befinden wir uns in der Wildniß.

Weiter stromaufwärts werden die Ufer niedriger und be-

ginnen sich zu beleben. Zuerst einige Fischer- und Köhlerhütten; dann die Umzäunungen von Weidegründen und endlich einzelne Gehöfte von Pflanzern. Der Eucalyptus ist nicht mehr alleiniger Herr und Meister. Hier und da ist der Wald ausgerodet. Neben den Häusern und dem Flusse entlang gewahrt man Trauerweiden, sämmtlich wie behauptet wird, von dem Grabe Napoleon's auf St.-Helena eingeführt. Es gab nämlich eine Zeit wo der Name des Kaisers in den Colonien einer großen Popularität genoß. Aus dieser Epoche stammen die vielen Trauerweiden die man in den Gärten von New-South-Wales sieht. Sie wurden von den, von Europa kommenden Seglern welche immer in St.-Helena anliefen, nach Australien gebracht.

Der Hawkesbury schlängelt langsam zwischen den doppelten Hecken welche diese niedern glockenförmigen, von der einheimischen Vegetation so sehr abstechenden Bäume an seinen beiden Ufern bilden. Ihre hängenden Zweige baden und spiegeln sich in den hier fast stehenden Wassern des Flusses. Die von einem dunkeln Wolkenringe, aus welchem Blitze zucken, umfangene Abendsonne vergoldet und röthet ihr mattgrünes Laub. Noch einige Augenblicke, und die durchsichtigen Schleier der Dämmerung umhüllen uns. In der Luft, über dem Wasser, im Wald tiefe Stille. Wir kommen an einem Lager von Aborigines vorüber. Die Wilden, Männer Weiber und Kinder, sitzen um die Feuer welche sie vor ihren Zelten angezündet haben. Diesem elegischen Abend folgen plötzlich Blitz und Donner und ein Ungewitter von seltener Heftigkeit. Dann eine ruhige, stille, laue Nacht. Um Mitternacht Ankunft in Sydney. Zurückgelegte Entfernung 147 Meilen.

Sydney. Zweiter Aufenthalt. Vom 6. zum 17. Mai 1884. — Ich fand hier dasselbe idealische Wetter welches ich in Melbourne gelassen hatte. Nur ist die Sonne drückender und

die Luft weniger elastisch. Daher kommt es auch daß wer nur einigermaßen kann Sydney im Sommer verläßt. Man geht nach Melbourne oder, noch besser, nach Tasmania.

Während meines zweiten Aufenthaltes wohnte ich im Australischen Club. Um die Lunchstunde füllt er sich mit den Sommitäten des Handelsstandes, mit Staatsbeamten, Politikern, überhaupt mit Leuten welche die Franzosen des hommes sérieux nennen. Die elegante Jugend zieht den Union-Club vor welcher in modernerer Weise eingerichtet ist. Aber in beiden ist man gut aufgehoben. Namentlich das materielle Leben läßt wenig zu wünschen übrig. Im Lesesaal liegen alle australische Zeitungen auf und die für den Colonialgebrauch gedruckten Auszüge der großen englischen Journale. Aber, wie bereits gesagt, man interessirt sich hierzulande nur wenig für europäische Menschen und Dinge. Auch in einem deutschen, nach deutschem Muster eingerichteten Club wurde ich freundlich aufgenommen.

Seit einiger Zeit durchziehen täglich einige tausend Männer paarweise, unter tiefem Schweigen, die besuchtesten Gassen der Stadt. Am Eingange eines der großen öffentlichen Gärten angelangt, machen sie Halt vor der Statue des Prinzen von Wales. Hier werden Reden gehalten. Diese Spaziergänger sind Arbeiter ohne Arbeit, und diese sogenannten „Processionen“ haben zum Zweck die öffentliche Meinung aufzuregen und die Regierung einzuschüchtern. Die Unterhaltsmittel werden den Arbeitslosen durch die Trades-Unions geliefert, welche in den Colonien eine sehr große Rolle spielen. Mehr als einmal unterbrach ich meinen Morgenspaziergang um die Volksredner zu hören. Sogenannte Gentlemen wechselten mit einfachen Arbeitern, und letztere schienen mir weniger heftig und ehrlicher als die Herren im Gehrocke und mit dem Cylinder am Kopfe. Diese, offenbar Demagogen von Profession, wiederholten die bekannten Phrasen deren Zweck

immer derselbe ist, Aufreizung des Armen gegen den Besitzenden. Die Redner aus dem Arbeiterstande erzählten ihre Entbehrungen und Leiden, betonten ihren Wunsch aber die Unmöglichkeit sich Arbeit zu verschaffen, und schlossen gewöhnlich mit einer Verwahrung gegen weitere Einwanderung. Was sie verlangten sei Arbeit, aber unter der Bedingung daß der Staat sie gegen Concurrenz schütze. Die Männer im Gehrock predigten einfach die Beraubung der Reichen.

Während diese Reden gehalten wurden, zerstreuten sich die Arbeiter des Aufzuges im Garten, rauchten schweigend ihre Pfeife, sahen gelangweilt, mürrisch, traurig aus, schienen aber zu Gewaltthätigkeiten nicht aufgelegt. Keiner hörte den Rednern zu, deren Auslassungen ihnen offenbar sattsam bekannt waren. Das Auditorium bildeten die zufällig Vorübergehenden. Unter ihnen sah ich meist anständig gekleidete Menschen, wahrscheinlich dem kleinen Gewerbs- und Handelsstande angehörig. Mir fiel die gespannte Aufmerksamkeit dieser Zuhörer auf. Auch vorüberfahrende Fiaker hielten an, trotz der schüchternen Einsprache ihrer Fahrgäste. Die übrigen waren Leute aus den Volksklassen. Das Gift, wenn man die gröbste Verleumdung der Besitzenden mit diesem Namen bezeichnen darf, wurde nicht tropfenweise gereicht, sondern in Fülle credenzt, und zwar mit sichtlichem Eindruck auf die Zuhörer.

Das Ministerium thut nichts dagegen, weil es, um seine Majorität zu wahren, die vorgerückten Parteien schonen muß. Dennoch scheinen es diese sich täglich wiederholenden, das Publikum mehr und mehr aufregenden Auftritte einigermaßen zu beunruhigen. Auch höre ich daß zwar nicht die Aufzüge aber die Versammlungen im Park verboten werden sollen. Als Grund wird man angeben, daß die Statue des Prinzen von Wales dabei leiden könnte! Den wahren Zweck des Verbotes auszusprechen wird man nicht wagen. Es wird hierdurch niemand getäuscht, aber die Pille wird vergoldet und die Empfindlichkeit des Königs Mob geschont werden.

Man sieht, alles ist nicht rosenfarbig in diesen Staaten so überreich an Jugendkraft, an Lebensfülle, an übertriebenen Hoffnungen und tollkühnen Bestrebungen. Ich muß übrigens beifügen, daß ich in den Clubs sowol als in höhern amtlichen Regionen wenigen Personen begegne welche ihre Besorgniß verhehlen. „Der nächste Zweck dieser Demonstrationen ist", sagt man mir, „gegen die Einwanderung gerichtet. Man will die Regierung zwingen sie einzustellen, wie dies bereits in Victoria thatsächlich geschehen ist. Die Minister wollen die Gefahren der Lage nicht sehen und suchen, mittels oft gefährlicher Zugeständnisse an die Demagogie, über die Verlegenheiten des Tages hinwegzugleiten. Die Trades-Unions sind eine Macht; sie erhalten das Losungswort aus Amerika und England. Ermuthigt durch die scheinbare oder wirkliche Schwäche der Regierung, steigern die Arbeiter ihre Anforderungen. So verlangen sie bereits, nach dem Vorgange von Neuseeland, die sogenannte Acht: acht Stunden Arbeit; acht Stunden Ruhe und Vergnügen; acht Stunden Schlaf und acht Schillinge Arbeitslohn. Die Ankömmlinge aus England sind in der ersten Zeit entzückt. Sie vergleichen ihre neue Lage mit ihrem Dasein im Vaterlande und freuen sich ihre Umstände so sehr gebessert zu sehen. Aber die Aufwiegler bemeistern sich alsbald dieser Zufriedenen und verwandeln sie, binnen wenigen Monaten, in Malcontente."

Alle diese Klagen enden immer mit derselben Phrase: ich sehe viele Steine auf unserm Wege, I see many rocks in our way. Aber, obgleich ein wenig erschreckt durch das was vor sich geht und was noch geschehen könnte, zweifelt niemand an der glänzenden Zukunft der Colonie, und die Seufzer enden gewöhnlich mit einem kleinen Trompetenstoße, einer australischen Fanfare, als ob man mir sagen wollte: Aengstigen Sie sich nicht zu sehr für dies Land. Es ist doch das erste der Welt.

IV.

Queensland.

Vom 27. November zum 13. December.

Brisbane. — Darling-Downs. — Rockhampton. — Townsville. — Thursday-Insel. — Politische Uebersicht.

Queensland gehörte anfangs zu New-South-Wales, wurde 1859 eine selbständige Colonie, entledigte sich der Sträflinge und verdankte der Entdeckung von Goldlagern an verschiedenen Punkten seines Gebiets eine große Anzahl von Einwanderern. Aber es ist und bleibt vor allem ein Viehzucht treibendes Land.

Ein kleiner Steamer, der zwischen Sydney und Brisbane fährt, nimmt Lord Rosebery und mich auf. Sir Patrick Jennings* hat die Güte uns als Führer zu begleiten.

Wir dampfen der Küste entlang, eine Reihe von malerischen durch ebenes Land geschiedenen Vorgebirgen, und kommen an Macquarie vorüber, vormals eine der größten Strafanstalten, und so geht es fort von Cap zu Cap. Alle diese Felsen tragen noch die ihnen von Cook verliehenen Namen.

* Dermalen (1886) Premierminister von New-South-Wales.

Am zweiten Tage umfährt unser Boot Cap Moreton, strandet, was häufig vorkommt, auf der Barre von Brisbane, wird nach einigen Stunden flott, läuft in den Fluß desselben Namens ein, und dampft ihn hinauf ohne weitern Unfall. Die Mangrowen welche wir am Waldesrande gewahren erinnern an die Nähe des Wendekreises.

Nach achtundvierzigstündiger Reise, Ankunft vor Brisbane, um 8 Uhr abends. Entfernung von Sydney 500 Seemeilen. Mit lebhaftem Vergnügen verlassen wir das Schiff um die Gastfreundschaft Sir Antony Musgrave's anzunehmen, des neu angekommenen Gouverneurs der jüngsten aber zukunftsreichen australischen Colonie.

Unerachtet der Regengüsse welche während meines hiesigen Aufenthaltes das durstende Erdreich benetzten schien mir der Himmel von Blei und die Luft versengend. Aber die Brisbaner bestreiten dies. Sie geben nur eine vorübergehende Hitze zu.

Brisbane macht mir den Eindruck eines jungen Gesellen der weiß was er werth ist und werth sein wird und der dessen kein Hehl macht. Warum sollte er?

Das neue Parlamentshaus ist ein schöner Bau, und der Architekt hat es verstanden die Parlamentarier gegen die Hitze zu schützen, deren Dasein man zwar theoretisch in Abrede stellt aber praktisch abwehrt so gut man kann.

Das seinem Custoden und Gründer zur Ehre gereichende Museum enthält viele Curiosa, und ist besonders lehrreich für die Kenntniß und das Studium der Aborigines.

Alle australischen Städte, Sydney etwa ausgenommen, haben eine sehr große Familienähnlichkeit. Ueberall die langen, breiten sich im rechten Winkel kreuzenden Straßen, die niedern, mit gerolltem Eisen gedeckten Häuser, alle mehr oder weniger nach demselben Plane und derselben Zeichnung gebaut. Hier stehen sie, die der großen Hauptstraßen abgerechnet, auf Pfählen einige oder mehrere Fuß über dem Boden, was sehr häßlich

aussieht aber gerechtfertigt ist als ein Mittel gegen die weißen Ameisen, diese Landplage der heißen Zone.

Am Eingange der Stadt nächst dem Hafen, fällt ein schönes, großes Gebäude in die Augen. Es ist das Kloster der Barmherzigen Schwestern. In der Nähe steht die noch unvollendete katholische Kathedrale. Hier, wie allenthalben in den Colonien, gewinnt das katholische Element fortwährend an Bedeutung. Zwischen den verschiedenen Religionsgenossenschaften herrscht das beste Einvernehmen.

Der Boden, auf welchem Government-House steht, senkt sich sanft gegen den Fluß. In dem das Gebäude umgebenden Garten befinden sich prachtvolle exotische Bäume, und der Regen der letzten Nacht hat den Rasen einigermaßen erfrischt. Dasselbe läßt sich nicht von der Luft sagen, welche nach dem Niederschlage schwüler und drückender ist als bevor. Das Innere des Hauses mit den bei Tag und Nacht offen stehenden Zimmern und nach oben und unten verkürzten Thüren, welche nicht den Blick aber die Luft in das Innere dringen lassen, erinnern mich an die Aequatorialstädte wie Singapur, Ceylon, Pernambuko, Batavia, und doch liegt Brisbane noch außerhalb der Tropen. Aber die Temperatur rechtfertigt diese Anstalten.

In den Gassen herrscht große Bewegung. Die Hügel der Umgebung sind mit Landhäusern und Gärtchen besäet. Es wäre eine ganz hübsche Landschaft ohne die aschgrauen Töne welche Dürre und Staub über sie verbreiten.

Darling-Downs. Vom 1. bis 3. December. — Darling-Downs, der fruchtbarste Theil der Colonie, liegt am westlichen Abhange des Küstengebirges, Coastrange genannt. Die großen Squatter von Darling-Downs bilden die queensländische Aristokratie. Die von ihnen besessenen Weidegründe, auf welchen sie ihr Vieh, hauptsächlich Schafe, züchten, nehmen eine

Oberfläche von ungefähr 75 Quadratmeilen ein. Jenseit dieses Gebiets, nach West und Nord, beginnt die Terra incognita. Man fängt zwar an sie zu erforschen. Eine gewisse Anzahl verwegener Pflanzer, haben sich, über Gefahren und Entbehrungen erhaben, auf einige hundert Meilen von der Küste niedergelassen. Demungeachtet ist es noch eine geheimnißvolle Welt.

Ein schmaler zerklüfteter Landstrich scheidet den Ocean von dem Küstengebirge dessen Kamm eigentlich den Rand einer sich gegen West und Südwest allmählich senkenden Hochebene bildet. Die dünnen Wasserfäden welche auf den östlichen Abhängen des Coastranche entspringen fließen dem Stillen Weltmeer zu, während die ihren Ursprung auf dem Hochplateau nehmenden Bäche, den Continent in südwestlicher Richtung durchkreuzend, den Darling, verschiedene andere Flüsse, endlich den Murray bilden, welcher sich unweit Adelaide in den Indischen Ocean ergießt.

Wir befinden uns unterwegs nach diesen interessanten Downs. Der Busch beginnt wo die Stadt aufhört. Es sind aber meist offene, open forests, d. h. theilweise gelichtete Wälder. Die ganze Gegend ist eigentlich nichts anderes. Hier und da sieht man Gehöfte, hier und da eine Häusergruppe die Stadt genannt wird, aber alles liegt mehr oder weniger versteckt im Busche der, zu seinem Lobe sei es gesagt, etwas grüner und frischer ist als die Wälder von New-South-Wales.

Das Land hebt sich stufenweise, und die engspurige Bahn vertieft sich mehr und mehr im Walde bis sie eine 2000 Fuß hohe Wand erreicht. Diese zu ersteigen ist nunmehr die Aufgabe. Die Ingenieure löſten sie in der einfachsten, und zugleich etwas haarsträubenden Weise, mittels sehr vieler, sehr kleiner und sehr steiler Curven. Die Fahrt bietet echt australische Fernsichten: eine ernste, großartige Landschaft die, mit den vorspringenden und zurückweichenden Gliedmaßen des Gebirges wechselnd, doch immer dieselbe bleibt. Bergketten mit horizontalen Kämmen, dicht bewachsen mit Eucalyptus — lichtblau, dunkelblau, grünlichblau — ziehen nach Süden. Zu unsern Füßen

gähnt der Abgrund. In seinen tiefsten Tiefen gleichfalls dichter Gummiwald.

Der Zug hat den Rand der Hochebene glücklich erklettert, ist vor der Hauptstadt von Darling=Downs, Tuwumba, vorübergedampft und setzt uns in der Station Oakly ab. Entfernung von Brisbane 124 Meilen.

Kleine Wägelchen, Buggies, bringen uns, über Weidegründe fahrend, nach Sir Patrick Jennings' Station.

Es ist die Zeit der Schur, und man führt uns sofort nach den Hallen wo diese wichtige Operation vor sich geht. Ueber die Schafe, wie man mir sagt Merinos erster Qualität, halte ich mich, bei meiner Unkenntniß dieser Materie, nicht für geeignet ein Urtheil abzugeben. Mehr als die Schafe interessirten mich die Männer welche unter sich die Arbeit theilten. Es handelt sich hier um eine Reihe systematisch geordneter Operationen. Wir fanden meist junge Leute; die einen, schmächtig und beinahe schwächlich aussehend, sind in der Colonie geboren, andere, mit breiten Schultern und strammen Armen, Europäer. Alle arbeiteten mit höchster Aufbietung ihrer Kräfte so rasch als möglich, weil sie, nach der Leistung, d. h. mit einer gewissen Summe für die Schur von 20 Schafen, gezahlt werden. In der Regel reichen fünf Minuten aus um das Thier seines Felles zu entkleiden. Letzteres wird sogleich durch andere Hände auf die Tischplatte geworfen, auf welche es ausgebreitet fallen muß was eine nur durch Uebung zu erwerbende Fertigkeit voraussetzt. Die armen Thiere, ihrer Kleidung beraubt und gleichsam sich ihrer Nacktheit schämend, flüchten durch kleine Thüren nach dem Hofraume. Die Felle werden sodann klassificirt, gerollt und in offenen Breterverschlägen während 8—12 Stunden aufbewahrt. Erst wenn sie, in dieser Weise, die thierische Wärme verloren haben werden sie gepreßt und in Ballen verpackt, deren jeder mit starker Leinwand umgeben, genäht und bezeichnet wird. Zwei Ballen, durch Eisenklammern verbunden, bilden den Artikel wie er nach London ausgeführt wird.

Die Scherer verdienen 15—20, die übrigen Arbeiter 10 Schillinge im Tage. Außerdem werden sie ernährt. Ihr Getränk ist sehr schwacher Thee ohne Zucker. Während der ganzen Periode, welche 6—8 Wochen dauert, enthalten sich die Männer der geistigen Getränke. Aber nach der Schur wird die verlorene Zeit eingebracht, und Alkohol fließt in Strömen.

Einer der Arbeiter, ein kräftig aussehender Mann mit grauem Haar welcher die Felle zu pressen hatte, fiel mir durch sein urgermanisches Wesen auf. Ich redete ihn ohne weiteres deutsch an. Seine ernsten Züge erheiterten sich und, meine Frage beantwortend, erzählte er mir die einfache Geschichte seines Lebens. „Ich bin", sagte er mir, „aus der Umgegend von Berlin gebürtig. Wir verdienen hier bei weitem mehr als zu Hause. Allerdings ist das Leben bedeutend kostspieliger, aber, demungeachtet, geht es uns besser. Wir haben uns niemals gute und kräftige Nahrung zu versagen. So genießen wir alle Tage Fleisch und zwar in Fülle. Wer arbeitet ist sicher sein Brot zu verdienen. Armuth ist unbekannt."

Sir Patrick sagte mir daß dieser Mann vordem in seinem Solde gestanden war und 100 Pfd. St. Jahreslohn erhielt. Er verließ diesen Dienst um free selector zu werden. Sein Weib besorgt das Haus und die kleine Wirthschaft. Er selbst geht auf Arbeit von Station zu Station, und ist ein wohlhabender Mann geworden. Wie so viele seiner Landsleute, haben ihn die allgemeine Wehrpflicht und sein mäßiges Gefallen am Kriegerstande nach Australien geführt. Es ist dies die Geschichte aller free selectors und kleinen Pflanzer. Nur liederliche Gesellen kommen nicht auf.

Diese Station, eine der bedeutendsten in Darling-Downs, heißt Westbrook. Das Wohnhaus liegt, einige Meilen entfernt, auf dem Plateau welches seinen Charakter bewahrt. Mit Drahtfäden eingeschlossene Weidegründe und halb ausgerodeter Busch folgen sich unabläßig. Die Kämme der von uns überschrittenen

Berge bleiben in Sicht, erheben sich aber kaum über die Ebene der Plateaus, und gleichen niedern Hügeln.

Westbrook ist ein geräumiges Haus, mit einer breiten Veranda welche die Schlafzimmer gegen die Sonne schützt. Nächst der in das meinige führenden Thür werden mir einige dunkle Blutflecken gezeigt, die Spuren eines Kampfes, welcher gestern hier zwischen einer Katze und einer Cobra stattfand. Vor einigen Monaten, in den ersten Zeiten meines Aufenthaltes in Schlangenländern, würde mir diese Entdeckung eine schlaflose Nacht verursacht haben. Aber dergleichen Gemüthsbewegungen verlieren sich bald. Man gewöhnt sich an alles.

Die Reisegesellschaft löst sich auf. Lord Rosebery kehrt, von Sir Patrick begleitet, auf dem Landwege nach Sydney zurück. Ich ziehe nach Indien weiter. Ein Freund unsers Amphitryon fährt mich durch einen Theil dieses Eldorados der großen Squatter.

Wir kommen durch Drayton, eine heute beinahe verlassene Stadt. Die Zukunft gehört dem nahen, viel jüngern Tuwumba welches die Eisenbahn berührt, während sie Drayton zur Seite liegen läßt und ihm daher die Lebensbedingungen entzieht. Drayton stirbt, wie die Eucalyptus durch einen cirkelförmigen Einschnitt am Stamme, eines allmählichen Todes.

Tuwumba sieht großartig aus. Die langen und breiten Gassen harren meist noch der Häuser, aber die Stadt ist bereits ein wichtiges Centrum, umgeben von Villen und Gärten, in welchen man einige Norfolkfichten sieht. In dem Stadtgebiete selbst werden aber alle Bäume systematisch ausgerodet. Daher das nüchterne Aussehen der Stadt. Die Deutschen bilden den dritten und zugleich den wohlhabendsten Theil der Bevölkerung.

Eine Meile entfernt, steht ein einsames, zierliches Haus, Harlexton genannt, an der Stelle wo die Eisenbahn den Höhen-

rand des Küstengebirges ersteigt. Von diesem Punkte beherrscht der Blick nach einer Seite hin das Plateau, nach der andern ein Chaos von Schluchten, Vorgebirgen und Bergabfällen. Ein Bach, der hinter dem Hause entspringt und über Felsblöcke plätschernd in der Tiefe verschwindet, eilt dem nahen Stillen Weltmeere zu. Einige Schritte weiter auf der entgegengesetzten Seite der Villa zeigt man uns einen dünnen Wasserfaden der langsam gegen Westen fließt. Seine Bestimmung ist, mitten durch den ungeheuern australischen Continent, nach dem Indischen Ocean zu schleichen.

Bisher sah ich nur wenige Chinesen in Australien, aber es wird mir versichert daß, trotz der drakonischen Gesetze welche ihre Vertreibung bezwecken, die Zahl derselben fortwährend zunimmt. Jeder Sohn des Reiches der Mitte, auch der ärmste, hat bei seiner Landung 10 Pfd. St. zu erlegen, welche ihm, übrigens, bei der Abreise zurückgezahlt werden. Diese Bestimmung hat die Einwanderung nicht vermindert. Chinesische Gesellschaften in seiner Heimat strecken dem Kuli die für ihn sehr hohe Summe vor, und er ist gewöhnlich in kurzer Zeit im Stande sie zurückzuzahlen; denn hat er australischen Boden einmal betreten, so ist er in der Regel ein gemachter Mann. Auch hier sagt mir jedermann daß die Chinesen die besten Gärtner, die besten Landwirthe, die besten Handarbeiter, die besten Köche und zugleich ehrliche und dem Gesetz gehorchende Menschen sind.

Die Dorunda, Kapitän Hay, von der British-Indian-Company, erwartet die Passagiere an der Mündung des Brisbaneflusses.

Diese Gesellschaft, geleitet von einer Anzahl bedeutender Geschäftsleute, unter denen der Chairman Mr. Macinnon hervorragt, hat sich in den letzten Jahren bedeutend entwickelt. Ihre Schiffe befördern die Post und Reisende, vorzüglich Auswanderer, von Eng-

land durch den Suezkanal nach Queensland, und durchlaufen ungeheuere Entfernungen, wie z. B. die Strecke von Aden nach Batavia, ohne anzuhalten. Andere ihrer Boote unterhalten die Verbindung längs der ostafrikanischen Küste, zwischen Bombay, Aden, Zanzibar, andern Hafenplätzen Afrikas und Delagoa-Bay. Sehr beliebt ist die Linie Kalkutta-Singapur, auf welcher Rangun und andere Häfen Hinterindiens berührt werden.

Die Dorunda, wie alle Schiffe dieser Gesellschaft ein seetüchtiges Boot, ist hauptsächlich für den Emigranten- und Waarentransport eingerichtet und bietet den Reisenden erster Klasse, welche keine Auswanderer sind, nur einen sehr beschränkten Raum, daher man diese Steamer für die Reise von England nach Australien besser vermeidet. Dagegen empfehlen sie sich für die Heimfahrt, auf welcher sie keine Auswanderer und überhaupt nur wenige Passagiere befördern. Bleibt die Gefahr ansteckender Krankheiten, besonders der Blattern, deren Keim durch Auswanderer zuweilen auf die Schiffe verpflanzt wird.

Da ich wünschte die Nordostküste von Queensland, die Meerenge von Torres und ein Stück Niederländisch-Indien zu sehen, entschloß ich mich, unerachtet mancher Warnungen, für diese Route, obgleich sie, wegen der zahlreichen Korallenbänke und des ungesunden Klimas, für gefährlich gilt. In der That verlor auch die Gesellschaft, im Anfang ihrer Thätigkeit, mehrere Schiffe. Aber, dank der seither auf Kosten der Colonialregierung veranstalteten trefflichen Beleuchtung der Küsten und der genauern Kenntniß jener vordem wenig besuchten Meere, sind Unfälle in letzter Zeit selten geworden. Die Korallenbänke erstrecken sich von Nord nach Süd in bedeutender Entfernung von dem Festlande. Die Zwischenräume füllen ungeheuere Lagunen aus welche, verhältnißmäßig seicht nirgends tiefer als 120 Fuß, den Kapitänen gestatten bei nebeligem Wetter vor Anker zu gehen. Die Klippenwand schützt überdies gegen den, zuweilen sehr heftigen, Ostwind.

Die Regierung von Queensland, welche die Einwanderung

in jeder Weise begünstigt, gewährt jungen Mädchen freie Passage, und jedes Boot (eines im Monat) befördert deren immer 80—100 nach dem neuen Vaterlande. Der Colonist, welcher einer Magd bedarf oder, was häufig vorkommt, eine Verwandte aus Europa nachkommen läßt, hat sich an das Einwanderungsamt in Brisbane zu wenden und 2 Pfd. St. zu erlegen, welche dem betreffenden Mädchen gesandt werden und für Ankauf der Reiseausstattung bestimmt sind. Für die Ueberfahrt ist, wie bereits gesagt, nichts zu entrichten. Die Mehrzahl dieser jugendlichen Auswanderinnen gehören den untern Schichten des Mittelstandes an. Man findet unter ihnen auch Bonnen und Gouvernanten welche letztere meist eine sorgfältige Erziehung erhalten haben. Unbescholtener Ruf und gute Sitten bilden die erste Bedingung der Aufnahme. Diese Mädchen, welche sich immer sehr gut aufführen, stehen während der Ueberfahrt unter der Aufsicht einer „Matrone" und zweier „Submatronen", und sind einer strengen Disciplin unterworfen. Sie müssen bei dem ersten Glockenstreich aufstehen, sich binnen einer bestimmten Zeit ankleiden, und ihr Bett selbst machen. Nach dem Frühstück erfolgt die Visitirung sämmtlicher Kajüten durch die Matrone. Die jungen Personen sind zu zehn in Kameradschaften abgetheilt, welche ihre Mahlzeiten abgesondert einnehmen, wobei die vernünftigste, mit dem Titel eines Kapitäns (!), den Vorsitz führt. Die von ihnen bewohnten Cabinen, im Hintertheil des Schiffs, sind von den übrigen Räumen hermetisch abgeschlossen. Am Verdeck trennt ein doppeltes Geländer die Mädchen von den Reisenden erster Klasse, mit welchen ihnen jede Conversation untersagt ist. Selbst Aeltern und Brüder dürfen nur zweimal die Woche mit ihnen verkehren.

In jungen Colonien, wie Queensland, bildet das crescite et multiplicamini eine Lebensbedingung. Hieraus erklärt sich die verständige Freigebigkeit der Localregierung sowie ihr Wunsch sich, ohne Unterbrechung, mit einer ebenso kostbaren als gebrechlichen Waare zu versehen, welche aber, dank der sorgfältigen

Verpackung, Seeunfälle abgerechnet, immer in intactem Zustande ankommt.

Wir haben eine „Matrone" an Bord welche die weite Reise zum dritten mal macht. Sie ist Australierin, ungefähr dreißig Jahre alt, sehr wohl erzogen und hat die Manieren einer Dame. Die Regierung von Brisbane verwendet fünf solcher Matronen, gewährt ihnen freie Ueberfahrt und freien Aufenthalt in London und zahlt für jede Reise ein Honorar von 50 Pfd. St.

Die übrigen Emigranten werden in zwei Kategorien, Ehepaare und Ledige, getheilt und, voneinander streng geschieden, im Mittel- und Vordertheile des Schiffs untergebracht.

Das Dienstpersonal sowie die Mannschaft sind durchweg Laskaren aus der Umgegend von Kalkutta. Ihre Zahl an Bord der Dorunda beträgt ungefähr 120. Der Kapitän, die Offiziere und Quartiermeister, zusammen 20 Mann, sind Engländer. Hierzu kommt ein Dutzend Passagiere. Ein schlimmes Verhältniß zwischen Weiß und Schwarz, wenn man die Schwierigkeiten der Schiffahrt in diesen Meeren und den Umstand bedenkt daß die Ufer entweder menschenleere Einöden sind oder von Kannibalen bewohnt werden. Aber man sagt mir daß, wenn die schwarzen Matrosen Uebles im Schilde führten, irgendein getreuer Diener, trotz seiner dunkeln Hautfarbe, die Offiziere hiervon, bei guter Zeit, verständigen würde. Es ist dieselbe Geschichte, wo immer eine Hand voll englischer Robinson Crusoes in schwarzer Atmosphäre leben. Ein jeder rechnet in der Stunde der Gefahr auf seinen Freitag.

Die Dorunda steuert, bei prachtvollem Wetter, der Küste entlang. Das Meer, hier in Wirklichkeit ein Landsee, ist spiegelglatt, die Gegend malerisch: Baumlose Vorgebirge welche, coulissenartig, soweit das Auge reicht in die blaue Wasserfläche vorspringen und am Horizont verduften.

Die Stadt Rockhampton, im Innern an einem Flüßchen, genau unter dem Wendekreise des Steinbocks gelegen, verbirgt sich hinter einer Bergkette welche sie dem Seefahrer unsichtbar macht und der kühlenden Meeresbrise beraubt. Während unser Dampfer eine ungeheuere Anzahl Wollenballen einschifft, fahre ich mit dem Kapitän in einer kleinen Dampfbarcasse nach der Stadt. Entfernung 50 Seemeilen. Je mehr wir uns in das Land vertiefen, je heißer wird die Luft. In einer kleinen Bucht schläft ganz gemüthlich, halb im Schlamm vergraben, ein mächtiger Alligator. Niemand denkt daran ihn in seiner Ruhe zu stören. Er ist ein guter alter Bekannter der Bootsleute die sich aber wohl hüten hier zu baden.

Rockhampton ist einfach ein Backofen. Ein Herr Feez aus Bayern, der Pionier und Gründer dieser Stadt (1857), hat die Güte sie uns zu zeigen. Eine lange Gasse, die größte wenn nicht die einzige, läuft dem Flusse entlang über welchen man soeben eine monumentale Brücke schlug. Auf einer nahen Anhöhe steht ein monumentales Schulgebäude, und, auf einem andern Hügel, ein gleichfalls monumentales Spital. Ringsherum wurde der Wald gelichtet und nicht ein Baum verschont, was der Stadt ein unbeschreiblich ödes Ansehen gibt. Aber wenn Rockhampton, dermalen noch nicht durch Schönheit und Annehmlichkeit glänzt so thut es sich bereits hervor durch seine Bedeutung als Stapelplatz und Ausfuhrhafen.

Den nächsten Tag legt die Dorunda bei Macquai an, nach Rockhampton das größte Depot von Schaffellen welche die Stationen des Innern liefern.

Eines Tags begegneten wir einem Schiff unserer Compagnie welches London vor zwei Monaten verlassen hatte. Es war überfüllt mit Auswanderern. Auf dem Deck eingepferchτ begrüßen sie uns mit Jubelgeschrei. Die guten Leute schienen entzückt bei dem Gedanken bald den Boden des neuen Vaterlandes zu betreten.

Mit Recht wird der landschaftliche Reiz des Pfingstkanals,

Whitsunday-Channel, gerühmt. Im kleinen erinnert er, ohne dessen unvergleichliche Schönheit zu erreichen, an das „Innere Meer“ von Japan.

Ich habe schon der trefflichen Erleuchtung dieser Küsten erwähnt. Die Zahl der Leuchtthürme ist bedeutend. Ein in Thursday-Island stationirender Kutter der queensländischen Regierung versieht die Wächter mit Brennstoff und Lebensmitteln. Da die Küste des Festlandes von feindlichen Stämmen bewohnt wird, so wurden die Thürme auf möglichst unzugänglichen Eilanden erbaut und mit Mauern umgeben. Innerhalb dieser Befestigung stehen die Wohnungen der Wächter, immer vier für einen Leuchtthurm. Ihre Familien leben mit ihnen. Welche Existenz!

Townsville, so benannt nach dem Gründer der Town hieß, verdankt den nahen Goldlagern eine Bevölkerung von 6000 Seelen. Auch diese Stadt ist ein großer Stapelplatz und Ausfuhrhafen für die aus den Stationen im Innern gebrachten Felle. Von Zeit zu Zeit kommen die Squatter hierher um Provisionen einzukaufen und während einiger Tage, in einem vortrefflichen Hotel, der materiellen Freuden der gesitteten Welt zu genießen. Dieser Gasthof gilt für den besten in Australien. Er verdankt seinen Ruf der intelligenten Wirthin und ihrem chinesischen Koch der einen Wochenlohn von 5 Pfd. St. erhält und ein wahrer Künstler ist. Townsville klettert die ersten Staffeln eines gänzlich nackten, felsigen Berges hinan und zeichnet sich durch die Menge seiner kleinen Gärtchen aus. Am Rande der Stadt beginnt die wilde Natur, ja sie erlaubt sich sogar in die Gassen einzudringen. An den Straßenecken, an andern Orten, überhaupt überall wo es ihnen beliebt oder wo man sie noch nicht ausgerodet hat, entfalten üppige Waldbüsche den Schmuck ihrer Blüten. Dieses trauliche Zusammenleben von Wildniß und Civili-

sation hat einen eigenthümlichen, poetischen Reiz. In den Gärten gibt die, aus Indien eingeführte, jetzt mit großen purpurfarbigen oder gelben Blumen bedeckte, Pontiana regia einigen Schatten und läßt die trostlose Einförmigkeit der Häuser vergessen. Es ist Sonntag, und ein Buggy schleppt uns mühselig, über den brennenden Sand des Gestades nach der Kirche. Nachmittags werden die Umgegenden besucht. In einem Char-à-banc fahren wir der Eisenbahn entlang welche zu den Goldminen führt. Auf einige Schritte von der Stadt beginnt bereits der Wald. Noch einige Minuten, und die letzten Häuser liegen hinter uns. Wir befinden uns in der Wildniß. Aber der Busch ist weniger häßlich als im Süden des Continents. Es ist zwar immer der Eucalyptus, aber seine Blätter scheinen mir grüner und die Gattungen zahlreicher. Pappelbäume von der Familie welche die Engländer poplar gum tree nennen und die man an der weißen Rinde erkennt, der Pandanus oder die Stoppelzieherpalme, der Fernbaum bringen einige Abwechselung in diesen, eigentlich doch australischen, Wald. Dem Sonntage verdanken wir die Begegnung mit einigen Söhnen des Reiches der Mitte. Sie sitzen gedrängt in einem Karren und fahren nach irgendeiner Spiel- oder Opiumhölle. Die Zahl der Chinesen ist hier im Zunehmen begriffen. Als Arbeiter zieht man sie den Kanaken aus den Sandwichinseln und den Singalesen aus Ceylon vor, aber weder die einen noch die andern können entbehrt werden da das Klima keine weiße Arbeit zuläßt.

Das Ziel unserer Fahrt ist das Akazienthal. So haben zwei unternehmende Männer ihren mitten im Walde angelegten Garten benannt. Sie sind erst seit einem Jahre hier und hatten mit der Ausrodung des Bodens, dessen sie bedurften, beginnen müssen. Ein Geschäftsfreund reist in Neuguinea und sendet ihnen seltene oder unbekannte Pflanzen, besonders neue Orchideen. Auch erhalten sie bereits Bestellungen aus Californien, Indien und England. Der Cassuarius Johnsonii, ein großer unbehülflicher Vogel mit braunem Gefieder, durch manches

an den Strauß erinnernd, paßt trefflich zu den ihn umgebenden exotischen Büschen und ihren in der Sonne glänzenden Blättern. Auf einem Baumaste überraschen wir einen mit einer Riesenameise im Zweikampfe begriffenen Frosch, tree frog. Ein auf Bäumen lebender Frosch! Dergleichen sieht man, glaube ich, nur in Australien.

Am Rückwege halten wir uns bei einem Lager von Aborigines auf. Die Familie besteht aus dem Haupte, einem Vierziger von scheußlicher Häßlichkeit, seinen zwei Weibern und einer kranken Tochter. Zwei Soldaten der eingeborenen Gensdarmerie leisten ihnen Gesellschaft. Sie sehen sich alle ähnlich: Thierische Physiognomie, wilder Blick, gedrungene, niedrige Statur, gekrümmte Haltung. Der Mann zeigt seine Kunst im Werfen des Bumerang, einer sehr gefürchteten Waffe, obgleich sie nur ein Stück Holz in Form einer Sichel ist. Sie durchschneidet die Luft, erreicht eine unglaubliche Höhe, beschreibt ein Zickzack und kehrt am Rückwege in die Nähe des Ausgangspunktes zurück. Als Angriffswaffe benutzt, wird sie zur Erde geschleudert und trifft, im Aufpralle, ihr Opfer. Es würde dem Geometer schwer fallen durch Berechnung den Weg zu beschreiben welchen die Waffe zurückzulegen hat um ihr Ziel zu erreichen. Instinct und Uebung ermöglichen dem Wilden die Aufgabe praktisch zu lösen.

Unser Steamer hat Townsville verlassen und umschifft die „Magnetische Insel", von Cook so benannt weil ihr eisenhaltiges Erdreich seinen Kompaß störte. Sie ist gänzlich unbewohnt. Gegenwärtig läßt die Regierung dort ein Lazareth anlegen.

Je mehr wir uns dem Aequator nähern, je mehr ändert sich die Stimmung der Luft. Bisher sehr trocken, wird sie mit jedem Tage feuchter. Alles ist nicht rosenfarbig auf den langen Seefahrten in der heißen Zone. So hatte es in Brisbane an Zeit gefehlt um das faule Wasser aus dem untern Schiffsraum

zu entfernen. Die Folge ist eine Verpestung der Luft in den Kajüten. Dazu ihre vielen Insassen, Schwarzkäfer von ungeheuerer Größe. Diese schrecklichen Thiere, welche mit den Kohlen geladen werden, beißen nicht, aber sie benagen Nägel und Haare, verbreiten einen entsetzlichen Geruch und verfolgen den Reisenden in seinen Träumen. Auch die meist aus conservirtem Fleisch und Gemüsen in Zinnbüchsen bestehende Nahrung, die Hitze und unerträglich gewordene Feuchtigkeit der Luft wirken entnervend und entmuthigend auf die meisten Passagiere. Da liegen sie am Deck in ihren Lehnstühlen. Schlafsucht und Traurigkeit, die Vorläuferinnen der Krankheit, bemächtigen sich ihrer. Der alte Tourist macht, soviel er kann, gute Miene zum bösen Spiel. Wenn er sich, der Selbsttäuschung einer Gesundheitspromenade fröhnend, mühselig an all diesen im magischen Schlafe befangenen Gestalten vorüberschleppt, gedenkt er unwillkürlich des vierten Actes von „Robert dem Teufel". Aber keine Zauberruthe weckt diese Schläfer. Besonders widerwärtig sind die Nächte. Den ersten Theil derselben verbringe ich immer am Vorderdeck auf dem Ruhebette des guten Kapitäns ausgestreckt. Es ist der beste Platz. Die laue Seebrise streichelt und kühlt, scheinbar, die Wangen; denn es ist doch nur Täuschung. Ueberdies mahnt die große Feuchtigkeit der Atmosphäre, welche leicht das Fieber bringt, zum Rückzuge in die heiße und übel riechende Kajüte.

Wir dampfen fortwährend der Küste entlang und zwar in ihrer unmittelbaren Nähe. Sie ist mit Buschwerk bewachsen, wird von Wilden bewohnt welche, nach dem Zeugnisse amtlicher Documente, den niedrigsten Typus des menschlichen Geschlechts darstellen. Die Aborigines von Queensland sind Nomaden und Menschenfresser die den Landbau nicht kennen und in einem vollkommen gesetzlosen Zustande leben. Indeß scheint die merk-

würdige Entwickelung ihrer Sprache die Theorie zu rechtfertigen, nach welcher diese Rasse eine verhältnißmäßig hohe Kulturstufe erreicht hätte bevor sie in ihren heutigen Zustand vollkommener Entartung herabsank. Mehrere Pflanzer hatten und haben, in zunehmender Zahl, die Verwegenheit sich mit ihren Familien auf diesen verwünschten Gestaden niederzulassen. Hinter ihrer Kase, die ein Blockhaus ist, beginnt der Wald, und im Walde, sie wissen es wohl, lauert der Wilde. Wenn sie, die Harke in der Hand, auf ihr Feld gehen tragen sie immer den Revolver im Gürtel und die Flinte auf der Schulter. Sie tödten oder werden getödtet. In den meisten Fällen sind sie die Tödtenden. Die von beiden Seiten, besonders aber von den Weißen, begangenen Greuelthaten sollen haarsträubend sein. Wir wollen aber hoffen daß die von Zeit zu Zeit nach Brisbane, Sydney, Melbourne gelangenden Schauernachrichten übertrieben sind. In dieser Weise vollzieht sich die Eroberung der uncivilisirten Welt.

Je mehr der Pionier nach Norden wandert, je größer wird die Gefahr für ihn. Sie vermindert sich in dem Maße als er westwärts zieht, d. h. in das Innere, wo der Hunger den Wilden seiner Kräfte beraubt.

Wir haben einen Kleinhändler an Bord, welcher sich in Normanton angesiedelt hat. Normanton ist eine im Entstehen begriffene kleine Stadt von 400 Einwohnern. Sie liegt am Golf von Carpentaria, besitzt dermalen weder Kirche noch Geistliche, weder Doctor noch Apotheke, aber Banken und Wirthshäuser. Sie gilt für a rising place, eine Stadt der Zukunft, weil Stationen für die Schafzucht im Innern zu entstehen beginnen. Ich fragte die Frau und die Schwägerin des Kaufmanns ob sie die Langeweile und die Entbehrungen dieses Exils nicht fürchteten. Die Antwort war: wir fürchten uns nur vor den Schwarzen. Der Mann erzählt daß an den Ufern des Golfs von Carpentaria die Aborigines dem Hunger erliegen. Sie pflegen, einige zwanzig Männer zusammen, auf die Jagd zu

schicken. Ist die Ausbeute nicht hinreichend, und in diesen Eucalyptuswäldern haust wenig Wild, so wird der zuletzt Heimkehrende geschlachtet und verzehrt. Mr. . . . hat viel unter den Wilden gelebt. Sie fürchten den Weißen und greifen ihn nur unter günstigen Umständen an, meist nachts während des Schlafs. In der Kunst sich, im Gebüsche kriechend, ungehört zu nähern leisten sie Unglaubliches.

Cooktown, welches den Namen des großen Entdeckers trägt, ist in vollem Verfall begriffen. Entstanden zur Zeit der Entdeckung von Goldlagern in der Umgegend, verkommt es seit diese Gruben verlassen wurden. Viele Häuser stehen leer oder sind Ruinen geworden.

Die Hitze ist bereits unerträglich, und wir gehen dem Sommer entgegen und nähern uns dem Aequator! Der Kapitän, welcher die indischen Meere viel befahren hat, versichert mich daß, mit dem Rothen Meere und dem Persischen Golfe, die Gewässer längs der ostaustralischen Küste zu den heißesten Regionen des Erdballs gehören. Auch die Schiffahrt in diesem Wirrsal von Korallenbänken und Eilanden, welche häufig kaum an der Oberfläche des Meeres sichtbar sind, gehört zu den schwierigsten und gefährlichsten. Seit vier Tagen hat der Kapitän, von seinen Offizieren umgeben, die Commandobrücke nicht verlassen.

Dank dem Vollmonde, konnte die Dorunda während der Nacht in die Torresstraße einlaufen (18. December) und auf einige Kabellängen von der Donnerstagsinsel, Thursday-Island, vor Anker gehen.

In Sydney, in Brisbane, in Melbourne spricht man mit Enthusiasmus von den Reizen dieser bezaubernden Insel. Aller-

dings sind dies Personen welche sie nicht selbst besucht haben. Um so größer war meine Enttäuschung. Es ist ein Sund theils vom Festlande umgeben, theils besäet mit Inseln und Klippen, deren einige mit Eucalyptus bewaldet, andere mit niedern Büschen bewachsen sind, aber alle an Wassermangel leiden.

Die Stadt (?) Thursday-Island liegt auf einer in das Meer vorspringenden kleinen Landzunge. Der Wald beginnt unmittelbar hinter den elenden meist hart am Ufer erbauten Häusern. Auf der äußersten Spitze der Landzunge, welche dort die Gestalt eines kleinen niedrigen Vorgebirges annimmt, befindet sich das Haus des Magistrats. Die niedern Büsche und Bäume welche seine Wohnung umgaben ließ er ausroden. Hier weht, an der Spitze einer hohen Fahnenstange, die Flagge von Queensland. Ganz in der Nähe sieht man den Justizpalast oder Courthouse, in Wirklichkeit eine hölzerne Bude mit dem Sitze des Richters, der Box der Geschworenen und der Bank der Angeklagten. Glücklicherweise werden auf diesem bevorzugten Eilande, wegen Mangel an Einwohnern, keine Verbrechen begangen. Nur entlaufene schwarze Arbeiter liefern den Stoff für Gerichtsverhandlungen und bilden die Pensionäre des Gefängnisses, einer andern Hütte welche hart neben dem Justizpalast steht. Letzterer dient auch als Empfangssaal in welchem die Offiziere einlaufender Kriegsschiffe oder anderer großer Fahrzeuge bewirthet werden und als Kirche wenn ein Geistlicher hier durchreist. Letzteres ereignet sich aber nur selten. Ein viertes Häuschen enthält die Kanzleien des Magistrats, der Douane und der Postverwaltung. Die fünf weißen Polizeisoldaten, welche die bewaffnete Macht bilden, bewohnen nebenan ein kleines Bungalow.

Auf Flintenschußweite von dem amtlichen Quartier befindet sich die aus einigen Dutzend ärmlich aussehender Wohnhäuser bestehende Stadt. Dazu kommen zwei oder drei elende Waarenniederlagen und zwei ganz erträgliche und immer überfüllte Hotels. Die Gäste werden von den hier anlaufenden Dampfern geliefert. Diese sind die kleinen Colonial-Post-Steamer, die

großen zwischen Sydney und Hongkong verkehrenden Packetboote, endlich aber und vorzüglich, die Schiffe der British-India-Company.

Die flottirende Bevölkerung von Thursday-Island und der dazugehörigen kleinern Inseln wird zu 1500 angegeben, worunter 45 Weiße. Die übrigen sind Malaien, Südseeinsulaner, Chinesen und eine sehr kleine Anzahl Japaner. Die Kinder des Reiches der aufgehenden Sonne wandern selten aus. Es gibt keine Aborigines auf Thursday-Island und nur sehr wenige auf den benachbarten Eilanden, aber in den Küstenstrichen des Festlandes leben sie in großer Anzahl.

Die einzige hier gekannte Gewerbsbetriebsamkeit besteht in der Perlfischerei. Die Weißen nehmen hieran keinen Antheil; nur Farbige widmen sich dieser gefahrvollen Beschäftigung. Obgleich dies Meer überreich an Haien ist kommen Unfälle selten vor. Der Anzug der „Scheller" (Taucher) scheint diesen Unthieren zu imponiren. Sie kommen wol an sie heran, betrachten sie mit ihren kleinen Augen, folgen ihnen und umkreisen sie, zuweilen nicht ohne sie zu berühren, entfernen sich aber, wenn ihre Neugierde befriedigt ist, ohne ihnen ein Leid anzuthun.

Um in das Gebäude des Magistrats zu gelangen haben wir den erwähnten ausgerodeten Platz vor dem Hause zu durchschreiten. Die Temperatur schien mir die der Esse eines Hochofens. Im Innern, dank einer guten Ventilation, war die Luft verhältnißmäßig kühl. Der Magistrat findet das Klima heiß aber gesund. Seine Gemahlin scheint diese Ansicht nicht zu theilen. Mr. Lether residirt hier seit acht Jahren. Er war es der unlängst die, von der englischen Regierung sogleich aufgehobene, Annexion Neuguineas an die Colonie Queensland proklamirte.

Als wir auf den Landungsplatz zurückkehrten sahen wir ein von dem gegenüberliegenden Festlande kommendes Canot mit Aborigines herannahen. Sie waren dunkelschwarz und ihre Klei-

dung bestand aus einem Diadem von weißen Muscheln. Ein wildes, phantastisches Schauspiel.

Nachmittags lichtet die Dorunda die Anker und an der Booby-Insel, früher Postinsel genannt, vorüberdampfend verläßt sie die Meerenge von Torres. Booby-Island ist ein niederer Fels ohne alle Vegetation, außer einigen magern Büschen in den Rinnsalen jetzt vertrockneter Regenbäche. Am Scheitel des Felsens gewahrt man einen Cairn oder Steinhaufen, das ehemalige Postbureau in welchem die passirenden Schiffahrer ihre Briefe niederlegten. Nachfolgende Kapitäne übernahmen die Beförderung. Die einzigen Bewohner des Eilandes sind unzählige Wasservögel. Durch unsern Dampfer verscheucht, flogen ganze Schwärme dieser Thiere auf, die Luft mit dem Getöse ihres Flügelschlages erfüllend. Wir ließen Prince of Wales-Insel zu unserer Linken und steuerten, ohne sie deutlich ausnehmen zu können, die Küsten von Neuguinea entlang.

Das Meer ist wie ein See, der Mond verschleiert, die Luft schwül aber weniger sengend seit wir die australische Küste verlassen und die ungeheuere Wasserfläche des Meeres von Harafura erreicht haben.

Die Anschauungen welche vor funfzehn oder zwanzig Jahren die öffentliche Meinung in England und den Colonien beherrschten berechtigten zur Annahme daß die Trennung der letztern von dem Mutterlande nur mehr eine Frage der Zeit sei. Viele Politiker betrachteten dies Ereigniß als bevorstehend, andere als allmählich näher rückend, fast alle als unvermeidlich. In England suchte man sich mit dem Gedanken der Scheidung vertraut zu machen und nach den etwaigen Vortheilen zu forschen welche

aus ihr für die Metropole erwachsen könnten. Ich spreche natürlich nicht von einer gewissen politischen Schule deren Adepten die Zertrümmerung des Britischen Reiches offen anstreben. Ich habe nur das große Publikum der Zeitungsleser im Auge, überhaupt jene welche sich mit Politik beschäftigen. Viele damals erschienene Flugschriften verfolgten diese Tendenz. Antony Trollope huldigte ihr in seinem vor zwölf Jahren herausgekommenen Buche: die Colonien sind Söhne welche ihre Volljährigkeit erreicht haben, Töchter die heirathen wollen. Man hat sie erzogen, man gebe ihnen ihre Mitgift, und trenne sich, nicht ohne ein peinliches Gefühl, aber in Freundschaft. Wenn ich, was mir mehrmals begegnete, sehr hochgestellte Staatsmänner, im vertraulichen Verkehr, in diesem Sinne sprechen hörte, vermochte ich kaum meinen Ohren zu trauen. Aber die Thatsache ist unbestreitbar. Natürlich nicht alle politischen Notabilitäten meiner Bekanntschaft theilten diese Anschauung.

Seither trat in England ein Umschwung ein. Er fiel zusammen mit dem Erwachen der öffentlichen Meinung infolge des Russisch-Türkischen Krieges.

Aber was ist die Stimmung in den Colonien? Ich beantworte diese Frage wol am besten indem ich hier Ansichten von Persönlichkeiten wiedergebe, deren Urtheil anerkanntermaßen von Gewicht ist.

„Die Australier", sagte mir ein englischer Staatsmann, „sind stolz auf ihre Anhänglichkeit an das Mutterland, die Königin und die Dynastie. Dies an sich löbliche Gefühl hat auch das Verdienst der Aufrichtigkeit. Aber in der Politik darf man nicht zu viel auf Gefühle bauen; um so mehr als das dynastische Gefühl in den Colonien sich im Laufe der Zeit naturgemäß abschwächen muß. Es wird, wenn auch fortdauernd, doch im Herzen der in der Colonie geborenen Generationen weniger lebhaft sein. Nichtsdestoweniger ist es ein Element welches zählt. Nur darf man seine Bedeutung nicht überschätzen.

„Die Festigkeit des die Metropole und die Colonien zu-

sammenhaltenden Bandes liegt in der Gemeinsamkeit der Interessen, und diese Interessen sind wichtig, tiefgreifend und augenfällig. Es denkt hier auch gar niemand an eine Trennung. Man weiß daß man dabei nichts gewinnen und viel verlieren würde. Die Colonien besitzen die vollendetste Autonomie und eine äußerst demokratische und beinahe republikanische Verfassung. Man könnte sie Modellrepubliken nennen, insofern beinahe jedermann wohlhabend und unabhängig ist, und Nachtheile und Gefahren welche sich in andern Republiken, zum Beispiel bei Anlaß der Präsidentenwahl, periodisch wiederholen hier unbekannt sind. Hier ernennt die Königin den Präsidenten, d. h. den Gouverneur, welcher nicht, wie der Präsident der Vereinigten Staaten, ein unumschränkter Herrscher sondern nur der Vertreter des constitutionellen Königthums ist. In Amerika ereignet sich alle vier Jahre daß die Geschäfte stocken, die öffentliche Ruhe gestört, die politischen Leidenschaften in einer für die bestehenden Zustände gefährlichen Weise entfesselt werden. Und warum? Damit die Nation sich einen Herrn und Meister geben könne dessen sie sich, während der Dauer seiner Wirksamkeit, zu entledigen kein gesetzliches Mittel besitzt. Jedermann sagt sich hier: le mieux est l'ennemi du bien.

„Man würdigt auch vollkommen die materiellen und politischen Vortheile welche den Colonien aus ihrem Verbande mit England erwachsen. In militärischer Beziehung, allerdings, muß man mit den eigenen Flügeln fliegen. Nicht Ein englischer Soldat befindet sich mehr auf australischem Boden. Aber, im Nothfalle, zählt man auf den Beistand der königlichen Flotten da die Colonien selbst keine Kriegsmarine besitzen. Finanziell ist das „alte Land" eine reichere Fundgrube als alle in Victoria, New-South-Wales, Queensland und Neuseeland entdeckten Goldlager. Die prachtvollen Schöpfungen die Sie hier bewundern sind großentheils mit dem Gelde geschaffen worden welches das Mutterland stets mit großer Bereitwilligkeit vorschießt. Geld ist allerdings ein Kosmopolit. Es kennt keine Grenzpfähle und

keinen Patriotismus, aber die englischen Leiher werden vielleicht die Hand weniger offen haben wenn es sich darum handelt ihre Kapitalien im Auslande anzulegen, d. h. in Ländern welche, infolge der Lostrennung, sich der englischen Controle gänzlich entzogen haben. Endlich schmeichelt es die Colonie einer Großmacht anzugehören welche die Meere beherrscht."

Ich gestehe daß diese Auffassung meinen eigenen Eindrücken entspricht.

Der Premierminister einer der Colonien ließ sich mir gegenüber folgendermaßen aus:

„Die Colonien sind loyal. Diese Loyalität wurzelt in ihren Interessen, und zugleich in ihren Gefühlen. Die britischen Auswanderer verpflanzen die Anhänglichkeit an ihr Geburtsland in die neue Heimat. Die in Australien geborenen Kinder besitzen allerdings nicht dieselben Traditionen und dieselben Erinnerungen. Sie sind loyal, infolge ihrer Liebe zu den Aeltern, also gewissermaßen im zweiten Grade, und dies Gefühl ist daher bei ihnen weniger lebhaft. Aber unser Gebiet ist sozusagen unermeßlich. Trotz des unvernünftigen und von egoistischen Beweggründen eingegebenen Widerstandes gegen die Einwanderung, wird diese durch neue Gesetze begünstigt werden. Man kann einen gewaltigen Aufschwung der Immigration mit Sicherheit erwarten, und die neuen Ankömmlinge werden die Loyalität im Lande steigern und kräftigen. Australien kann, in dieser Beziehung, nicht mit den Vereinigten Staaten verglichen werden. Bei uns ist das herzliche Einvernehmen mit England niemals getrübt worden. Was immer die politischen Anschauungen oder Grundsätze unserer Einwanderer sein mögen, sie kommen hierher um ihr Brot zu verdienen und ihr Glück zu machen. Sie kommen nicht in der Absicht dies oder jenes politische Ideal zu verwirklichen."

Vernehmen wir noch einen großen Squatter:

„Die Leute in Australien sind sehr demokratisch aber nicht republikanisch, und man ist der königlichen Familie zugethan.

Dies ist nicht etwa nur die Stimmung der Gentlemen, sondern auch das Gefühl der den untern Volksklassen angehörigen Einwanderern, und wird von den in den Colonien geborenen Personen getheilt. Sie unterscheiden jedoch zwischen den Immigranten und jenen welche auf australischem Boden zur Welt gekommen sind. Während der letzten Wahlen sagte mir ein Wähler: «Ich theile Ihre politischen Ansichten nicht; aber ich werde für Sie stimmen weil Sie ein in Australien geborenes Mädchen geheirathet haben.»"

Wenn man sich in den Colonien nur wenig oder vielleicht gar nicht mit der Möglichkeit einer Trennung beschäftigt hat, so tritt jetzt der Gedanke einer Conföderation mehr und mehr in den Vordergrund. Allein die erste Bedingung der Verwirklichung dieser Idee ist der Abschluß eines australischen Zollvereins mit oder ohne Neuseeland. Hierin liegt die Hauptschwierigkeit der Ausführung dieses, wiederholt aber bisher kaum ernsthaft angeregten, Planes. Wenige Tage nach meiner Abreise von Sydney sollte in dieser Hauptstadt eine von allen Colonien des Continents und Neuseelands beschickte Ministerialconferenz zusammentreten um diese Aufgabe zu lösen.*

Noch vor zehn oder zwölf Jahren wurde der Abschluß einer Föderation als der Vorläufer der Emancipation der Colonien betrachtet. Der Körper sagte man werde zu groß, die Bande welche ihn an England knüpfen zu schwach werden. Sie werden zerreißen. Diese Ansicht war damals ein Glaubensartikel geworden. Auch über diesen Punkt haben sich seither die Ansichten gründlich geändert. Eine neue Idee bricht sich Bahn. Wie wäre es wenn man eine Verbündung, eine Föderation, mit dem

---

* Der Congreß trennte sich ohne zu endgültigen oder praktischen Entschlüssen gelangt zu sein.

Mutterlande anstrebte? Die Männer der vorgeschrittensten Partei bemächtigten sich des Gedankens. „England“, sagen sie, „nimmt, nach dem Beispiele der Colonien, das allgemeine Wahlrecht an, und zwar ohne alle Beschränkung; die Pairskammer wird aufgehoben und durch einen legislativen Rathskörper ersetzt in welchem das Princip der Erblichkeit keine Vertretung findet; die nach England abgeordneten australischen Deputirten haben, im englischen Parlament, Sitz und Stimme in allen Angelegenheiten des Reiches. Die Fusion zwischen England und den Colonien ist eine vollständige. Das Atlantische Meer und der Indische Ocean haben aufgehört zu sein.“ Ich glaubte zu träumen als Männer, welche nicht für Träumer gelten, mir diese Träume mit dem Ausdruck der innigsten Ueberzeugung auseinandersetzten. Unter ihnen befanden sich hohe Staatsbeamte und sogar ein Cabinetsminister. Es ist dies, ich wiederhole es, das Programm der vorgeschrittenen Meinung, und dies Programm findet den größten Beifall in den Massen, und die Massen sind die Herren des Landes. Ich darf jedoch nicht unerwähnt lassen daß in Sydney, im Verkehr mit den Ministern und vielen Sommitäten der Politik und des Handelsstandes, ich nie ein Wort vernahm welches nicht das Gepräge der gesunden Vernunft, der Mäßigung und einer richtigen Auffassung der Lage an sich trug. In diesen Kreisen ist man weit entfernt an dergleichen Phantasiebildern Gefallen zu finden und sich für eine Idee zu begeistern deren Verwirklichung eine gänzliche Umgestaltung Altenglands voraussetzt.

Während meines hiesigen Aufenthaltes herrschte große Aufregung infolge des Gerüchtes daß die französische Regierung ihrer Strafcolonie in Neucaledonien eine größere Ausdehnung zu geben beabsichtige. Hierüber sagte mir ein leitender Minister Folgendes:

„Was uns beſchäftigt iſt die auswärtige Frage; ſie berührt alle unſere Kolonien. Von außen bedrohen uns Gefahren welche wir abwehren müſſen. Wir können nicht zugeben daß fremde Mächte von Neuguinea und den Neuen Hebriden Beſitz ergreifen. Die Nähe einer Strafcolonie wie Neucaledonien, von wo flüchtige Deportirte täglich in kleinerer oder größerer Anzahl nach unſern Küſten überſetzen, iſt für uns eine Quelle von Verlegenheiten und Gefahren. Wir haben die (britiſche) Reichsregierung erſucht die Südküſte von Neuguinea in Beſitz zu nehmen oder wenigſtens unter ihren Schutz zu ſtellen, und uns bereit erklärt einen Theil der Koſten der zu errichtenden Seeſtation zu tragen.“

Ich habe bereits von der Annexion Neuguineas an Queensland und der hierauf bezüglichen Proclamation des Magiſtrats von Thursday-Island Erwähnung gethan, ſowie von der Nichtigkeitserklärung der engliſchen Regierung in Betreff dieſes Schrittes. Lord Derby hatte wiederholte, in dieſem Sinne, an die engliſche Regierung gerichtete Geſuche, ungeachtet der wachſenden Erbitterung in den Colonien, zuerſt kategoriſch zurückgewieſen, dann in ſanfterer Weiſe abgelehnt und endlich die Annexion grundſätzlich zugeſtanden, und nur über den Modus gewiſſe Vorbehalte gemacht. Dieſer Vorgang wirft ein, in meinen Augen, bedeutungsvolles Licht auf die Natur der zwiſchen den Colonien und dem Mutterlande beſtehenden Beziehungen.*

Eine eingehende Erläuterung der land question liegt nicht in meiner Abſicht. Es würde dies zu weit führen und nur

* Bekanntlich iſt das engliſche Cabinet, infolge der ſeither ins Leben getretenen deutſchen Colonialpolitik, von ſeiner grundſätzlichen Abneigung gegen Erweiterung des britiſchen Colonialgebietes zurückgekommen indem es bedeutende Landſtriche in Neuguinea und Südafrika annectirte.

jenen welche sich in Australien ankaufen wollen Interesse gewähren. Wie bekannt und bereits in diesen Blättern erwähnt, ist der Boden grundsätzlich Eigenthum der Krone. Später, als die Colonien verantwortliche Regierungen erhielten, wurde eine jede von ihnen in den Besitz ihres Bodens gesetzt, mit der Obliegenheit darüber zu Gunsten der Colonisten zu verfügen. Letztern wurde die Verpflichtung auferlegt die von ihnen erworbenen Gründe zu bewohnen und als Viehzüchter oder als Pflanzer nutzbar zu machen. Bekanntlich sind die großen Squatter, vormals die Aristokratie der Colonien, nicht Eigenthümer sondern nur Pächter der Ländereien, runs, auf welchen sie ihre Heerden weiden lassen. Leute, free selectors genannt, welche kleine Grundstücke käuflich erwerben wollen, können dies thun; sie wählen ihre Parcellen immer innerhalb der Runs der Squatter welche daher den Free Selector als ihren bittersten Feind betrachten. Es ist auch jedermann bekannt daß politische Rücksichten und persönliche Gunst auf die Art in welcher über das Land verfügt wird einen gewissen Einfluß ausüben, und daß die Speculation mit Ländereien immer größere Verhältnisse annimmt. Dies erklärt die neuen Gesetzesvorschläge, die landlaws, welche jetzt in den Localparlamenten mit großer Leidenschaftlichkeit verhandelt werden. Ueber den Charakter dieser künftigen Gesetze kann kein Zweifel obwalten. Sie werden den Zweck verfolgen den Ankauf kleiner Grundstücke zu begünstigen und die Bildung großer Güterkomplexe zu verhindern.

Ueber die Lage in Australien sind die Ansichten getheilt. Hören wir zuerst die Schwarzseher:

„Ja, diese Colonien haben Wunderbares geleistet, und zwar in unglaublich kurzer Zeit. Auf den ersten Blick sollte man meinen es sei Zauberei. Sie haben Städte von unerhörter Pracht gegründet. Sie haben stattliche öffentliche Gebäude auf-

geführt und die Stadtgebiete mit eleganten Wohnhäuſern, Villen und Gärten bedeckt. Ihre Eiſenbahnen entwickelten ſich mit reißender Schnelligkeit, und Südauſtralien hat durch die Aufſtellung einer Telegraphenlinie, welche den Continent in ſeiner ganzen Breite durchzieht, ein Rieſenwerk ohnegleichen vollendet. Aber alles dies hat man mit fremdem Gelde gethan, mit dem Gelde Englands, des «alten Landes», welches ſich für Auſtralien begeiſtert hat. Regierungen, Geſellſchaften, Individuen, mit Einem Worte, alles iſt hierzulande verſchuldet. Die koloſſalen Staatsſchulden werden noch auf den kommenden Geſchlechtern laſten. Die Exiſtenz der Geſellſchaften hängt ganz und gar von den Schwankungen der europäiſchen Geldmärkte ab, die der Particuliers von den Geſchäften der Bank welche ihnen Geld vorgeſtreckt hat. Es gibt in Sydney eine große Anzahl von Leuten welche ein ſchönes, reich möblirtes Haus in Pott's Point oder Darling Point oder in andern eleganten Vorſtädten beſitzen, Wagen und Pferde halten und ein großes Haus führen. Aber alle Koſten werden mit dem in einer Bank geborgten Gelde beſtritten. Sie beſitzen hinlängliches Einkommen um die Intereſſen des ausgeliehenen Kapitals und die laufenden Ausgaben des Haushaltes zu beſtreiten, aber an dem Tage an welchem die Bank ihr Darlehn zurückverlangt ſind ſie zu Grunde gerichtet. Die Geſchäfte ſtocken heute auf der ganzen Welt, aber anderwärts iſt man im Stande die Kriſis zu überleben. Hier fehlt die dazu nöthige Schwungkraft. Vor kurzem noch deſertirten die Matroſen der engliſchen Station maſſenhaft weil ihnen ungeheuerer Lohn angeboten wurde. Heute treiben ſich in Sydney und Melbourne Tauſende von unbeſchäftigten Arbeitern auf dem Pflaſter umher. Die Regierung gibt ihnen freie Unterkunft für die Nacht, unterſtützt ſie ſoviel als möglich in unauffälliger Weiſe und ſchickt ſie, auf Staatskoſten, nach dem Innern von wo ſie alsbald, weil ſie auch dort kaum Beſchäftigung finden, nach den Städten zurückkehren. Das Uebel nimmt zu und die Zuſtände werden immer bedrohlicher. Gegenwärtig ſind die

Annexionsgelüste an der Tagesordnung; das westliche Stille Weltmeer soll ein australischer See werden. Queensland verlangt Guinea und die Neu-Hebriden; Neuseeland die Samoa- und Tonga-Inseln, Victoria und New-South-Wales andere oceanische Archipele. Dieser Schwindel erklärt sich durch das Bedürfniß der Speculanten welche immer nach Objecten ihrer verderblichen Thätigkeit forschen. Sie wollen Land wohlfeil kaufen und zu riesigen Preisen verschachern. Diese Leute oder diese Gesellschaften, dank der Unterstützung ihrer Freunde in den Legislaturen, stehen heute obenan. Das Angstgeschrei, anläßlich der französischen Recidivisten in Neucaledonien und die eingebildeten Gefahren feindlicher Angriffe von außen bezwecken nur die Beunruhigung der öffentlichen Meinung."

Diese trüben Anschauungen gewinnen den Optimisten, welche die ungeheuere Mehrzahl bilden, nur ein Lächeln ab.

„Es ist wahr", entgegnen sie, „die Staatsschulden der Colonien, namentlich Neuseelands, scheinen erdrückend wenn man sie vom europäischen Standpunkt aus beurtheilt. Aber man vergißt, man hält sich nicht hinlänglich gegenwärtig, daß wir Familiensöhne sind mit großen Erwartungen. Es muß uns doch wol gestattet sein einige Wechsel auf die Zukunft zu ziehen bevor wir in den Besitz unsers Vermögens treten, welches, sozusagen, keine Grenzen kennt. Hieraus erklärt sich die Versuchung zu borgen und die Leichtigkeit Geld zu finden.

„Wir besitzen einen Continent, und dieser Continent ist ein dermalen noch größtentheils todtes Kapital. Dies Kapital muß nutzbar gemacht werden, und das ist es eben was wir thun. Man wendet die Dürre des Klimas ein und die Unfruchtbarkeit des Bodens. Das Innere, heißt es, ist eine wasserlose Wüste. Wir werden sie in einen unermeßlichen Garten, in ein üppiges Weideland verwandeln. Das Wasser werden wir den Eingeweiden der Erde entreißen. Versuche hierzu werden fortwährend und mit steigendem Erfolge, besonders in Südaustralien, gemacht, und an vielen Stellen liefern bereits Artesische Brunnen

Wasser in Fülle. Wenn die Armuth an diesem Elemente ein Hinderniß bildet, so ist es wenigstens kein unüberwindliches.

„Dies sind nicht etwa leere Declamationen. Um in die Zukunft zu blicken, betrachte man die Gegenwart, vergleiche man mit ihr die Vergangenheit. Was waren, was sind wir? Man messe den Weg den wir zurückgelegt haben: unsere, die älteste Colonie in weniger als hundert Jahren, die übrigen in weniger als einem halben Jahrhundert, in Wahrheit, die einen wie die andern, seit dreißig Jahren, d. h. seit dem Tage an welchem wir verantwortliche Regierungen erhielten, mit andern Worten, seit die Krone, sich mit dem leeren Glanze der Souveränetät begnügend, die wirkliche Macht in unsere Hände gelegt hat. Die Civilisation, in mehrere Armeen getheilt, mit dem Meere als Basis ihrer Operationen, bewegt sich vorwärts auf zusammenlaufenden oder parallelen Wegen, greift den Feind an, welcher die Barbarei ist, wirft ihn zu Boden, vernichtet ihn wo immer sie ihm begegnet. Nichts widersteht ihr, weder die belebte noch die unbelebte Natur.

„Die Menschen, die Eingeborenen welche auf diesem Continent die Stelle des wilden Thieres einnehmen, fliehen unsere Berührung. In jeder Weise verschwinden sie. Es scheint dies in den Rathschlüssen der Vorsehung zu liegen. Wir fügen uns ihnen ohne sie zu prüfen. Wollten wir so könnten wir nicht. Wir haben zu viel zu thun um auch nur für ein paar Pfennige Zeit für philanthropische Untersuchungen oder religiöse Betrachtungen zu erübrigen. Wenn es Gott gefällt uns der Aborigines zu entledigen, um so besser; wo nicht, werden wir selbst dafür sorgen. Die Gerüchte von der Grausamkeit der Ansiedler in Queensland sind übertrieben. Daß sie nicht immer Sammthandschuhe anlegen, daß sie, in fortwährender Todesgefahr lebend, sich vertheidigen und hierbei zuweilen das Maß des Nöthigen überschreiten, wird niemand in Abrede stellen. Wir sind Anglosachsen und, als solche, geborene Philanthropen. Vielerlei Versuche wurden gemacht um die Sitten der Wilden zu mildern:

als Beweis, der nicht sehr glückliche Gedanke aus Aborigines eine Polizeitruppe zu bilden. Aber alle diese Unternehmungen, alle Versuche die moralisch, geistig und körperlich auf der niedrigsten Stufe stehende Rasse zu civilisiren, sind kläglich gescheitert.

„Und, gleich den Menschen, flieht die unbelebte Natur die Berührung mit uns, oder vielmehr sie verwandelt sich. Jährlich werden ungeheuere wüste Landstrecken in Weidegründe umgestaltet, andere dem Landbau eröffnet, Wälder fallen unter unserer Axt, Straßen und Eisenbahnen, von der Meeresküste ausgehend, schreiten nach dem Innern vor. Verwegene Erforscher, in steigender Zahl, dringen in die Wildniß. Ihre Erzählungen berechtigen zu den glänzendsten Hoffnungen. Man weiß nunmehr daß nicht alles Land Steppe oder Sand ist, daß Wasser nicht überall fehlt, und daß mit Zeit, Arbeit und Geld der Continent zu erobern ist. Nun, es gebricht uns weder an Zeit, denn wir sind jung, noch an Armen — das Mutterland schickt sie und die auf australischem Boden erstehenden Geschlechter leisten ihren Beitrag — noch an Geld, denn die aus England zufließenden Kapitalien werden vermehrt durch die welche wir täglich, im Schweiße unsers Angesichtes, schaffen.

„Betrachten Sie unsere blühenden reichen Städte, ebenso viele Pflanzschulen der Civilisation, bewohnt von arbeitsamen, ruhigen, sich selbst regierenden, dem Gesetz gehorsamen Menschen, und in welchen man weder den Pauperismus (Sie werden nicht Einen Bettler gesehen haben) noch irgendeines der andern socialen Uebel kennt, mit welchen die Städte Europas behaftet sind. Daß es Verschuldete gibt, daß der Handelsverkehr und die Gewerbsthätigkeit steigen und sinken, und gerade jetzt etwas stocken wie in allen Theilen der Welt, was übrigens nur eine Folge der Ueberproduction in Europa ist, — daß hierdurch einige brotlose Arbeiter auf das Pflaster unserer großen Städte geworfen wurden, wer wollte, wer könnte es leugnen? Doch es sind Wolken die vorüberziehen. Die Klagen über Güterspeculation und die sträfliche Betheiligung einiger Politiker und Regierungsmänner

verdienen keine Widerlegung. Wir sind Menschen und machen keinen Anspruch über menschliche Schwächen erhaben zu sein.

„Zweifeln Sie nicht an unserm Loyalismus. Kinder Altenglands, halten wir fest an unsern Traditionen, an unsern geschichtlichen Erinnerungen, und, obgleich Demokraten vom Wirbel zur Zehe, schmeichelt der Anblick eines Lords unser Auge, und der Anblick eines königlichen Prinzen versetzt uns in Begeisterung. Wir sind dem «alten Lande» von ganzer Seele zugethan. Aber wir sind verwöhnte Kinder, und unsere Mutter kann uns nichts verweigern. Wenn sie sich den Anschein gibt zu widerstehen, werden wir böse. Dann gibt sie sofort nach. Solange sie sich so benimmt, bleiben wir gewiß gute Kinder.

„Alles in allem, ist die Lage gesund und die Zukunft glänzend. Bei uns wurden zum ersten mal die großen Grundsätze der neuen Philosophie praktisch verwirklicht. Auf diesem Gebiete sind wir den Vereinigten Staaten weit voraus. Ihre Bürger begnügen sich mit der Gleichheit. Der Freiheit begeben sie sich zu Gunsten eines Gebieters. Die Wahl desselben ist der einzige Act der souveränen Gewalt welcher von dem Volke in vier Jahren einmal ausgeübt wird.

„Wir sind, vorzugsweise, ein atheistischer Staat, aber die Bürger desselben sind Christen. Bei uns besteht gänzliche Scheidung zwischen Kirche und Staat, und der Religionsunterricht ist in den von der Regierung unterhaltenen oder unterstützten Schulen ausgeschlossen. Wir erkennen hierin das einzige Mittel zu ermöglichen daß Familien von verschiedenem Glauben friedlich nebeneinander leben. Die meisten europäischen Staaten haben, auf dem Gebiete des Unterrichts, dieselben Wege betreten. Sie haben die Grundlagen verlassen auf welchen die alte christliche Gesellschaft, heute ein Ding der Vergangenheit, gefußt hatte. Sie bewegen sich vorwärts in der neuen Richtung, die einen rasch, andere langsam und unsichern Schrittes, manche wie gezwungen und zuweilen den, übrigens ohnmächtigen, Wunsch verrathend auf halbem Wege stehen zu bleiben oder, noch lieber, wieder

umzukehren. Aber, am Ende, wandelt Europa in den Fußstapfen Australiens welches das Vorbild des modernen Staates geworden ist."

Ich werde, am Schlusse meines Buches, auf diese Anschauungen zurückkommen.

Was versteht man unter dem, in neuester Zeit, von Geographen und englischen Reisenden so oft und in so verschiedenem Sinne gebrauchten Worte Australasien? Ist es Australien und Neuseeland? Oder begreift man unter dieser Benennung auch einige Inselgruppen des westlichen Stillen Weltmeers oder gar den ganzen Pacifischen Ocean welcher ja, nach einem in den Colonien vorherrschenden Wunsche, einst ein australischer See werden soll? Hierüber könnte nur der Gebrauch entscheiden, aber diese Entscheidung ist noch nicht erfolgt. Ich werde mir hier nur Eine Betrachtung erlauben.

Wenn die Colonisten, deren Herkunft eine gemeinsame ist, in Australien und Neuseeland eine gewisse Verwandtschaft und mehrfache Analogien zeigen, so läßt sich dasselbe nicht von den Ländern sagen welche sie in Besitz genommen haben. Der Unterschied zwischen Australien und Neuseeland ist ein sehr auffallender. Australien ist ein Festland, Neuseeland eine Insel, in Wirklichkeit zwei Inseln welche aber, nur durch eine schmale Meerenge getrennt, ein großes Land bilden. Es ist ein begrenztes, erforschtes und daher bekanntes, großentheils ausgenutztes wenngleich noch nicht vollkommen bebautes Territorium. Australien, kaum an einzelnen Theilen seiner Peripherie für die Cultur gewonnen und, in seinem Innern, noch in geheimnißvolle Schleier gehüllt, wirkt auf die Einbildungskraft durch seine ungeheuere Ausdehnung, welche grenzenlos scheint, sowie auch das Feld grenzenlos scheint welches es der Speculation, der soliden Thätigkeit und dem Spiele des Zufalles eröffnet.

In Neuseeland geht alles wie bei vollem Tageslichte vor sich. In Australien ist noch vieles im Dunkel. Der Colonist in Neuseeland weiß daß sich hinter den Bergen das Meer befindet. Der australische Colonist weiß daß hinter dem Küstengebirge, dem Coast Range, ungeheuere, wasserlose daher unzugängliche, unbekannte, geheimnißvolle, gewissermaßen grenzenlose Landstriche beginnen. Je nach der Stimmung und Anlage seiner Seele, eilt er nach der Wildniß, entschlossen den Eingeweiden des unwirthlichen Bodens seine verborgenen Schätze zu entreißen, oder, zurückbebend vor dem Gedanken jene geheimnißvollen Schleier zu lüften, läßt er sich im Seegebiete nieder.

Dieser Gegensatz zwischen dem Beschränkten und Bekannten in Neuseeland und dem Unbeschränkten und Unbekannten in Australien, drückt den beiden Colonien ein so verschiedenes Gepräge auf und wirkt und muß auf die geistige Stimmung der Colonisten naturgemäß zurückwirken. Die neuseeländischen Siedler wissen was sie vernünftigerweise zu erwarten haben. Sie kennen ihr Land. Die Australischen kennen das ihrige nicht, und lassen daher ihrer Einbildungskraft freien Spielraum. Die Regierungen, besonders die von Südaustralien und Queensland, wetteifern in Anstrengungen um das Innere der Cultur zu eröffnen, und entsenden zu diesem Ende fortwährend Forschungsreisende welche unermüdlich, vor keiner Gefahr zurückbebend, dem Wilden und der Dürre trotzend, zuweilen ganz allein die Wüsteneien des Festlandes durchziehen. Darum ist auch der Australier* in der guten Bedeutung des Wortes, seinem Wesen nach, Abenteurer.

---

* Während ich mich in Melbourne aufhielt kam ein aus dieser Stadt gebürtiger Mann von dem Golf Carpentaria an. Er hatte den ganzen Continent ohne Begleiter durchreist. Es war nichts ganz Ungewöhnliches, sodaß diese That, mich ausgenommen, niemand überraschte. Ich erwähne derselben als bezeichnend für die Lust des Anglosachsen an abenteuerlichen Unternehmungen.

Dies ist nicht die Sache des Neuseeländers. Er baut sein Land oder weidet sein Vieh. Auch er ist ein Eroberer, aber er erobert, für die Cultur, ein bekanntes Land. Er ist ruhiger, dem Boden der ihn nährt anhänglicher, weniger geneigt zu gewagten Unternehmungen, wenn man will, prosaischer als der Australier. Auf seinen beiden Inseln ist der Pionier eine Gestalt der Vergangenheit, in Australien ein unentbehrliches Element der sich bildenden Nation.

Gewiß, neben so vielen Gegensätzen, findet man auch Analogien aber wenige gemeinschaftliche Interessen. Die wärmsten Lobredner der Conföderation, in Sydney, in Melbourne, in Brisbane, müssen dies zugeben. Wenn in Dunedin, in Christchurch, in Auckland von Conföderation die Rede ist lächelt man. Man gibt zu daß eine Zolleinigung oder ein ähnliches Abkommen wünschenswerth wäre, aber die Idee eines großen australischen von einem Gesammtparlamente regierten Staates wird auf das bestimmteste zurückgewiesen, denn man begreift daß in einem solchen gesetzgebenden Körper zu Sydney, bei einem Conflict australischer und neuseeländischer Interessen, die Deputirten der beiden Inseln sich immer in der Minorität befänden. — „Nein", so schließen immer diese Besprechungen, „nein, wir wollen kein Zubehör von Australien werden."

Vierter Theil.*

Indien.

---

* Die wenigen geschichtlichen und geographischen Notizen welche ich für nützlich hielt in meine Erzählung einzuschalten, sind W. W. Hunter's „Imperial Gazetteer" und „Indian Empire" entnommen.

I.

Java, Singapur, Ceylon.

Vom 14. December 1883 zum 16. Januar 1884.

In den niederländischen Gewässern. — Batavia. — Muselmanischer Fanatismus. — Monopol und Zwangsarbeit. — Regenten und Residenten. — Tjandjoer. — Bandoeng. — Der Vulkan Tangkoe-ban-praoe. — Besuch beim Regenten. — Der Sylvesterabend. — Von Batavia nach Singapur. — Das chinesische Element. — Seereise nach Colombo. — Kandy. — Ausflug in das Gebirge. — Die Singalesen. — Kaffern auf Ceylon. — Abreise nach Madras.

Bei fortwährendem Gegenwinde bewegt sich die Dorunda nur langsam vorwärts. Das Thermometer steigt. Regengüsse, welche sich in kurzen Zwischenräumen folgen, umhüllen uns mit weißen Wasserdämpfen. Seit einer Woche segeln wir unter dem 10. südlichen Breitengrade. Die beinahe senkrecht über uns stehende Sonne erhitzt die undurchsichtige, dicke, feuchte Luft welche wir athmen. In Thursday-Island verließen uns die meisten Passagiere. Bleiben: die junge Matrone, zwei junge Witwen, ein junger Elegant zweiter Kategorie der die Glorie eines Globe Trotter oder Welttrabers anstrebt, und drei oder vier Stumme welche, abwechselnd, rauchen und schlafen. Der Kapitän, ein stiller, ernster, sanfter Mann mit einem melancholischen Ausdruck, gewinnt bei näherer Bekanntschaft. Wir sitzen stundenlang nebeneinander, oft ohne ein Wort zu wechseln. Fast fortwährend durch seine Pflichten in Anspruch genommen, scheint

er, in freien Augenblicken, von trüben Gedanken verfolgt. „Woran denken Sie?“ fragte ich ihn eines Tags. — „An Frau und Kinder die in London sind.“ Der Aermste hat zwischen jeder Reise nach den Antipoden nur 14 Tage zu seiner Verfügung, und jede dieser Fahrten von London nach Brisbane und zurück währt vier Monate und eine Woche. Sohn seiner Thaten, verdankt er seinem Verdienst das Commando dieses großen Schiffes.

Die Offiziere, durchweg anständige und gefällige junge Leute, versinnbildlichen die verschiedenen Typen des britischen Seemannes.

Die Matrosen, wie bereits erwähnt Laskaren aus der Umgegend von Kalkutta, sind kleine, schwächlich aussehende, bewegliche Wesen mit wohlgeformten winzigen Händen und Füßen und den Bewegungen der Katze. Stößt man an einen von ihnen so meint man mit einer wollenen Puppe in Berührung gekommen zu sein. Ich fühle es kaum wenn sie mir auf den Fuß treten. Abends kauern sie in zwei eng gedrängten Reihen am Deck, die Hände auf die Knie gestützt und die Beine gekreuzt mit dem ihnen gegenüber Sitzenden. Geschwätzt wird unaufhörlich, und der Gegenstand der Unterhaltung sind immer Rupien, Ana und Heirathen. Nach Einbruch der Nacht, streckt sich ein jeder auf derselben Stelle der Länge nach aus und verfällt, binnen einigen Augenblicken, in tiefen Schlaf. Nur die Maschine und die Elemente schweigen nie. Wenn ich den Koch, gleichfalls Laskar, aus der Speisekammer nach der Küche schleichen sehe überfällt mich immer ein unheimliches Gefühl. Unwillkürlich gedenke ich der Marquise von Brinvilliers.

Doppelte, in einiger Entfernung übereinandergespannte Zelttücher schützen das Schiff einigermaßen gegen die Sonne. Das Deck ist leer. Shakspeare's Wintermärchen versetzen den alten Reisenden in eine ideale Welt. Die laue Brise führt ihm aus der Damenkajüte die Klänge eines Klaviers zu mit Bruch-

stücken aus der „Sonnambula“, „Lucretia“, dem „Barbier von Sevilla“. Man hört sie jetzt selten diese halbvergessenen und doch ewig schönen Melodien; aber uns alte Leute versetzen sie in die rosige Jugendzeit.

Die Umrisse der großen Insel Timor, welche plötzlich hinter einem durchsichtigen, aus Goldfäden gesponnenen Schleier erscheinen, entreißen mich den Träumereien. So hätten wir die Gewässer von Niederländisch-Indien erreicht.

Es ist 11 Uhr nachts, und man hat die zwei Lampen am Deck gelöscht. Unter den Zelten wäre die Dunkelheit vollständig ohne das Spiegelbild der Sterne im Meere, ohne die elektrischen sprühenden Funken welche sich von den Schiffswänden loslösen, ohne die silberglänzende Furche des zurückgelegten Weges. Und nun heißt es in die entsetzliche Kajüte hinabzusteigen. Dies ist das Leben welches ich seit dem 14. December führe!

An Backbord und Steuerbord nähern und entfernen sich abwechselnd weiße und goldene Schleier. Sanft grüne phantastische Gebilde ziehen an uns vorüber. Weiterhin zeigen sich Eilande in voller tropischer Pracht. Das Meer ist nicht mehr eine Einöde. Zahlreiche Kähne malen ihre weißen kegelförmigen Segel auf den grünen Hintergrund des Landes. Sogar ein kleiner Dampfer unter niederländischer Flagge, der ein elektrisches Kabel versenkt, erfreut unser Auge.

Während der Nacht ist die Dorunda, durch den Sund von Baly, in das Meer von Java eingelaufen. Jener kolossale

Vulkan, dessen Krater an den Himmel zu stoßen scheint, steht auf der großen Insel dieses Namens. Hier finden wir die See von einem Horizont zum andern von weißen Streifen durchfurcht. Es sind Bimssteine, die letzten Spuren der furchtbaren Katastrophe welche den Sund im vergangenen Sommer verheert hat.

Endlich am 23. December, an einem unbeschreiblich schönen Morgen, geht unser Boot in einer weiten Bucht vor Anker. Mehrere Gruppen großer Dampfer, die gleichfalls vor Anker liegen, und viele ein- und auslaufende größere und kleinere Schiffe beleben die Scene. Ueber dem niedern Land, welches einem grünen Bande gleicht, erheben sich in duftiger Bläue, die fernen Bergriesen, erlöschte Vulkane, Salak und Gede.* Wir sind in Batavia. Entfernung von Brisbane 3680 Seemeilen.

Batavia ist ein Feenland, ein Zaubermärchen. Wäre es möglich mit Pinsel oder Feder ein getreues Abbild zu entwerfen, so würde es für übertrieben oder unwahr gelten. In der untern Stadt befinden sich die Comptoirs. Dort macht man Geschäfte und holt sich das Fieber. Im übrigen eine alte holländische Stadt. Die Reinlichkeitspolizei im Flusse wird von Krokodilen besorgt, welche in Fülle vorhanden sind. Sodann gelangt man in das Chinesenviertel. Man könnte sich in Kanton glauben. Hierauf folgt ein Wald von Cocospalmen, Bananen- und indischen Feigenbäumen und riesigem Cactus. Andere Bäume mischen dazu, mit dem Purpur ihrer Blüten, das lichte und dunkle Grau, das blaue und röthliche Grün ihrer breiten, gezackten, schlangenförmigen, sammtartigen oder glänzenden Blätter. — Aber wo ist die Stadt? — Wir befinden uns bereits in ihr. —

* 8100 Fuß und 13000 Fuß hoch.

In der That, den Wald durchschneiden breite und schmale Fahrwege, welche die Gassen sind. Von durchsichtigen Schatten übergossen, von Gärten umgeben, halb versteckt im Gehölz, erräth man die Häuser mehr als man sie sieht. Sie tragen alle dasselbe Gepräge: eine niedere Façade — nur selten sieht man ein oberes Stockwerk — geschützt durch eine breite Veranda; an jeder ihrer zwei Ecken ein in den Garten vorspringender Flügel. Der Garten selbst meist nur ein Rasenplatz mit Blumenbeeten, umgeben von Balustraden, Statuen und Vasen welche an Haarlem oder besser an Japan erinnern, von wo die alten Holländer das Gefallen an Porzellantöpfen auf steinernen Fußgestellen nach der Heimat gebracht haben.

Den Zauber, welchen Batavia auf den Ankommenden ausübt, verdankt es, scheint mir, hauptsächlich seinem Reichthum an Bäumen deren Pracht alles übertrifft was ich anderwärts unter den Tropen sah, und, sodann, den in ihrem Schatten lustwandelnden Menschen. Hiermit meine ich nicht die Holländer welche sich, übrigens, nur zu Wagen oder zu Pferde zeigen, sondern die Massen der Eingeborenen. Der Glanz ihrer Tracht zieht das Auge auf sich. Die Harmonie der Farben bezaubert es. Roth, Rosa und Weiß herrschen vor und vermählen sich in wundervollem Schmelze mit dem in das Unendliche abgestuften Grün der Baumgruppen.

Ich bin bei meinem Consul abgestiegen. Herr P. Pels, Vorstand eines der hiesigen großen Handelshäuser, bewohnt ein schönes Haus welches als Musterbild eines eleganten, einfach vornehmen Wohnsitzes im niederländisch-indischen Geschmacke gelten kann. Alle künstliche Einrichtungen um den nachtheiligen Einflüssen des heißen und feuchten Klimas zu begegnen, sind hier vorhanden. Aber am Ende wird doch nur eine angenehme Täuschung erreicht. Der Beweis, die blassen Ge-

sichter. Fast alle Europäer leiden mehr oder weniger an Blutarmuth.

Es ist Sonntag. Die Sonne nähert sich dem Horizont, und die elegante Welt hat sich auf dem mit zierlichen Equipagen gefüllten Hauptplatze versammelt. Damen und Herren erscheinen mit bloßem Kopfe; die erstern mit Blumen im Haar; letztere, selbst die Offiziere, haben den Hut oder Helm zu Hause gelassen. Unter diesem Himmel, ist die Sonne einmal verschwunden, gehört die Kopfbedeckung zu den überflüssigen Dingen, und der Holländer ist, seinem ganzen Wesen nach, praktisch. Eine Militärbande spielt; die Herren steigen vom Pferde und nähern sich den Wagen um mit den Damen zu schwätzen, etwa wie am römischen Pincio oder am Lungarno in Florenz. Aber das Gesammtbild ist exotisch.

In dem an indischen Gegenständen aus Java, Sumatra, Borneo sehr reichen Museum kann man Indien kennen lernen wie es vor dem Hereinbrechen des Islamismus ausgesehen hat. Aber was für ein Islamismus? Und wie hat er sich der Raja, und mithin der Bevölkerungen so rasch bemächtigen können, obgleich er kaum die Oberfläche dieser Gesellschaft durchdrungen hat? Trotzdem gelingt es den Hadji oder Mekkapilgern die Landbevölkerungen auf das abscheulichste auszubeuten. Eine Menge interessante Fragen drängen sich auf. Ich erlaube mir sie künftigen Geschichtsforschern zu empfehlen.

In religiösen Angelegenheiten bethätigt die holländische Regierung, welche in den Colonien ein unbeschränktes und väterliches Regiment führt, allen Religionsgenossenschaften, christlichen wie nichtchristlichen gegenüber, dasselbe Wohlwollen oder dieselbe Gleichgültigkeit. Nur auf gewisse hergebrachte Uebungen hat sie

nicht verzichtet. So sind den Missionaren Bekehrungsversuche gegenüber von Muselmanen auf das strengste untersagt. Mit Chinesen und Hindu brauchen sie sich keinen Zwang aufzulegen. Der Grund dieses eigenthümlichen Verbots soll die Rücksicht für das arabische Element sein, welches aus reichen Kaufleuten und Großgrundbesitzern von Maskate und Hadramaut besteht. Es sind Familien die hier seit langer Zeit von Geschlecht zu Geschlecht ansässig sind und auf die malaiische, überhaupt auf die mohammedanische, Bevölkerung von Java einen bedeutenden Einfluß ausüben.

Ausflug nach Buitenzorg, Tjandjoer, Bandoeng und dem Vulkan Tangkoe-ban-praoe. Vom 24. zum 31. December. — Bei Sonnenaufgang Abreise auf der Eisenbahn. Das Land von unbeschreiblicher Schönheit: Baumgruppen, meist Cocos-, Bananenbäume und Bambussträuche von riesiger Dimension, wechseln mit Reisfeldern deren junge Pflanzen sich in wassergefüllten Rinnen spiegeln. Diese saftgrünen Gründe steigen terrassenförmig die Anhöhen hinan und sind jetzt mit arbeitenden Büffeln und Menschen bedeckt: Männern, Weibern, Kindern. Letztere führen die schwarzen Ungeheuer. Die Ortschaften hüllen sich in Laub und Schatten, wie eine Dorfkokette ihr Antlitz hinter der Schürze verbirgt. Den Hintergrund des Gemäldes bilden der Gede und der Salak, grau und safranfarbig am Fuße, lichtblau gleich dem Opal an ihren Gipfeln. Das Himmelszelt wie aus mattem Silber geschmiedet.

Buitenzorg, das Petropolis von Rio de Janeiro, das Cintra von Lissabon, das indische Simla, ist die gewöhnliche Residenz des Generalgouverneurs und, das ganze Jahr über, die Sommerfrische der officiellen Welt und der großen Kaufherren. Das batavische Sanssouci schützt zwar nicht gegen die Sorgen der Staatsangelegenheiten und Handelsspeculationen, aber es bewahrt

vor dem Fieber. Die Umgegend erinnert an die schönsten Partien auf Ceylon.

Der Gouvernementspalast, obgleich im nüchternen Geschmack der zwanziger Jahre erbaut, hat ein stattliches Ansehen, aber ich ziehe den Park vor mit seinen hundertjährigen Bäumen. In ihren Schatten macht ein riesiger Elefant seinen Morgenspaziergang. Er sieht melancholisch und gelangweilt aus. Damhirsche und Rehe in Fülle, aber so zahm daß sie unserm Wagen kaum aus dem Wege gehen.

Die ersten Stunden der Nacht haben einen eigenthümlichen poetischen Reiz. Die Dunkelheit ist noch nicht vollständig. Schwarze Schleier umhüllen uns zwar, aber ihr Schwarz erblaßt mit den Entfernungen. Der Blick erhebt sich von Stufe zu Stufe bis er den Firn des Salak erreicht. Hinter der Silhouette des Riesen, die noch lichten orangefarbigen Töne des Abendhimmels. Ueber unsern Häuptern ballen sich dichte schwarze, gelbgesäumte Wolken.

Die Weihnachtsfeiertage haben das Hotel von Bellevue mit Gästen überfüllt. Herren und Damen, alle den höhern Gesellschaftskreisen von Batavia angehörig, erscheinen beim Frühstück und Lunch in einer durch das Klima gerechtfertigten oder wenigstens zu entschuldigenden Toilette. Die Damen tragen ein Kamisol, welches, das Hemd ersetzend, bis zum Sarang reicht. Der Sarang, der Landestracht entlehnt, ist ein baumwollener Unterrock von greller Farbe. Die Herren haben einfach ihr Nachtcostüm behalten, den Pyjama, der aus einer weißen Jacke und einem weiten farbigen Pantalon besteht. Die nackten Füße stecken in Pantoffeln. Den jungen Damen steht diese Toilette sehr wohl,

weniger ältlichen und corpulenten Frauen. Mich hat dies sans gêne anfangs einigermaßen überrascht, aber das Auge gewöhnt sich daran. Unvermählte junge Damen erscheinen übrigens nie anders als vollständig gekleidet.

Ich machte hier einige angenehme Bekanntschaften, und jedermann ist bereit meine Fragen zu beantworten. „Unsere Herrschaft in Indien", sagte man mir, „beruht auf dem Monopol und der gezwungenen Arbeit. Dies widerstrebt den modernen Anschauungen, aber jedermann, Regierer und Regierte, befinden sich dabei wohl. Zum Beispiel das Monopol des Kaffees. In gewissen Gegenden baut ihn die Regierung unter eigener Regie; in andern, sind die Gemeinden verpflichtet ihn zu pflanzen und die Frucht dem Staate zu einem bestimmten Preise, 14 Gulden das Pickel, zu überlassen. Die Verwaltung verkauft dasselbe sodann ihrerseits für 35—40 Gulden. Niemand darf zum eigenen Gebrauch einen Vorrath von mehr als 3 Kilogramm im Hause haben. Da kommt es wol vor daß, wenn die in den Staatsniederlagen angehäuften Vorräthe von Kaffee erster Qualität erschöpft sind, man sich seinen Bedarf aus Holland kommen lassen muß. Dies ist nicht angenehm, aber niemand beklagt sich, weil die Vortheile jedermann einleuchten."

„Die Regierung", sagte mir einer meiner neuen Bekannten, „bedient sich der ehemaligen Fürsten, die mehr oder weniger kleine Souveräne waren, um die ihnen noch sehr anhänglichen Bevölkerungen zu regieren, und sie versichert sich der Treue dieser in niederländische Beamte verwandelten «Sultane» mittels hoher Gehalte. Der ehemalige Sultan ist «Regent» geworden, und vertritt, als solcher, die Regierung bei der eingeborenen

Bevölkerung, übt die Localpolizei aus und, innerhalb gewisser Grenzen, die richterliche Gewalt. Aber die Summa rerum ruht in den Händen des «Residenten». So nennt man den holländischen Oberbeamten in jedem einzelnen District. Er ist das Auge und, nöthigenfalls, der Arm des Generalgouverneurs; aber er enthält sich, ohne dringende Nothwendigkeit, jeder Einmischung in die dem Regenten zugewiesenen Angelegenheiten.

„Die von Natur sanften und leicht zu führenden Javanesen sind, in ihrer passiven Weise, der holländischen Regierung nicht abgeneigt. Dasselbe läßt sich nicht von den Bewohnern von Sumatra und mehrern andern Gebieten des niederländisch-indischen Reichs behaupten. Unser Volk hier ist zufrieden. Ein wenig Reis für jeden Tag, und so wenig Arbeit als möglich das ganze Jahr durch, ist, in ihren Augen, das Ideal irdischer Glückseligkeit. Es erging ihnen nicht so gut unter den einheimischen Fürsten von welchen sie ausgesaugt wurden.

„Was immer die sociale Stellung eines Eingeborenen sei, er ist verbunden das landesübliche Kopftuch und den Sarang um die Lenden zu tragen und sich europäischer Fußbekleidung zu enthalten. Die Weißen sprechen mit den Landeskindern, wenn letztere auch holländisch verstehen, nie anders als malaiisch, und kein Eingeborener würde es wagen einen Weißen in einer europäischen Sprache anzureden. In Batavia hat die in den Provinzen noch beobachtete Strenge der Etikette, während der letzten Decennien, etwas nachgelassen. Aber die Aufrechthaltung des Ansehens und die allgemeine Anerkennung der Ueberlegenheit der weißen Rasse bilden noch immer, im Verein mit dem Monopol und der gezwungenen Arbeit, das Grundprincip unserer Herrschaft. Es ist dies das alte bewährte Colonialregiment. In dieser Weise war es möglich daß eine Hand voll Holländer, während beinahe drei Jahrhunderten, Millionen von Asiaten in Unterwürfigkeit erhalten konnte. Im englischen Indien hat man dies System seit funfzig Jahren verlassen und eine humanitarische Aera eröffnet. Die Zukunft wird lehren, mit welchem Erfolg."

Alle Anwesenden stimmten meinem Gewährsmann bei, nicht ohne die Besorgniß auszusprechen daß der Geist der Neuerung auch in das holländisch-indische Reich eindringen könnte.

Tjandjoer, eine ganz und gar indische Stadt, ist Sitz eines Regenten und daher auch eines Residenten. Hier lebt als Staatsgefangener ein sehr großer Herr, der entsetzte Sultan von Borneo. Er bewohnt einen aus mehrern einzelnen Häuschen bestehenden Palast. Eine kolossale Puppe mit dem Kopfe eines Fisches bewacht den Eingang. Es ist ein Genius, und seine Aufgabe die Abwehrung böser Geister. Es war Nacht als wir vorübergingen und wir hörten wie der Sultan mit den Seinigen in der kleinen Moschee das Abendgebet verrichtete: „Ille Mallah, Ille Mallah“, und wieder „Ille Mallah“! Die Palmen begleiteten den Chor der Gläubigen mit dem Flüstern ihrer Riesenfächer, und der Genius schüttelte seinen vom Abendwinde bewegten Fischkopf.

Was für eine schwarze, heiße, liebliche Nacht! Unter der Veranda unsers kleinen Hotels sitzend, wohnen wir einer unter freiem Himmel stattfindenden Vorstellung von Marionetten bei. Sie stellen die Götter und Göttinnen des hinduischen Olymps vor. Wie armselig sind im Vergleich mit ihnen die Guignols der Champs-Elysées in Paris oder unsers wiener Praters. Die wüthendsten Kämpfe liefern sich diese Gottheiten, deren überirdischer Glanz für die islamisirten Bevölkerungen noch nicht gänzlich erloschen ist.

In geringer Entfernung tanzt eine Bajadere. Die Sprünge ihrer Partner, zweier junger Bursche, erinnern an die Bewegungen wilder Thiere und bilden einen auffallenden Gegensatz mit der ruhigen und züchtigen Haltung der Tänzerin. Das Antlitz meist verhüllt durch die weiten Aermel ihres Kleides, tritt sie vor und zurück ihre Schritte von Zeit zu Zeit mit einem monotonen Gesange begleitend.

In diesem kleinen Hotel, welches von einem ehemaligen österreichischen Offizier gehalten wird, fand ich Zeitungen aus Böhmen. An den Wänden hängen verblichene Lithographien, die Porträte des Marschalls Radetzky und anderer Helden Oesterreichs, welche mich an bereits ferne Tage erinnerten, an Tage so reich an trüben aber auch glorreichen Erinnerungen.

Zwischen Tjandjoer und Bandoeng reisen wir, theils auf einer noch nicht eröffneten Eisenbahn, theils zu Wagen, durch ein höchst malerisches Land. Die Fahrstraße, von holländischen Ingenieuren meisterhaft gezogen, von eingeborenen Fronarbeitern vortrefflich gebaut, ersteigt in Schlangenwindungen den Kamm des hohen Berges Missigit. Die Gegend ist übel beleumundet wegen ihrer vielen Tiger, Leoparden und Panther. Es fehlt auch nicht an wilden Büffeln und Wildschweinen, und an gewissen Stellen kann der Reisende wol auch auf Rhinocerosse stoßen. Der Zufall ersparte uns derlei Gemüthsbewegungen. Wir sahen nur zwei riesige Eber welche die Straße, in geringer Entfernung vor uns, im eiligen Laufe überschritten. Noch vor wenigen Jahren, wagte sich in den Kampong (Dörfern) zur Nachtzeit niemand auf die Gasse, außer in zahlreicher Gesellschaft, bewaffnet und von Fackelträgern begleitet. Die durch die Eisenbahnbauten, in großer Anzahl, herbeigezogenen Arbeiter haben einen Theil der schlimmen Nachbarn verscheucht. In den wasserreichen Flüssen und Gießbächen wimmeln Krokodile. Diese Ungeheuer gelten hier für geheiligt. Niemand wagt sie zu belästigen. Erst wenn sie in einem Dorfe unter Menschen und Vieh gewaltige Verheerung angerichtet, wird der Ortspriester gerufen. Im vollen Ornat läßt er sich am Ufer des Flusses nieder und stimmt einen Hymnus an. Zeigt sich eines dieser Unthiere so wird es erlegt, aber erst nachdem der heilige Mann in ihm den Schuldigen erkannt hat. Den Tigern fehlt die

Unantastbarkeit der Krokodile aber sie sündigen im Bewußtsein des Schreckens den sie der Bevölkerung einflößen, und auch ihnen wird nur nachgestellt wenn sie bereits großes Unheil in der Gemeinde verübt haben.

Die Pal* sind immer durch numerirte Steine bezeichnet. Längs der Straße, selbst wo sie durch die Dörfer zieht, laufen grüne Hecken auf beiden Seiten fort. Die Landschaft, einem ungeheuern Parke ähnlich, bewahrt überall ihren an Abwechselung reichen, bizarren, phantastischen aber immer lieblichen und heitern Charakter. Kalkhaltige oder vulkanische Felsen, in Gestalt vereinzelter Kegel, dicht bewaldet, am Gipfel mit einem riesigen Federbusch von Bambus geschmückt, zeichnen ihre Silhouette auf den morgens blaßblauen, nachmittags durch schwarze Wolkenbälle verdüsterten, bei Untergang der Sonne, goldigen Himmel.

Alle fünf Pal trifft man ein Posthaus. Vor demselben schützt ein die ganze Breite der Straße einnehmendes Dach den Reisenden sowie die Pferde und den Wagen, während des Umspannens, gegen Sonne und Regen. Hier befinden sich auch, in den Kaffeedistricten, die Staatsmagazine in welchen die von den Gemeinden gelieferte Frucht aufgestapelt wird.

Kein Land der Erde, China und Japan ausgenommen, kann einen Begriff geben von der Bewegung welche in den Dörfern und auf der Heerstraße herrscht. Kuli gehen, immer in langen Reihen, beflügelten Schrittes einer hinter dem andern, die Lenden mit dem Sarang geschürzt, an den Beinen Spuren gewesener Hosen, den Oberkörper nackt, und beschattet durch einen ungeheuern Hut der wie der Deckel eines Topfes aussieht oder wie ein Schild. An einer langen, sichelförmig gekrümmten Bambusstange, tragen sie ungeheuere Lasten. Andere schleppen Rohr für den Bau ihrer Hütten. Weiber sieht man in großer Zahl. Das Blau, Roth, Weiß ihrer Sarang stimmt sehr wohl zu dem florentiner Bronze

---

* Der Pal zählt 1207 Meter.

der halb entblößten Gestalten, zu dem schattigen, in das Unendliche abgestuften Grün einer verschwenderischen Natur. Man sieht junge Mütter den auf ihren Hüften reitenden Säugling stillen, während sie in den Reisfeldern arbeiten. Wie in Japan verhüllen sie den Busen beim Herannahen eines Europäers mit den Aermeln ihrer Tunica. Es ist ein Strom menschlicher Wesen unter welchen man auch zuweilen Männer in vollständiger und reicher Bekleidung sieht. Sie gehören der einheimischen Gentry an, sind Edelleute oder vielleicht Söhne irgendeines ehemaligen Sultans, nunmehrigen Regenten. Da diese hohen Herren, deren fünf legitime Gattinnen Anspruch auf Pension genießen, immer mehrere Odalisken unterhalten, ist die Zahl ihrer Kinder Legion.

Die ganz aus Bambusrohr erbauten, mit einem hohen, schweren, steilen Dache gedeckten Häuser verschwinden im Laub. Daher geschah es uns auch daß wir durch mehr als ein Dorf fuhren ohne es zu bemerken. Längs der Straße befinden sich viele Breterbuden in welchen Lebensmittel feilgeboten werden. Das Volk verrichtet die dem Weißen schuldige Ehrfurchtsbezeigung mit einer durch große Uebung erworbenen Fertigkeit. Die Männer, sobald sie des nahenden Europäers ansichtig werden, machen auf beiden Seiten des Wegs kehrtum, wenden ihm den Rücken zu, knien nieder, und berühren den Boden mit der Stirn, was natürlich nicht möglich ist ohne den uninteressantesten Theil ihrer Persönlichkeit nach oben zu kehren. Dies ist die äußerste Höflichkeitsform und zugleich ein Act großer Demuth, denn niemand zeigt sich gern von seiner unvortheilhaftesten Seite. Aber es ist schwer sich des Lachens zu enthalten während man durch diese doppelte Reihe umgestülpter Karyatiden fährt.

Bandoeng, welches wir gegen Mittag erreichen, liegt auf einer von hohen Bergen eingefaßten Hochebene.* Es ist die Hauptstadt der Provinz Preanger. In einem sehr guten, von einem Holländer gehaltenen Hotel treffen wir zahlreiche Gesellschaft: Hochgestellte Functionäre, Regierungsbeamte, reiche Pflanzer, aber keine Malaien, welche in den von Europäern besuchten Gasthäusern keine Aufnahme finden. Nicht so Chinesen. Wenn sie mit wohlgefüllter Börse ankommen dürfen sie mit Weißen unter Einem Dache wohnen.

Wir sind in der Regen- oder Monsunzeit, der gesündesten in Holländisch-Indien. Die Morgenstunden sind entzückend. Um Mittag bewölkt sich der Himmel. Um 3 Uhr beginnt, unter furchtbarem Blitz und Donner, der Regen in Strömen zu fallen; gewöhnlich währt er bis gegen Sonnenuntergang. Zwischen 6 und 8 Uhr abends werden Besuche gemacht, dann geht jeder zum Speisen nach Hause. In der „Societät", dem Club höre ich die brennende Tagesfrage besprechen: die Zukunft des Chinabaumes. Jedermann pflanzt Chinabäume, wie dies auch jetzt auf Ceylon und einigen Inseln der Südsee geschieht. Kaffeebau zahlt sich nicht mehr, die Zuckerpreise sinken; europäische Ueberproduction auf allen Gebieten der Industrie hat auf der ganzen Welt eine Stockung der Geschäfte hervorgerufen. Also es lebe Chinin, es lebe das Fieber!

Ersteigung des Vulkans Tangkoe-ban-praoe. 28. December. — Ich werde diesen Tag nicht leicht vergessen. Die Aufgabe war einen thätigen Vulkan, der 7000 Fuß hoch und, in nördlicher Richtung von der Stadt, 20 Pal oder 25 Kilometer von ihr entfernt ist, zu ersteigen. Das Land behält die Physiognomie der von uns in den letzten Tagen bereisten Gegend, nur trägt es

* 800 Fuß hoch. Die nahen Berge erreichen eine Höhe von 6—8000 Fuß.

bereits den Charakter der Alpennatur. Je mehr wir uns erheben um so stiller wird es ringsum. Schon liegt das „Rasthaus“ bei Lembang, einem kleinen Weiler von wenigen Hütten, hinter uns. Vor den Reisenden zeigt sich der Vulkan dem sein, einem umgestülpten Rachen gleichender, Grat den Namen gab. Der Krater selbst bleibt unsichtbar. Der zuweilen sehr steile Pfad dringt in den Urwald, führt über ausgerodete Stellen, an welchen Chinabäume gepflanzt werden, in ein Dickicht von Baumriesen welche noch keine Axt berührt hat. An gewissen Punkten schlängelt sich der kaum zwei bis drei Fuß breite Weg, den Krümmungen des Berggrates folgend, zwischen zwei gähnenden Abgründen hinauf. Senkt man den Blick in die Tiefe so gewahrt man die Wipfel des Urwaldes. Ringsum, außer in der Richtung der noch in der Ferne sichtbaren Stadt, steigen die Firnen des Hochgebirges empor. Das Plateau von Bandoeng gleicht einem aus grünen und schwarzen Fäden gewobenen Teppich: grün die Reisfelder, schwarz die im dunkeln Gehölz versteckt liegenden Dörfer. Sämmtliche Berge sind mit prachtvollen gigantischen Bäumen verschiedener Gattung bis an den Kamm hinan bewachsen. Tiefe, lautlose Stille herrscht in der Luft, im Walde, über den Abgründen. Kein gefiederter Sänger läßt sich vernehmen. Vögel sind in vielen Theilen Javas eine Seltenheit. Allmählich mischt sich zu dem köstlichen Walddust ein starker Schwefelgeruch. Wir sind am Rande des Kraters angelangt. Die Lava sucht vergebens die Vegetation zu verdrängen. Dichtes Laubwerk, Arbusten und undurchdringliches Gestrüpp hemmen den Blick in die Tiefe, aber das dumpfe Getöse der Höllenküche schlägt an unser Ohr. Wir hatten kaum begonnen über Lavagerölle hinweg in den Krater niederzusteigen, als der Himmel, welcher sich seit einer Stunde leicht verschleiert hatte, mit einem mal seine Schleusen öffnete. Mit Leidwesen entschied ich mich zum Rückzuge. In diesem Klima wird man nicht ungestraft durchnäßt. Ein tüchtiges Fieber, mit unberechenbarem Ausgange, ist die gewöhnliche Folge. Wir fühlten uns wie unter einer

Wasserpumpe und ich begann an der Undurchdringlichkeit meines Kautschukmantels zu zweifeln, als der Himmel, gegen seine Gewohnheit, sich plötzlich aufheiterte und die Sonne alsbald die schwarzen Wolken zerriß. Aber welcher Rückzug! Die schmalen Pfade waren in Gießbäche umgewandelt und die Pferde strauchelten bei jedem Schritt. Meine beiden jüngern Gefährten, Herr Otto Meyer vom österreichischen Consulat in Batavia und der ehemalige österreichische Offizier aus Tjandjoer, zogen vor den Weg zu Fuß zurückzulegen; ich selbst ritt auf gut Glück weiter, bis mein Pferd, natürlich am Rande eines Abhanges, wie dies in ähnlichen Fällen zu geschehen pflegt, das Gleichgewicht verlor und zusammenstürzte, glücklicherweise ohne in den Abgrund zu rollen. Aber mein kleiner Javanese, gerieth hierbei unter das Thier während ich über den Hals desselben auf die Schultern des Burschen glitt. Im Grunde hatte ich nur den Sattel gewechselt, und — Ende gut alles gut. Ein treffliches Abendmahl in unserm guten Hotel und in guter Gesellschaft eingenommen, ließ die Mühen des Tages leicht vergessen, und nur die Erinnerung an die geheimnißvollen Schauer und die Pracht des tropischen Hochgebirges wird bleiben.

Bandoeng ist ein Lustgarten, ein Park und ein Wald. Die Straßen sind breite von Riesenbäumen beschattete, von lebendigen Hecken eingefaßte Avenuen. Wäre ich ein Botaniker so könnte ich die verschiedenen Baumarten aufzählen. Die Palme, besonders die Cocospalme, der Bananenbaum, und der Bambus, der hier ein wirklicher Baum geworden ist und die erste Rolle spielt, walten in der bunten Gesellschaft vor. Die Häuser sieht man kaum. Die Stadt ist wie mit einem grünen Vorhange umgeben. Hier und da öffnet er sich und gestattet die Aussicht nach dem nahen Hochgebirge.

Abends tanzt eine Bajadere im Hofe unsers Hotels. Es hatte nachmittags stark geregnet — und von dem glühenden durch-

weichten Boden steigen weiße Wasserdämpfe auf. Die Temperatur der Luft erinnert an einen Backofen. Der Tanz, die Musik, der Gesang, die ganze Scene stimmt melancholisch.

Besuch beim Regenten, der, im Volksmunde, noch Sultan heißt. Toe-Mengoeng-Koissema-Delaga, ein noch junger Mann und äußerst artiger Herr, spricht nur malaiisch. Um den Kopf hat er das vorgeschriebene Seidentuch gewunden; er trägt überhaupt die Landestracht, aber, von dem Privilegium eines Regenten Gebrauch machend, europäische Schuhbekleidung. Neben ihm steht seine „erste“ Frau. Der Regent sagt mir, sie sei eine Prinzessin und führe diesen Titel. Sie ist weder jung noch hübsch aber große Dame. Ihr Gemahl führte mich in dem aus zwei Häusern bestehenden Palast, Kraton, umher. Das eine dient als Wohnung, das andere für feierliche Empfänge. Beide sind europäisch eingerichtet. Im Garten spielte die Musikbande des Regenten. Die Künstler kauerten am Boden, während ein Mann und eine Frau, gleichfalls auf den Fersen sitzend, eine Vorstellung von Marionetten gaben, und zwar mit unvergleichlicher Maëstria. Abermals eine Götterschlacht aus dem hinduischen Olymp. Man sagt mir daß in den höhern Klassen ähnliche mythologische Puppenspiele sehr gewürdigt werden, vielleicht als eine dunkle Erinnerung an alte Zeiten, wo noch die Götter und nicht der Koran, wo einheimische Fürsten und nicht holländische Beamte im Lande herrschten.

Der Kraton hat durchwegs einen vornehmen Anstrich. Ich frage warum? Der indo-europäische Stil läßt mich kalt. Die Gärten sind verwahrlost; dürre Blätter und Unkraut bedecken die Wege und das große Wasserbecken in der Mitte des Gartens. Auch der prachtvolle Baumgang der zum Eingange führt ist vernachlässigt. Aber, ich wiederhole es, das Ganze sieht vornehm aus, vornehm und phantastisch.

Vom Perron vor dem Palast sieht man, zwischen den Bäumen hindurch, ein Fenster des von dem „Residenten" bewohnten Hauses. An diesem Fenster, in seinem Bambusstuhle sitzend und seinen Chibuk gemüthlich schmauchend, vermag der „Resident" in aller Bequemlichkeit, mit hocheigenen Augen zu beobachten wer bei seinem Collegen, dem „Regenten", ein- und ausgeht.

Wir sind nach Batavia zurückgekehrt. Es ist Sylvesterabend. Noch einige Stunden, und das alte Jahr hat ausgelebt. Die Nacht ist schwarz und lau. Die Fenster der holländischen Häuser stehen weit offen und gestatten freien Blick in die heute glänzend erleuchteten Zimmer. Herren und Damen, diesen Abend in gewählter Toilette, sitzen in großen Lehnstühlen von Bambus, conversiren und rauchen beim Thee. Ein holländisches Stillleben. Draußen aber, im Walde, in den Baumgängen, d. h. in den Gassen der Stadt, drängt sich das malaiische Volk. Zahlreiche Raketen erhellen vorübergehend das Dunkel. Dies ist die landesübliche Art das neue Jahr zu begrüßen.

Java stand nicht auf meinem Reiseprogramm. Dem Zufalle und dem Mangel eines Bootes nach Britisch-Indien verdanke ich eine angenehme Woche. Unmöglich sie besser zu verwenden. Aber ich kam unvorbereitet, und jedenfalls auf zu kurze Zeit um die Dinge näher zu betrachten. Es war nur ein flüchtiger Blick, wie man ihn in einer Galerie, im Vorbeigehen auf ein Bild von schlagender Wirkung wirft. Die leuchtende Vision erfaßt uns, bemächtigt sich unser, folgt uns, verläßt uns nie wieder.

Ein altersschwaches kleines Boot der Messageries Maritimes, welches zwischen Holländisch-Indien und Singapur auf- und abfährt, dient mir als Vehikel zur Weiterreise. Ich besitze ein österreichisches Herz, aber französischen Gaumen und Magen. Diese Betrachtung entstand in mir bei der ersten Mahlzeit an Bord des Emirne welcher, übrigens, mehr durch seine Küche glänzt als durch die Schnelligkeit seiner Bewegung und die Solidität seiner Maschine.

Langsam und sanft gleitet er auf einem ruhigen Meere dahin zwischen den hier niedern, mit Wald und Gestrüpp bewachsenen Küsten der großen Insel Sumatra und der höhern, gut bebauten metallreichen Insel Bangka. Wir hatten Batavia am 3. Januar morgens verlassen und am 5. nachmittags landeten wir am Kai von Singapur, der Hauptstadt der britischen Strait-Settlements. Entfernung von Batavia 550 Seemeilen.

Singapur. Vom 5. zum 7. Januar. — Mein erster Besuch fand im Jahre 1871 statt. Wie hat sich seither alles verändert! Damals hatte man, um vom Landungsplatze nach der Stadt zu gelangen, auf einem zwei Meilen langen Damme durch einen ungesunden Sumpf zu fahren. Auf diesem, seither ausgetrockneten Morast ist ein fast ausschließlich von „Gelben“ bewohntes Stadtviertel entstanden. Singapur wird allmählich eine chinesische Stadt. Rechnet man die Esplanade ab mit dem Justizpalast, einige andere öffentliche Gebäude, Government-House auf einer Anhöhe, die Wohnhäuser der wenigen europäischen Kaufleute, die Kirchen und Gasthöfe, letztere von Deutschen oder Schweizern gehalten, so gewahrt man nichts als lange Reihen von Häusern, je zu zwei Fenstern mit einem Obergeschoß welches auf Pfosten ruhend in die Gasse vorragt, wodurch unten gedeckte Gänge entstehen. Das Erdgeschoß besteht aus ganz offenen Kaufläden. Alle diese Häuser gehören Chinesen. Mein

Hotel liegt an einer Ecke der Esplanade, also im elegantesten Stadttheile von Singapur. Aber an dieser Ecke endigt Europa und beginnt China. Von meiner Veranda sehe ich nur chinesische Butiken, eine jede mit ihrem verticalen Aushangsschilde vor der Thüre. Da liest man: Chong-Ji und Gi-Chong, Schneider; Lun-Chong, Schneider; Puck-Quag, Schneider; Nam-Seng, Schneider; dann die Auslage eines Juweliers, eines portugiesischen Juden, und hierauf wieder die langen Schilde mit Chong und Puck und Seng, soweit das Auge reicht. Vom Morgen zum Abend durchfließt die Gassen ein Strom menschlicher Wesen. Jedermann scheint Eile zu haben. Mit geneigtem Haupte einherschreitend, den schwarzen Zopf in Pendelschwingungen versetzend, die schlotternden langen Arme in noch längere Aermel gesteckt, Geschäftssorgen auf der gefalteten Stirne, das höhnische Lächeln des Skeptikers auf den Lippen, folgen sich in ununterbrochener Reihe: der chinesische Gentleman, der chinesische Großhändler, der chinesische Butikier, der Handwerker, der Kuli, die erstern sehr sorgfältig gekleidet, die letztern in nachlässigem Anzuge, der Kuli nackt bis auf den dürftigen Schurz. Verhältnißmäßig wenige und nur den untersten Volksklassen angehörige Weiber, Kinder in Menge. Seit kurzem haben die Chinesen den japanischen Jin-ri-ki-sha eingeführt. Man begegnet ihm auf jedem Schritte. Bekanntlich ist dies ein auf zwei Rädern ruhender, mit einem beweglichen Dache versehener Sessel welcher von einem Kuli in raschem Trabe gezogen wird. Wer zwei- oder dreihundert dieser Wägelchen aus Japan kommen läßt und an Unternehmer verleiht, macht sicher ein gutes Geschäft. In einigen Jahren ist er ein wohlhabender Mann. Allerdings für den Kuli, der das Pferd vertritt, ist es kein leichtes Brot. In weniger als drei Jahren unterliegt die kräftigste Natur. Der arme Kuli stirbt an Entkräftung. Aber was liegt daran? Bleibt ja doch der Wagen, und nichts ist leichter als für den Pferdemenschen Ersatz zu finden. Es gibt so viele Chinesen in Singapur! Aber was würden die Gesellschaften zum Schutze

der Thiere in England dazu sagen, wo wenn ich nicht irre die Bespannung von Karren mit Hunden gesetzlich verboten ist?

Nach den Chinesen kommen, der Zahl nach, die Eingeborenen, die Malaien, gute, stille, sanfte Menschen, solange sie nicht einen Anfall von Amok haben, d. h. eine Art von Berserkerwuth, während welcher der damit Behaftete alles niedermacht was er auf seinem Wege begegnet. Sie gelten für gute Kutscher und werden als solche häufig gebraucht. Ich sah reiche Chinesen, in schönen Equipagen, mit Malaien auf dem Bocke!

Man begegnet auch vielen pechschwarzen Männern, herculischen fast vollkommen nackten Gestalten. Es sind Gling, an der Küste von Koromandel zu Hause.

Des Weißen wird man auf der Straße selten ansichtig. Man muß ihn in seiner Kanzlei, in seinem Comptoir oder in seinem Club aufsuchen. Die vorwiegende Sprache, außer der chinesischen welche nur von gelben Menschen gesprochen wird, ist die malaiische. Alle Europäer sind ihrer kundig. Wenn ich allein spazieren ging, war es mir unmöglich nach dem Wege zu fragen. Ich sah nur Chinesen, Malaien und Gling. Die Europäer gehören fast insgesammt den höhern Ständen und der Mittelklasse an. Sie sind „Civilians", Beamte, Offiziere oder Kaufleute. Unter letztern nehmen Deutsche und Schweizer einen hervorragenden, wenn nicht den ersten, Platz ein. Mit Ausnahme einiger englischer Reitknechte, gibt es fast keine Weißen aus den untern Ständen. Kommen welche so findet die Regierung Mittel ihnen baldmöglichst die Abreise zu erleichtern. Es geschieht dies in der Absicht das überwiegende Ansehen des Weißen zu wahren. Dies begreift sich in einer Stadt wo einige hundert Europäer mit nahezu 80000 Chinesen und 40000 andern Farbigen zusammen leben. Dennoch besteht keine Verordnung welche, wie in Niederländisch-Indien, den Asiaten die europäische Tracht untersagt.

Die Chinesen sind vortreffliche Landarbeiter under contract, d. h. wenn sie ihren Antheil an der Ernte haben, aber entschie-

dene Faulenzer wenn sie für den Tag bezahlt werden. Man gedenkt jetzt eine massenhafte Einwanderung von Laskaren oder andern Hindu in das Leben zu rufen. Aber wer die chinesische Ueberlegenheit kennt zweifelt an dem Gelingen dieser Unternehmung.

Ein deutscher Taschenspieler hat heute Abend die Elite der Gesellschaft im Court-House vereinigt. Die Herren erschienen in weißer Jacke und weißem Pantalon; die Damen, gleichfalls in weißer Toilette. Fast alle sahen angegriffen, erschöpft, und auffallend blaß aus. Blutarmuth, diese Geisel der Gegenden am Aequator, sprach aus allen Gesichtern. Doch gilt Singapur, einst so übel berüchtigt wegen seiner verpesteten Luft, infolge der Austrocknung des erwähnten Sumpfes, für die gesündeste Stadt im äußersten Orient.

Der Morgen ist wunderlieblich und beinahe kühl. Ich schlendere allein durch die Straßen. Zwei chinesische Häuser, welche sich gegenüberstehen, fallen mir auf durch das reiche Schnitzwerk ihrer Thore. Ganz wie in Kanton. Wie, wenn wir uns das Innere betrachten? Gedacht gethan. Ich betrete durch den monumentalen Eingang schreitend einen kleinen Hofraum. Vor der Hauptfaçade stürzt mir ein Schwarm von Dienern entgegen. Aber ich zähle auf die Zaubermacht meiner weißen Haut. Mit einer Handbewegung bahne ich mir den Weg in einen schönen Saal wo ich den Herrn des Hauses finde. Er ist in den Händen seines Barbiers der ihm den Kopf rasirt, natürlich mit sorgfältiger Schonung des obligaten Haarbüschels am Scheitel wo der Zopf befestigt wird. Eine Gruppe von Freunden halten sich in ehrfurchtsvoller Entfernung. Den Eindringling messen sie mit mißbilligenden Blicken, jedoch ohne das

Schweigen zu brechen. Glücklicherweise radebricht der große Mann etwas Englisch. Ich trage ihm meinen Wunsch vor seinen Wohnsitz zu sehen weil er, nach dem Aeußern zu schließen, mit den besten Häusern die ich in Kanton sah den Vergleich vertrage. Dies schmeichelt ihm. Er lächelt anmuthig und beauftragt einen der Hausfreunde mir alle Räume seines Palastes zu zeigen, natürlich mit Ausnahme der Frauengemächer. Es ist wirklich die Residenz eines kantoner Krösus: kleine Höfe, kleine Pavillone, kleine mit gestickten Zelttüchern bedeckte offene Gänge, alles überladen mit den tausend barocken, kleinen Kunstgegenständen deren Anblick das Auge des Celestials erfreut. Ueberall hängen vergoldete Käfige mit bizarrer Vergitterung deren Insassen das Haus mit ihrem schrillen Geschrei erfüllen; aber nicht einer dieser buntfarbigen Vögel singt. Ich erfuhr später daß der Eigenthümer des Hauses und sein Nachbar gegenüber die ersten Pfefferhändler in Singapur sind.

Der Colonialsecretär, Mr. Irving, welcher den Gouverneur Sir Charles Weldt während seiner Abwesenheit vertritt, hatte die Güte mir abwechselnd mit dem österreichischen Consul, Herrn Brandt, und einigen Kaufleuten die Honneurs zu machen. Alle sprechen mir von der stetigen und ununterbrochenen Zunahme des chinesischen Elementes.

Ein großer Theil von Hinterindien ist beinahe unbewohnt. Der westliche Theil dieser Halbinsel besteht, außer den englischen Besitzungen, den Strait-Settlements, aus einheimischen Staaten mit einheimischer Verwaltung, aber mehr oder weniger unter britischer Aufsicht. Infolge einer massenhaften chinesischen Einwanderung beginnt Perak sich der Bodenkultur zu eröffnen. Die amtliche Ziffer der in Singapur, im Jahre 1882 gelandeten Chinesen ist 100000. Im verflossenen Jahre (1883) erhob sie sich auf 150000, und wird allem Anschein nach in diesem Jahre

200000 erreichen. Ein Theil dieser Einwanderer läßt sich in Singapur nieder, die große Mehrzahl aber zieht nach dem Festlande von Hinterindien welches bestimmt sein dürfte ein Neu-China zu werden.

Der Yang-tse, einer der großen und schönen Dampfer der Messageries Maritimes, vereinigt alles was man von einem Packetboote verlangen kann: sehr wenige Passagiere, aber unter ihnen einige angenehme und interessante Persönlichkeiten; eine vortreffliche Küche, einen entsprechenden Dienst, und, um die Hauptsache nicht zu vergessen, ein Schiff ersten Ranges und einen Kapitän würdig es zu befehligen. Der Yang-tse läuft fortwährend 13—15 Knoten in der Stunde und legt in weniger als fünf Tagen die 1570 Seemeilen zurück welche die Straits von der Insel Ceylon trennen.

Am 10. Januar zerreißt die aufgehende Sonne das leichte Morgengewölke. In der Luft der Adamspik, unter ihm eine Nebelschichte, unter dieser, soweit das Auge reicht, ein weißes, grüngesäumtes Band: die Brandung an dem niedern mit Cocospalmen gekrönten Felsendamme. Das ist Ceylon. Um 10 Uhr morgens wird in Colombo gelandet. Ehe es Abend ist, habe ich einer Einladung des leider auf einer Rundreise begriffenen Gouverneurs, Sir Arthur Gordon, Folge leistend, auf der Eisenbahn, fortwährend steigend, ein Land der Wunder durchzogen. Bei hereinbrechendem Abend Ankunft in Kandy, wo ich im „Pavillon" bei Lady Gordon die liebenswürdigste Aufnahme finde. Kandy, im Mittelpunkte der Insel gelegen, war die Hauptstadt der Könige, solange es deren gab, und der „Pavillon" ist die dem englischen Gouverneur angewiesene Sommerfrische. In Colombo fürchtete ich zu verschmachten, in Kandy zu erfrieren.

Insel Ceylon. 12.—15. Januar. — Ich wohne dem Sonntagsdienste in der katholischen Kirche bei, einem schönen im Jahre 1877 aus Stein errichteten Gebäude. Der Bischof predigt im reinsten Englisch mit der sonoren Stimme welche der bocca romana eigen ist und mit dem feurigen Geberdenspiele des Südländers. Einige Offiziere, eine beträchtliche Anzahl Soldaten und Eurasier, Männer und Frauen, nehmen die Betstühle ein. Das Schiff ist angefüllt mit singalesischen Weibern. Sie sitzen auf den Fersen und bilden, ohne es zu ahnen, höchst malerische Gruppen. Dazu hilft auch der schöne Faltenwurf des die ganze Gestalt umhüllenden großen Tuches aus Kattun, welches immer nur von einer Farbe ist: karmin, weiß oder braun. Zuweilen kommt ein schöngeformter Arm zum Vorschein, selten ohne den Schmuck eines Bracelets von Bronze oder gediegenem Silber. Es ist schwer den künstlerischen Eindruck zu erklären, noch schwerer ihn zu beschreiben. Der Künstler ist eben die Natur. Es fehlte der ganzen Scene an der Absicht, und darin lag vielleicht, zum Theil, ihr Reiz. Die Frauen, trotz ihrer zierlichen Füßchen und der kleinen länglichen Hände, sind nicht schön zu nennen, aber welcher Adel in den Zügen, in den Stellungen, in den Geberden! Die Hautfarbe der Singalesen wechselt, in unendliche Abstufungen vom lichten florentiner zum dunkeln Bronze übergehend und von diesem zur bläßlichen Schwärze des Ebenholzes. Das Halbdunkel in der Kirche milderte die Gegensätze zwischen den sanften Tönen, in welchen die Gruppen der Eingeborenen erschienen, mit dem grellen Scharlachroth der englischen Uniformen.

Kandy ist eine kleine ganz indische Stadt. Singalesen bilden die Mehrzahl, aber auch Malaien und Tamul von der Küste Koromandel wohnen hier. Mit Ausnahme der Regierungskanzleien und der Post, zweier Gebäude welche in einer europäischen Provinzialstadt glänzen würden aber hier kaum an ihrem Platze sind, sah ich keine europäischen Häuser. Der reizende „Pavillon" verschwindet hinter einem Vorhange pracht=

voller Bäume und exotischer Büsche. Die wenigen englischen Residenten, fast alle Beamte, wohnen in ihren Bungalow außerhalb der Stadt. Diese hat also, wie gesagt, ein vollkommen indisches Gepräge. Vom ersten Grauen des Morgens an beleben sich die engen von niedern Häusern eingefaßten Gassen. Männer, Weiber, Kinder und Büffel bilden eine verworrene, stets bewegte Masse. Die jungen Leute mit einem großen Kamm in den Haaren, mit den weiblichen Zügen und der schmiegsamen Gestalt, könnte man für Mädchen halten. Sie sehen apathisch, schwächlich und verweichlicht aus. In dieser Menge gibt es kein Gedränge. Niemand scheint den andern zu berühren. Als ich die Kirche verließ sah ich wie ein Greis mit edeln Zügen, dunkler Hautfarbe und silberweißem Barte eine Frau grüßte welche ein Kind auf ihrer Hüfte trug. Beide waren Leute aus dem Volke. Sie blieben stehen, verneigten sich, wechselten einige Worte, verneigten sich wieder und schieden voneinander mit dem leichten Anstande der vornehmen Welt.

Mr. Dickson, „Agent“, was wir Kreishauptmann nennen würden, im Mitteldistrikt, führte mich nach seiner Wohnung in den ehemaligen Königspalast* welcher auf einer Anhöhe steht. Glücklicherweise wurden an demselben keine Veränderungen vorgenommen, außer daß man ihn mit einer Veranda versah.

Wenige Schritte vom Palaste steht einer der berühmtesten Buddhatempel. Ein Zahn des Gottes wird dort aufbewahrt, in der innersten einer Anzahl von Büchsen welche mit kostbaren Steinen besetzt und außerdem, dank den letzten Königen, mit schweren Ketten und Armbändern behangen sind. Saphire und Rubine glänzten in dem Halbdunkel des Heiligthums. Frische Rosenblätter in großen Schalen verbreiteten einen berauschenden Wohlgeruch. Zwei Bonzen empfingen uns. Sie hatten den Kopf vollkommen geschoren und waren in weite gelbe Seiden-

* Der letzte König von Ceylon wurde von den Engländern bei ihrer Ankunft im Jahre 1815 des Thrones entsetzt.

mäntel gehüllt welche die rechte Schulter und den rechten Arm entblößt ließen. Der eine fiel mir auf durch die Lebhaftigkeit seines durchdringenden Blickes und den boshaften Ausdruck seines Gesichtes, der andere durch sein verkommenes Aussehen. Zwei Typen die mir von Japan und den mongolischen Lamaserien sehr wohl bekannt sind. Diese heiligen Männer haben überall eine Familienähnlichkeit.

Ausflug in die Berge auf einer unvollendeten Bahn welche Kandy mit dem höchsten Theile der Insel verbinden soll. Es war ein langer Zug und jeder Wagen mit Einheimischen überfüllt welche, wie man mir sagt, an Eisenbahnfahrten ein großes Gefallen finden.

Mr. Dickson verließ uns auf einer der ersten Stationen. Der Vorstand des Cantons, ein sehr beleibter, bescheidener junger Singalese, und mehrere Unterbeamte empfingen den Chef mit den schuldigen aber nicht übertriebenen Ehrenbezeigungen. Sie trugen kleine Standarten während andere mit Instrumenten, welche Marterwerkzeugen glichen, dazu aufspielten. Es war ein infernaler Lärm. Dazu das Volksgedränge unter einer vernichtenden Sonne. Der junge Vorstand gefiel mir. Er sprach ein wenig englisch. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich daß die britischen Functionäre nicht englisch sprechende Organe vorziehen, weil der Verkehr mit Europäern auf die Moralität der Landeskinder in der Regel nachtheilig wirke. Ein merkwürdiges Geständniß.

Der District von Anibaya, durch welchen die Bahn führt, war noch vor kurzem wegen seines trefflichen in Europa beliebten Kaffees berühmt. Jetzt bietet er den traurigen Anblick der Verheerung. Diese Cultur ist vernichtet und aufgegeben. Man sieht nur verlassene Wohnstätten und, auf den Feldern, die Reste gefällter Kaffeebäume. Ein Bild der Verwüstung. Es wird nun versucht den Kaffee durch Thee, Cacao und Chinarinde zu ersetzen.

Mit der Bahn parallel führt eine gute Fahrstraße nach Nurara Eliya, von den Engländern New-Aurelia genannt, nach dem Kamme des Hochgebirges. Dort steht eine Cottage welche dem Gouverneur und seiner Familie während der heißesten Monate als Zufluchtsort dient. Wir fanden die Luft in diesen hohen Bergregionen höchst erquickend und vergaßen daß wir uns unter dem sechsten Breitengrade befanden.

Das Volk sieht wohlhabend aus. Aber im Grunde sind die Leute arm, denn sie haben nie Geld, obgleich genug um zu leben. Aber Misernten und Epidemien finden sie aller Hülfsmittel bar und haben allgemeines Elend wo nicht Hungersnoth zur Folge. Wer sie beherrscht ist ihnen vollkommen gleichgültig, daher sie auch den englischen Gebietern nicht abgeneigt sind. Es ging ihnen nie besser als jetzt; nur die pedantische Genauigkeit und Strenge bei Erhebung der Auflagen widerstrebt ihren Begriffen und Gewohnheiten. Die ehemaligen Könige nahmen ihnen den letzten Ana wenn sie Geld brauchten, aber in gewöhnlichen Zeiten schlossen sie ein Auge und bei schlechter Ernte erließen sie die Steuern wol auch gänzlich. Nur in diesem Punkt vermißt der Eingeborene die „gute alte" Zeit. Dieselben Klagen vernahm ich in allen von Barbaren oder Halbcivilisirten bevölkerten Ländern der Erde, welche unter das Regiment des modernen Staates gerathen sind.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung sah ich einige Kaffern in den Gassen von Kandy. Kaffern in Ceylon? Man erklärte mir die Anomalie. Es bestand hier ein aus 1400 Farbigen zusammengesetztes Bataillon: Singalesen, Tamul, Malaien, westindischen Negern und sogar Kaffern. Die Offiziere waren

Engländer. Vor ungefähr fünf Jahren wurde es, aus administrativen Gründen, aufgelöst; aber die meisten dieser Leute blieben im Lande und mehrere, darunter die Kaffern, werden als Polizeisoldaten verwendet. Es war ein glücklicher Gedanke ganze oder halbe Barbaren aus den verschiedenen Theilen des britischen Reiches, zur Vertheidigung der gemeinschaftlichen Sache, in einen Körper zu vereinigen.

Die Morgendämmerung ergießt ihr fahles Licht über den Pavillon und den Park. Die Luft ist überaus lieblich, frisch, mild, mit den Wohlgerüchen der Blumenbeete geschwängert welche das Haus umkränzen. Im Innern sieht man, durch die stets offenen Thüren, die singalesischen Diener bereits ihr Tagewerk beginnen. In ihren weißen Leibröcken und barfuß, gleiten sie geräuschlos über die Strohmatten der Gemächer, verschwinden im Hintergrunde der Säle, zeigen sich wieder im Halbdunkel der Galerien. Einen auffallenden Gegensatz mit diesen schlanken, schmiegsamen Gestalten bilden der mächtige Torso, die breiten Schultern, die äthiopischen Züge eines schwarzen Hercules welchen Sir Arthur Gordon von den Fidji-Inseln mitgebracht hat. In den anglo-indischen Behausungen steht alles den Augen offen und hüllt sich doch zugleich in geheimnißvolle Schleier. Es ist der fortwährende Zwiespalt zwischen dem Licht das man bekämpft und dem Schatten den man sucht. Ein von der Morgenluft leicht bewegter Seidenwollenbaum besäet den Rasen vor dem Pavillon mit seinen kolossalen karminrothen Blüten. Das Flattern der Flügel, nicht der Gesang, der im Gehölz nistenden Vögel und die halblauten Töne des Tam-Tam aus der nahen Pagode Buddha's schlagen an mein Ohr zugleich mit dem verworrenen durch die Entfernung gedämpften Geräusche der erwachenden Stadt.

Endlich, oder vielmehr zu bald, fährt der Wagen vor.

Nicht unwohl aber etwas müde und angegriffen war ich hier angekommen. Man trotzt nicht ungestraft der feuchten Hitze von Nordaustralien und Java. Aber drei Tage, in dieser Gebirgsluft und in Lady Gordon's gastfreiem Hause verbracht, gaben mir das Gefühl der Gesundheit zurück. Und nun, auf nach Indien.*

---

* Obgleich die Insel Ceylon, in ethnographischer, geschichtlicher und geographischer Beziehung zu Indien gerechnet werden muß, wurde sie doch, in Betreff der Verwaltung, von Britisch-Indien getrennt, und als selbständige Colonie eingerichtet. Die damals zwischen den Departements der englischen Regierung und der Ostindischen Compagnie obwaltende Eifersüchtelei erklärt diese Anomalie. Ceylon war im Jahre 1815 durch königliche und nicht durch Truppen der Compagnie eingenommen worden. Hierauf gründeten sich die Ansprüche des englischen Colonial-Office.

II.

Madras.

Vom 15. Januar zum 7. Februar.

Ankunft in Madras. — Aufenthalt in Guindy-Park. — Mount St.-Thomas. — Mysore. — Ein Tiger auf dem Bahnhofe. — Der Maharaja von Mysore. — Eine Revue in Bangalore. — Die indische Armee. — Ein Ball bei dem Maharaja. — Die britischen Residenten. — Msgre. Coadou. — Waffenspiele im Lager. — Die Tempel von Conjeveram. — Ankunft des Vicekönigs in Madras. — Reise nach Hyderabad. — Bolaram. — Der Staat des Nizam. — Sir Salar Jung. — Die Lehnsfürsten. — Die Armee des Nizam. — Die Durbare des Vicekönigs und des Nizam. — Feste in Hyderabad. — Eine Villa Salar Jung's. — Ein Morgenspaziergang. — Die Stadt Hyderabad.

Der Tibre (Messageries Maritimes) hat den Hafen von Colombo am 15. abends verlassen, die Insel Ceylon umschifft, und, nach einem vor Pondichéry verbrachten Tage, am 19. morgens auf der Rhede von Madras die Anker geworfen.

Guindy-Park. Vom 19. zum 22. und vom 26. Januar zum 1. Februar. — Die so übel berüchtigte Barre läßt heute nichts zu wünschen übrig. Der eigenthümliche Bau der Hafenboote zeugt von den Schwierigkeiten mit welchen sie bei schlechtem Wetter zu kämpfen haben.

Die Stadt rollt sich längs dem Meere auf. Das Ufer ist niedrig und dicht bewachsen. Die gegen die Rhede gekehrten Façaden der Häuser zeigen nur Veranden und Arcaden. Man denkt an Menschen die mit offenem Munde dastehen um die Seeluft einzuathmen. Das geschichtlich denkwürdige Fort St.-George, einige öffentliche Gebäude im Vordergrunde, im Mittelgrunde, halb verhüllt durch Riesenbäume, der weitläufige Palast der Gouverneure, verleihen der Stadt, von unserm Steamer aus betrachtet, ein halb militärisches halb bureaukratisches Gepräge.

So wäre ich denn in diesem mir ganz fremden Lande angelangt. Wie werde ich mir die Reise und den Aufenthalt einrichten, vor allem, wie meine Landung bewerkstelligen? Während ich hierüber nachsinne, naht ein schönes großes Boot mit Ruderknechten in weißer Livree. Der Offizier den es an Bord bringt ist Kapitän Bagot, Adjutant des Gouverneurs der Präsidentschaft von Madras, des right honourable Grant Duff, welcher mich freundlich nach Guindy-Park einlädt. Guindy-Park ist der gewöhnliche Aufenthaltsort des Repräsentanten der Königin.

Wir fahren im raschen Trabe, unter hohen Laubgängen, durch ein flaches, grünes, von prachtvollen breiten Baumgängen durchschnittenes Land. Allenthalben wogt eine buntfarbige Menge von Fußgängern in weißen, rosa-, orangefarbigen, braunen Leibröcken. Andere zeigen, fast unverhüllt, ihren dunkeln, prachtvoll gemodelten Körper. Die Weiber, mit schweren Bronze- oder Silberringen an den Hand- und Fußgelenken, verstehen wie niemand den Shawl über Haupt und Schultern zu werfen oder um die Lenden zu schlingen. Es sind geborene Künstlerinnen. Man geht paarweise oder zu dreien und vieren, immer im eifrigsten Gespräch vertieft. Aber niemand scheint Eile zu haben. Es ist ein grellfarbiger Strom menschlicher Wesen, bald in der Sonne glänzend, wenn diese das Laubdach durchdringt, bald in durchsichtige Schatten gehüllt, aber ununterbrochen und majestätisch einherfließend. Nach dreiviertelstündiger Fahrt kommen

wir an, und ich erneuere mit lebhaftem Vergnügen die Bekanntschaft mit Mr. Grant Duff.

Guindy-Park, innen und außen mit weißem Chunan belegt, ist ein weitläufiger Palast in italienischem Geschmack, wie er zur Zeit seiner Erbauung vorherrschte. Jedes Zimmer hat seine Punka. So werden große lange viereckige Fächer genannt welche, in halber Höhe des Gemaches aufgehängt, durch unsichtbare Hände mittels Schnüren in Bewegung gesetzt werden. Jalousien vertreten die Vorhänge an Fenstern und Thüren. Die Luft, welche von allen Seiten eindringt, verleiht, dank der Punka, das Gefühl des äußersten Wohlbehagens verbunden mit einer dunkeln Ahnung künftiger Rheumatismen. In den Gängen gleiten die Diener geräuschlos und geisterartig auf und nieder. Alle in weißen Leibröcken und farbigem Gürtel. Ihre Zahl ist Legion. Einen angenehmen Gegensatz zu diesem orientalischen Luxus bilden die vornehme Einfachheit der Bewohner und die anspruchslose Eleganz der Einrichtung.

Vor einer der Façaden erstreckt sich ein weiter, infolge der letzten Regen, üppiger Rasenplatz mit einer Terrasse welche den Pleasureground von dem Parke trennt. Jenseits schweift der Blick in das Grüne: Gruppen riesiger Bäume, endlos scheinende Wiesengründe; noch weiterhin Laubvorhänge deren blasse Tinten auf bedeutende Entfernungen schließen lassen. Die Abwesenheit eines sichtbaren Horizontes bringt, vielleicht noch mehr als eine Fernsicht vom Gebirge, den Eindruck des Unbeschränkten, des Endlosen hervor. Garten, Park und Zubehör sind sorgfältig unterhalten. Damit man aber nicht vergesse in Indien zu sein, gesellt zuweilen, bei einbrechendem Dunkel, ein Schakal seine unmelodische Stimme zu den Tönen des Klaviers welche durch die geöffneten Fenster in das Freie dringen.

Ich werde die allabendlichen Spaziergänge mit meinem

geistreichen Amphitryon nicht leicht vergessen. Die brennenden Tagesfragen, einige Ereignisse der Vergangenheit, die Namen gemeinschaftlicher Freunde welche auf der großen Schaubühne eine Rolle spielten und noch spielen, Europa und Indien, bildeten den Gegenstand der Unterhaltung bis die Speiseglocke ihr ein Ende machte. Nicht ohne einige Gemüthsbewegung folgte ich dann Mr. Grant Duff auf dem Pfade der über den Rasen zum Hause führt. Schlangen lieben das Gras, und Schlangen gibt es im südlichen Indien in großer Menge. Ankömmlinge werden hierdurch unangenehm berührt, gewöhnen sich aber bald an diese Landplage, und gedenken ihrer nur wenn sie gelegentlich hören daß wieder irgendein armer Hindu von einer Schlange getödtet wurde. Gerade heute Morgen berichtete ein Offizier aus einer nahen Station daß er, an seinem Schreibtische sitzend, plötzlich eine Cobra sah welche neben seiner Hand auf einem Blatt Papier lag. Einen Augenblick wie gelähmt, ermannte er sich, sprang auf und erschlug sie. Aber während seines siebenjährigen Aufenthaltes ist dies erst die zweite Cobra welche er in der Nähe mit eigenen Augen gesehen hat.

Vor Tagesanbruch in Mount St.-Thomas. Dort steht eine kleine Kirche zur Erinnerung an den Apostel dieses Namens an der Stelle erbaut wo er, der Legende nach, von den Heiden bedroht wurde. Nicht weit davon bezeichnet eine andere Kirche den Ort seines Märtyrertodes. Der Schauplatz dieser heiligen Tragödie ist die reizendste lachendste Gegend die man sich vorstellen kann. In dem südlichen Theile der Präsidentschaft sind die einheimischen Katholiken, deren Voreltern der heilige Franciscus Xaverius bekehrt hatte, noch sehr zahlreich.

Man sieht hierzulande viele mit kleinen Ochsen bespannte Karren. Die zurückgebogenen Hörner dieser Thiere sind immer zierlich bemalt. Der sanfte Blick ihrer kleinen Augen, der Ausdruck züchtiger Bescheidenheit auf ihrem Antlitz, insofern man von dem Antlitz eines Ochsen sprechen kann, erregen unser Interesse. Aber diese artigen Wesen sind in Wirklichkeit abscheuliche Wesen. Man hüte sich ihnen zu nahen. Da sie sehr wohl wissen daß ihre Hörner nur eine Zierde und keine Waffe sind bedienen sie sich ihrer Hufe mit vielem Geschick und großem Nachdruck.

Den Morgen in Madras zugebracht. Es gehört einiger Muth dazu um über die ungeheuere Esplanade vor dem Fort St.-George, dem Strande entlang und durch die breiten Gassen des Englischen Stadtviertels zu fahren, unter der Wucht einer unerbittlichen Sonne und meist auf einem brennenden Sandboden der die aufgesaugte Hitze mit Interessen zurückgibt. Die Pagode, obgleich weniger berühmt als die von Madura und Conjeveram, gehört zu den bessern dravidischen Tempeln. Ich war kaum eingetreten als die Heiligkeit des Ortes ihre Wirkung auf mich übte, meine Geruchsnerven unangenehm berührte, und mich mit geheimnißvollen Schauern erfüllte. Dies scheint nicht der Fall der Habitués zu sein. Die Brahminen sahen schläfrig aus, der heilige Elefant gelangweilt und ärgerlich über die Rolle die man ihn spielen läßt.

Vortreffliches Frühstück im Club der für den besten in Indien gilt.

Bangalore. Vom 22. zum 27. Januar. Der Gouverneur begibt sich in das Lager von Bangalore und ich habe die Ehre ihn zu begleiten.

Bangalore, eins der großen Militärcantonnements in Indien ist eine, unter englischer Verwaltung gebliebene, Enclave des hinduischen Lehnsstaates Mysore. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts gegründet, fiel dies Königreich um die Mitte des vorigen in die Gewalt eines mohammedanischen Söldners, des nachmals berühmt gewordenen Haider Ali. Die Erpressungen, die Grausamkeiten des Usurpators und seines Sohnes Tipu Sahib, die Verfolgung der Hindu, deren sie sich schuldig gemacht, leben noch heute im Volksmunde fort. Wir alle kennen den siegreichen Feldzug (1799) in welchem der Herzog von Wellington, damals Oberst Wellesley, seine ersten Lorbern pflückte, die Tragödie von Seringapatam, das heldenmüthige Ende Tipu Sahib's. Alles dies ist nichts Außergewöhnliches oder Unerhörtes. Die Geschichte Indiens ist reich an ähnlichen Ereignissen. Was aber unerhört genannt werden kann ist die Thatsache daß die englische Regierung eine längst entthronte Dynastie wieder in das Leben rief, indem sie einem ihrer Sprößlinge das mit britischen Waffen eroberte Königreich zurückgab. Er war ein dreijähriges Kind. Zum Manne geworden, und in Besitz seines Landes gesetzt, regierte der neue Maharaja in einer Weise welche den damaligen Generalgouverneur, Lord Bentinck, zwang ihn des Thrones zu entsetzen (1831) und die Verwaltung des Landes zu übernehmen. Dieser selbe Prinz hatte, als Pensionär und Staatsgefangener, ein bereits hohes Alter erreicht als er (1865) einen Knaben von rajputischem Blute an Kindesstatt annahm. Die englische Regierung bestätigte die Adoption, ließ den künftigen Maharaja sorgfältig erziehen und übergab ihm (1882), als er das gesetzliche Alter erreicht hatte, die Verwaltung seines Staates.

Abreise von Madras nachmittags. Das Land ist flach, wellenförmig, besäet mit Wäldchen, Reisfeldern und Teichen,

alten, frisch gegrabenen, natürlichen, künstlichen. In dem Theile der Halbinsel welche wir durchreisen zählt man deren über 80000. Ihr Wasser ist nachtheilig für die Gesundheit.

Das Land hebt sich allmählich. In der Nacht erreichen wir die Hochebene welche einen Theil von Centralindien einnimmt. In dem Gestrüpp hausen viele Tiger. Zuweilen zeigen sich deren längs der Eisenbahn. Vor kurzem telegraphirte der Chef einer etliche hundert Meilen entfernten Station nach Madras, an die Bahnadministration: Tigers on platform. Staff frightened. Pray arrange. „Tiger am Perron. Beamte in Angst. Bitte Vorkehrungen zu treffen."

Die Nacht war kalt; Winterpaletot und Shawl thaten gute Dienste. Um 7 Uhr Ankunft in Bangalore. Entfernung von Madras 212 Meilen.

Eine Abtheilung von Sepoys und Reiterei des Prinzen bildeten die Escorte des Gouverneurs. Wir stiegen bei dem Residenten, Mr. Lyall ab, dessen geräumiges im anglo-indischen Stil erbautes Haus in einem schönen Park steht. Die heiße Sonne und die frische fast kalte Luft erinnerten an einen Wintertag in Nizza oder Cannes. Bangalore liegt 3000 Fuß über der Meeresfläche und gilt für gesund. Demungeachtet sollen Wechselfieber im Lager häufig vorkommen. Man schreibt sie dem Nordost-Monsun zu der die Miasmen von der Küste Koromandel herbeiführt und auf der Hochebene von Mysore verbreitet.

Mit dem Gouverneur und dem Residenten Besuch bei dem Maharaja welcher uns am Perron seines neuen Palastes empfing. Dies kaum vollendete Gebäude, von einem englischen Architekten im elisabethischen Stil aufgeführt und in englischem Geschmack eingerichtet, aber von dem Besitzer in echt orientalischer Weise bewohnt, ist ein Sinnbild der zwitterhaften Zustände dieses jungen Hindustaates: ein Ast gepfropft auf den Stamm

eines alten, vor mehr als einem Jahrhundert durch den Blitz zerschmetterten, Baumes.

In der Stadt Mysore, wo er sich gewöhnlich aufhält, lebt der Maharaja ganz und gar den Landessitten gemäß. Bei gewissen festlichen Anlässen zeigt er sich seinen Unterthanen indem er fünf Stunden ohne Unterbrechung, in reichem Anzuge und mit kostbarem Geschmeide behangen, unbeweglich auf einem Balkone sitzt. Hier hat er, bis zu einem gewissen Grade, die europäische Tracht und auch unsere Gewohnheiten angenommen.

Chama Rajendra Wodejar Bahadur ist ein schöner Jüngling von würdevoller Haltung, mit edeln Zügen und einem sanften fast melancholischen Ausdruck. Seine Hautfarbe, ein helles Bronze, spielt in das Schwärzliche. Auf der Stirne trägt er einen schwarzen scheibenförmigen Fleck den er zuweilen mit einem rothen verwechselt um hierdurch den feindlichen Sekten Wischnu's und Siva's seine Unparteilichkeit darzuthun. Sein Anzug war einfach und hielt die Mitte zwischen der indischen Tracht und der Morgentoilette eines englischen Gentleman. Er spricht englisch langsam aber correct mit einem etwas fremden aber nicht unangenehmen Accent. Zuweilen stottert er ein wenig. Man sagt von ihm daß er ein richtiges Urtheil besitze, daß es ihm schwer falle rasch einen Entschluß zu fassen und daß man auf sein Wort, hat er es einmal gegeben, zählen könne. Uebrigens regiert nicht er sondern sein Divan.*

Der Aufenthalt in Bangalore, wo dermalen 10000 Mann Truppen versammelt sind, gibt zu einer Reihe von Festen Anlaß. Zum ersten mal haben sich hier die drei großen „Chefs" versammelt: Sir Donald Stewart, Obercommandirender in Indien, Sir Fre-

* In Indien wird der erste Minister Divan genannt.

derick Roberts, Commandant der Armee von Madras, General Hardinge, Commandant der Armee von Bombay.

Heute große Revue im Lager. Achttausend Mann waren ausgerückt und entfalteten sich auf einer weiten von Steinkegeln und Baumgruppen besäeten Ebene: Artillerie zu Pferde, britische Cavalerie, königliche Artillerie, britische Infanterie, im ganzen, ohne die Offiziere, 2800 Engländer. Der Rest bestand aus einheimischen Truppen, Cavalerie und Infanterie, und einem Regiment des Maharaja. Die Haltung der englischen Truppen war prachtvoll, die der eingeborenen Regimenter von Madras, obgleich diese Rassen für weniger kriegerisch gelten als die Bevölkerungen des nördlichen Indien, doch in hohem Grade befriedigend. Die Reiter des Maharaja machten den Eindruck gut geübter unregelmäßiger Truppen.

Zunächst der großen britischen Standarte hielten sich, sämmtlich zu Pferde, Sir Frederick Roberts welcher das Lager commandirt, der Gouverneur von Madras im Morgenanzug, Sir Donald Stewart und General Hardinge. Wie alle Offiziere trugen sie ihre Galauniform: den scharlachrothen Leibrock und den weißen goldverbrämten Helm. Der Maharaja hatte sich bescheiden den Offizieren des Stabes beigesellt. Einer Einladung Sir Frederick's folgend, nahm er neben ihm seinen Platz. Er hatte den Kopf in ein karminrothes goldgestreiftes Tuch gehüllt. Mit Ausnahme dieser sehr eleganten Kopfbekleidung, welche kein Turban war, trug er europäische Kleidung: eine Jacke von schwarzem Sammt, lichte Lederhosen und hohe Reitstiefel. Er ritt, sehr gut, einen schönen weißen Araber. Hinter der Gruppe welche die „Chefs“ und ihr Gefolge bildeten, und in welche sich einige kühne Amazonen eingeschmuggelt hatten, drängten sich Wagen an Wagen, sämmtlich mit Damen besetzt und, hinter diesen, zu Fuß und zu Pferd eine große Anzahl von Europäern. Das Défilé der Truppen war höchst imposant, besonders als sie „en brigade“ formirt vorübermarschirten. Die Scene läßt sich nicht wohl in Worten wiedergeben: eine weite,

leicht zerklüftete Ebene, die lange theils rothe theils dunkle Linie der Truppen, die in der Sonne glänzenden Waffen, das Wiehern der Pferde, das dumpfe Dröhnen der Artilleriegespanne, und, gleichsam als Rahmen des großen und glänzenden Bildes, die Menge der Eingeborenen, herbeigeeilt zu Fuß oder in Karren, gezogen von jenen sanft blickenden Oechslein welchen ihr rother, blauer, gelber Hörnerschmuck zu jeder Zeit ein festliches Ansehen verleiht. In dem verworrenen Knäuel von Menschen und Thieren herrschten die weißen und karminrothen Töne der Gewänder vor, im anmuthigen Gegensatze mit den dunkeln, bronzefarbigen oder schwarzen Gesichtern und Körpern derer die sie trugen. Weiterhin zeichneten Elefanten und eine lange Reihe sich einzeln folgender Kamele, mit Vorräthen für das Lager beladen, ihre dunkeln Umrisse auf den indischen Himmel: leuchtend im Zenith, erblassend nach unten, in leichten Duft gehüllt wo er mit dem Horizont verschwimmt. Der Nordost-Monsun hatte die Luft bedeutend abgekühlt, aber die Sonne stach gewaltig. Wir waren auf der Bahn gekommen und kehrten im Wagen nach Bangalore zurück. Kleine Steinhaufen, Lust- und Küchengärten, und isolirte Gruppen riesiger Bäume bilden die Elemente der Landschaft. Hier und da ein Dorf. Volk überall. Die Bazare mit Käufern überfüllt. Der Weg führt uns an einer Pagode vorüber. Neben ihr stehen einige Cocospalmen. Der Wind bewegt ihre Fächer, und der einfache Dorftempel erscheint wie verklärt in dem unablässigen Wechsel von Licht und Schatten.

Ich gestehe daß ich dem militärischen Schauspiel von heute Morgen nicht ohne einige innere Bewegung beiwohnte. Man ist immer bewegt wenn man, zum ersten mal mit eigenen Augen, die Verwirklichung einer Idee wahrnimmt welche man bisher nur durch Lektüre oder vom Hörensagen gekannt hat. Ich sah Truppen zusammengesetzt aus Söhnen zweier Rassen welche Ab-

gründe trennen; ich sah sie stehen unter derselben Fahne, berufen derselben Sache zu dienen: Wahrung der Ordnung, Förderung der Civilisation, vor allem aber Erhaltung der britischen Herrschaft in Indien. Die Besiegten im Dienste der Sieger, welche letztere kaum eine verschwindende Minderzahl bilden! Es ist der kühnste Gedanke den je der menschliche Geist ersann. Es ist tolle Verwegenheit in den Augen jener welche an der Lebensfähigkeit des Indischen Reiches zweifeln. Mir scheinen zwei Beweisgründe, deren einer unwiderleglich ist, für das System zu sprechen. Zunächst eine lange und glänzende Erfahrung, bekräftigt, viel mehr als widerlegt, durch die Revolte von 1857, welche mit Hülfe eingeborener Truppen in kurzer Zeit niedergeworfen ward. Das zweite Argument, welches ich für unwiderleglich halte, ist die materielle Unmöglichkeit in welcher sich das Mutterland befindet durch ihre Söhne die einheimischen Truppen zu ersetzen welche den überwiegend größern Theil ihrer indischen Armee bilden. So viel ist augenfällig: Indien muß entweder aufgegeben oder das jetzige System beibehalten werden.

Es bleibt also nichts übrig als auf dem längst betretenen Wege weiter zu wandeln. Hier sieht man wie eine Welt mit einem Spazierstöckchen regiert, verwaltet, im Zaume gehalten wird. Aber hinter der physischen Macht, die unerheblich ist im Vergleich mit der zu lösenden Aufgabe, entfaltet sich die moralische Macht welche eine unbegrenzte sein kann: der Prestige, ein Begriff für welchen ich, in der deutschen Sprache, keinen Ausdruck finde.

Was ist Prestige? Jedermann führt hier das Wort im Munde, und niemand vermag es in genügender Weise zu definiren. Auch ich bin es nicht im Stande. Ich werde aber versuchen meine Auffassung des Begriffes auszudrücken. Wenn es jemandem gelingt in mir den Eindruck seiner Ueberlegenheit hervorzurufen so übt er auf mich einen Prestige aus. Er hat mich überzeugt daß er, von uns beiden, der Stärkere ist. Je weniger diese Ueberzeugung, meinerseits, das Ergebniß langen Nach-

denkens ist, je tiefer wird sie wurzeln, bis sie sich zu einem Glaubensartikel entwickelt hat. Dann ist der Prestige ein vollkommener geworden. Die Wörterbücher bezeichnen Prestige als eine Täuschung, eine Illusion. Ich halte diese Definition für eine irrige. Solange eine wirkliche Ueberlegenheit besteht, ist der Prestige keine Täuschung. Er wird zur Täuschung, wenn der Anschein aufgehört hat der Wirklichkeit zu entsprechen. Der Prestige hat zwei Feinde: den Mangel an Erfolg, gleichgültig wann, wo und wie, und sodann die Discussion, die Analyse. Er beruht auf dem Glauben, und der Glaube verträgt keine Discussion. Der Mangel an Erfolg zerstört den Prestige plötzlich aber nicht immer vollkommen; die Discussion untergräbt und zerstört ihn langsam, allmählich, gründlich. Weil die Sonne im Britischen Reiche niemals untergeht, liegt es nicht in der ausschließlichen Macht der Behörden und der Armee auf der Gangeshalbinsel den englischen Prestige in Indien zu wahren. Auf allen Punkten der Erdkugel kann er vertheidigt, bloßgestellt, verloren werden.

Lunch und Dinners folgen sich ohne Unterbrechung. Jedermann ist in heiterster Stimmung. Das Lager wird aufgehoben, und die Spitzen der Armee verhehlen nicht ihre Zufriedenheit mit den Leistungen der Truppen. Täglich mehrmals begegne ich dem Obercommandanten Sir Donald Stewart: ein schöner Typus des englischen Gentleman und des Feldherrn, mit einem offenen, treuherzigen, festen Blick, einem wohlwollenden aber imponirenden Ausdruck. Schnurr- und Backenbart gebleicht durch 40 Dienstjahre unter dem indischen Himmel. Sir Frederick Roberts, welcher als Commandant der Madras-Armee das Lager befehligt, macht die Honneurs in der liebenswürdigsten Weise. Der Held von Afghanistan, weltberühmt geworden durch seinen Marsch von Kabul nach Kandahar, erinnert durch Gestalt und

Miene an unsere Husarenoffiziere. Sein lebhaftes und geistreiches Auge, der Ausdruck von Tapferkeit und Festigkeit welcher seine Züge adelt, erklären seine glänzende Laufbahn und die Hoffnungen die sich an seinen Namen knüpfen.

Eines Abends, gegen Sonnenuntergang den man hier nicht wie in den fieberhaften Gegenden Europas, zu scheuen braucht, höchst angenehmer Spaziergang nach Lel Begh. Es ist dies ein öffentlicher, ursprünglich von Haider Ali angelegter und unter der britischen Verwaltung neu gepflanzter Garten. So wie die „öffentlichen Gebäude" in welchen sich die Kanzleien der Staatsregierung befinden, ist Lel Begh in den Besitz des Maharaja übergegangen. Nicht durch die Vegetation, welche indisch und tropisch ist, sondern durch die Anlage und den Gesammtanblick, erinnert der Ort an die Villa Borghese und an einige Partien der Villa Panfili in Rom. Man zeigte uns einige schöne Cypressen, welche im nördlichen Indien häufig, im südlichen selten vorkommen. Die Nacht überfiel uns während wir unter den exotischen Laubgängen wandelten.

Ein Ball, welchen der Maharaja in den „öffentlichen Gebäuden" für die englische Gesellschaft veranstaltet hatte, beschloß die Reihe der Festlichkeiten. Der Fürst empfing mit würdevoller Anmuth. Auf einem dunkeln reich gestickten Leibrocke, welcher der türkischen Botschaftsuniform nachgebildet schien, trug er mehrere Rivièren von Diamanten welche auf 30000 Pfd. St. geschätzt werden. Das Gefallen an kostbaren Steinen ist hierzulande in den hohen Ständen eine vorherrschende Leidenschaft. Die Fürsten geben für den Ankauf von Perlen, Diamanten und anderm Geschmeide fabelhafte Summen aus. Daher der große

Vorrath von Schmuck welchen man zu jeder Zeit bei den Diamantenhändlern in Bombay, Kalkutta und Madras findet.

Die Damen erschienen in den verschiedensten Verkleidungen. Man sah deren reiche, elegante, bizarre, einige geschmackvolle, aber im Durchschnitt hatte die Natur mehr geleistet als die Kunst der Modistinnen. Die im Saal herrschende Atmosphäre war eine entschieden militärische. Neben einer reizenden jungen Frau sitzend, welche das Costüm einer Nonne gewählt hatte, frug ich: „Wer ist jene hübsche Blondine?“ — „Miß ... englische Cavaleriebrigade.“ — „Und die neben ihr, mit braunem Haar?“ — „Mrs... königliche Artillerie.“ — „Und die Dame im weißen Burnus?“ — „Lady ... Contingent von Hyderabad.“ Und so weiter. Meine Nachbarin selbst war von der Subsidiary Force. Sie stellte mich einer jungen als Diakonissin gekleideten Dame vor welche die Löwin des Tages geworden ist seit sie einen Tiger schoß. Costümirte Bälle werden, sobald die erste Neugierde befriedigt ist, gewöhnlich langweilig. Dies war indeß hier nicht der Fall. Contredansen und Lanciers folgten sich ohne Unterbrechung. Mit Ausnahme des Herrn vom Hause, der fortwährend in der Nähe der Thür stand und Ankommende und Fortgehende artig aber ohne ein Lächeln begrüßte, betheiligte sich alles am Tanze. Ich sah neben der vergoldeten Jugend weiß beschnurbartete höhere Offiziere sich tapfer in das Getümmel stürzen. Der Maharaja, sein Bruder, der Divan und die übrigen Würdenträger waren, mit Inbegriff der zahlreichen Dienerschaft, die einzigen Landeskinder in dem Saale. Doch hatte das Fest einen orientalischen Anstrich. Ein kalter Luftzug vertrieb mich vor Ende des Balles und, in meinen Oberrock gehüllt, beschloß ich mit einem Spaziergange im Garten des Residenten, welchen ein indischer Vollmond magisch erleuchtete, diesen an verschiedenen und nur angenehmen Eindrücken so reichen Tag.

Die Vollmachten und Pflichten der bei den, einst unabhängigen, Prinzen beglaubigten Residenten sind nicht klar definirt; sowenig als das Verhältniß dieser Fürsten zur Kaiserin von Indien. Man wollte sie nicht Mediatisirte nennen, was sie eigentlich sind, und nennt sie daher Lehns- oder Feudalfürsten, was sie eigentlich nicht sind. Als der Maharaja von Mysore den Thron bestieg auf welchen ihn die indische Regierung berufen hatte mußte er auch aus ihren Händen die ihm auferlegten Bedingungen annehmen. Sie bestehen, der Hauptsache nach, in Folgendem. Er darf kein neues Gesetz erlassen und kein bestehendes abändern ohne Einwilligung des Vicekönigs. Dieselbe Zustimmung ist erforderlich bei Ernennungen zu öffentlichen Aemtern und selbst da wo es sich um Gehaltserhöhungen handelt. Der Resident verhandelt die Geschäfte zuerst mündlich und dann schriftlich mit dem Divan, und nur in äußerst wichtigen Fällen unmittelbar mit dem Maharaja. Der gegenwärtige Divan ist ein verhältnißmäßig, unterrichteter Mann. Er verwaltet und regiert Mysore unter der Aufsicht des Residenten.

Heute Morgen beehrte mich der Maharaja mit seinem Besuch. Seine einfache würdevolle Haltung und ein leichter Anflug von Melancholie auf seinem edlen Gesicht verleihen seiner Erscheinung ein gewisses Interesse. Er brachte mir seine Photographie, eine, wie mir gesagt wurde, seltene Gunst. Man gibt sein Porträt nicht jedermann, am wenigsten böswilligen Menschen welche durch Zaubermittel damit Misbrauch treiben könnten. Ich bin also, in den Augen des Fürsten, ein harmloses Wesen.

Msgre. Coadou, apostolischer Vicar im Staate Mysore, ein ehrwürdiger Greis, aus der Bretagne gebürtig, waltet hier sein

Amt seit einer langen Reihe von Jahren. Die Anzahl seiner Glaubensgenossen beträgt 26000 wovon 15000 in Bangalore wohnen. Bekehrungen kommen nur im Volke vor, fast niemals oder nur äußerst selten in den höhern Kasten. Man erklärt sich diese Erscheinung, welche sich überall wiederholt wo es katholische oder protestantische Missionare gibt, durch die Feindseligkeit der Brahminen gegen das Christenthum. Ihr Einfluß ist, besonders am Lande, sehr groß. Msgre. Coadou und seine Cooperatoren beloben sich der wohlwollenden Neutralität der englischen Behörden.

Das Lager ist aufgehoben, und die Regimenter beginnen den Heimmarsch nach ihren Cantonnements. Zum Schluß finden diesen Nachmittag Waffenspiele statt. Zuerst ein Carrousel, aufgeführt von Lanciers, Offizieren und Soldaten, sämmtlich vortrefflich beritten. Die Spanische Schule mit Pferden der Truppe reiten ist keine kleine Aufgabe. Hierauf folgen Zweikämpfe zu Pferde zwischen Engländern und Einheimischen. Ein Sikh begeistert die europäischen Zuschauer. Aus jedem Kampfe geht er siegreich hervor. Einmal entrollt sich der Shawl der seinen Turban bildet, das lange Haar flattert im Winde; er rafft es zusammen, ordnet es, schlingt sich das Tuch um die Stirn, alles in vollem Galopp. Die Männer seiner Nation legen großen Werth auf ihr Haar. Ein General erzählte mir er habe gehört wie ein schwer verwundeter Sikh, dem man den Kopf rasirt hatte die ärztliche Hülfe mit den Worten ablehnte: „Laßt mich sterben. Ich habe mein Haar verloren.“

Das indische Publikum wohnte dem Schauspiel, augenscheinlich mit großem Interesse aber schweigend bei, und ohne Beifall zu äußern. Man sagt mir dies sei ihre Weise. Es ist ein wenig demonstratives Volk. Die Ebene war überfüllt mit weißen und rosenfarbigen Gewändern. Von Menschen ge-

bildete Trauben, in diesen beiden Farben, baumelten an den Aesten der alten Tamarinden. Die englischen Soldaten mischten sich unter die Eingeborenen. Die Abendsonne und die, in diesem Jahr hier wie auch in der südlichen Hemisphäre, zum ersten mal beobachtete „glühende" Dämmerung verschmolz ihre purpurnen, gelben, violetten Töne mit dem Roth und Weiß der Menge, mit dem Dunkelgrün der Bäume, mit dem Blaßgrau der bestaubten Ebene. Es war die Schlußscene eines Ballets mit wechselnder elektrischer Beleuchtung.

Conjeveram, 29. Januar. — Ich habe einen langen Eisenbahnweg vor mir; da aber die jetzt im südlichen Theile der Präsidentschaft wüthende Cholera einen Besuch der großen Tempel von Madras unmöglich macht, begnüge ich mich mit den kleinern aber ältern und ebenso ehrwürdigen Pagoden von Conjeveram. Von zwei Hindudienern begleitet, verlasse ich Guindy-Park vor Sonnenaufgang. Das Land ist flach. Unzählige, der Mehrzahl nach künstliche Teiche, versehen die unabsehbaren Reisfelder, durch welche die Bahn zieht, mit dem nöthigen Wasser. Weiterhin verleihen niedrige Hügelzüge der traurigen und einförmigen Gegend einige Abwechselung. Ueberall weidende Ziegen. Diese Thiere sind eine Geisel des Landes. Ihnen ist der so nachtheilige Mangel an Bäumen zuzuschreiben. Daher beschloß auch der Gouverneur von Madras die Hügel zu bewalden und für die Ziegen besondere Strecken als Weidegründe abschließen zu lassen. Bereits wurden zu diesem Ende einige junge Männer von England aus nach der berühmten Forstschule in Nancy geschickt, und sobald sie ihre Studien beendigt haben wird man hier mit dem Werke der Bewaldung beginnen.

In Cingleput empfängt mich der Collector. Er sagt mir, das Volk sei glücklich und zufrieden wenn die Reisernte gut ist. Auch herrschen tiefe Ruhe und verhältnißmäßiger Wohlstand in

einem Lande, welches unter der Schreckensherrschaft der mohammedanischen Fürsten Haider Ali und Tipu Sahib fortwährend der Schauplatz von Erpressungen, Aufständen und Hinrichtungen gewesen ist. Diesen entsetzlichen Zuständen habe die pax britannica ein Ende gemacht. Schade sei nur daß die Bewohner die Gegenwart mit der Vergangenheit nicht vergleichen können. Das junge Geschlecht wisse nichts von den frühern Zeiten und das ältere habe sie vergessen.

Ankunft in Conjeveram um 10 Uhr morgens. Der Collector oder Magistrat, von meinem Besuche im vorhinein verständigt, hatte mir einen feierlichen Empfang bereitet. Dieser Beamte, ein hiesiges Landeskind, gehört der niedrigen Kaste der Sudra an, hat in dem Collegium von Madras studirt und spricht ziemlich correct englisch, jedoch mit einem Accent welcher ihn fast unverständlich macht. Er ist verheirathet, Vater eines Kindes und trägt die Landestracht. Neben ihm standen das Haupt der Stadtgemeinde und der Collector eines nahen Tullog. Letzterer ist ein Brahmine und spricht sehr gut englisch, aber sein Fuchsgesicht gefiel mir wenig. Drei weiße von der Nase über die Stirn bis wo der Haarwuchs beginnt, senkrecht gezogene Linien beweisen daß er, wenn ich recht verstanden habe, der Sekte des Wischnu angehört.

Die Scene im Bahnhof war äußerst belebt. Brahminen der beiden großen Pagoden behingen mich mit violetten und gelben Blumenkränzen und steckten mir einen Thyrsusstab mit einem Papagai von Carton, in die Hand. Andere boten Früchte welche ich, dem Gebrauch gemäß, nur mit den Fingern berührte. Alle diese Artigkeitsbezeigungen fanden in der Sonne statt, und welcher Sonne! Conjeveram liegt in einer Niederung und gilt für einen der heißesten Punkte Südindiens. Da ich die Nacht hier nicht zubringen wollte fiel mein Aufenthalt nothgedrungen in die heißesten Stunden des Tages. Es gab auch Augenblicke in welchen ich zu unterliegen glaubte. Endlich setzten wir uns in Bewegung. Ein Mann zu Pferde, der die

große Trommel schlug, eröffnete den Zug. Auf beiden Seiten marschirten Flötenspieler. Nautchie (Bajaderen) gingen tanzend und singend vor dem Ochsenkarren in welchem ich mit dem Collector saß oder eigentlich, da es keine Sitze gab, am Boden kauerte. Die Stadtbehörden folgten in ähnlichen Fuhrwerken. Das Volk drängte sich auf unserm Wege, und in der Menge gewahrte ich eine große Anzahl von Brahminen. Sie hatten alle die Stirne mit senkrechten oder horizontalen weißen Strichen bemalt je nachdem sie Wischnuiten oder Siviten waren. Sehr viele von ihnen waren fast nackt, viele nur mit einigen Lumpen bekleidet, aber alle sahen stolz und viele überdies feindselig aus. Der Zug bewegte sich so langsam als möglich vorwärts, und wir brauchten volle 20 Minuten um vor dem Sivatempel anzulangen. Dies Heiligthum, reicher an Edelsteinen als an baarem Geld, befindet sich in baufälligem Zustande. Eine beträchtliche Entfernung scheidet ihn von der hochberühmten Pagode Wischnu's in Klein-Conjeveram. Wir legten sie mit den kurzen Schritten unserer Oechslein zurück. Furchtbar gerüttelt in dem alten federlosen Vehikel, verschmachtend, denn die Hitze war unbeschreiblich, betäubt durch den Lärm einer höllischen Musik, erstickend in Staubwolken welche kaum die Köpfe der Bajaderen errathen ließen — diesen unermüdlichen, singenden und tanzenden Wesen — dankte ich Wischnu aus dem Grunde meiner Seele als wir endlich an der Schwelle seines Heiligthums hielten. Dieser Gott, reicher als sein Nebenbuhler, sorgt selbst für die Bedürfnisse seines Hauses, oder, weniger mythologisch ausgedrückt, der Tempel zieht aus seinen eigenen Gründen ein gutes Einkommen, die sehr beträchtlichen Gaben der Gläubigen ungerechnet. Die beiden mützenförmigen Goprum (Eingangsthore) sind 120 Fuß hoch. Bauweise und Sculptur, eigentlich barbarisch, erinnern einigermaßen an die ägyptischen Tempel. Aber es kommen auch Motive vor welche dem italienischen Renaissancestil entlehnt scheinen. Man sagt, aber ohne den Beweis liefern zu können, daß diese Bauten aus dem 13. Jahrhundert stammen. Ein Liebhaber südindischer

Kunst, der in dieser Gegend als Beamter verweilt, versichert mich, in der Umgegend, kleine Tempel gesehen zu haben welche dem 7. Jahrhundert angehören. Eine unlängst unweit Bombay entdeckte Inschrift bestätigt daß um jene Zeit ein König von Satra über einen Theil Südindiens herrschte, und daß er Conjeveram erobert habe. Die Schönheit der Pagoden entwaffnete den Zorn des Siegers welcher die Vernichtung der Stadt beschlossen hatte. Nicht nur schonte er ihrer, sondern auf sein Geheiß wurde sogar eine der Pagoden mit Goldplatten belegt. Haider Ali, weniger empfänglich für die Reize der Kunst, ließ, als echter Muselman, die, Götter in Menschengestalt vorstellenden, Sculpturen an den Wänden und Pfeilern verstümmeln. Nur die höhern Theile, welche die Vandalen nicht erreichen konnten, blieben unversehrt. Mit Hülfe des Brahminen, der dem Tempel vorsteht, konnte ich die Basreliefs mit voller Muße besichtigen. Sie stellen die Incarnationen Wischnu's dar. Eine grobe Arbeit, aber nicht ohne Wirkung, vielleicht hervorgebracht durch den Gegensatz zwischen der grotesken Composition und dem feinen und belebten Ausdruck der Physiognomie des Gottes.

Hier, wie in allen Tempeln Südindiens, welche sehr verschieden sind von denen des nördlichen Theiles der Halbinsel, findet man drei Elemente: Die Goprum (die Portale), die Halle mit dem Heiligtum, und den heiligen Teich.

Die Goprum. Gewöhnlich gibt es deren zwei. Sie sind an der äußern Ringmauer angebracht und steigen zu einer beträchtlichen Höhe empor. Aus großer Ferne ziehen sie bereits die Blicke auf sich. In den Höfen sieht man zuweilen kleine Goprum, also auch Thore, die aber nach keinem andern Raume führen und deren Bestimmung ich mir nicht erklären kann. Die Goprum sind immer bedeckt mit staffelartig übereinander gereihten kleinen Statuen und Basreliefs.

Die Halle. Mit Sculpturen geschmückte Pilaster, welche sich im rechten Winkel kreuzen, tragen das Dach. Die Halle umgibt das Heiligtum. Letzteres ist für Europäer unzugänglich.

Der Brahmine führte mich bis an die Schwelle welche, wie er mir sagte, selbst der Gouverneur nicht überschreiten dürfe. Die Thür war geöffnet, aber, obgleich man einige Fackeln angezündet hatte, gestattete mir das Halbdunkel nicht die Züge Wischnu's auszunehmen. Ich sah nur daß er im Hintergrunde auf seinen Beinen saß. Neben der Halle sind die Remisen für die kolossalen Statuen des Löwen, des Vogels, der Schnecke und andern Gethiers, alle von vergoldetem Kupfer. Ihr Anblick ist geeignet die Gläubigen in heilsamen Schrecken zu versetzen. Ich gestehe daß sie mich ebenso anzogen als abstießen. Ich begreife daß man bei ihrem Anblick zugleich zittert und lacht. Außerhalb aber in der Nähe des Tempelumfanges, stehen die Schaukarren deren sich die Götter bedienen wenn sie ausfahren, was nur an gewissen Festtagen geschieht. Der an rohen und gefaßten Edelsteinen, an Rubinen, Smaragden, Saphiren, Diamanten und Perlen reiche Schatz vermehrt sich fortwährend durch die Gaben der Gläubigen. Seit undenklichen Zeiten werden diese Steine in Conjeveram gefaßt, aber ein Vergleich zwischen dem alten Geschmeide mit dem modernen zeigt wie sehr die Kunst des Goldschmieds in Verfall gerieth.

Der heilige Teich. Zuweilen ist er mit einem Steingeländer umgeben. Breite Treppen gestatten den Andächtigen zum Wasser hinabzusteigen um dort ihre Waschungen vorzunehmen. Prachtvolle alte Riesenbäume, innerhalb oder jenseit der Ringmauer, spenden den Badenden ihren wohlthätigen Schatten. Der Teich ist das poetischste, das Heiligthum, mit dem es umgebenden Säulengängen der Halle, das geheimnißvollste, die Goprum das imposanteste Element der dravidischen Tempel.

Während die Schätze vor dem von mir eingenommenen Stuhle ausgekramt wurden, während die unermüdlichen Bajaderen, ungeachtet meiner Protestation, unabläßig tanzten und sangen, konnte ich die Physiognomien der Menge mit Muße studieren. Ich saß am Fuße einer breiten Freitreppe welche zu einem kleinen jetzt mit Brahminen gefüllten Goprum emporführt. Das

Volk war in den innern, der Sonne ausgesetzten Hofraum zurückgedrängt worden. Aber sie, die Privilegirten, saßen im Schatten auf den Stufen des Portales und betrachteten den Fremden mit kalten, stolzen, unfreundlichen Blicken. Die Tracht der Mehrzahl bestand aus einem weißen meist zerrissenen Lendentuche. Die Stille welche in dieser bewegungslosen Gruppe von Brahminen und, im Hofe, unter dem Volke herrschte, die fratzenhaften kolossalen Götzenbilder, in den dämmernden Säulengängen wie in durchsichtige Schleier gehüllt, das Spiel von Schatten und Licht, directem und zurückgeworfenem, die Strahlen der Sonne hier eine glatte Wand hinabrieselnd, dort sich brechend an den scharfen Kanten des gemeißelten Steines, — dies alles vereinigte sich zu einem Ganzen von unbeschreiblicher Wirkung.

Die meist sehr armen Brahminen sind in dieser Gegend Bauern oder Tagelöhner. Die Stadt ist überfüllt mit diesen heiligen Menschen. In zwei Sekten, die des Wischnu und des Siva, und überdies in mehrere Fractionen getheilt, gerathen sie häufig in Handgemenge, und nicht selten kommt es, im Tempel selbst, zu blutigen Auftritten.

Als ich die Pagode verließ vertheilte der Vorstand das Geschenk, das ich ihm gegeben, unter die Bajaderen. Finita la comedia, geht jeder nach Hause. Die Brahminen sind mit einem mal verschwunden, der Reisende wird von neuem in die Staatscarrosse des Collectors gehißt, die vestalischen Jungfrauen, schweiß- und staubbedeckt, schleichen todmüde nach ihren Häuschen außerhalb der Mauern des Tempels deren Priesterinnen sie sind.

Die Staatscarrosse, d. h. das Ochsenwägelchen, nimmt den Weg der zur amtlichen Residenz des Collectors führt. Diesmal fürchtete ich wirklich der Hitze, dem Staube und den Stößen des Marterkarrens zu erliegen. Endlich rumpelt sie in einen von Mauern umfangenen Hof und hält vor einem unheimlich aus-

sehenden Hause dessen Untergestock ein Gefängniß ist. Der obere Stock enthält die Kanzleien des Collectors welcher einige Orangen und die fade und warme Milch einer Cocosnuß auftragen läßt. Zwei Brahminen halten es nicht unter ihrer Würde dem Sudra und dem Europäer Gesellschaft zu leisten, aber alle hüten sich die Erfrischungen mit mir zu theilen.

Diese Herren sagen mir daß die Stadt 35000 Einwohner zählt, sämmtlich Eingeborene, und daß kein Europäer hier lebt. Auch der Collector, wie bereits gesagt, ist ein Hindu. Dieser Umstand fiel mir auf, um so mehr als die Zahl der hier zusammenströmenden Pilger bei manchen Festen bis auf 50000 anwächst.

Der Collector, ein Mann mit einem offenen Ausdruck, erzählt mir von seiner Familie, von seiner Amtswaltung, von dem Verdruß und den Sorgen welche ihm die Brahminen verursachen. Er bezieht 2000 Rupien Gehalt*, welche, da das Leben sehr wohlfeil ist, für seine Bedürfnisse vollkommen hinreichen. Freilich, wenn die Reisernte fehlt, steigen die Preise aller Lebensmittel, und dann tritt sogleich allgemeines Elend ein. Auch die Schlangen sind eine furchtbare Plage. Selten vergeht eine Woche ohne daß ihm Todesfälle infolge von Schlangenbissen gemeldet werden.

Die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Ich frug einen der beiden Brahminen, jenen der englisch sprach, und daher, weil ihn sein Begleiter nicht verstand, ohne Rückhalt reden konnte: „Glauben Sie an Wischnu?“ — „Nein, ich habe den Glauben verloren.“ — „Wo und wie?“ — „Im Collegium von Madras, als ich englisch lernte.“ — „Sie glauben also an nichts?“ — „Ja, ich glaube daß es vielleicht einen Gott gibt, der mich in einer andern Welt, je nach meinem Verdienst, belohnen oder

---

* Gegenwärtig gilt die Rupie ungefähr einen österreichischen Papiergulden oder zwei Francs.

bestrafen wird. Diese Ansichten darf ich aber in meiner Familie nicht verlautbaren. Auch muß ich fortfahren den Tempel zu besuchen. Sonst würde ich meine Kaste verlieren. Die Brahminen welche nicht in englischen Collegien studirt haben, sind gläubig, so sehr daß sie an die göttliche Natur der von ihnen selbst fabricirten Götzenbilder glauben." — Dies alles wurde sehr einfach gesagt, in Gegenwart des Mannes seiner Kaste, der ihn nicht verstand, und des Collectors, gleichfalls eines ehemaligen Zöglings desselben Collegiums, der ihn verstand, es aber nicht für gerathen hielt sich über diese heikliche Materie auszusprechen.

Guindy-Park, 31. Januar. — Dieser reizende Aufenthalt mit den schönen Zwischenacten in Bangalore und Conjeveram geht nun zu Ende. Heute Morgen traf Sir Donald Stewart ein. Nachmittags fuhren wir alle nach Madras zum Empfange des Vicekönigs und seiner Gemahlin. Die Stadt hat ein Festgewand angelegt. Eine dichtgedrängte Volksmasse von Einheimischen füllt die Straßen, die Dächer, Bäume und Baugerüste. Sie erscheint wie immer in ihren drei Farben: dem Schwarz der Haut, dem Weiß und Roth der Gewänder. Ein Vicekönig wird selten in Südindien gesehen. Auch dies ist der erste und wol auch der letzte Besuch Lord Ripon's.

Die englische officielle Welt wartete in einem am Landungsplatze errichteten Pavillon. Auch einige Indier von hohem Range hatten sich der Gesellschaft angeschlossen. Ich machte Bekanntschaft mit einem entthronten mohammedanischen Fürsten. Seine Dynastie ist eine der ältesten in Indien. Er war ganz in Weiß gekleidet und trug in den Haaren einen Diamantenstrauß von großem Werth. Aber, selbst in Lumpen gehüllt, würde er durch seine imposante Gestalt auffallen. Einer der anwesenden Offiziere sagte ihm im Gespräche daß, vor hundert

Jahren, England kaum einige Acres Boden in diesem Lande besessen habe. Der Prinz entgegnete: „Die Welt ist rund.“

Das Wetter war prachtvoll und das Meer, ausnahmsweise, wie ein Spiegel. Der Vicekönig, von Lady Ripon und seinem Gefolge begleitet, verließ die Yacht und landete unter dem Kanonendonner des Fort St.-George. Im Pavillon von dem Gouverneur und den übrigen Civil- und Militärbehörden begrüßt, antwortete er mit einer langen Rede, in welcher er jedoch jede Anspielung auf gewisse brennende Fragen des Tages sorgfältig vermied. Hierauf setzte man sich nach Guindy-Park in Bewegung.

Wir hatten sechs Meilen zurückzulegen. Aber auf der ganzen mit vielen Triumphbogen geschmückten Strecke bildete das Volk eine ununterbrochene dichte Hecke. Diese Nacht entfaltete Guindy-Park große Pracht. Banket, Feuerwerk, Concert, geleitet von dem großen Stradiot, der alle Künstler seines Orchesters selbst abgerichtet hat. Er selbst schien mir würdig seines Meisters und Vorbildes, des unsterblichen Strauß.

Ich frage mich wie es möglich ist in diesem allerdings sehr großen Gebäude so viele Gäste unterzubringen: den Vicekönig mit seiner Gemahlin und dem Gefolge, den Obercommandanten in Indien mit seinem Stabe, und so viele andere Persönlichkeiten von mehr oder minder hohem Range. Die im Parke aufgeschlagenen, sehr bequemen und eleganten Zelte erklären das Wunder. Es ist dies hierzulande Gebrauch. In dem Hause des Anglo-Indiers sind die Wände elastisch wie seine Gastfreundschaft. Bei ihm fehlt es für Freunde nie an Platz.

Der Vicekönig begibt sich nach Hyderabad zur Installirung des Nizam, in amtlicher Sprache zur „Belehnung desselben mit der administrativen Gewalt“. Der Nizam ist bekanntlich der erste und mächtigste unter den sogenannten Lehnsfürsten. Von Lord Ripon freundlich eingeladen ihn auf dieser Reise zu

begleiten, werde ich einer Staatsaction beiwohnen, welche in der Geschichte Indiens ohne Beispiel ist.*

Hyderabad. Vom 1. zum 7. Februar. — Der Zug des Vicekönigs verläßt um Mittag den Bahnhof von Madras. Das Land ist zuerst flach, dann wellenförmig; später gewahren wir die ersten Strebepfeiler der Hochebene. Auf einem der Bahnhöfe erwarteten zwei vornehme Zemindare (Großgrundbesitzer) den Vicekönig, welcher den Wagen verließ und sie, unter einem Baldachin sitzend, empfing.

Kurzer Halt bei der Station Ballypully. Sie liegt mitten im Jungle und wird häufig von Tigern besucht. Die an beiden

---

* Nach Erlöschung der alten Dynastie von Golkonda, zur Zeit des Kaisers Aurangzeb, bemächtigte sich ein mohammedanischer Abenteurer des Gebiets der ausgestorbenen Regentenfamilie und wurde, unter dem Titel eines Nizam, der Gründer des Staates Hyderabad. Der gegenwärtige Nizam ist sein Abkömmling und neunter Nachfolger. Alle Fürsten dieses Hauses waren Freunde Englands.

Im Jahre 1818 wurde dieses Königreich, welches eine Horde von Räubern, Pindarri genannt, verheerten, durch die bewaffnete Dazwischenkunft der indischen Regierung gerettet. Zum Schutze des Nizam stellte der Generalgouverneur ein britisches Truppencorps, das „Contingent von Hyderabad" zur dauernden Verfügung des Fürsten, welcher sich dagegen verpflichtete die Kosten desselben zu tragen.

Dieses Contingent und eine andere britische Truppe, die „Subsidiary Force", welche in den Cantonnements von Sikanderabad und Bolaram, 9 und 12 Meilen von der Stadt Hyderabad entfernt, stationiren, bilden im Herzen des Dekkan einen festen militärischen Punkt von großer Bedeutung.

Der Nizam hat ein Einkommen von 3 Mill. Pfd. St. Er unterhält, außer den 5000 „reformirten Truppen", eine irreguläre Armee von 40000 Mann und eine abyssinische Leibgarde.

Die großen Adeligen, Umara, Emire oder Nabob genannt, besitzen eigene Truppen welche von der Armee des Nizam vollkommen unabhängig sind. Die herrschende Dynastie und die Mehrzahl des Adels haben sich zum Islamismus bekehrt. Der Staat Hyderabad nimmt den größten Theil des mittlern Dekkan ein und hat den Flächenraum von England und Schottland. Zahl der Einwohner, nicht ganz 10 Millionen.

Enden des Bahnhofs befindlichen, aus Ziegeln gemauerten und stark vergitterten Käfige sind nicht für Tiger sondern zum Schutz der Weichensteller bestimmt.

Bei sinkender Nacht feierliche Empfänge in dem festlich geschmückten Bahnhofe von Cudappa. Musik, Bajaderen, Volk in großer Anzahl. Ich mischte mich unter die Menge, bemerkte aber bald daß ich der einzige Europäer der Gesellschaft war. Der Vicekönig ließ mich durch einen Adjutanten schleunigst abberufen weil man, wegen der häufigen Krankheiten, besonders Blattern, Volksansammlungen zu vermeiden hat. Also schnell zurück in den Wagen.

Am nächsten Morgen erreichten wir die Grenze von Hyderabad. Auf der Station Wadi wurde der Vicekönig von zwei großen Würdenträgern des Nizam begrüßt: seinem Onkel und Schwager, dem Peskar, einem gebrechlichen Greise, der in seiner weiten nach türkischem Muster gestickten Uniform zu verschwinden schien, und von einem fetten, neunzehnjährigen etwas vorlaut aussehenden Jungen, gleichfalls in ottomanischer Diplomatenuniform. Letzterer ist der älteste Sohn des im vorigen Jahre verstorbenen ersten Ministers, Sir Salar Jung. Er spricht sehr gut englisch und bewirbt sich, trotz seiner Jugend, um die erledigte Stelle seines Vaters. Die hochwichtige Frage der Besetzung dieses Postens, d. h. der Ernennung des Divan, soll während der Anwesenheit des Vicekönigs gelöst werden.

Wir befinden uns nunmehr auf dem Plateau des Dekkan. Eine Ebene so weit das Auge reicht, besäet mit zahllosen niedern Felsgruppen. Hier und da ein Teich. Hier und da einige Reisfelder, einiges Vieh dessen entsetzliche Magerkeit dem vertrockneten Boden entspricht. Das Volk geht in Lumpen, die Hütten sind elend. Welcher Unterschied mit Britisch-Indien! Die gänzlich baumlose Gegend erinnert an unsern Karst, aber je mehr wir uns der Hauptstadt nähern, je abwechselnder wird sie. In der Nähe von Hyderabad könnte man sie sogar malerisch nennen. Basaltblöcke am Kamme vereinzelter Hügelzüge zeigen

die Umrisse von Burgen und Schlössern. In der Entfernung wiederholen sich dieselben Motive. Der Horizont scheint unermeßlich.

Gegen 5 Uhr nachmittags laufen wir im Bahnhof ein. Der Nizam empfängt den Vicekönig unter einem prachtvollen Zelte und geleitet ihn zum Wagen. Am Wege dahin bilden junge Leute Spalier. Sie stellen Hindugötter vor. Ihr Gesicht ist vergoldet oder blau, grün, roth lackirt. Aufrecht und unbeweglich, gleichen sie Statuen. Die Täuschung wäre vollkommen ohne das Rollen der großen schwarzen Augen. Diese Götzen von Fleisch und Blut machten einen eigenthümlichen Eindruck. Man sieht sie nur bei sehr feierlichen Anlässen. Unlängst starb einer von ihnen eines plötzlichen Todes. Das Stuck mit welchem sein Gesicht und einige Theile seines Körpers bedeckt waren, verhinderte die Transspiration und führte hierdurch den Tod herbei. Armer Junge! Man hatte die Farben zu stark aufgetragen.

Der Vicekönig, Lady Ripon und die ganze Reisegesellschaft fuhren in Wagen des Nizam nach Bolaram, wo sich das Landhaus des britischen Residenten befindet. Die gewöhnliche Behausung des letztern ist ein monumentaler Palast in italienischem Stil, eine Nachahmung des viceköniglichen Palais in Kalkutta, außerhalb der Stadt Hyderabad, in der Vorstadt Chaddargat. Entfernung von Hyderabad nach Bolaram 12 Meilen.

Der Aufenthalt in Bolaram trägt ein vorzugsweise militärisches Gepräge. Außer den hier und in dem nahen Sikhanderabad cantonnirenden Truppen und ihren Offizieren, sind mehrere Sommitäten der Armee versammelt: Sir Donald Stewart, Sir Frederick Roberts, Oberst Rey Commandant der Subsidiary Force, General Gough welcher das „Contingent von Hyderabad“

befehligt, alle mit ihren Damen und ihrem Stabe. Mit großem Vergnügen begrüße ich hier wieder den Gouverneur von Madras und seine Gemahlin. Lunch, Dinners, Feuerwerke und Revuen folgen sich ohne Unterbrechung. Unter zwei prachtvollen Zelten des Nizam hält der Peskar, ohne je selbst zu erscheinen, offene Tafel. Am Morgen werden Besuche gewechselt. Alles ist fortwährend in Bewegung, und die Damen gehen hierin mit gutem Beispiele voran. In den Cantonnements sind zwar einige Cholerafälle vorgekommen, und in Hyderabad macht die Seuche eine reichliche Ernte unter den Eingeborenen, aber niemand spricht davon. Mit dem culinarischen Theile der Festlichkeiten ist der große Signor Pelliti betraut. Dieser in seiner Art ausgezeichnete Mann kam vor einigen Jahren nach Indien. Er reiste mit leichtem Gepäck, aber er brachte seinen erfinderischen Geist mit sich, sowie die Kunst seines Standes und eine merkwürdige Thätigkeit. Als „italienischer Zuckerbäcker" und Koch machte er in kurzem sein Glück. Alle Tage, in dem fernen Dekkan, einer unberechenbaren Zahl von Gästen Mahlzeiten zu liefern welche eines Vatel würdig wären, setzt ein Genie ersten Ranges voraus; aber, kaltblütiger und erfindungsreicher als Vatel, wird er nie in die Lage kommen sich in sein Schwert zu stürzen. Herablassend wie alle großen Männer, weihte er mich in die Geheimnisse seiner Thätigkeit ein und erklärte mir wie es ihm gelinge für die vornehme Gesellschaft von Bolaram die nöthigen Leckerbissen von gehöriger Qualität, in gehöriger Menge und zur gehörigen Stunde aus Kalkutta, Bombay und selbst aus England herbeizuschaffen.

Reizend ist „Main-Street". Main-Street ist eine große Straße, in der Nähe von Bolaram, gebildet aus zwei Reihen eleganter Zelte, welche die Gäste des Nizam beherbergen. Mich selbst hat der oberste Commandirende in Indien, in dem ihm zugewiesenen Bungalow untergebracht. Alles scheint heiter, guter Dinge und nur auf Unterhaltung bedacht. Man sieht indeß doch auch einige nachdenkliche Gesichter. Neben dem militä-

rischen Gepränge und den Weltfreuden, spielt sich, in aller Stille, ein kleines Drama ab.

Der Besuch des Vicekönigs in Hyderabad, wo man keinen seiner Vorgänger je gesehen hat, ist ein Ereigniß. Der Nizam besitzt das ausgedehnteste Territorium, herrscht über die größte Anzahl von Unterthanen, verfügt über die reichsten finanziellen und militärischen Hülfsquellen, im Vergleich mit den andern Lehnsfürsten, und nimmt daher, unter ihnen, den ersten Platz ein. Die geographische Lage seines Staates im Herzen der Halbinsel erhöht seine Bedeutsamkeit. Gewisse Umstände und Ereignisse könnten — die höchsten militärischen Autoritäten sind dieser Ansicht — die Entscheidung der Geschicke Indiens in seine Hände legen. Der große indische Aufstand vom Jahre 1857 liefert für diese Anschauung einen negativen Beleg. Der große Staat Hyderabad nahm keinen Antheil an der Rebellion. Daher wurde auch im südlichen Indien die Ruhe nicht einen Augenblick gestört. Im entgegengesetzten Falle, so denkt man fast allgemein, würde der Aufstand sich über das ganze Dekkan verbreitet, zuerst die ehemaligen Maharattastaaten, dann das Karnatik, Mysore und endlich die Südspitze der Halbinsel ergriffen haben. Die britischen Truppen mußten, in diesem Falle das Innere räumen und sich in den Hauptstädten der Präsidentschaften concentriren. Indien war wieder zu erobern.

Das Verdienst der England freundlichen Haltung des Nizam, während jener kritischen Zeit, gebührt dem Gouverneur des Staates, Mir-Turab-Ali-Mukhtar-Ul-Mulk, in Europa bekannter unter dem Namen Sir Salar Jung.

Diese der Zeitgeschichte angehörigen Ereignisse sind jedermann gegenwärtig oder können in jedem Compendium der Geschichte des Jahrhunderts nachgelesen werden. Dennoch höre ich sie gerne von Augenzeugen erzählen, besonders wenn eine sehr

hohe Stellung, lange Erfahrung und gründliche Kenntniß der Menschen und Dinge in Indien ihren Worten ein besonderes Gewicht verleihen.

„Der Staat des Nizam", sagte mir eine dieser Persönlichkeiten, „ist sehr bedeutend. Er liegt im Herzen oder vielmehr er ist das Herz des Dekkan. Im Westen der Hauptstadt ist das Land steinig, flach und nicht sehr fruchtbar. Im Osten, auf einer Entfernung von etwa 100 Meilen, beginnen prachtvolle Wälder von ungeheuerer Ausdehnung. Die Volkszahl erreicht nicht ganz 10 Millionen, aber, infolge seiner großen Ausdehnung, scheint das Land dünner bevölkert zu sein als es ist. Im Beginn des Jahrhunderts war Hyderabad eine Beute der Pindarri. Sie wütheten allenthalben mit Feuer und Schwert, besonders mit der Brandfackel. Da der Nizam nicht im Stande war sein Land zu vertheidigen, rückten drei englische Armeecorps ein und stellten, binnen kurzem, Ruhe und Ordnung wieder her. Hierauf, im Jahre 1818, wurde mit dem Fürsten ein Vertrag abgeschlossen welcher die künftigen Beziehungen zwischen ihm und der englischen Regierung festsetzte. (Mit andern Worten: der Fürst trat England, als Preis der geleisteten Hülfe, einen Theil seiner Souveränetätsrechte ab.) Die englischen Truppen kehrten auf britisches Gebiet zurück, aber kaum waren sie abgezogen als der Fürst sich von neuem bedroht sah, und infolge dessen wurde auf sein Verlangen das noch jetzt bestehende Hülfscorps, das «Contingent von Hyderabad» genannt, zu seiner Verfügung gestellt. Dagegen machte er sich anheischig den Sold dieser Truppen zu bezahlen. Da er aber dieser Verpflichtung nicht nachkam, ließ der britische Generalgouverneur die Provinz Berar (1837) besetzen, ohne das Wort Annexion auszusprechen. Sie wird seither von uns verwaltet. Mit einem Theile des Erträgnisses dieses Gebiets wird das Hülfscorps in Hyderabad gezahlt, und der Rest an den Nizam abgeführt. Diese Einrichtung besteht also seit beinahe fünfzig Jahren, und die Provinz, ruhig, zufrieden und wohlhabend unter unserer Verwaltung, bildet einen

auffallenden Gegensatz mit den elenden Zuständen in den übrigen Gebieten des Nizam. Dieser Fürst, und der größere Theil der Nabobe, deren mehrere Blutsverwandte der regierenden Familie sind, bekennen sich zum Islam, aber die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Unterthanen hält an dem Hinduglauben fest.

„Durch dreißig Jahre hat der erste Minister, Sir Salar Jung die Regierung geleitet. Mehrmals versuchten die Nabobe ihn zu verdrängen. Er verstand es aber immer sie abzuweisen. Diese Adeligen haben keine Erziehung genossen und sind vollkommen unfähig in Staatsgeschäften verwendet zu werden, was im Grunde bedauerlich ist weil ihr großer Grundbesitz als Bürgschaft ihrer Treue dienen könnte. Käuflichkeit, Willkür und eine scheußliche Justizpflege waren noch bis vor kurzem die charakteristischen Eigenschaften der hiesigen Zustände. Salar Jung, für seine Person ein anständiger Mensch, versuchte mit einigem aber geringem Erfolge sie zu bessern. Wirkliche, ernsthafte Reformen hat er nicht zu Stande gebracht. Der Hof von Hyderabad war und ist ein Nest von Intriguen. Seit einem oder zwei Jahren fängt man hier an Europa nachzuäffen, und einige Nabobe lassen ihren Kindern eine englische Erziehung ertheilen.

„Gleich bei Beginn der Rebellion von 1857, sah Sir Salar den endlichen Sieg der Engländer voraus, erklärte sich also zu unsern Gunsten, bewahrte während der ganzen Epoche, was nicht immer leicht war, diese freundschaftliche Haltung und leistete uns hierdurch, ohne allen Zweifel, einen sehr wesentlichen Dienst. Aber er liebte uns nicht. Sein Benehmen mit Bezug auf Berar beweist dies. Während seiner ganzen dreißigjährigen Amtsverwaltung, verfolgte er nur Einen Gedanken: die Wiedererlangung Berars. Zu diesem Ende begab er sich vor zwei Jahren nach England und wurde dort mit übertriebener Auszeichnung, in der That mit den sonst nur Prinzen vom Geblüte gewährten Ehren, empfangen. Aber in Betreff der Angelegenheit welche die Veranlassung seiner Reise war, wies man ihn an den Vicekönig. Mit übertriebenen Begriffen seiner Macht und Stellung nach

Indien zurückgekehrt, trat er, in Beziehung auf Berar, mit ungestümen Forderungen hervor, und das Verhältniß zwischen Hyderabad und Kalkutta begann sich ernsthaft zu trüben. Indeß, dank den Bemühungen Lord Ripon's, schien Salar sich eines bessern zu besinnen als ihn, im vorigen Jahre, die Cholera, binnen wenigen Stunden hinwegraffte.

„Sir Salar Jung war ein Nabob im großen Sinne des Wortes. Er hatte die Hand offen, neigte im Grunde zur Verschwendung, baute unaufhörlich und hinterließ, trotz eines Einkommens von 120000 Pfd. St., eine Million Schulden.

„Nach seinem Tode wurde eine Regentschaft eingesetzt welche aus vier großen Nabobs besteht; unter ihnen befindet sich der älteste Sohn des verstorbenen Ministers. Der junge Salar Jung hat einige Jahre in England zugebracht und ist bei der hiesigen Jugend sehr beliebt; überdies erfreut er sich der Freundschaft des Nizam. Im vorigen Winter, wie man glaubt auf den Rath der Mitglieder der Regentschaft, begab sich der Fürst, von ihnen begleitet, während der Ausstellung nach Kalkutta und ersuchte den Vicekönig ihm in Hyderabad die Investitur zu ertheilen, und zugleich den neuen ersten Minister für ihn zu wählen."

Dies ist also die Veranlassung der Reise Lord Ripon's.

Der erste Minister hat die ganze Verwaltung in seinen Händen. Der Nizam herrscht aber er regiert nicht. Lord Ripon hatte unter vier Bewerbern zu wählen. Sie schienen alle unmöglich. Der eine wegen seiner Kränklichkeit, der andere wegen seiner Unfähigkeit, der dritte wegen seines üblen Rufes, endlich der vierte wegen seiner Jugend. Da nun aber die Jugend ein Fehler ist welcher sich mit jedem Tage verringert, und überdies der Nizam die Candidatur dieses Staatsjünglings befürwortete, so wurde Salar Jung jun., 19 Jahre alt, zum ersten Minister ernannt. Man erzählt daß, um dem jungen Herrn die Zeit zu lassen etwas älter zu werden, dem Nizam gerathen wurde die Ernennung des Premiers für einige Jahre zu verschieben. „Aber was soll ich", antwortete er, „mittlerweile thun?"

Offenbar kennt der Prinz seinen Beruf, den Beruf zu genießen und nicht zu regieren.

Ich finde ein besonderes Vergnügen darin, mich über indische Dinge von Anglo-Indiern belehren zu lassen. Da erfährt man immer etwas Interessantes, interessant nicht für Personen welche Indien kennen, aber für jene welche es nicht kennen.

Die sogenannten Feudatar- oder Lehnsfürsten herrschen über 60 Millionen Seelen. Mit Inbegriff dieser Zahl, beträgt die Gesammtbevölkerung von Britisch-Indien 255 Millionen!*

Die Lehnsfürsten haben, der englischen Regierung gegenüber, verzichtet: auf das Recht der diplomatischen Vertretung untereinander und bei auswärtigen Regierungen, sodann auf das Recht der Kriegführung. Vor dem Jahre 1818, d. h. vor der Zerstörung des Reiches der Maharatta und der Entthronung des Peschwa, dessen Staaten dem indo-britischen Reiche einverleibt wurden, und vor der Wiederherstellung der Ruhe im Staate Hyderabad durch englische Truppen, verhandelte die Ostindische Compagnie mit den damals unabhängigen, jetzt feudatären Prinzen, und schloß Verträge mit ihnen, auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit. Hiervon ist jetzt keine Rede mehr. Diese Fürsten sind Vasallen der englischen Krone geworden, und die neue Lage der Dinge wurde von ihnen, thatsächlich wenngleich stillschweigend, anerkannt als sich Königin Victoria im Jahre 1877 den Titel einer Kaiserin von Indien beilegte. Werden aber auch heute keine Verträge mehr mit den Lehnsfürsten geschlossen, so werden die einst geschlossenen darum doch noch als zu Recht bestehend betrachtet. Nur sind die Fälle einer Berufung auf dieselben, äußerst selten geworden. Der Vicekönig

* Die Gesammtbevölkerung Europas beträgt 300, die des Chinesischen Reichs 400 Millionen.

und sein Rath legen, wenn sie es für nöthig erachten, den Fürsten neue Pflichten auf oder neue Beschränkungen ihrer Rechte, welche aus den alten Verträgen nicht hervorgehen. Zu diesen neuen Beschränkungen gehört: Verbot der Einfuhr gewisser Waffen. Verbot, ohne die selten ertheilte Einwilligung des Vicekönigs, Europäer in ihren Armeen oder Verwaltungsbehörden anzustellen. Die Verpflichtung in ihren Staaten die in Britisch-Indien bestehenden Vorschriften für Post- und Eisenbahnwesen anzunehmen.

Die den Lehnsfürsten auferlegten Rechtsbeschränkungen sind nicht überall dieselben. Mehr oder weniger Freiheit wird ihnen gelassen je nach den Umständen unter welchen die Umwandlung der unabhängigen Souveräne in verkleidete Vasallen vor sich ging.

Als Gegenleistung für diese Verzichte, hat die Regierung der Königin die Verpflichtung übernommen sie gegen jeden Angriff von außen, und, im Falle eines Aufstandes, gegen ihre eigenen Unterthanen zu vertheidigen.

Bei diesen Fürsten werden Residenten beglaubigt. Der Vicekönig ernennt sie, und sie stehen unter der Leitung des Staatssecretärs für indische, das heißt, auswärtige Angelegenheiten. Ihre Aufgabe ist darüber zu wachen daß die Fürsten ihre mit der Regierung von Indien eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllen, und zugleich über ihren Staatshaushalt eine gewisse Aufsicht zu führen. Sie sind Wächter und Räthe. Sie haben, wie mir jemand treffend sagte, Diplomatie zu treiben, aber von oben nach unten.

Ich hörte die, nicht von jedermann getheilte, Vermuthung aussprechen daß die großen Lehnsfürsten, mit Ausnahme eines einzigen, im Grunde ihres Herzens, England abgeneigt sind, weil die indische Regierung sie verhindere sich der Gebiete der kleinen Feudatare zu bemächtigen. Unbestreitbar scheint daß letztere in der englischen Regierung einen natürlichen Beschützer gegen ihre großen Standesgenossen erkennen.

Der Vicekönig, die Fürsten und die Residenten befinden sich zuweilen, einander gegenüber, in einer schwierigen, um nicht zu

sagen falschen Lage. Mit größter Leichtigkeit könnte der Knoten gelöst oder vielmehr zerhauen werden. Das Mittel wäre Annexion. Man würde hierdurch nur zur Politik Lord Dalhousie's zurückkehren. Aber diese Politik war, wie mir ein hochgestellter Mann sagte (was allerdings von anderer Seite auf das lebhafteste bestritten wird) die indirecte Veranlassung zum Aufstande des Jahres 1857. Der indischen Regierung sei es gelungen die Fürsten zu überzeugen daß sie ihre Entthronung nicht beabsichtige, und hierin liege eine Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Statusquo und des innern Friedens auf der Halbinsel. „Wenn", fuhr mein Gewährsmann fort, „die großen Fürsten vernünftigerweise an der Aufrichtigkeit unserer Regierung zweifeln könnten, so würden sie sich sogleich untereinander in Verschwörungen einlassen, und die kleinern, welche heute treu an England halten, würden, um sich womöglich zu retten, bei guter Zeit in das Lager der Großen überlaufen. Ein europäischer Krieg, in welchen England verwickelt wäre, könnte allerdings zu einer neuen Rebellion Anlaß geben, aber nur in der Voraussetzung daß die großen Feudatare eine Rückkehr zur Annexionspolitik zu befürchten hätten."

Der Nizam unterhält eine zahlreiche Armee; aber die großen Umara verfügen auch über eigene Truppen. Zwischen diesen und den Streitkräften des Nizam fehlt es an jeglichem Verbande. Jeder dieser Nabobe hat seine Infanterie, Cavalerie, Artillerie, und, ungeachtet des bestehenden Verbotes, dienen mehrere europäische Condottieri subalterner Gattung unter den verschiedenen Fahnen der Großen des Staates. Es ist der organisirte Bürgerkrieg der zu jeder beliebigen Stunde ausbrechen kann. In den Kasernen des Nizam gibt es Weiber und Kinder die Fülle. Jeder Soldat hat für sein Eheweib, die Mutter, die Großmutter wenn sie lebt, seine Schwägerinnen und natürlich seine Kinder

Anspruch auf freies Quartier. Unter den Offizieren befinden sich Europäer: Engländer und andere, welche mit Bewilligung des Vicekönigs dienen und viele Eurasier. So werden in Indien die Abkömmlinge von einem weißen Vater und einer eingeborenen Mutter genannt. Seit mehrern Geschlechtern heirathen sie untereinander und bilden ein nicht unwichtiges Element. Sie sollen einen lebhaften beweglichen Geist, aber nur die Fehler und nicht die guten Eigenschaften beider Rassen besitzen. Sie sind fast alle Christen und meist Katholiken.

Ich habe bereits von der „Subsidiary Force" und dem „Contingent von Hyderabad" zusammen 5000 Mann, gesprochen. Ihre Cantonnements, Bolaram und Sikhanderabad sind, mit Bangalore und Puna, die bedeutendsten und besten in Indien. Zwischen beiden erhebt sich ein kleines Fort, das Zwing-Uri von Hyderabad.

Heute Morgen machte der Nizam dem Vicekönig seinen Besuch. Der Durbar fand im Hause des Residenten statt, in einem Saale nächst dem Perron an welchem die Wagen halten. Genau zur bestimmten Stunde, fuhr der Fürst in einer englischen Staatscarrosse vor. Wagen und Geschirre der vier Pferde waren gelb, die Farbe der Dynastie. Sein Gefolge bestand aus mehrern Adeligen, darunter die vier Mitglieder der Regentschaft, sämmtlich, wie bereits gesagt, Candidaten für den Posten des ersten Ministers. Sie waren alle in europäischer gestickter Uniform. Nur der Kopfputz gehörte dem Osten an.

Der Vicekönig, im Morgenanzug, aber mit seinen Orden geschmückt, empfing den hohen Gast auf der Schwelle des Thores, ließ sich sodann auf einem versilberten und zum Theil vergoldeten Stuhle nieder und bot dem Nizam einen versilberten Sitz zu seiner Rechten an. Neben dem indischen Fürsten saßen die Nabobe, neben Lord Ripon Mr. Durand, Pro-Staatssecretär

für die indischen (auswärtigen) Angelegenheiten, und die Befehlshaber der beiden britischen Hülfscorps mit ihren Stäben.

Der Nizam ist 17½ Jahre alt und bereits Vater eines Sohnes und zweier Töchter. Es ist mir nicht bekannt daß er eine Gemahlin besitzt oder je besitzen wird. Seine Hautfarbe ist dunkel, seine Züge sind regelmäßig und dermalen noch nichtssagend. Das lange schwarze Haar fällt steif auf den Nacken wo es sich nach oben biegt. Ein laut geführtes Gespräch zwischen ihm und dem Vicekönig über gleichgültige Dinge dauerte kaum einige Minuten. Auf alles was Lord Ripon sagte antwortete der Fürst mit einem einfachen Ja. Ein guter Anfang, und, im Interesse beider Theile, wird der junge Herr wohl daran thun in dieser Weise fortzufahren. Hierauf wurden die Nabobe und Herren seines Gefolges vorgestellt. Sie schritten an dem Vicekönige vorüber indem sie sich verneigten, die Alten tief, die Jüngern nur sehr leicht. Alle boten ihm den Griff ihres Schwertes welchen er, der Landessitte gemäß, mit den Fingern berührte. Hierauf wurde „Attar und Pân“, Rosenwasser und Pfeffer, aufgetragen, und die Sitzung war zu Ende.

Endlich ist der große Tag, der 5. Februar angebrochen. Es war für den Militärsecretär und Reisemarschall, Lord William Beresford, keine leichte Aufgabe den feierlichen Zug nach Hyderabad zu ordnen. Im Orient wird auf Etikette großer Werth gelegt, und der leichteste Verstoß gilt für einen Mangel an Achtung wenn nicht für eine absichtliche Beleidigung. Indeß alles ging vortrefflich von statten.

Um 9 Uhr morgens verließ der Vicekönig mit seinem ganzen Gefolge Bolaram. Die Generale und der Gouverneur von Madras fuhren voraus in Galacarrossen, hinter ihnen die Wagen der Secretäre und Adjutanten.

Der Durbar fand im Palast des Nizam statt, in einem sehr

großen Saale welcher durch Arcaden in zwei transversale Schiffe getheilt wird. Die Truppen des Fürsten paradirten im Garten nach welchem eine Reihe von offenen Thüren im Rundbogenstil den Blick gestatteten. Eine große Moschee und andere moreske Gebäude bilden, jenseits des Gartens, den Hintergrund des Gemäldes. Es war ein prachtvoller Anblick! Man hatte mir gesagt, Hyderabad sei der Typus einer indischen Stadt. Mich erinnerte sie mehr an Kairo. Ich gestehe daß dies eine kleine Enttäuschung war. Nicht einmal Elefanten! und doch besitzt der Fürst deren eine beträchtliche Anzahl. Aber, in Europa, zeigt man Elefanten nur in Menagerien und nicht bei Revuen und Festlichkeiten; und hier ahmt man Europa nach obgleich man es nicht liebt. Alles in allem war was wir sahen nicht sowol Indien als Aegypten und der Khedive, begriffen im Proceß der Umwandlung nach einem, wenig verstandenen, europäischen Vorbilde. Einen ähnlichen Eindruck machten mir die Nabobe. Im Hintergrunde des Saales, vor einer Art von Alkoven, saßen nebeneinander der Vicekönig in großer Uniform und der Nizam mit kostbarem Geschmeide bedeckt. Unter den Großwürdenträgern nahm der junge Salar Jung bereits den ersten Platz ein. Seine unglücklichen Mitbewerber konnten ihren Verdruß nicht verbergen. Der Vicekönig, mit welchem sich der Nizam und die ganze Versammlung erhob, verlas, unter tiefer Stille, in englischer Sprache eine Rede welche mir, in mehr als einer Beziehung, sehr bedeutungsvoll schien. Es war die Sprache des Souveräns zum Vasallen, des Vaters zum Sohn. Der Nizam sah nervös aufgeregt aus. Er dachte wahrscheinlich weniger an das was er hörte als was er selbst zu sagen hatte. Er begann mit leiser Stimme. Das Blatt aus welchem er las zitterte in seiner Hand. Allmählich aber faßte er Muth und schien sehr vergnügt als er seine Jungfernrede zu Ende gelesen hatte. Mr. Durand trug hierauf die vicekönigliche Ansprache in persischer Uebersetzung vor. Nach Beendigung dieser Lesung, welche die Nabobe mit sichtbarem Interesse vernommen hatten, umgürtete der Vicekönig den

Fürsten eigenhändig mit einem kostbaren Ehrensäbel, und gab ähnliche Waffen dem jungen Premier, dem Peskar und dem Umara Shamsul. Attar und Pân wurden gereicht, und der sehr vornehm aussehende Durbar war zu Ende. Er hatte ungefähr eine Stunde gedauert.

Abends zweite Reise nach Hyderabad. Diesmal um dem Banket des Nizam beizuwohnen und die große Beleuchtung zu sehen deren Kosten auf mehrere Lakh berechnet werden. Ich werde eine Beschreibung dieses Festes nicht versuchen. Jemand hatte den Herzog von Wellington um Materialien für die Beschreibung einer seiner Schlachten gebeten. Der Feldherr antwortete: „Man beschreibt eine Schlacht ebenso wenig als einen Ball"; und ich möchte hinzufügen, als eine Beleuchtung die sich über einen Raum von etwa zehn Quadratmeilen erstreckt. Das Schauspiel welches sich vor uns aufrollte, als unser Wagen die letzten Häuser von Sikhanderabad in der Richtung der Hauptstadt hinter sich ließ, versetzte uns in eine Feenwelt. Allenthalben, soweit das Auge reicht, farbige Lampen ähnlich den venetianischen Palloni: längs der Chaussee, auf dem Flusse Musi, auf den Teichen, vor uns, neben uns, überall. Der Vollmond erblaßte über diesem tausendfarbigen Feuermeere. Außerhalb der Stadt bildete das Volk zu beiden Seiten der Straße eine undurchdringliche Masse. Im Innern waren die Gassen, mit Ausnahme der dichtbesetzten Fenster und Dächer, vollkommen leer. Auf den Plätzen und offenen Räumen, insbesondere in der Nähe des Char Minar, dessen vier schlanke Minarete gleich feurigen Halmen in den nächtlichen Himmel emporstiegen, waren die Zuschauer hinter Geländern aufgestaut. Die Polizei des Nizam hatte diese Vorsichtsmaßregel für nöthig erachtet in einer Stadt welche bekanntlich das refugium peccatorum Indiens ist. In vielen Straßen war dies also ein Volksfest ohne Volk. Der Wille des Herrn hatte alle diese Lampen angezündet. Sein

Wille hat den Unterthanen ihren Anblick versagt. Es ist der Orient der Tausendundeine Nacht.

Nur Aladin konnte den Palast in solcher Weise schmücken und, ohne ihm zu schmeicheln, muß ich gestehen daß ich nie Aehnliches gesehen habe. Die Stuwer in Wien, die Festordner des Trocadero in Paris oder des Krystallpalastes zu London, würden sich in Ehrfurcht neigen vor den Schöpfungen seiner Wunderlampe. Welcher Reichthum an Erfindung neben so großer Einfachheit! Dann, welcher Geschmack und Farbensinn! Betrachtet diesen mit einem Marmorgeländer und Blumenbeeten umrahmten Teich, daneben die riesigen Bäume des Gartens und die durch maurische Bogengänge durchbrochene Façade des Palastes. Aladin hat sie mit sanften weißen Tönen übergossen. Bäume, Blumen, der Palast, alles, selbst die bunte Menge der Europäer, Nabobe, Offiziere und Diener des Nizam, scheinen aus Silber gemeißelt. Durch den Gegensatz erscheint der Himmel schwarz unerachtet des Vollmondes. Von den obern Stufen der Freitreppen welche nach dem Saale führen, in dem heute Morgen der Durbar stattfand, sieht man in dem Wasserspiegel des Teiches diesen wundervollen Graffito von weißem Filigran und schwarzem Flor. In einem andern Hofe blendet uns ein tausendfarbiges Feuermeer, ein persischer Teppich aus leuchtenden Blumen gewebt. In einem dritten steigen Raketen mit Fallschirmen in die Luft, ein Feuerwerk in europäischem Stil. Das Ganze schien ein Traum. Selbst alte Anglo-Indier, die an dergleichen gewöhnt sind, geriethen in Begeisterung.

Das Banket fand in einer langen Galerie statt. Dreihundert Gäste saßen an drei Tischen; unter ihnen mehrere englische Damen und viele Nabobe und Großwürdenträger des Staates. Ich hätte vorgezogen daß die Diener das Mahl in großen schweren Schüsseln von gediegenem Silber, statt auf englischem Porzellan, aufgetragen, und diese großen Herren, als echte Muselmanen, sich ihrer Finger bedient hätten. Sie handhabten indeß die Messer und Gabeln aus Similor ohne die geringste Unbe-

hülflichkeit. Der Geist der Neuerung dringt eben auch in Hyderabad ein. Seit kurzem finden die Umara Gefallen an der englischen Kost, und veranstalten sich gegenseitige Gelage nach europäischem Muster. Durch die Küche bewerkstelligen sie ihren Einzug in das große Karavanserai der civilisirten Welt. Unter ihnen befanden sich mehrere die ein goldenes mit Diamanten geziertes Diadem auf der Staatsmütze trugen. Es ist dies ein Vorrecht der Verwandten des Fürsten. Das Banket währte sehr lange und gab mir Muße die Physiognomie des Nizam zu studiren. Er sah heut Abend interessant aus und, unerachtet seiner Jugend und eines Anstrichs von Verlegenheit welche nicht Schüchternheit sein kann, unerachtet einer offenbar angeborenen Schweigsamkeit, schien er was er ist, ein großer Potentat.*

Frühstück bei Mr. und Mrs. Grant Duff in einem Landhause welches der verstorbene Sir Salar Jung erbauen ließ. Es ist eine hübsche italienische Villa mit einigen großen Räumen in welchen schlechte Copien nach Rafael, Tizian und andern italienischen Meistern, auch ein Porträt von Garibaldi zu sehen sind. Im Garten stehen Nachbildungen bekannter antiker Statuen! Ich suche nach einer psychologischen Erklärung. Wir haben es hier mit Menschen zu thun die uns, Europäer, nicht lieben. Und doch ahmen sie uns nach. Weder der Geschmack an Kunst noch deren Verständniß bewogen den Eigenthümer diese werthlosen Erzeugnisse mit schwerem Gelde zu erwerben. Nur wer für überlegen gilt wird nachgeahmt. Der Nachahmende will sich zu seinem Vorbilde erheben: ein natürliches und sogar löbliches Bestreben und, in diesem gegebenen Falle, ein für die Gebieter Indiens vortheilhaftes Symptom. Aber warum laßt

* Wenige Tage nach seiner Installation brachte ihn ein heftiger Cholera anfall an den Rand des Grabes.

ihr dann den Einheimischen in den Collegien, die Gleichheit zwischen euch und ihnen dociren? Sie fühlen daß sie nicht euresgleichen sind. Warum sie in diesem richtigen Gefühl beirren?

In diesem Lande übt die halbe Stunde welche dem Sonnenaufgang vorausgeht und folgt einen unbeschreiblichen Zauber. Ich lustwandle allein in der Umgegend von Bolaram. Eine rothe Kugel steigt über den Horizont empor. Schwer beladene Elefanten ziehen an mir vorüber, ihre riesigen und scheinbar endlosen Schatten über die weite Ebene werfend. Der leichte Lufthauch des Morgens bringt mir, mit den Wohlgerüchen der Büsche, die durch die Entfernung gedämpften Töne einer die Sonne begrüßenden Militärmusik.

Ich ersteige einen Höhenpunkt. Die Aussicht scheint unbegrenzt. Es ist überall dieselbe Ebene des Dekkan, wellenförmig, zerklüftet, mit niedern Felsblöcken besäet. Im Westen zeigen sich die Hügel von Golkonda. In allen andern Richtungen verschwimmt der Horizont mit dem Himmel. Dieselben Motive wiederholen sich: niedere Felsen fassen natürliche Gräben ein oder krönen vereinzelte Erdkegel. Man könnte sie für Burgen halten oder für Säulen oder für celtische Dolmen und Menhire. Die schwarzen Linien und Punkte auf der Ebene sind Bäume: Tamarinden, indische Feigenbäume, geheiligte Pipol, in Gruppen oder als Alleen gepflanzt längs der vielen macadamisirten, trefflich gehaltenen Straßen welche die Steppe durchziehen. Diese ist am frühen Morgen dunkelbraun, weil bei dem niedern Stande der Sonne jedes Sandkörnchen seinen Schatten wirft. Später im Tage wird sie lichtgrau: die Farbe des Staubes der sie bedeckt. Weiterhin sehe ich weiße Linien: es sind die Zelte des improvisirten Lagers und die Gartenmauern der Bungalow in welchen die Offiziere der beiden Hülfscorps wohnen.

Das ungesunde Klima und der Wassermangel bestimmten, am Ende des 16. Jahrhunderts die Bewohner Golkondas diese alte Hauptstadt zu verlassen. An ihrer Stelle wurde, acht Meilen weiter östlich, Hyderabad erbaut. Golkonda verwandelte sich allmählich in einen Trümmerhaufen der, einige Gräber abgerechnet, wenig Interesse bietet. Dasselbe läßt sich nicht von der neuen Residenzstadt des Nizam sagen. Nur ist es nicht leicht in sie einzudringen. Es bedarf hierzu einer Erlaubniß des britischen Residenten in Bolaram und eines Elefanten oder Wagens mit einer Escorte. Diese Vorschrift erklärt und rechtfertigt sich durch die unfreundliche Stimmung der Bevölkerung, besonders der zahlreichen Abenteurer und Banditen welche in dieser Stadt ihr Unwesen treiben, und durch die Verlegenheiten welche die Beleidigung oder Mishandlung weißer Besucher der indischen Regierung bereiten könnten. Es war der letzte Tag unsers Aufenthaltes in Bolaram, und einer meiner neuen jungen Freunde und ich selbst empfanden ein großes Gelüste die so unzugängliche Stadt zu besuchen, denn bisher hatten wir nur den Palast und die anstoßenden Gassen gesehen. Da es an Zeit fehlte die Erlaubniß und den Elefanten zu verlangen, verzichteten wir auf beides und drangen in einem kleinen Miethwägelchen, von einem Eurasier begleitet, ohne Schwierigkeit in das Innere der Stadt.

Hyderabad hat einen entschieden modernen indo-moresken Anstrich und erinnert, sowie der fürstliche Palast, an gewisse Stadtviertel von Kairo. Von unvergleichlicher Grazie und doch zugleich imposant sind die vier Thürme des Char Minar. Ein prachtvolles Gewölbe über der Plattform auf welcher sie stehen, verbindet sie untereinander. In den beiden Hauptstraßen der Stadt, auf deren Kreuzungspunkte sich die „Vier Thürme“ erheben, längs den, sämmtlich nach derselben Zeichnung erbauten, zweistöckigen, blaßrothen Häusern mit blaßgrünen Fenstergittern, drängt und stößt sich die Menge: Hindu, Muselmanen, Afghanen, Abyssinier, Soldaten von zweifelhafter Mannszucht, Derwische und Fakire deren Fanatismus, wahr oder erkünstelt, ihren häß-

lichen Zügen einen noch scheußlichern Ausdruck verleiht. In der Entfernung erregt ein schwarzer Punkt, dem mehrere andere ähnliche folgen, unsere Neugierde. Ist es eine schwarze Calotte mit rothem Knopfe auf dem wackelnden Scheitel eines chinesischen Mandarins? oder der Hut einer venetianischen Gondel, den Gesetzen der serenissimen Signoria zum Trotz, mit einem rothen Federbusch geschmückt? oder ein umgestülptes, auf den menschlichen Wogen rollendes Boot? Nichts von dem allen. Elefanten sind es, unterweges nach dem Palast mit vornehmen Herren in dem rothen Haudah. Lange Züge von Kamelen vermehren die Verwirrung. Eines hinter dem andern an dasselbe Seil gebunden, den schmächtigen Hals vorgestreckt, die Nase hoch tragend, schreiten diese Thiere gravitätisch einher, unbekümmert um die durch sie in Stockung gerathenden Fuhrwerke aller Art; darunter viele Ochsenkarren, eigentlich Kioske auf Rädern, deren schwere, grellfarbige Seidenvorhänge die Insassen, mohammedanische Damen, den Blicken der Menge entziehen. Elegante Herren eilen an uns in ihren Palankinen vorüber, nachlässig ausgestreckt oder kauernd, und wie versunken in die Betrachtung der weißen Rauchwolken ihres Chibuk. Jedermann, selbst die Kaufleute in ihren Läden, sind bewaffnet. An der Schwelle der anmuthigen Moschee Mekka werden wir angehalten. Giauren betreten nicht das Innere des Heiligthums. Also keine Möglichkeit an den Gräbern der Nizam zu beten.

In den entfernten Stadttheilen verändert sich die Physiognomie. Hier finden wir Stille und Einsamkeit. Die Bewohner sind in Lumpen gehüllt, die Wohnungen armselig und schmuzig, die Kaufläden Räuberhöhlen ähnlich, die Paläste, kleinere und größere, mehr oder weniger verfallen. Mitten unter den Ruinen und Düngerhaufen steht ein ganz neues großes Haus im entarteten moresken Stil, einer der vielen Belege, auf welche ich stieß, für den in ganz Indien bemerkbaren Verfall der Kunst.

Die Sonne verschwand hinter den Anhöhen von Golkonda als wir den Rückweg antraten um nach Bolaram zum Banket

des Residenten zu eilen. Der Vicekönig und der Nizam, sowie die ganze Gesellschaft sollten sich dort zum letzten mal begegnen. Es war eine Gelegenheit sich Lebewohl zu sagen, und für mich, überdies, für alle genossene Freundlichkeit zu danken. Morgen ist allgemeiner Aufbruch. Uebermorgen werden alle diese schönen Zelte verschwunden sein. Von dieser glänzenden Menge, von all diesen Herrlichkeiten wird nichts bleiben als die Erinnerung an ein Feenmärchen und, in Wirklichkeit, der Nizam mit seinem Premier, der britische Resident mit der Subsidiary Force und dem Contingent von Hyderabad. Doch nein! Es bleibt ein Ereigniß ohne Beispiel, würdig in die Jahrbücher dieses ungeheuern Reiches verzeichnet zu werden und glänzend in der Geschichte der Amtswaltung Lord Ripon's, das Ereigniß der Investitur des mächtigsten der einheimischen Fürsten durch den Vertreter der Kaiserin von Indien.

Ende des ersten Bandes.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

RDE (1871 UND 1883 - 1884).

h 1883 - 1884.





Durch das Britische Reich.

Zweiter Band.

Durch das Britische Reich.

Südafrika — Neuseeland — Australien — Indien — Oceanien — Canada.

Von

Alexander Freiherrn von Hübner.

Zweiter Band.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1886.

Inhalt des zweiten Bandes.

Vierter Theil.

Indien.

(Fortsetzung.)

Fünfter Theil.

Oceanien.

Sechster Theil.

Nordamerika.

Vierter Theil.

Indien.

(Fortsetzung.)

III.

Bombay.

Vom 7. zum 19. Februar 1884.

Punah. — Parbati. — Die Stadt der Eingeborenen. — Dekkan College. — Die Ghat. — Parell. — Bombay. — Die Insel Salsette. — Ein „öffentliches Frühstück“. — Die Saison in Bombay. — Die Thürme des Schweigens. — Der Mann mit den Symbolen. — Goa (Pangim). — Die goanesische Kirche. — Die Ufer des Mondovi. — Goa-Velha. — Achmedabad. — Baukunst und Sculptur. — Die gesellige Stellung der Affen. — Eine Hochzeit in der großen Welt.

Bei Tagesanbruch Abreise von Bolaram. Hierauf 24 höchst angenehme Stunden auf der Eisenbahn in Gesellschaft Sir Donald Stewart's und seines Adjutanten Obersten Chapman. Folgen zwei interessante Tage in Punah wo wir die Gäste des Generals Hardinge sind.

Was kann man von Punah sagen, dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers der Armee von Bombay? Es ist, einfach, wundervoll. Der „Bund“ ist ein Park mit breiten Baumgängen und Gärten in welchen die Wohnsitze der Europäer liegen. Am frühen Morgen sieht man dort junge Damen ihre englischen, ungarischen, australischen Pferde tummeln; Gouvernanten, die Brille auf der Nase, ihre Zöglinge spazieren führen, elegante Char-à-bancs mit Ponies bespannt, zum Lawn-tennis fahren. Um 8 Uhr ist mit der Morgenfrische all dies Leben verschwunden. Schweigen, Einsamkeit, Sonne und Staub werden

hier, bis zum Abend, als unumschränkte Gebieter herrschen. Man hat mir das Rathhaus, das Spital der Sassoon, einige Kirchen, ein Collegium und andere Gebäude gezeigt. Einen bedeutenden Eindruck auf die Einheimischen können sie nicht verfehlen. Leute, welche solche Niederlassungen gründen, müssen die Absicht und auch die Aussicht haben im Lande zu bleiben. Man sagt mir daß, von allen Hindu-, d. h. nichtmohammedanischen Gebieten in Britisch-Indien, die Maharatta-Staaten, besonders Punah, der Staat des 1818 besiegten und entthronten Peschwa, die einzigen sind in welchen entschiedene Abneigung gegen die englische Landesherrlichkeit vorherrscht.

Wer Parbati sah vergißt es nicht wieder. Es ist ein auf einem isolirten Hügel stehender Tempel. Wir erstiegen die Anhöhe auf breiten Stufen als der Elefant, welcher uns trug, plötzlich anhielt, mit dem Rüssel umherschlug, dumpfe Töne von sich gab und auf einem Beine zu pivotiren begann, etwa wie ein Circuspferd auf welchem man die spanische Schule reitet. Mir war zu Muthe wie einem Luftschiffer der am Scheitel seines Ballons sitzt. Meine Begleiter, zwei junge Offiziere, lachten und ich lachte mit, aber dies Lachen schien mir ein wenig gezwungen und verwandelte sich erst in echte Heiterkeit als das widerspenstige Thier, durch den Stachel des Kornak gebändigt, uns wohlbehalten am Eingange des Tempels absetzte.

Von der Ringmauer übersehen wir die heiligen Gebäude und ihre Höfe, und, tiefer unten, einen gelben, schwarzgefleckten Teppich: die versengte Ebene von Punah besäet mit vereinzelnten Baumgruppen. Den Rahmen bilden die Ghat* und die Anhöhen von

* Die Ghat sind Bergketten welche, auf beiden Küsten der Gangeshalbinsel dem Ocean entlang ziehend, die zur Hochebene des Dekkan führenden Staffeln bilden.

Satara. Der Himmel ist safrangelb, und die untergehende Sonne, leichte Nebelschleier zerreißend, ergießt ihr magisches Licht über die weite Landschaft. Der Brahmine des Tempels zeigt mir mit dem Finger einen größern dunkeln Fleck. „Dies ist Kirki“, sagt er, „dort haben uns die Engländer vernichtet.“ Und so ist es. Hier plante und auf dieser Ebene vollzog Mountstuart Elphinstone, mit Hülfe seiner Generale, die Zerstörung des mächtigen Reiches der Maharatta. General Wellesley, der nachmalige Herzog von Wellington, hatte schon früher den mohammedanischen Eroberern den Weg nach dem Süden verschlossen. Seringapatam und Kirki sind zwei große Etappen auf der glorreichen aber blutgetränkten Heerstraße welche England, mit wechselndem Geschicke aber endlichem Erfolge, zur Herrschaft Indiens geführt hat. Delhi sah die Vollbringung des Werkes.

Ein Morgen- und ein Abendbesuch in der indischen Stadt. Es sind dies die belebtesten Stunden des Tages, besonders der Abend, wenn die Dämmerung die bewegten Massen, die feierlichen Umzüge, die Hochzeitsgeleite, die blumenbeladenen Gläubigen an den Tempelthoren in ihre durchsichtigen Schleier hüllt. Welcher Gegensatz mit dem englischen Cantonnement! Dort Bequemlichkeit, Luxus, Pracht! Hier alles Poesie, ein Traum, ein Feenmärchen.

In dieser Stadt fehlt das mohammedanische Element nicht gänzlich, aber das hinduische herrscht vor. Mein Auge ist zu ungeübt um sie zu unterscheiden.

Dekkan College ist ein stattliches Gebäude. In einem geräumigen Saale finde ich ein Dutzend junger Hindu von etwa achtzehn bis zwanzig Jahren versammelt. Sie studiren Bacon

und Shakspeare! Heute Abend werden öffentliche Vorträge gehalten. Die These: die Engländer in Indien (!) scheint mir in Punah einigermaßen gewagt. Jedermann spricht hier, was ich vollkommen begreife, von dem englischen „Prestige“. Nur mit Hülfe des Prestige können eine Hand voll „Civilians“, Staatsdiener, und 60- oder 70000 englische Soldaten 250 Millionen Indier in der Unterwürfigkeit erhalten. Aber wird der Prestige erhöht durch solche Besprechungen? — „Genießen die Studenten“, fragte ich einen jungen englischen Professor, „der vollen Redefreiheit bei ähnlichen Gelegenheiten?“ — „Ganz gewiß“ war die Antwort. Diese Vertrauensseligkeit und diese Achtung vor der individuellen Freiheit sind, ohne Zweifel, höchst löblich. Ich möchte mir aber doch die Frage erlauben ob es klug ist für die jungen Maharatten, deren Anhänglichkeit an die herrschende Macht, auf das gelindeste gesagt, zweifelhaft, ähnliche Gegenstände der Besprechung zu wählen, wie die „Anwesenheit der Engländer in Indien“? Könnten die jungen Herren nicht eines Tages den Abzug der Engländer auf die Tagesordnung setzen?

Sieben Stunden auf der Eisenbahn. Sie steigt jählings die Ghat hinab, windet sich senkrechten Felswänden und Abgründen entlang, zuweilen unter Blöcken welche anscheinend in der Luft hängen, passirt zahlreiche Tunnel und erreicht endlich das Gestade des Arabischen Meeres. Die brennende Atmosphäre und die üppige Tropennatur lassen die Reisenden fühlen daß sie das, verhältnißmäßig, kühle Dekkan hinter sich haben.

Parell (Bombay). Vom 9.—12.; vom 14.—16. Februar. — Sir James Fergusson, Gouverneur der Präsidentschaft von Bombay, hatte mir die Gastfreundschaft angeboten.

Ich verließ also die Bahn auf einer von der Hauptstadt sechs Meilen entlegenen Station, in der Nähe von Parell, wo sich die officielle Residenz des Gouverneurs befindet.

Government-House war einst ein Collegium der Jesuiten. Im Jahre 1720 nahm es die ehemalige Ostindische Compagnie in Besitz. Der untere Theil des Hauptschiffes der Kirche ist die Halle, der obere der große Saal des Palastes geworden. Nur die massive Festigkeit des Gebäudes erinnert an die ehemaligen Eigenthümer. Es ist ein Prachtbau aber, leider, ungesund im Sommer. Um diese Zeit flüchten die Bewohner nach Malabar-Point in Bombay, oder nach dem Government-House unweit Punah. Hier wie in Madras, fallen mir die reiche Einrichtung auf, die Zahl der Diener, der Equipagen, der Pferde, die reichen Livreen, dazu der nüchterne, elegante und keineswegs theatralische Luxus des ganzen Haushaltes. Vom europäischen Gesichtspunkte beurtheilt, erscheint die Pracht übertrieben. Nicht so wenn man bedenkt daß Indien nicht nur von Engländern bewohnt ist, daß die Regierer des Reiches, in ihrer Art zu leben, nicht allzu sehr hinter den Maharaja und Naboben zurückbleiben dürfen, und daß der Orientale die Macht mißt mit dem Maßstabe des Prunkes der sie umgibt.

Bombay* ist unzähligemal beschrieben und abgebildet worden; aber weder Schriftsteller noch Maler vermochten je ein ähnliches Conterfei zu liefern. Es scheint dies eben eine unmögliche Aufgabe. Ich werde nicht versuchen sie zu lösen. Nur meine Eindrücke wiederzugeben sei mir erlaubt.

Die Stadt nimmt den südlichen Theil einer schmalen und langen Insel ihres Namens ein. Ein Damm verbindet sie mit der Insel Salsette und dem Festlande. Im Westen von dem

* Bevölkerung 773000.

Arabischen Meer, im Osten durch die stillen Wasser eines inselbesäeten Golfes bespült, welcher, in Form eines Dreieckes, von Norden tief in das Land eindringt, entsendet die Insel Bombay nach Süden zwei niedrige und schmale Promontorien von ungleicher Länge. Das eine, das westliche, Malabar-Hill, der Wohnsitz der Macht, der Eleganz und des Reichthums, hat sich mit hübschen Häusern, Cottages und Villen bedeckt, alle wie begraben unter der Laubfülle einer üppigen Tropennatur. Die hohen Beamten, Richter, Consuln, die Spitzen des Handelsstandes haben dorthin ihre Penaten getragen. Wer sich selbst achtet wohnt in Malabar-Hill. Bringt nicht der Gouverneur alljährlich einige Monate in Malabar-Point zu? Dies hohe Beispiel genügt. Aber um in dem privilegirten Stadtviertel zu bauen und zu wohnen ist die weiße Hautfarbe eine unerläßliche Bedingung. Selbst die Parsi, die Krösuse von Bombay, sind, während ihrer Lebzeiten, ausgeschlossen. Nur ihre Leichen werden zugelassen um in den Thürmen des Schweigens, welche dies irdische Paradies krönen, von Aasgeiern gespeist zu werden.

Das andere Promontorium, Colaba genannt, trägt auf seinem äußersten Vorsprunge, welcher die Südspitze von Bombay bildet, die Sternwarte und den Leuchtthurm.

Zwischen diesen beiden Landzungen oder Promontorien erstrecken sich mehrere Stadtviertel welche, mit Malabar-Hill und Colaba, die nur für kleine Fahrzeuge zugängliche „Hintere Bucht" auf drei Seiten umrahmen.

Die maritime Thätigkeit findet ihren Mittelpunkt auf der Ostküste der Bombayinsel. Dort ist der geräumige, durch ein Fort vertheidigte Hafen welcher sich, gegenüber von der Insel Elephanta und dem Festlande, nach dem Golf öffnet. Die große Belebtheit auf seinen Wassern zeugt von der Bedeutung der Metropole des indischen Handels.

Den Reiz Bombays macht seine Mannichfaltigkeit aus: Mannichfaltigkeit des Terrains, der Gassen, der Bevölkerung. Den Spaziergang beim Leuchtthurm von Colaba beginnend,

richten wir unsere Schritte gegen Norden. Rechts erstrecken sich zwei Wasserflächen: der Ocean. Nun haben wir den Appollobund erreicht, und nach einem gut zubereiteten und gut aufgetragenen Frühstück im Yacht-Club dringen wir in die eigentliche Stadt ein. Da sind zuerst die Esplanade und ihre monumentalen Gebäude, das Secretariat mit den Kanzleien des Gouverneurs, die Universität, die Herberge der Seeleute; weiterhin die anglikanische Kathedrale aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, das Stadthaus und viele andere Bauten in modern englischem Geschmack.

In den Stadtvierteln der Parsi und der Hindu möchte man tausend Augen besitzen. Die Vorübergehenden und eine Menge hübscher, häßlicher, sonderbarer, jedenfalls mir neuer Gegenstände fesseln unsere Blicke. Noch einige Schritte, und wir sind wieder in Europa, in den großen Arterien welche nach Bycalla führen, der nördlichen Vorstadt, welche einem der berühmtesten Clubs in Indien ihren Namen gibt. Hier endigt die Stadt. Plötzlich verstummt der Straßenlärm. Um nach Parell zurückzufahren führt mich der Weg über eine große Wiese wo man nachts keinem menschlichen Wesen begegnet. Glücklicherweise reist der Europäer allenthalben mit vollkommener Sicherheit. Zwischen dem Indus und dem Cap Comorin, zwischen den beiden Meeren und bis zum Fuße des Himalaja ist die weiße Hautfarbe, bei Tag wie bei Nacht, ein Talisman der vollkommene Sicherheit verbürgt.

Kehren wir nach der Stadt der Eingeborenen zurück. Mit Ausnahme des Parsiviertels, welches wie seine Bewohner einen besondern Charakter trägt, unterscheidet sie sich wenig von den übrigen Städten Indiens. Aber die belebte Natur ist verschieden. Zunächst sieht man viele Frauen, welche anderwärts sich nur selten zeigen. Hier begegnet man ihnen allenthalben. Betrachten wir diese Gruppe! Es sind Parsiweiber. Wir erkennen sie als solche an den grellen Farben ihrer Gewänder und an dem künstlerischen Faltenwurfe ihrer Schürzen, am schlanken,

hohen Wuchse und an den anmuthigen Bewegungen, am klaren schwimmenden Blick, den langen Augenwimpern, den ovalen Wangen. Und welche Gestalten! Sie erinnern an die größten Schöpfungen der griechischen Kunst! Und alles schwätzt, flüstert, lacht. Ja, diese Weiber lachen. Nichts ist in Indien seltener als ein Lächeln. Aber Lachen? Niemals. Ich habe wol gesehen wie Diener, als Ehrfurchtsbezeigung gegen den Herrn, die Mundwinkel auseinanderzogen, aber sie brachten doch nur eine Gesichtsverzerrung und kein ehrliches Lächeln zu Stande. Bei uns gähnt man nicht in guter Gesellschaft, hierzulande lächelt man nicht.

Hinter dieser von der Sonne beleuchteten, farbenprächtigen Gruppe in der Mitte der Straße gleiten, im Schatten der Häuser, Hindumädchen vorüber. Diese Kanephoren in weißer Tunica, mit der classischen Amphora am Scheitel, scheinen verkleidete Göttinnen des Olymps. Hier und da wird ein Derwisch sichtbar, die Geisel der eingeborenen Gesellschaft, mit dem gehässigen, falschen, unheimlichen Blicke, dem struppigen Haar, seine Blöße kaum mit einigen Lumpen verhüllend, eine Ekel und Grauen einflößende Erscheinung. Das Gedränge wirkt an manchen Stellen beklemmend. Alle Sekten und Stämme Indiens sind hier vertreten: ein zwischen den Häusern sich langsam verschiebender Knäuel menschlicher Wesen. Die Tempel sind hier nicht hinter hohen Mauern verborgen, sondern öffnen ihr Inneres unmittelbar nach der Straße. Groteske Heiligenbilder zieren die Façaden. Gläubige mit Kränzen und Blumensträußen in der Hand belagern die Eingänge. Ja, die alten Götter herrschen noch. Die christliche Civilisation hat die unvollkommenere aber ältere Gesittung noch nicht überwältigt. Die beiden Ströme begegnen, durchkreuzen, bekämpfen aber vermischen sich nicht.

Die Umgegend von Parell ist ein tropischer Park, dessen einzelne Partien eine gewisse Abwechselung gewähren; aber

im Grunde ist die Landschaft doch allenthalben dieselbe: dichte Gruppen von Bananenbäumen, darüber der entfaltete Fächer der Cocospalme, Teiche eingefaßt von Cocospalmen, Cocospalmen längs den endlosen Avenuen. Hier und da kleine Tempel. Das Ganze belebt durch das ewige Spiel von Licht und Schatten.

Wir kamen, der Gouverneur und ich, von einer Spazierfahrt nach der Insel Salsette zurück. Am Strande stehen hübsche Landhäuser, meist von Gärten umgeben. Die Besitzer sind Parsi. Es ist ihr Malabar-Hill. Von weitem gesehen versetzen diese Villen nach Europa, aber bei näherer Betrachtung erkennt man den Orient.

Wir kamen an drei oder vier „portugiesischen" Kirchen vorüber. So werden die von eingeborenen Priestern besorgten katholischen Kirchen genannt. Unter der allgemeinen Bezeichnung „Portugiesisch" oder „Goanesisch" versteht man Abkömmlinge eines portugiesischen Vaters und einer eingeborenen Mutter. Diese Rasse wurde, im Laufe des Jahrhunderts, mehr oder minder indisch. Die Goanesen bilden in diesem Theile der Halbinsel bei weitem die Mehrzahl der eingeborenen Christen und hängen, obgleich sie die Sprache ihrer Väter längst vergessen haben und ein verderbtes Hindustani sprechen, mit warmer Liebe an Portugal.

Wir befinden uns in voller „Saison". Jeden Abend Diners, Bälle, große Empfänge und Concerte in Parell sowol als in der Stadt. Bombay bewahrt seinen Ruf als erstes sociales Centrum in der anglo-indischen Welt. Schon Mountstuart Elphinstone rühmt den Ton der hiesigen Gesellschaft und stellt, in dieser Beziehung, Bombay über Kalkutta.*

* Parell, 3. December 1819. „Life of the Hon. M.-S. Elphinstone" (London 1884).

Auch im Government-House nimmt man es mit den anderwärts bei officiellen Empfängen beobachteten Formen nicht allzu strenge. Während allenthalben der Gouverneur, als Repräsentant der Königin dem Hofgebrauche gemäß, erst im Salon erscheint wenn die ganze Gesellschaft versammelt ist, fällt hier der Etikette bange Scheidewand, und der Vertreter Ihrer Majestät benimmt sich wie ein gewöhnlicher Sterblicher.

Ich hatte Gelegenheit einem „öffentlichen Frühstück" beizuwohnen. Diese Gewohnheit stammt aus dem vorigen Jahrhundert. Eine Anzeige in den Zeitungen ladet Personen welche den Gouverneur zu sprechen wünschen für den nächsten Tag zum Frühstück ein. Um zugelassen zu werden bedarf es nur der vorläufigen Angabe des Namens im Secretariat. Gestern war die Zahl der Erschienenen größer als gewöhnlich; fast sämmtlich Engländer, doch auch einige Eingeborene, meist Parsi. Ich möchte nicht verbürgen daß sie alle mitaßen, aber sie saßen mit uns an vier großen runden Tischen. Man begab sich sodann in den Garten wo jedermann Gelegenheit fand sich mit dem Gouverneur allein zu unterhalten. Diese Sitte, scheint mir, wäre auch unserm officiellen Europa zu empfehlen. Alles kommt darauf an daß die Geschäfte nicht vor sondern nach der Mahlzeit besprochen werden.

Heute Abend großer Ball der englischen Gesellschaft im Hause eines vornehmen Parsi. Bekanntlich bilden seine Landsleute, in Bombay, ein sehr bedeutendes Element. Der Saal war reich geschmückt, theils im europäischen theils im orientalischen Geschmack. Der Herr vom Hause erinnerte mich an die großen Kaufherren der „Tausendundeinen Nacht". Mich störte nur der Gedanke daß der Körper dieses Mannes einst Geiern zur Speise dienen wird. Die Damen seiner Familie erschienen natürlich nicht. Man sah nur Engländerinnen, einige schön,

einige hübsch, keine entschieden häßlich, alle in eleganten und frischen Toiletten. Jedermann nahm am Tanze theil, einige mit offenbarem Genuß — mir unbegreiflich bei dieser Temperatur — andere aus Pflichtgefühl. Ich sah wie alte, im Dienst ergraute Krieger ernst und gewissenhaft, ihre Pas ausführten, gleich Männern die gewohnt sind, unter allen Umständen, ihre Schuldigkeit zu thun. Die englische Gesellschaft kennt keine Altersgrenzen, woran sie recht thut. Sie überläßt es der Natur einen jeden, zur richtigen Zeit, in den Pensionsstand zu versetzen. Die Tänzer zerfallen in zwei Kategorien, in begeisterte Adepten Terpsichore's und in Gewissenhafte, in Männer der Pflicht. Diese letztern sind für mich ein Gegenstand der Bewunderung und des Bedauerns. Nichts ist weniger unterhaltend als die Art in der sie sich unterhalten, aber nichts ist unterhaltender als zu sehen wie sie sich unterhalten.

Der österreichische Consul Herr Stockinger hatte die Güte mich heute Nachmittag nach Malabar-Hill zu begleiten. Wir erstiegen die Anhöhe im Schweiße unsers Angesichts, kamen vor einer hohen Mauer an und betraten, von den Thorwächter ohne Schwierigkeit eingelassen, einen reizenden mit Blumen, blühenden Hecken und Wohlgerüchen erfüllten Garten. In der Mitte stehen drei, etwa 20 Fuß hohe, dachlose, runde Thürme. Die tiefe Stille welche hier herrscht — das „Schweigen“ welches den Thürmen ihren Namen gibt — wurde plötzlich durch Gekrächze und Flügelschlag unterbrochen. Eine Menge großer Aasgeier kamen aus dem nahen Gehölz eines indischen Stadtviertels herbeigeflogen und ließen sich auf dem Gesims eines der Thürme nieder. Dicht aneinandergedrängt, einen schwarzen Kranz bildend, unbeweglich, das schmuzige Gefieder sträubend, erwarteten die scheußlichen Thiere die Ankunft ihrer Beute. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Ein kleiner Leichenzug, mit den Resten

eines Parsi, von Verwandten und Freunden getragen, betrat den abgeschlossenen Raum. Hinter der Bahre schritten zwei bärtige Männer deren Amtes es ist den Körper den Vögeln vorzuwerfen. Andere Religionsgenossen, sämmtlich in weißer Kleidung, gingen hinterher. Nach einem kurzen Halt vor den zwei heiligen Hunden welche die Identität der Verstorbenen constatiren trugen die beiden Bärtigen den Todten in den Thurm. Niemand durfte ihnen dahin folgen. Mit grausenhaftem Aechzen stürzten die Vögel auf den Leichnam. Von dieser Scene waren wir nur Ohrenzeugen. Nach einer halben Stunde schien das Mahl geendigt. Die Geier erschienen wieder am Rande des Thurmes und flogen schwerfällig und krächzend nach ihrem Horste zurück. Mittlerweile hatten die beiden Bärtigen das Skelet des Parsi in eine Oeffnung des Thurmes geworfen. Die Zeit wird es in Staub verwandeln.

Ein Reisender des 17. Jahrhunderts erklärte diese sonderbare Art der Bestattung durch die Verehrung der Anhänger Zoroaster's für die Elemente. Die Berührung einer Leiche besudelt, und vor dieser Verunreinigung will man die Elemente bewahren.

Die Parsi sind ein schöner Menschenschlag, erkenntlich an der hohen Gestalt, der Adlernase, den mandelförmig geschlitzten Augen, einem ernsten, durchdringenden, gedankenvollen Blick, und an den entschieden kaukasischen Gesichtszügen. Kopfbekleidung, die weiten Gewänder sowie die Gesichtsbildung erinnern an Persien, das Land dem sie entstammen und dessen Namen sie noch tragen. Unter allen asiatischen Bewohnern der Gangeshalbinsel stehen sie durch Erziehung, Wissen, Kenntniß fremder Länder, und Geschmack an Reisen, dem Europäer am nächsten. In dieser Beziehung bilden sie mit dem Hindu einen augenfälligen Gegensatz. Viele von ihnen sprechen englisch. Auf meinen Wanderungen in den Stadtvierteln der Eingeborenen geschah es mir mehrmals daß ich nach dem Wege fragen mußte. Ich wandte mich immer an Parsi in englischer Sprache und wurde stets verstanden. Fast alle sind Kaufleute oder Handwerker, und

leben in fortwährendem Geschäftsverkehr mit den Engländern. Und dennoch trennt sie ein Abgrund von letztern. Europäische Civilisation konnte die Oberfläche glätten. Mehr vermochte sie nicht. In seinem Gemüth, in seiner geistigen Anschauung blieb der Parsi was er war und ist seit Jahrtausenden.

Die Berührung eines Todten besudelt. Selbst die beiden bärtigen Männer, nach der Meinung der Parsi die niedrigsten Geschöpfe ihrer Gemeinde, tragen Handschuhe und berühren die Leichen nur mit Zangen. Man würde das Feuer verunreinigen, wenn man sie verbrennte; das Wasser, wenn man sie, wie die Hindu, den heiligen Fluten übergäbe; die Luft, wenn man gestattete daß die Ausdünstung der vermodernden Körper sie verpestete; die Erde, wenn man sie in ihr begrübe. Dies erklärt den Vorgang welchem ich, nicht ohne einige Bewegung, beiwohnte. Der scheußliche Fraß vollzieht sich zwar hinter den Coulissen, so wie die griechische Tragödie die Verübung der Unthat dem Auge des Zusehers entzog. Aber, durch das Prisma der Einbildungskraft, sieht man genug um sich mit Abscheu abzuwenden. Die Wirkung des halb Verhüllten ist um so gewaltiger.

Aber lenken wir die Augen ab von dem Festgelage der Harpyien. Blicken wir um uns. Bombay liegt zu unsern Füßen; die Stadt, die Bucht, das Meer! Im Südosten erräth man den Hafen an dem Walde von Masten deren Spitzen allein sichtbar sind. Ueber dieselben hinaus, am Horizont, Felsen und Eilande von phantastischen Umrissen, nackt oder mit Heidekraut bekleidet, alle von der Sonne vergoldet. Ganz in der Nähe, unter uns ein in Cocosbäumen gehülltes Stadtviertel der Eingeborenen. Ueber die Baumwipfel hinweg, durch die Spalten ihrer geöffneten Fächer, hinter durchsichtigen, von der Entfernung gewebten Schleiern, die stattlichen Gebäude der Esplanade und von Colaba. Weiter gegen Osten eine verworrene Häusermasse mit einigen ragenden Kirchthürmen: dies ist die eigentliche Stadt Bombay. Zur Rechten bespült das Arabische Meer den Fuß der Anhöhe auf welcher wir stehen. Es ist eines der schönsten

und, dank der Vielfältigkeit seiner Elemente, reichsten Panoramen der Welt. Man könnte es einzig in seiner Art nennen. Aber die Nähe der Thürme des Schweigens schmälert den Genuß. Ohne sich von den Ursachen Rechenschaft zu geben, fühlt man sich gewissermaßen beunruhigt. Es ist ein gemischtes Gefühl von Entzücken und Abscheu. Man freut sich und man bedauert von dem Orte zu scheiden.

Ich machte die Bekanntschaft eines jungen Mohammedaners der in Paris und London studirt hat. Er war in frühester Jugend nach Europa gekommen und spricht sehr gut englisch. Wir hatten ein langes Gespräch welches, allmählich, eine ernste Wendung nahm. Ich frug ihn: „Glauben Sie was der Koran Ihnen zu glauben vorschreibt?" — „Die europäische Civilisation enthält nichts was meinem Bekenntnisse entgegenstände." — „Dies ist keine Antwort. Glauben Sie daß Mohammed der Prophet Gottes war?" — „Ja, warum nicht? Was er lehrte war das Symbol der philosophischen Wahrheit." Dabei blieb er. „Was denken Sie von den Brahminen? Glauben sie an ihre unzähligen Götter?" — „Nein, sie sind zu aufgeklärt. Jene von ihnen welche englischen Schulunterricht genossen müssen einsehen daß die Götzenbilder nur die Symbole der philosophischen Wahrheit sind." — Immer Symbole! Ich bat ihn mir zu sagen was er unter diesem Worte verstehe. Er suchte vergebens nach einer Antwort. Verdruß, Verlegenheit und, ich glaube mich nicht zu irren, Zweifel malten sich auf seinem Antlitz mit den feinen Zügen und dem sanften und geistreichen Ausdruck. Ich sage mit Bedacht: Zweifel an seinem Symbole. Natürlich, lenkte ich sofort das Gespräch auf einen andern Gegenstand. Man sagt mir, er gehöre zu den begabtesten und geistig hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Klasse. Aber eine allgemeine, nichtssagende Formel, ein leeres Wort, genügt ihm um alles zu erklären.

Dies erinnert mich an ein kleines Abenteuer welches mir in Paris am 2. December 1851, am Tage des Staatsstreichs, begegnete. Ich wandelte die Boulevards hinauf. In der Nähe der Porte St.-Denis angelangt, gewahrte ich im Mittelpunkte eines kleinen Volkshaufens ein Individuum welches, unter lebhaftem Beifall der Zuhörer, unablässig dieselben Worte wiederholte: „Brüder, setzen wir uns nieder zum Banket der Natur." Ich bahnte mir den Weg durch die Menge und frug ihn: „Bruder, was verstehen Sie unter Banket der Natur?" Er suchte nach einer Antwort, fand sie nicht, begann zu stammeln, gerieth in Verwirrung und sagte am Ende: „Ein Banket ist ein Banket, ein Banket wie deren in Amerika stattfinden." Seine Zuhörer, welche ihn eben erst beklatscht hatten, wurden mit einemmale mistrauisch, wiederholten meine Frage in immer drohenderm Tone, und würden ihm wahrscheinlich übel mitgespielt haben wenn nicht in diesem Augenblick ein plötzlicher Angriff der Truppe die Versammlung zersprengt und der Verlegenheit des bedrängten Volksredners ein Ende gemacht hätte. Für mich war es ein Lichtstrahl. Der Mensch, welcher das Neue sucht, gleichviel ob auf den Wegen der philosophischen Speculation, oder auf einer Barrikade mit dem Revolver in der Hand, klammert sich an die erste beste Formel, aber er wirft sie von sich mit derselben Leichtigkeit unter dem Einflusse des ersten Skeptikers dem er begegnet. Vielleicht war dies der Fall des Mannes mit den Symbolen. Gewiß, die Wissenschaft zerreißt die Nebel des Aberglaubens, sie stürzt die falschen Götter, aber sie bewerkstelligt dies nicht ohne im Herzen des Adepten eine gewisse Leere zurückzulassen. Wird diese nicht ausgefüllt durch neue Ueberzeugungen, so handelt er wie der Ertrinkende der sich an einen Strohhalm klammert. Er bemächtigt sich irgendeiner hohlen Formel, aber, beim ersten Zweifel der in ihm aufsteigt, wirft er sie von sich: der Strohhalm bricht in seiner Hand, und er verfällt dem Nichts.

Goa. Vom 12. zum 17. Februar. — Der Güte Sir James Fergusson's, welcher seine Yacht zu meiner Verfügung stellte, verdanke ich die genußreiche Reise nach Goa.

Am 12., bei Tagesanbruch, verließ die Mary-Frere den Hafen von Bombay, glitt rasch der hügeligen Küste entlang und ankerte, am nächsten Morgen um dieselbe Stunde, vor Pangim oder Goa-Nova, der Hauptstadt der portugiesischen Besitzungen in Indien. Ein reizendes Gemälde entrollte sich vor unsern Blicken. Dichte Cocoswälder bedecken die Ufer des Mondovi bis an seine Mündung in die Bucht, höher hinauf zwei grünen Bändern gleichend welche seine Wasser umsäumen. Im Hintergrunde, die lichtumflossenen Firnen der Ghat. Die Thäler hüllte noch die Nacht in ihre Schleier.

Pangim, eine kleine hübsche Stadt, liegt hart am Flusse. In den Straßen alte indo-portugiesische Häuser, prachtvolle Bäume, wenig Frauen aber viele Männer, alle von mehr oder weniger dunkler Hautfarbe je nach dem größern oder kleinern Zusatze indischen Blutes in ihren Adern. Den wenigen Weißen, durchweg Offiziere oder Beamte, spricht das Fieber aus den blassen Zügen, den hohlen Wangen und matten Augen. Das Volk ausgenommen, trägt alles europäische Tracht. Jedermann ist mit einem kolossalen Sonnenschirm bewaffnet. Die Leute gehen langsam einher, ihre Beine mühselig nach sich schleppend. Man könnte sie für Kranke halten die eben das Spital verließen. Es sind aber keine Kranke sondern nur Müßiggänger die nicht wissen wie sie ihre Zeit tödten sollen, und welche die Langeweile zu Hause fliehen um sie auf der Gasse wiederzufinden.

Der Palast des Gouverneurs, eine Gruppe von Gemächern, auf portugiesisch casas, Häuser, genannt weil ein jedes von ihnen sein eigenes Dach besitzt, fällt durch seine Unregelmäßigkeit und durch die Anzeichen eines langen und langsamen Wachsthums

auf. Nahebei vier Jahrhunderte haben an dem ehrwürdigen Baue gearbeitet. In mehrern Sälen sind die Wände mit den Porträts der Vicekönige bedeckt. Das älteste trägt die Jahreszahl 1505. Das zweite, in chronologischer Reihenfolge, stellt Albuquerque vor. Die große Anzahl dieser Gemälde, deren einige durch die Feuchtigkeit sehr gelitten haben während andere vollkommen gut erhalten sind, erklärt sich theils durch das mörderische Klima, theils durch die Ränke der lissaboner Höflinge welche diesen hohen Staatsdienern höchstens zwei oder drei Jahre der Amtswaltung gönnten. Die Sammlung bietet ein großes historisches Interesse. Für das Studium der Trachten kenne ich nichts Aehnliches.

Außer diesem Palast und einigen Kirchen verdient nur die alte Residenz des Erzbischofs erwähnt zu werden, weniger wegen ihres Baustils als wegen der Bedeutung ihrer Bewohner.

Goa war und ist, bis zu einem gewissen Grade, noch heute die Hauptstadt des katholischen Indien. Daher beansprucht die portugiesische Regierung noch immer für den Erzbischof von Goa den Titel eines Primas von Indien, und für Seine allergetreueste Majestät das Patronatsrecht über sämmtliche katholische Kirchen der Gangeshalbinsel. Erinnerungen anrufend welche nur mehr einen geschichtlichen Werth besitzen, auf päpstliche Bullen gestützt die in das 15. und 16. Jahrhundert zurückreichen, sowie auf ein neueres die erhobenen Ansprüche nicht rechtfertigendes Concordat, verschließt sich der portugiesische Hof absichtlich der Erkenntniß seiner Lage. Er vergißt daß seine sämmtlichen Besitzungen in Indien, mit Ausnahme von Goa und Diu und einer andern winzigen Niederlassung, an die Krone Englands abgetreten wurden. Er übersieht auch seine augenfällige Unfähigkeit für die Bedürfnisse so vieler außerhalb seines Gebiets liegender Kirchen und religiöser Anstalten zu sorgen, Kirchen und Anstalten welche den Geldmitteln der Propaganden in Rom und Lyon ihr Dasein verdanken. Taub gegen alle Gegenvorstellungen des päpstlichen Staatssecretärs, beharrt das Cabinet von Lissabon bei

seinen Ansprüchen obgleich sie vom Heiligen Stuhle verworfen und selbst von der englischen Regierung, welche übrigens auf eine Prüfung des Meritum der Frage nicht einging, für unzulässig erklärt worden sind. Die Römische Curie gründet ihren Einspruch auf die absolute Unmöglichkeit für Portugal, sowol in geistlicher als finanzieller Beziehung, die den beanspruchten Privilegien anhaftenden Lasten zu tragen. Außerdem herrscht nur Eine Stimme über die sehr große Ueberlegenheit des von der römischen Propaganda verwendeten Klerus im Vergleich mit dem goanesischen. Die englische Regierung erhebt keine Einwendung dagegen daß das Haupt der katholischen Kirche, gleich den protestantischen Missionsgesellschaften, seine Organe ernenne und für die Bedürfnisse des Cultus und Klerus seiner Religion Fürsorge treffe, aber sie verweigert einem fremden Souverän die Ausübung ähnlicher Rechte auf einem der englischen Krone gehörigen Gebiete.

Ich werde hier nicht auf eine geschichtliche Darstellung der endlosen Verhandlungen zwischen Rom und Lissabon eingehen. Im Jahre 1838 stand man dem Schisma nahe; 1857 wurde endlich ein Concordat abgeschlossen. Allein auch hierdurch gelang es nicht den Streit beizulegen und die Schäden zu heilen an welchen die indische Kirche litt und leidet. Das Concordat ließ in einem Theile der Präsidentschaft von Bombay das portugiesische Patronatsrecht, sowie die andern Privilegien des Erzbischofs von Goa fortbestehen. Die Folge war eine Reihe von Streitfällen über die geistliche Gerichtsbarkeit zwischen Priestern der Propaganda und Mitgliedern des goanesischen Klerus, oft auch von portugiesischer Seite neue Ansprüche, und von seiten des römischen Klerus, erneuerte Klagen und Anfragen in Rom. Es ist ein eigenthümliches Schauspiel dieser bald im Verborgenen, bald offen geführte Kampf welcher, in Indien, alle christliche Gemeinden in Verwirrung stürzt und, in Europa, den religiösen Frieden zwischen einem katholischen Fürsten und dem Haupte der Kirche zu bedrohen scheint. In dem einen Heereslager sehen

wir das moderne Portugal welches, obgleich in seiner innern Verwaltung den Doctrinen und Anschauungen der Neuzeit huldigend, veraltete Bullen anruft um verblichenen Zuständen den Schein des Lebens zu bewahren; dort den Heiligen Stuhl, diese vor allen conservative Macht, welche diesmal für die Reform eintritt, für die Reform der ihrer bedürftigen Kirche Indiens — Portugal kämpfend unter den Fahnen des Mittelalters, Rom, dank der Macht der Logik, einen Verbündeten findend in dem protestantischen England!

Der landschaftliche Reiz der Gegend zwischen Pangim und Goa=Velha spottet jeder Beschreibung. Die alte Hauptstadt liegt sechs bis sieben Meilen stromaufwärts. Auf halbem Wege trifft man eine Aldea, einen Marktflecken der aus elenden Hütten und einer ebenso elenden Bevölkerung besteht. Die Männer, den Gürtel ausgenommen, sind nackt, die Frauen in Lumpen gehüllt. Eine Masse Kinder spielen in den Pfützen. Welcher Gegensatz mit dem üppigen Reichthum der Natur! In dem höhern Theile des Dorfes stehen stattliche, alte steinerne Häuser, ein jedes mit seinem Wappenschilde über dem Thore. Ich glaubte mich nach Lamego, oder Visen oder irgendeiner andern altehrwürdigen portugiesischen Provinzialstadt versetzt. Es sind dies die Wohnsitze der Fidalgos deren Vorältern mit den Conquistadoren in das Land gekommen sind. Unweit Pangim fuhren wir über einen langen Damm, einen soliden Steinbau der Jesuiten. Die goanesischen Freidenker behaupten, die Patres hätten ihn in einer Nacht mit Hülfe des bösen Feindes errichtet.

Als wir uns Goa nähern gewahren wir die Façade von St.=Augustin. Im Hintergrunde ein Vorhang von Cocosbäumen

gebildet. Diese Ruinen erheben sich auf der Stelle wo einst die stolze Metropole von Portugiesisch-Indien stand. Wir erreichten den verlassenen, von Palmen beschatteten Strand und gelangten, einige Schritte weiter, zu einem verfallenen Portal mit einem grob gemeißelten Hautrelief welches die Züge Vasco de Gama's verewigt. Durch dieses Thor schreiten noch heute die von Lissabon neu angekommenen Statthalter, wenn sie ihren Einzug in Goa halten. Sie könnten die Stadt ebensowol auf jedem andern beliebigen Wege betreten, denn die Ringmauern sind verschwunden, sowie auch die Häuser und der Palast des Gouverneurs verschwunden sind. Von letzterm steht nur mehr das Portal welches, einst, in einen Jaintempel führte. Nur die Kirchen haben die allgemeine Zerstörung überlebt. Die Geistlichen, welche den Dienst versehen, sind sämmtlich Eingeborene. Diese, mit wenigen Ausnahmen, gut erhaltenen Gebäude werden an gewissen Festtagen von Tausenden von Pilgern aus Pangim und andern Gegenden der Colonie besucht. St.-Franciscus von Assisi, ein schöner massenhafter Bau, errichtet unmittelbar nach Einnahme der Stadt durch den Conquistador Albuquerque, trägt den Stempel der goldenen Kunstepoche Italiens.

Der Bom-Jesus gehört dem Ende des 16. Jahrhunderts an. Dort ruht, in einem vom Großherzoge Ferdinand II. von Toscana errichteten Grabmal, der Apostel von Indien Franz Xavier. Der aus massivem Silber getriebene Sarg des Heiligen ist offenbar älter als das Monument und die Kirche. Alle diese Tempel haben eine gewisse Aehnlichkeit, aber ich halte St.-Franciscus von Assisi für den vorzüglichsten. Dem portugiesischen Geschmack gemäß sind sie weiß getüncht. Im Innern bedecken reich geschnitzte Holzaltäre, meist viel neuer als der Bau, die Nischen und die Abside wo deren eine besteht, aber der Baustil ist der italienische aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Das Aeußere hingegen erinnert an Portugal. Goa wurde am St.-Katharinentage eingenommen. Daher sieht man fast allenthalben das Bildniß der Heiligen welche den Fuß auf den Rücken des

am Boden liegenden letzten einheimischen Königs setzt. In einem weitläufigen Frauenkloster wohnt die einzige, alle ihre Ordensschwestern überlebende, Nonne. Sie zählt 95 Jahre. Nach ihrem Tode wird das Gebäude, der modern portugiesischen Gesetzgebung gemäß, „laisicirt" werden.

Der Dechant des Kapitels der Sé (Kathedrale), diente uns als Führer. Er ist ein Landeskind, und doch trägt sein sanftes, echt geistliches Antlitz die Spuren des ungesunden Klimas. Der uns begleitende Adjutant des Gouverneurs behauptete daß drei oder vier Tage in Goa-Velha dem Europäer das Fieber wenn nicht den Tod bringen.

Der Dechant führte uns in seine Wohnung, einige große Gemächer im Palast des Kapitels, des einzigen, wenn ich nicht irre, welcher nicht verfallen und mit Büschen bewachsen ist. Von den Fenstern übersieht man den Hauptplatz. Ein eigenthümlicher Anblick! Wald und Gestrüpp dringen von allen Seiten ein. Undurchdringliches Dickicht bedeckt die Ruinen der Häuser. Gras und Gesträuche vertreten das Pflaster. Man sieht nur Kirchen. Nebenan, an der Ecke steht eine, eine andere zu unserer Linken, halb verborgen hinter einer Gruppe von Fächerpalmen. Sie wurde an der Stelle erbaut, an welcher Albuquerque in die Stadt drang. Weiter rechts St.-Franciscus von Assisi und, daneben, die Sé. Weiterhin zeigt sich, hinter einer prachtvollen Gruppe von Palmen, die St.-Peter in Rom nachgebildete Kirche des heiligen Gaetanus.

Tiefe Stille herrscht über Goa. Glockengeläute ladet zwar, morgens und abends, die Gläubigen zum Gebet. Aber diese Töne verhallen ungehört. Kein Sterblicher folgt dem Rufe. Das Leben ist erlöscht. Nichts blieb als einige Priester, eine Nonne, viele Panther und zahllose Schlangen.

Es ist ein heroisches Denkmal der entschwundenen Größe Portugals. Worte sind unvermögend es zu schildern. Am Eingange die durch die Zeit halb verlöschten Züge des ersten seiner Eroberer. Die Kirchen noch aufrecht stehend; in ihnen betende

Priester. Das Kreuz, welches das Schwert überlebt hat. Allenthalben Wildniß und hundertjährige Bäume, die Blumen ersetzend welche man auf Gräbern pflanzt. Camões allein vermöchte die Trauer dieser Orte zu besingen.

Achmedabad, 17., 18., 19. Februar. — Es fiel mir schwer mich dem freundlichen Parell und dem verführerischen Capua Indiens zu entreißen. Am 16. abends, Abreise von Bombay. Während der Nacht wird die Nerbudda passirt. Die aufgehende Sonne findet uns, unweit Baroda der Residenz des Gaikwar, in einer parkähnlichen Gegend. Um 10 Uhr morgens Ankunft in Achmedabad. Der Commandant des 23. Regiments, eingeborene Infanterie, Major Ebden hat die Güte mich am Bahnhofe zu empfangen und nach dem, zwei Meilen gegen Nordwest, entlegenen Lager zu geleiten.*

Achmedabad trägt seine Geschichte auf der Stirne geschrieben. Von einem Mohammedaner gegründet, später von einem Vicekönige der mongolischen Kaiser regiert, ist es eine wesentlich

* Der District Achmedabad, obgleich, durch den Lehnsstaat Baroda, von der Provinz Bombay getrennt, gehört zur Präsidentschaft dieses Namens. Die Stadt Achmedabad (118000 Einwohner) im Jahre 1413 durch Achmed Schach gegründet, später von Akbar erobert, entwickelte sich rasch während des ersten Jahrhunderts seines Bestandes, sank dann allmählich, bis sie, unter dem Scepter der mongolischen Kaiser, in eine neue Periode der Blüte trat (1572—1709). Um diese Zeit zählte sie eine Million Einwohner. Hierauf folgte ein neuer Niedergang und ein abermaliger Aufschwung. Ihre Seiden- und Baumwollmanufacturen, sowie ihre Goldarbeiten bilden die Hauptquellen ihres Wohlstandes. Die hier verfertigten Holzschnitzereien und Sculpturen in Stein stehen noch gegenwärtig in großem Rufe.

mohammedanische Stadt. Aber das hinduische Element hat sich erhalten, obgleich die Volksmassen den Islam annahmen, denn in den höhern Klassen herrscht der Jainismus vor.*

Achmedabad steht inmitten einer Ebene. Die Stadtthore sprechen zur Einbildungskraft durch ihren feudalen Anstrich und erinnern an unser Mittelalter. Mit Ausnahme des Collectors, dessen Haus sich innerhalb der Ringmauer nahe bei einem der Thore befindet, wohnt kein Europäer in der Stadt.

Die Belebtheit der breiten oder engen, geraden oder gewundenen Gassen, in welchen sich die bunte und doch denselben Ursprung zeigende Menge drängt, steht in sonderbarem Gegensatze mit dem anscheinenden Verfall der Häuser, der meisten Moscheen und Tempel und so vieler anderer Gebäude welche in der Baugeschichte Indiens Epoche machen. Und als ob dieser Widerspruch nicht hinreichte, drängt sich dem Beschauer ein anderer auf, wenn er die Erfindungsgabe, den Reichthum an Phantasie, den künstlerischen Geschmack der Schöpfer dieser Meisterstücke mit der Sorglosigkeit und Trägheit der Epigonen vergleicht. Vor allem fällt die Entwickelung der Sculptur auf. Selbst die Hütte des Armen schmückt sich mit irgendeinem feingeschnitzten Zierath. Diese Künstler verstanden es Stein und Holz mit gleicher Fertigkeit zu behandeln.

Die Sonne neigt sich zum Untergange und es ist Zeit nach dem Lager zurückzukehren. An jeder Ecke wird der Wagen des Majors durch einen Strom menschlicher Wesen aufgehalten. Wir

---

* Die Jainiten bilden eine Sekte buddhistischen Ursprungs. Sie lassen die Veda nicht zu, theilen die Zeit in drei Epochen und verehren in jeder derselben, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, 24 Jina, d. h. gerechte und vollkommene Menschen. Die in ihren Tempeln befindlichen, vierundzwanzigmal wiederholten, zuweilen kolossalen Statuen stellen diese Auserwählten dar. In gewisser Beziehung ist der Jainismus nichts anderes als der mit einer Mythologie, nicht von Göttern sondern von Heiligen, bereicherte Buddhismus. Vgl. Hunter's „Indian Empire", und zahllose Essays.

gerathen in eine Procession „der ersten Schwangerschaft". Die junge Frau, die Hauptperson des Festes, in ein karminrothes Seidenkleid gehüllt und mit Schmuck behangen, sitzt unter einem Baldachin der auf einem von Ochsen gezogenen Karren ruht. Eine Anzahl Frauen umgeben ihn. Die meisten tragen Amphoren auf dem Kopfe. Die um Hals und Lenden gewundenen Schärpen bilden einen prächtigen Faltenwurf. Flötenspieler folgen. Der Lärm, die Menge, die glänzenden Trachten, die herrlichen Moscheen und geschnitzten Façaden der Häuser, die mit Frauen und Kindern besetzten Dächer und Balkone, vereinigen sich zu einem wundervollen Bilde in welchem zwei geschiedene Civilisationen, die maurische und die hinduische, ihren Ausdruck finden.

Zwischen Achmedabad und dem Lager gleicht die Gegend einer ungeheuern Nekropole. Nach allen Richtungen nichts als mohammedanische Gräber. Obgleich sandig, ist der Boden doch fruchtbar und wohl bebaut. Stein fehlt fast vollkommen. Wenige Palmen, aber kleine Gruppen niederer, stämmiger indischer Feigenbäume, Tamarinden und Pipol breiten ihre Aeste aus als wollten sie die Vorüberziehenden unter ihre Schatten einladen. Eine schöne macadamisirte, von Baumreihen eingefaßte Straße führt nach dem Lager. Als wir sie heute Nacht befuhren, grüßten uns Tausende von grünen Papagaien, die in den Zweigen nisten, mit ihrem ohrenzerreißenden Geschrei.

Gutes und heiteres Diner an der Offizierstafel. Die eingeborenen Kameraden haben eine „Messe" für sich, weil sie ihre Kaste verlören wenn sie mit den Weißen speisten. Ich bewundere die Bande des 23. Regiments. Der Kapellmeister ist ein Rheinländer und hat sein Orchester selbst geschaffen. Theils Hindu theils Halbblut, aber alle Landeskinder, lernen sie die Musik nach Art der Papagaien, und diese Methode, die einzig

mögliche, gibt vortreffliche Resultate. Die jungen Leute besitzen das Talent der Nachahmung im höchsten Grade aber nicht die geringste Erfindungsgabe.

Ich bin vor Anbruch des Tages aufgestanden und wandere vor dem Bungalow welches mir Lieutenant Scollen abzutreten die Güte hatte, der Morgenkühle genießend, auf und nieder. Beim ersten fahlen Lichte der beginnenden Dämmerung, erhebt sich in den großen noch in leichte Nebel gehüllten Bäumen des Cantonnements ein höllischer Lärm: der ohrenzerreißende Schrei der Papagaien, das Gekrächze der Raben und andere mir gänzlich unbekannte Mistöne verschmelzen sich zu einem scheußlichen Concert. Der Sonnenaufgang macht dem Hexensabbat ein Ende.

Ein wahrer Glücksfall ist die Begegnung mit Dr. Burgeß, einem in der gelehrten Welt rühmlich bekannten Archäologen, welcher jetzt mit Herausgabe einer Beschreibung der Denkmale von Achmedabad beschäftigt ist. Wir besuchen ihn in seinem Lager, Archeological survey camp, welches er im Garten des Collectors aufgeschlagen hat.

Es ist kaum Tag und die Stadt verödet. Zwar hat jedermann bereits das Lager verlassen, aber man ist bei oder in den „Teichen", die Weiber um Wasser zu schöpfen, die Männer, Hindu und Mohammedaner, um zu baden.

Geleitet von Dr. Burgeß, welcher mir manches architektonische Räthsel löste, verbrachte ich den ganzen langen und doch so kurzen Tag in den heiligen Orten dieser wundervollen Stadt.

Die wesentliche Bedeutung der Denkmale besteht wol darin daß sie die Geschichte Achmedabads versinnlichen. Die neuen Gebieter brachten mit sich ihre mohammedanischen Gewohnheiten,

Anschauungen und Traditionen; aber die Künstler, deren sie sich zu ihren Bauten bedienten, gehörten dem eroberten Lande an. Sie waren Hindu. Daher kommt es daß, während die Hauptanlage der Moschee arabisch ist, die Ausführung, das hinduische Gepräge trägt. Diese Erscheinung findet man in ganz Indien, wo immer das mohammedanische Element das Uebergewicht gewann, aber nirgends tritt sie so sichtbar hervor wie in Achmedabad.

Allmählich, aber nur bis zu einem gewissen Grade, eigneten sich die Architekten des Landes den maurischen Geschmack an. Dies liegt in der Natur der Dinge, und die Gebäude liefern den Beweis. Die kurz nach 1413 entstandenen, sind, ihrem Wesen nach, Hindubauten, die spätern, fast aber nicht vollständig, mohammedanische.

Es würde zu weit führen meine an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen und Schlußfolgerungen hier ausführlich wiederzugeben. Nur einige wenige Worte über die Architektur.

Die ältesten Monumente, jene welche in das zweite Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zurückreichen, wie die berühmte unter dem Namen Jami-Mejid bekannte Moschee Achmed Schach's und die der Rani Sipri* stehen, meiner Ansicht nach, hoch über den reichern, durch ihren Umfang imposantern, aber sowol was Hauptentwurf als Verzierung anbelangt, weniger einfachen und vornehmen Bauten aus dem zweiten goldenen Zeitalter der Stadt, nämlich aus dem 17. Jahrhundert.

Im allgemeinen, scheinen mir die Moscheen von Achmedabad über ihren wahren Werth geschätzt zu werden, insofern nämlich als man sie betrachtet von dem Gesichtspunkte der classischen Kunst und der allgemeinen gültigen Gesetze welche die großen Meister der Architektur aller Zeiten als maßgebend anerkannt haben. Gewiß, der Gesammteindruck ist überwältigend. Wir ver-

* Jami-Mejid wurde vollendet 1424, die Moschee der Sultanin 1431.

lassen die menschenerfüllte Gasse und betreten, durch ein von außen kaum sichtbares Portal schreitend, den Hof der Moschee. Schweigen und Einsamkeit umfangen uns alsbald. Unter dem Peristyl, der längs den Ringmauern hinläuft, erquickt uns köstlicher Schatten. Mit Wonne haftet der Blick an den marmornen Spitzenschleiern welche die Fenster verhüllen, an den wie Geschmeide gemeißelten Verzierungen der Nischen und Pilaster, an den von hundertjährigen Bäumen überwölbten Grabmälern. Gern geben wir uns dem Reize hin der uns entzückt, besticht, entwaffnet. Aber eine kühle Kritik stimmt diese Begeisterung herab.

Für meinen Theil möchte ich die Kunst der Ornamentirung höher schätzen als die Architektur. Man betrachte nur diese aus Marmor gewobenen Spitzenschleier der Fenster, an welchen sie die Jalousien oder Gitter vertreten. Man weiß in der That nicht was bewunderungswürdiger ist, die Erfindungsgabe des Zeichners oder die Fertigkeit des Künstlers welcher Stein wie Holz zu bewältigen weiß.

Das reichste und zugleich das modernste Monument ist der berühmte Jaintempel welchen Hathi Sing, einer der reichsten Kaufleute der Stadt, mit einem Aufwande von einer Million Rupien, restaurirt oder eigentlich von den Grundfesten neu erbaut hat (1848). Mr. Fergusson spricht sich, in seiner „Geschichte der Architektur", äußerst lobend aus. Ich finde den Bau reich und groß aber nicht großartig. Die Verhältnisse sind kleinlich, die Gewölbe niedrig, die Sculpturen roh. Armuth an Erfindung, Abwesenheit des Sinnes für Verhältnisse, zwei Mängel welche den Reichthum der Incrustationen und der kostbaren Steine nicht verdecken können, kennzeichnen dies Wunderwerk des modernen Achmedabad. Wenn irgendetwas geeignet ist den Verfall der Künste in Indien darzuthun, so ist es dieser Tempel; besonders wenn man bedenkt daß er in einer durch ihre Monumente berühmten Stadt entstand, wo großartige Vorbilder im Ueberfluß vorhanden sind, wo eine mit Recht berühmte Schule von Architekten und Bildhauern gewirkt hat und wo der Kunstgeschmack

und die Uebung der Kunst, allerdings allmählich abnehmend, sich jahrhundertelang, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt haben.

Der Holzschnitzer hat, in höherm Grade als der Bildhauer, die alten guten Traditionen bewahrt. Wir besuchten die vorzüglichsten Ateliers. Diese Künstler copiren die geschmückten Fenster der Moscheen und Gräber mit großer Genauigkeit, klatschen ihre Zeichnung auf dem Brete ab und bearbeiten es sodann mit einem einzigen Instrument. Die Ausführung läßt nichts zu wünschen übrig. Aber man copirt nur, man erfindet nicht mehr. Ein amerikanischer Speculant machte hier große Bestellungen für Neuyork. Reiche Yankees schmücken ihre Speisesäle mit Büffeten deren Ornamente den Grabmälern der Sultane von Guzerat entlehnt sind!

In einiger Entfernung von der Stadt befindet sich Schach-i-Bagh, der „Garten des Königs", ein kleiner zierlicher, 1622 für die damaligen Vicekönige erbauter Palast. Jetzt bewohnt ihn der englische Richter mit seiner Familie. Dies Haus, wie so viele andere welche ich hier sah, zeichnet sich durch eine Sonderbarkeit aus welche der Erwähnung werth scheint. Bekanntlich übt das Material einen sehr großen, ja bestimmenden Einfluß auf die Entwickelung des Baustils. Man baut anders mit Stein, anders mit Ziegeln, anders mit Holz. Hier haben viele steinere Gebäude die Holzconstruction beibehalten. Vielleicht — so erkläre ich mir die Sache — verschmähten reiche Leute das Holz, gerade weil es keinen Stein im Lande gibt. Sie ließen also steinere Häuser bauen. Die Architekten, welche Hindu waren, gehorchten, aber ohne den traditionellen Stil, den der Holzconstruction nämlich, zu verlassen. Die Wirkung ist bizarr. Es ist als ob man auf der Gasse einem alten Bekannten in Verkleidung begegnete. Man erkennt ihn sogleich, und fragt sich: wozu die Vermummung? Ich glaube die Antwort gegeben zu haben.

Die Affen spielen in Achmedabad eine große Rolle. Ich sah deren allenthalben: in den Bäumen der Moscheen, außerhalb der Stadt, längs dem Flusse wo diese unbequemen Wesen sich tränken, in den belebtesten Straßen der Stadt. Da sitzen sie auf den Dächern und betrachten die Vorübergehenden mit einem höhnischen Ausdruck. In der verflossenen Nacht weckte mich ein höllischer Lärm. Checco stürzte in mein Schlafzimmer, ein Bild des Entsetzens, mit seiner sonoren römischen Stimme „Assassini!" schreiend. Räuber, mitten im Lager, schien mir äußerst unwahrscheinlich. Es waren auch keine Räuber, sondern nur Affen welche, zur Kurzweil, das Dach des Bungalow abzudecken versuchten. Es ist dies eine ihrer Gewohnheiten. Es ist nicht Gewohnheit der Einwohner diese gemeinschädlichen Thiere auszurotten. Alles was seine religiösen Ueberzeugungen dem Hindu gestatten, ist sie mit Stockstreichen zu verscheuchen.

Wir befinden uns in der Jahreszeit der Hochzeiten. Nach dem Trommelschlag und Flötengepfeife zu urtheilen welches wir jeden Abend beim Nachhausefahren vernehmen, sollte man meinen die ganze Stadt vermähle sich. Unter vielen andern, verheirathet auch einer der ersten Notabeln seine Tochter. Es ist Rao Bahadur Premathai Hamathai, das hervorragendste Mitglied der Jainitengemeinde. Heute und morgen wird während der ganzen Nacht sein prachtvolles Haus für die glückwünschenden Freunde offen stehen.

Wir finden den Hof und die Façade glänzend erleuchtet. Da der Vater der Braut unwohl ist, werden wir von den Söhnen empfangen. Sie führen uns in einen langen, engen, durch Ampeln sanft erleuchteten Saal. Die Versammlung ist zahlreich, besteht aber nur aus Männern. Die Gäste treten ein, neigen das Haupt, lassen sich längs der Wände, auf einer doppelten Reihe von Stühlen nieder, sprechen untereinander mit leiser Stimme,

lauschen der Musik, bewundern den Tanz der Bajaderen. Nach einiger Zeit ziehen sie sich zurück nachdem sie die Herren vom Hause abermals begrüßt und diese sie mit Blumenkränzen behangen haben. Neue Ankömmlinge nehmen ihren Platz ein. In dieser Weise erneuert sich die Gesellschaft unablässig.

Die beiden Brüder, schöne große, schmächtige vornehm aussehende junge Leute mit regelmäßigen Gesichtszügen und hellbrauner Hautfarbe, empfangen die Gäste mit Anmuth und Würde.

Die Braut, ein sehr schönes Kind, zählt kaum zwölf Jahre. Eine ponceaufarbige Seidenschärpe schlingt sich um Haupt und Schultern. Ein Unterrock von derselben Farbe umfaßt die Hüften. Geschmeide, von sehr hohem Werth, schmückt Arme und Knöchel. Ringe an den Fingern, den Zehen und in den Nasenflügeln vervollständigen den Putz. Die gravitätische Sicherheit und Ruhe mit welcher die Kleine auftritt ist von unaussprechlich komischer Wirkung. Uebrigens beschäftigt sich niemand mit ihr; aber das beirrt sie nicht. Sie weiß sehr wohl daß die Gesellschaft ihretwegen gekommen ist. Diese Art von Ehen werden immer erst einige Jahre später vollzogen. Hat die junge Frau, welche bei ihrer Vermählung vielleicht nur fünf oder sechs Jahre alt war, mittlerweile ihren Gemahl durch den Tod verloren, so wird sie als Witwe betrachtet: sie wird zur Aschenbrödel in der Familie des Verstorbenen, man schneidet ihr die Haare ab und behandelt sie wie eine Sklavin. Sehr häufig, finden diese armen Geschöpfe ihre Lage unerträglich, entfliehen und verwechseln die elende Gefangenschaft mit der elendern Freiheit der Bajadere! Die „frühen Ehen“ sind eine der Pestbeulen der indischen Gesellschaft. Hoffen wir daß die kleine Braut hier glücklicher sein wird! Sie steht neben meinem Stuhle, hält meine Hände in den ihrigen, und betrachtet mich aufmerksam mit ihren schönen, großen, runden, schwarzen Augen welche noch nichts sagen als die Freude an dem physischen Dasein. Hätte ich sie ermuthigt, was ich nicht that aus Rücksicht für den Bräutigam welchem

die Etikette verbietet seiner eigenen Hochzeit beizuwohnen, ich glaube der kleine Schelm hätte sich mir auf den Schos gesetzt.

In dem langen aber schmalen Raume zwischen der doppelten Reihe von Sitzen tanzten und sangen drei Bajaderen. Hinter ihnen, so nahe daß sie ihnen beinahe auf die Fersen traten, standen und gingen die Flötenspieler und Cymbelschläger. Die Nautschie oder Bajaderen, weder hübsch noch häßlich, aber sehr graziös, trugen den Anzug ihrer Klasse: ein Gold- und Seidengespinst verhüllte den Busen, dazu ein weiter Pantalon und Vortuch von demselben Stoffe. Arme und Hüften sind unbedeckt, die Haare glatt und am Scheitel getheilt. Schmuck an den Händen, Füßen, am Halse und an der Nase. Diese Elßler und Taglioni — in diesem Hause ist alles von erster Kategorie — tanzen eigentlich nicht; sie gehen, schreiten vorwärts und zurück, oder, besser, sie tanzen nicht mit den Beinen sondern mit den Händen, den Armen, den Schultern, mit dem ganzen Oberleibe, vorzüglich mit den Augen, immer mit äußerstem Anstande. Die jüngste, die kaum zwölf Jahre alt sein mochte, wandte das Auge von mir nicht ab. Streng und zugleich herausfordernd, warf sie mir bald zärtliche, bald vorwurfsvolle, bald flehende, bald drohende Blicke zu. Aber sie lächelte niemals. Man lächelt nicht in Indien. Kein Sonnenstrahl erleuchtet diese dunklen Gesichter. Auf dem Antlitze dieses Kindes malte sich bereits eine frühzeitige Wehmuth, eine zu vollständige Kenntniß des Lebens mit seinen Enttäuschungen und Leiden. Der Gesang, wenn man die unablässige Wiederholung derselben Note Gesang nennen kann, erleichtert es den Sinn der Schritte zu errathen. Aber auch ohne diesen Commentar würde man die Liebesqualen, die Entzweiung, die Versöhnung und den neuen Zwist verstehen können. Es ist das alte Einerlei. Man frägt sich nur wie es diesen Mädchen gelingt die ganze Stimmleiter der Liebesgefühle in unendlicher Abwechselung zu durchlaufen um auszudrücken was, immer und ewig, dasselbe bleibt.

IV.

Rajputana.

Vom 19. zum 29. Februar 1884.

Historische Notizen. — Nach Mount Abu. — Mount Abu. — Das Klima. — Die Tempel. — Die Tiger. — Sunset- und Scandal-Point. — Durch die Wüste. — Der Palast des britischen Residenten in Jodhpur. — Das Fort. — Besuch beim Maharaja. — Das diplomatische Corps des Vicekönigs. — Der Teich. — Abermals Affen. — Die Gräber von Mandore. — Kailana. — Reise nach Jeypur. — Die Stadt Jeypur. — Der Palast des Maharaja. — Reformen der letzten Regierung. — Amber. — Socialpolitische Verhältnisse in Rajputana.

Rajastan, das „Land der Häuptlinge“ oder, nach officiellem englischem Sprachgebrauche, Rajputana, gehört, in socialer, politischer, physischer Beziehung, zu den interessantesten Ländern Indiens.*

In socialer Beziehung: jeder der 19 Staaten, aus welchen Rajputana besteht, bildet eine große Familie, einen Clan. Die Bande des Blutes verknüpfen den Fürsten und seine Unterthanen,

* Bei Abfassung der folgenden kurzen Notizen dienten mir als Quellen ein Aufsatz des Sir Alfred Lyall, dermalen Gouverneur der Nordwestlichen Provinzen, in seinem Buche „Asiatic studies“ (1884); mündliche Mittheilungen dieses hohen Staatsbeamten während meines Aufenthaltes in Allahabad, und des Majors Loch, assistirenden Agenten in mehrern Rajputstaaten. Vgl. auch das werthvolle Buch „Rajistan“ von James Tod (1829) und den „Imperial Gazetteer of India“.

oder vielmehr den Familienvater und seine Kinder, den ältern und die jüngern Brüder, denn er ist in Beziehung auf den Adel, nur princeps inter pares.

Mit Rücksicht auf Politik: weil ungeachtet der mohammedanischen Eindringlinge, welche sie besiegen, zurückdrängen, ihrer eigenen Eroberungen berauben aber auf dem ihnen gebliebenen Gebiet niemals dauernd unterwerfen konnten, die Rajputen ihre uralte Verfassung bis auf den heutigen Tag bewahrt haben.

Endlich, in physischer Beziehung. Rajputana erstreckt sich von West nach Ost, von den Grenzen von Sind bis an die Thore von Agra; von Nord nach Süd und Ost, von den Ufern des Sutledge bis zu den Maharattastaaten des Gaikwar, des Holkar und des Sindia. Das Gesammtgebiet zerfällt, wie bereits gesagt, in 19 Staaten, unter welchen Udipur oder Mevar, Jodhpur oder Marvar und Jeypur die bedeutendsten sind.* Die Aravali, eine von Thälern hier und da durchbrochene Gebirgskette, theilt, von Nord nach Südwest laufend, das Land in zwei ungleiche Hälften. Die größere, nämlich die westliche, ist eine Wüste, in parallelen Linien durchfurcht von niedern, langgestreckten immer vereinzelten Sandsteinhügeln. Die fortwährend vom Wind gepeitschten und zum Theil zerbröckelten Felskämme der letztern machen den Eindruck von Meereswellen und verleihen der Ebene das Ansehen der sturmbewegten See. Sand und Heidekraut bedecken sie. In den Oasen entspricht die Cultur der vorhandenen Wassermenge. Und dennoch welcher Pinsel vermöchte die ernste, edle Schönheit dieser Wildniß wiederzugeben!

Die östlich von den Aravalibergen gelegenen Districte sind von der Natur minder stiefmütterlich bedacht. Dort wechseln bewaldete Anhöhen und Thäler mit den üppigen Triften und fruchtbaren Ackergründen der Hochebene. Man kann sich von

* Marvar (Jodhpur): Ausdehnung 37000 (englische) Quadratmeilen. Bevölkerung 2,000000. Mevar (Udipur): 12670 Quadratmeilen. Jeypur: 14882 Quadratmeilen mit 135000 Einwohnern.

dem Lande, selbst von seiner äußerlichen Gestalt, keine Vorstellung machen ohne sich seine Geschichte und Verfassung gegenwärtig zu halten. Man hat letztere, ich meine irrthümlich, mit dem alten Lehnswesen der germanischen Länder verglichen; denn, in Wirklichkeit ist diese Aehnlichkeit nur eine scheinbare. Zum Beispiel: bei uns waren die Obliegenheiten, Rechte, Privilegien und Ehren an die Scholle gebunden, d. h. an den Besitz eines Stück Landes welches dem Eigenthümer seinen Namen gab. Hier bezieht sich alles auf die Blutsverwandtschaft. Der Staat ist nicht nothwendig an den Grund und Boden gekettet. Er kann, zugleich mit dem Clan, den Platz wechseln. Dies ist in die Sitten übergegangen und besteht in gewisser Beziehung noch heute fort. So sieht man nicht selten ganze Dorfschaften ihre Penaten weiter tragen, wenn der Sand der Wüste ihre Teiche verschüttet und der Regen, welcher sie wieder füllen sollte, gefehlt hat. Im feudalen Europa nimmt der Adelige den Namen des von ihm erworbenen Bodens. Hier gibt der Adelige dem Grunde den er besitzt seinen Namen. Der Staat nimmt den Namen der Hauptstadt und diese den Namen des Häuptlings der sie gegründet hat. Aber einen Zug hatte und hat der Rajpute doch gemein mit unsern fahrenden Rittern: die Lust an Abenteuern. Wenn in frühern Zeiten ein Raja viele Kinder und wenig Land besaß, gab er einem seiner Söhne ein Pferd, Waffen und einige Begleiter. Der Jüngling verließ das väterliche Haus und zog auf Abenteuer aus. Hierdurch erklärt sich die Verbreitung dieses Stammes über einen so großen Theil der Halbinsel. Hält man sich die Verfassung der Rajputen gegenwärtig, sowie die Unfruchtbarkeit ihres Bodens, ihre kriegerischen Anlagen und den Geschmack an Abenteuern, so begreift man warum sie, ihrem Wesen nach, Nomaden und fahrende Ritter sind.

Im Anfange des Jahrhunderts, zu einer Zeit wo Rajastan durch die militärisch organisirten Räuberbanden der Pindarri und durch die verbündeten Maharatten von zwei Seiten bedroht war, stritten zwei der mächtigsten Fürsten des Landes, die Herr-

scher von Jodhpur und Jeypur um die Hand der Fürstin von Udipur. Es war in ihren Augen nicht nur ein Liebeshandel, sondern auch eine Ehrensache, und sie bekriegten sich in Gegenwart des gemeinsamen Feindes. Ihr Untergang schien besiegelt, als sie, im letzten Augenblicke, ein wie sie meinten ehrenvolles Uebereinkommen trafen. Die Ursache des Streites, welche zugleich der Gegenstand ihrer romantischen Liebe war wurde beseitigt, d. h. sie starb an Gift. Ich erwähne dies tragische und zugleich bizarre Ereigniß, welches geschichtlich erwiesen ist, weil es über die eigenthümliche geistige Beschaffenheit dieses Stammes und seine Begriffe von Ehre Licht verbreitet.

Während jener kritischen Epoche verlangten die Häuptlinge zweiten Ranges von England Schutz und Bürgschaft ihres Besitzes. Nach der später erfolgten Auflösung des Maharattenreiches und der Vernichtung der Pindarri wurde, durch die Verträge von 1818, den innern Zwistigkeiten der Rajputen und, zugleich, den Einfällen von außen ein Ziel gesetzt. Die Fürsten opferten ihre Unabhängigkeit und erreichten hierfür die Vortheile des „britischen Friedens". Die Generalgouverneure von Indien machten seit jener Zeit, d. h. seit Lord Hastings, von ihren neuen Vollmachten einen äußerst mäßigen Gebrauch. Sie enthielten sich sorgfältigst jeden Eingriffes in die bestehenden Verfassungen welche, ohne die englische Dazwischenkunft, zugleich mit den Staaten selbst, im allgemeinen Brande verschwunden wären. Daher geschah es daß der Clan, welcher die Grundlage dieser Verfassungen bildet, und mit ihm die aus ihm hervorgehende Wehrpflicht bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten wurden.

Die Streitmacht eines jeden Fürsten besteht, außer seinen eigenen Mannen, aus den von seinen Adeligen, im Kriegsfalle, zu stellenden Contingenten. Die Adeligen sitzen auf ihren Burgen, umgeben von ihren Bewaffneten welche beim ersten Aufrufe sich den Kriegern des Fürsten anzuschließen haben. Es ist eine permanente Kriegsbereitschaft. Dies System fand, in frühern Zeiten

seine Rechtfertigung in den häufigen Einfällen mohammedanischer Eroberer und, in der neuen Zeit, in den Angriffen der Pindarri und der Maharatten. Heute ist der Friede gesichert, und dennoch besteht die militärische Organisation in derselben Weise wie vormals. Traditionen, Gewohnheiten, der Charakter der Nation und materielle Interessen hielten bisjetzt jede Abänderung fern. Man kann die Wehrverfassung nicht umgestalten ohne die Clane zu zerstören, und man kann die Clane nicht zerstören ohne sie in eine Masse von Atomen umzuwandeln, regiert von einem Herrscher, dessen despotische Gewalt die unablässige Aufsicht der obersten Schutzmacht erheischen würde. Hierdurch würden die Rajputenstaaten den übrigen Lehnstaaten gleichgestellt. „Aber", sagt einer der hervorragendsten anglo-indischen Staatsmänner* „unsere autokratischen Schützlinge, welche über indische Staaten herrschen, haben bisher keine hinreichenden Erfolge aufzuweisen, sodaß die englische Nation stolz darauf sein könnte sie auf die politische Schaubühne gestellt zu haben." Ueberdies würde eine allgemeine Entwaffnung die große Masse der vom Waffenhandwerke lebenden Männer brotlos machen. Die Folge wäre eine Verstärkung der zwar Europäer schonenden aber in der Wüste noch zuweilen vorkommenden Räuberbanden.

Die Rajputen von reinem Blut bilden nicht die Mehrzahl der Bevölkerung. Es gibt Brahminen, Charan, und die handeltreibenden Kasten welche, der Mehrzahl nach, Jainiten sind und sich rajputischer Abstammung rühmen; endlich die Bauern, eine Mischrasse von Rajputen und Bhil. Letztere und andere eingeborene Völkerschaften wohnen, unbelästigt und nur die Autorität ihrer kleinen Häuptlinge anerkennend, in den einsamen Schluchten des Aravaligebirges. Der Fürst des Staates begnügt sich mit einem, von ihnen meist unregelmäßig entrichteten, Tribut.

Die große Mehrzahl der Einwohner bekennen sich zu den

* Sir Alfred Lyall, „Asiatic studies".

brahminischen Lehren, aber mit einem bedeutenden Beisatze des jainitischen Elements. Die Fürsten und Häuptlinge gelten für abergläubischer als fromm.

Diesen Morgen Abreise von Achmedabad. Während einiger Stunden führt uns der Weg durch eine sehr gut bebaute Ebene. Gegen Abend wird hohes Felsgebirge sichtbar. Noch einige Stunden, und der Zug ist an seinem Fuße angelangt. Es ist Mount Abu, die südlichste Gruppe der Aravali. Von Abu-Road-Station, wo ich die Nacht in meinem Waggon zubringe, bis Achmedabad zählt man 115 Meilen. Ich finde dort Pferde, Jampane und Kuli welche der assistirende Agent in Mount Abu Kapitän Frazer zu schicken die Güte hatte.

Die Stationen dieser, ganz kürzlich, eröffneten Bahn sind im landesüblichen Stile erbaut. Jedes Gemach ist durch eine steinerne oder von Backsteinen gemauerte und weißgetünchte Kuppel bedeckt. Bei allen ihren Bauten verwenden die anglo-indischen Ingenieure nur Stein, Ziegel und Eisen weil die rothen Ameisen das Holz in kürzester Zeit zerstören.

Die ersten Morgenstunden des nächsten Tages verstrichen ehe es gelang die zerstreuten Glieder meiner Karavane zu sammeln. Die Sonne brannte bereits unbarmherzig als ich endlich zu Pferde steigen konnte. Der kleine Fluß wurde durchwatet, d. h. wir wateten im Sande, welcher das Wasser ersetzte, und durchschritten dann einen schmalen Streifen ebenen Landes. Zwei Meilen von der Station beginnt die Ersteigung des Gebirges zwischen schwarzen senkrecht abfallenden, hier und da mit Bäumen und Büschen bewachsenen Felsen, wo Tiger, Leoparden und Bären in großer Anzahl hausen. Wir wurden indeß nur eines riesigen Affen ansichtig. Er saß auf einem Granitblock und folgte uns in geringer Entfernung, von Fels zu Fels springend, ohne uns je aus den Augen zu verlieren.

Je mehr wir uns erheben je wilder wird die Gegend. Im Norden zeigt sich das Mount Abu von der Hauptkette der Aravali trennende Thal; im Westen rollt sich ein Theil der großen Rajputawüste auf. Von hier gesehen, gleichen die Kuppeln der Station weißen Punkten. Der Regen hat, im Laufe der Zeit, den Felskuppen phantastische Umrisse verliehen. Der Reitpfad ist enge, zuweilen sehr steil, aber in vortrefflichem Zustande. Zu wiederholten malen wird meine Karavane durch lange Reihen schwerbeladener Kamele aufgehalten. Natürlich ereignet sich dies immer an schwierigen Stellen, längs gähnender Abgründe, wo ein Fehltritt unserm irdischen Pilgerwallen ein Ziel setzen würde. Eine Erfahrung die ich bei allen großen Bergübergängen gemacht habe. Der Zufall gefällt sich in solchen Scherzen. Aber er wiederholt sie zu oft. Es fehlt ihnen der Reiz der Neuheit. Uebrigens, dank der Dazwischenkunft der Jampane deren rothe Livreen den Kameltreibern Respect einflößen, kommen wir ohne Unfall davon.

Mittlerweile ist die Luft leicht, frisch, elastisch geworden. Aber die Sonne! ach, die Sonne, die sich jetzt dem Zenith nähert! Endlich, nach vierstündiger Reise, während welcher ich den Sattel nicht verlassen hatte, erreichten wir die ersten Häuser von Mount Abu. Entfernung von der Station 15 Meilen. Der General-Resident bei den Rajputenfürsten ist leider auf einer Rundreise in einem entlegenen Theile des Landes begriffen, und da es nur eine Telegraphenlinie gibt war es unmöglich seinen Aufenthalt zu entdecken. Aber die beiden assistirenden Agenten Kapitän Frazer und Kapitän Newell und der Militärcommandant überhäufen mich mit Aufmerksamkeit. Reisen in Indien ohne gute Empfehlungsschreiben ist nicht leicht, besonders in diesen wenig besuchten und wilden Gegenden. Wer aber dieses Vortheils genießt kann auf die freundlichste Aufnahme und wirksamen Beistand rechnen.

Die wenigen Häuser, welche man Mount Abu nennt, liegen 4000 Fuß über der Meeresfläche. Die sie umgebenden Bergfirnen erreichen eine Höhe von 5000 Fuß. Es ist eine kleine Hochebene oder, besser, eine in den schwarzen Stein grobgemeißelte Schale deren Rand durch die Gipfel der Berge gebildet wird. Die „Residenz" des Generalagenten, die englischen Wohnhäuser, eine Kaserne und ein Militärspital stehen auf isolirten, durch kleine Schluchten getrennten, Felsblöcken. Die Erdspalten sind mit Buschwerk oder Wasser gefüllt, und die durch sie führenden Pfade vertreten die Stelle der Gassen. Eins dieser Wasserbecken, der eine Viertelmeile lange Teich Naki Talao, bildet eine schöne Decoration.

Die Eingeborenen sind Bhil. Ich habe ihrer bereits erwähnt. Mit den Hindu haben sie keinerlei Verwandtschaft, sind viel schwärzer und auch, im Gegensatz mit den reinlichen Gewohnheiten letzterer, viel schmuziger. Der äußere Gebrauch des Wassers soll ihnen, buchstäblich, unbekannt sein. Ich sah sie in großer Anzahl und fand daß sie, obgleich wenig anziehend, doch gewinnen durch den Vergleich mit den australischen Aborigines.

Das vielbesungene Klima schien mir seinem Rufe wenig zu entsprechen. Die Luft ist kalt und die Sonne sengend. Die von den heißen Niederungen Kommenden leiden meist an Fieberanfällen. Während meines dreitägigen Aufenthalts fror ich im Hause unerachtet des Kaminfeuers, aber die Sonne trieb mich alsbald aus dem Freien in meine Wohnung zurück.

Die hochberühmten Jainatempel von Dilwarra stehen, anderthalb Meilen von Mount Abu, in der Mitte einer engen Schlucht auf einem von der Natur in den Fels gehauenen Unterbau.

Aus der Ferne betrachtet, bilden sie eine einzige verworrene Masse von weißem Marmor. Der blendende Lichtglanz, welcher sie umschließt, verwischt die bizarren Einzelheiten des Baues.

Wir waren zu Fuß gekommen, und unterwegs machte mich Kapitän Frazer auf die frischen Spuren eines Tigers aufmerksam. Das Ungethüm konnte nicht fern sein. „Es ist“, sagte mein Begleiter, „kein man-eater, er greift Menschen nicht an.“ Wir wandelten also getrost weiter. Aber die Anwesenheit des Tigers, wenngleich ungesehen, erhöhte den eigenthümlichen Eindruck welchen der erste Anblick Dilwarras auf mich hervorbrachte: ein Olymp in dem nur Götter und Raubthiere hausen.

Die zwei größern der vier Tempel wurden von drei reichen Kaufherren erbaut, der älteste (1032) von Vimala Sa, der andere, zwei Jahrhunderte später (zwischen 1197 und 1247), von zwei Brüdern, beide Monumente vollständig aus weißem Marmor. Nun gibt es aber in diesen Bergen keinen Marmor. Wie wurde er herbeigeschafft? Um dieses Räthsel zu lösen hat man die Gegend in allen Richtungen durchforscht ohne in diesen, fast senkrecht abfallenden Felsen auch nur eine Spur von Straßen oder Pfaden zu finden.

In Nachstehendem fasse ich meine Eindrücke zusammen.

Architektur. — Auch hier wird mit Stein gebaut und die Holzconstruction beibehalten. Schöne Einzelheiten aber nicht der geringste Sinn für Verhältnisse und wenig Einklang zwischen den Elementen aus welchen das Gebäude besteht.

Sculptur. — Uebergroßer Reichthum an Statuen und Basreliefs. Die Composition häufig bizarr, selten widerlich, zuweilen sehr schön, fast immer complicirt. Die Zeichnung äußerst zart, die Ausführung vollendet. Ich sah Gestalten deren Umrisse an die Antike erinnern. Daher die Hypothese eines Zusammenhangs mit der griechischen Kunst welche, dreihundert Jahre vor Christi Geburt, mit Alexander in das Land gezogen sein soll! Aber wie hätte sich diese Schule bis zum 11. Jahrhundert unserer Zeitrechnung fortpflanzen können, nachdem keine Spur ähnlicher

Denkmale aufgefunden ward, welche man den dazwischenliegenden Jahrhunderten zuschreiben könnte?

Sie sind vielleicht Meisterstücke, aber Kunstwerke sind sie nicht. Sie den classischen Monumenten Griechenlands gleich zu stellen oder auch nur mit ihnen zu vergleichen, scheint mir Uebertreibung. Aber der Gesammteindruck, ich gebe es zu, ist überwältigend. Er ist es so sehr daß die Kritik verstummt. Man fühlt sich nicht in ein anderes Zeitalter versetzt aber in eine andere Welt die, ganz und gar, verschieden ist von der unserigen. In gewisser Beziehung könnte man dasselbe von dem römischen und griechischen Alterthum sagen; aber mit dem wesentlichen Unterschiede daß in Indien das Leben in voller Kraft pulsirt während es aus Griechenland und Rom gewichen ist. In den Tempeln der Akropolis von Athen bewundern wir die höchste Verwirklichung der Ideale des Schönen, des Großen, des Einfachen. Aber was sind diese Tempel anders als mehr oder minder gut erhaltene Ruinen? Touristen ersetzen die Gläubigen von ehemals, und die Götter welchen sie zu opfern kamen findet man, zerstreut, in den Museen Europas. Das Leben ist entschwunden aus diesen einst heiligen Stätten, und was bewundert wird ist die Schönheit einer Leiche.

Hier athmen wir frische Lebensluft, aber dies Leben zeigt sich in einer Form die unsere Neugierde reizt ohne sie zu befriedigen. Gewiß, wir befinden uns in Gegenwart eines lebendigen Wesens. Wir fühlen seinen Pulsschlag unter dem Schleier der es bedeckt, aber wir sind unvermögend ihn zu lüften. Dies war mein erster Eindruck: der heiße Wunsch und zugleich das Bewußtsein des Unvermögens das Räthsel zu lösen.

Wir wandeln unter den Bogengängen. Sonnenstrahlen und Schatten suchen, begegnen, fliehen sich. Das Licht stuft sich ab in das Unendliche. Reflexe kreuzen sich an den Kanten der octogonen Pfeiler, belecken den Mauerschmuck, gleiten unter der flachen Decke der Hallen dahin, erlöschen im Dunkel des Heiligthums. Außen, rieselt ein Goldregen über die gemeißelten

Marmorplatten, tropft, in leuchtende Perlen verwandelt, von den Friesen und Dachrinnen, dringt in die Kapellen wo immer, ein Bild der Langenweile mehr als der ewigen Ruhe, derselbe Gott oder Heilige, mit verschränkten Armen, auf seinen Fersen sitzt.

Die die Tempel umgebenden Berge, wie überhaupt der ganze Gebirgsstock von Mount Abu, behausen viele wilde Thiere. Darum ist auch der Tiger in dem Leben der Offiziere ein wesentliches Element und der Hauptgegenstand ihres Zeitvertreibs.

Er greift, in diesen Alpengegenden, den Menschen nur selten an. Dagegen macht er große Verheerungen unter dem Vieh. Wenn ein Tiger eine Kuh zerrissen und zum Theil verzehrt hat, gestattet ihm das Verdauungsgeschäft nicht sogleich den Schauplatz seiner Unthat zu verlassen. Er zieht sich daher vorläufig in den nächsten Busch zurück. Die Eingeborenen, welche aus der Entfernung dem Misgeschick ihres Viehs beigewohnt haben, benachrichtigen den nächstwohnenden Offizier. Eine gehörige Anzahl Bhil werden als Treiber versammelt und die Jagd beginnt sofort. Die Schützen erwarten ihr Wild auf Bäumen oder Felsblöcken sitzend und tödten es ohne große Gefahr zu laufen. Aber es wäre Wahnsinn dem verwundeten Tiger in den Busch zu folgen.

Nur zu häufige Unfälle trüben die Freude an dem edlen Weidwerke. Ganz kürzlich starb hier ein von einem Tiger zerfleischter junger Offizier an seinen Wunden. Der Generalagent, Oberst Bradford, verlor einen Arm im Kampfe mit einem dieser Thiere. Die Begegnung fand im Jungle statt, 80 Meilen vom Lager. Sein einziger Begleiter, ein Feldwebel, spannte eines der Wagenpferde aus und jagte nach dem Cantonnement zurück. Unterwegs bestellte er allenthalben, wo er Pferde fand, die nöthigen Relais wodurch es dem Arzte möglich wurde dem

verwundeten Oberst, der mit dem Verlust eines Armes davonkam, das Leben zu retten.

Auf einem langen Spaziergange mit den drei jungen Offizieren, in deren Händen die Geschicke von Mount Abu ruhen, bemerkte ich daß sie ihre Hunde fortwährend an der Leine führten. „Eine nothwendige Vorsicht“, sagten sie mir, „in einer Stadt wo die Leoparden, bei hellem Tage, in den Gassen spazieren gehen.“ Unlängst packte ein solches Thier die Dogge eines meines Begleiters an seiner Seite.

Ein gut gehaltener Pfad führt um eine der Zinken, welche die Stadt umrahmen nach dem Rande der kleinen Hochebene auf welcher sie steht, und die hier fast senkrecht abstürzt. Die Aussicht ist wundervoll. Vor uns, im Westen, jenseit einer etwa zwanzig Meilen breiten Steppe, eine Reihe vereinzelter Felskegel. Vierzig Meilen weiter, in derselben Richtung, anderes Felsgebirge. Mehr zur Linken, im Südwest, ein Ocean von Sand und Stein: die große Wüste von Rajputana. Die Sonne verschwindet langsam unter dem Horizont welcher dem des Meeres gleicht. Die Täuschung ist vollständig, eine Beschreibung unmöglich. Viertausend Fuß unter uns, hüllen bereits die fernen Felsberge die Wüste in ihre langen Schatten. Nur einzelne grüne Schimmer lassen die bebauten Oasen auf dem dunklen Grunde errathen. In den kleinen Wasserbehältern, Miniaturteichen, eingelegten Silberplatten ähnlich, spiegelt sich das Abendroth. Wer den Blick langsam von unten nach oben erhebt durchläuft, in unzähligen Abstufungen, die ganze Stufenleiter des Regenbogens. Die fernen über die Wüste gesäeten Felsgruppen sind nicht mehr blau sondern sanft geröthet, und violette Tinten ergießen sich über die Steppe. In nächster Nähe das üppige Grün des steilen Abhanges und ein Chaos von Steingerölle. Welches Bild! Mich fesseln und bezaubern die hundert kleinen leuchtenden Teiche im dunkeln Thale:

die klaren feuchten Augen des Himmels der, diesmals aus der Tiefe, zu uns Erdenkindern emporblickt.

Auf einer Bank von Granit sitzend genießen wir des erhabenen Schauspiels. Für die elegante Colonie von Mount Abu ist diese Stelle ein Salon in freier Luft. Jeden Abend versammelt sie sich hier. Unter Colonie verstehe ich die drei Offiziere, den Doctor, ebenso viele Damen und, während der heißen Jahreszeit, die Offiziere und Beamten der Residenzen bei den verschiedenen Maharaja mit ihren Familien. Hier wird der Sonnenuntergang bewundert und der Nebenmensch besprochen. Daher der doppelte Name: Sunset- und Scandal-Point.

Als ich diesen Morgen eben im Begriff war abzureisen stürzte einer der drei Offiziere im Jagdanzuge, freudestrahlend, in mein Zimmer. Ein Tiger hat eine Kuh zerrissen. Wie glücklich! Und darauf läuft er fort um die Bestie nicht zu versäumen. Arme junge Leute! Man begreift daß in diesem Exil Scandal-Point allein nicht hinreicht die langen Tage zu verkürzen. Glücklicherweise haben sie die Tiger.

Jodhpur. Vom 24. zum 27. Februar. — Jodhpur ist schwer zugänglich. Mitten in der Wüste gelegen, ist es nur zu Pferde, zu Kamel oder zu Elefant zu erreichen. Die Entfernung von der nächsten Eisenbahnstation beträgt über 50 Meilen. Der Sonne durch zwei Tage trotzen ist ein verwegenes Unternehmen. Glücklicherweise fand ich, nach einer auf der Bahn durchreisten Nacht, in Pali einen Wagen und Pferde des Maharaja. Ueberdies wird mir gemeldet daß an drei Orten Relais zu sechs Pferden aufgestellt wurden, und, um das Maß des Glückes vollzumachen, bietet sich mir Mr. Home, ein englischer Ingenieur

des Maharaja, als Gefährte an. Endlich wurde mir auf der Station Pali wo wir die Reise durch die Wüste antreten, ein treffliches Frühstück servirt: eine Artigkeit und zugleich Wohlthat welche ich dem Generalagenten Oberst Poullet verdanke. Leider mußte er gestern Jodhpur verlassen, was ihn nicht abhielt mich nach seiner „Residenz" einzuladen.

Gegen 10 Uhr morgens brachen wir auf, Mr. Home und ich in einer schweren, in Kalkutta gebauten Chaise, der treue Checco am Bock, mein portugiesischer Diener zu Kamel. Drei Männer laufen abwechselnd neben dem Wagen her. Ihr Beruf ist die Pferde anzutreiben und vor den Stechfliegen zu schützen. Eine Straße gibt es nicht. Unser Kutscher richtet sich nach den Spuren der Kamelkaravanen. Warum sollte der Maharaja eine Straße bauen lassen? Hat er je in seinem Leben Jodhpur verlassen? Aber er hörte von Wegen sprechen auf welchen das Feuer die Pferde ersetzt. Einen solchen möchte er auch in seinen Staaten besitzen. So kam das Project einer Eisenbahn zwischen Jodhpur und Pali zu Stande, welchem Mr. Home seine jetzige Thätigkeit und ich einen angenehmen und landeskundigen Begleiter verdanken.

Das Land welches wir durchreisen ist, anfangs, noch nicht ganz Libysche Wüste. Sehr bald wird dies der Fall sein. Bisjetzt sehen wir noch stachelige Büsche, hier und da verbranntes Gras, mit einem Worte die Spuren einer, immer ärmlichen jetzt dürren und bestäubten, Vegetation. Die Luft ist trocken und frisch. Kurz vor Ankunft bei dem ersten Relais, unterliegt eins unserer Pferde einem Sonnenstich. Wir fahren durch zwei kleine Oasen wo Dörfer stehen. Tempel und Ringmauern verleihen ihnen die indische Localfärbung. Die wenigen Reisenden welchen wir begegnen beleben einigermaßen die ernste und großartige Landschaft. Welche unermeßlichen Horizonte! Wir überholen

einige Kamelreiter, hier einen Thakur (Herr vom hohen Adel); sein Diener kauert hinter ihm, mit dem Chibuk des Gebieters in der Hand; dort einen Kaufmann der einem Dutzend schwerbeladener, an dasselbe Seil gebundener Kamele voranreitet. Alle beschleunigen den Schritt, denn die Sonne sinkt und um 8 Uhr werden die Thore geschlossen.

Auf 15 Meilen Entfernung, erscheint unser Reiseziel am Horizont. Zunächst nur das auf dem höchsten Punkte eines Felsengrates stehende Schloß. Unser Gespann hat Mühe das schwere Fuhrwerk durch das Sandmeer zu schleppen. Die Sonne neigt sich zum Untergange. Violette Alabastertinten überfluten die Wüste und den Himmel auf welchen das Schloß seine schwarze Silhouette zeichnet. Zu unserer Rechten bleiben die Residenz des Maharaja und der von ihm selbst gezeichnete Sommerpalast. Endlich um 7 Uhr abends, fahren wir durch das stattliche „Soldatenthor“ in Jodhpur ein.

Indien ist ein Buch der Märchen. Aber hier tritt noch der Reiz des Neuen, des bisher nie Gesehenen hinzu. Jodhpur, mit seinen 400 Tempeln, den zahlreichen, meist kleinen, in rothem Sandstein erbauten, reizenden Palästen seiner Großen, mit den minder reichen aber malerischen, weißgetünchten Wohnhäusern des Volks welche, terrassenförmig übereinandergestellt, bis zum Fuße des Schloßfelsens hinanklimmen, — Jodhpur bietet einen seltsamen, phantastischen Anblick, und scheint und ist einzig in seiner Art. Bei jedem Schritte wechselt die Scene, und die Schwierigkeit vorzudringen gewährt mir die Zeit dieses prachtvollen Schauspiels bei dem elektrischen Lichte der untergehenden Sonne mit Muße zu genießen. In den volkerfüllten, gekrümmten engen Gassen, selbst in den etwas breitern Hauptstraßen der Bazare brechen sich unsere Pferde nur mit Mühe Bahn. Alles schreit, gestikulirt, grüßt auch zuweilen und macht am Ende Platz. Wir verdienen diese Artigkeit kaum, denn hier bringt unser Fuhrwerk einen Hochzeitszug singender Weiber in Stockung, dort Processionen welche nach irgendeinem Tempel ziehen. Brahminen

schreiten an der Spitze, die ihnen folgenden Männer tragen Fackeln, die Weiber und Kinder Laternen. Aber außer diesen frommen Frauen und den Freundinnen der Braut sah ich weibliche Wesen nur hinter den Jalousien der Fenster. Die muselmanische Sitte das schöne Geschlecht unter Schloß und Riegel zu halten war, in den vormohammedanischen Zeiten, in Indien unbekannt. Seither allgemein geworden, drang sie selbst in das entlegene Rajputana. In der obern Stadt nimmt der Tumult zu. Das Geschrei, die Gesänge, der schrille Ton der Pfeifen, der dumpfe des Tamtam vereinigen sich zu einem heillosen Concert. Es war dunkle Nacht als es uns gelang die Stadt durch das nördliche Thor zu verlassen.

Wir hatten noch anderthalb Meilen zurückzulegen, aber am Ende ward das Ziel erreicht. Der indische Haushofmeister des Obersten, ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, öffnete das Thor des Palastes, ließ ein Abendmahl auftragen und legte mich in das Bett seines abwesenden Gebieters.

Obgleich mehrmals durch das Getöse der Affen gestört, schlief ich doch den Schlaf des Gerechten. Die Affen, ich glaube es bereits gesagt zu haben, besitzen das Privilegium den Menschen das Leben sauer zu machen. Man ist berechtigt sie zu prügeln; es wäre Sünde sie zu tödten. Ueberhaupt, vergießt der orthodoxe Hindu das Blut keines lebenden Wesens. Zugleich reiche und fromme Personen haben in ihren Diensten fette Bursche deren Beruf es ist tags in den Betten ihrer Herren zu liegen um daselbst gewissen Insekten mit ihrem Blute zur Nahrung zu dienen. Auf diese sinnreiche Art wird erreicht daß jene Thierchen während der Nacht weniger bei Appetit und daher weniger lästig sind. Man nennt diese Diener boy feeders, Wanzenernährer. Was die Affen anbelangt, wäre ihre sociale Stellung wol eines Studiums werth.

Der Palast trägt den Namen des Erbauers, Maharaja Sur Sing. Vormals war er die Zenana (der Harem) der Fürsten von Marvar, was die hohen Ringmauern erklärt. Er stammt aus der langen Epoche des Uebergangs von den Hindustilen zum arabischen. Die Wände der beiden vom Obersten bewohnten Säle sind mit schönen Basreliefs geschmückt, und die warmen Töne des rosigen Sandsteins verleihen diesen Gemächern einen heitern und festlichen Anstrich.

Der Maharaja sandte mir einen reich aufgezäumten Elefanten, einen großen englischen Wagen, einen Palankin und, das Wichtigste, seinen Richter als Cicerone. Hardyal Sing, bisher in seinem Vaterlande, dem Penjab, bei der Justizbehörde thätig, wurde vom Vicekönige dem hiesigen Fürsten zur Verfügung gestellt, ihm geliehen, wie Hardyal mir sagte. Dieser Mann ist ein guter Typus des einheimischen, in einem indo-britischen Collegium geschulten Gentleman. Er spricht ganz gut englisch und wird hier mein Führer sein. Sein Anzug besteht aus einem braunen Leibrock und braunen Pantalons; sein Gefährte trägt einen langen himmelblauen Talar, beide, um den Kopf, ein künstlerisch gefaltetes Seidentuch.

Ich besteige den Elefanten; die Begleiter folgen zu Pferde. Eine bedeutende Anzahl von Kuli schließen sich an. Ein Elefant im Galagewande erscheint niemals in der Oeffentlichkeit ohne zahlreiche Dienerschaft. Die Etikette verlangt dies.

Wir brauchten zwanzig Minuten um den Fels zu ersteigen welcher die Citadelle trägt. Dies Gebäude, das Werk einer Reihe von Fürsten, ist ein verworrener Knäuel von Befestigungen und dunkeln Gängen, hohen, steilen, absatzlosen Treppen, von Höfen und Palästen welche, mit der Prachtliebe ihrer Erbauer, zugleich die Entwickelung und den Verfall der indo-arabischen Architektur in sich versinnlichen. Ein altindisches Element ha

aber der maurischen Kunst bisher widerstanden. Es ist ein steinernes Vordach im Rundbogenstil mit der Bestimmung ein oder mehrere Fenster eines oder mehrere Stockwerke gegen die Sonne zu schützen. Es geht von dem Obergeschoß aus, entsendet seine beiden Arme der Mauer entlang, niemals bis an den Boden, häufig nur bis auf halbe Höhe des Gebäudes, und endigt in zwei von der Wand sich loslösenden Spitzen. Das Motiv erinnert mich an ein Weib welches ein Tuch am Kopfe trägt. Wenn sie sich daraus einen Turban machte, setzte sie ihr Gesicht der Sonne aus. Die Hitze verhindert sie die beiden Enden unter dem Kinn zu verknüpfen. Sie läßt sie also an beiden Seiten des Gesichts lose herabhängen. Das Profil eines Palastes mit solchen Fensterschirmen macht einen seltsamen Eindruck. Das Gebäude, von der Seite gesehen, verliert seinen arabischen Charakter, aber es nimmt ihn wieder wenn man es von vorn betrachtet. Die Zeichnungen und Sculpturen der Marmor- oder Sandsteinplatten welche den Fenstern als Vorhänge dienen wechseln an künstlerischem Werthe mit der Epoche welcher sie angehören. Die ältesten sind immer die schönsten.

Das Baumaterial ist ein rosenfarbiger Sandstein mit bräunlichen Tönen oder ein sehr harter grauer Marmor. Beide Steinarten werden in der Umgegend gefunden. Das Ziegelwerk und die Stuckornamente sind immer weiß getüncht. Der harmonische Gegensatz zwischen diesen Farben, die Schatten welche die ganze Stufenleiter vom dunklen Schwarz zum blassen Grau durchlaufen, die sanften Wirkungen des zurückgeworfenen neben dem blendenden Glanze des directen Lichts, bringen eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Es ist ein Traum, und wer beschreibt Träume?

Die Gemächer sind in der herkömmlichen Weise geziert, die Wände in bogenförmige viereckige Blenden getheilt, oder sie sind mit glatten oder gezahnten Mauerbändern geschmückt. Diese Räume legen den Verfall noch klarer dar als das Aeußere. Man vergleiche nur den Ueberfluß an kleinen Spiegeln und die

Ueberladung der Ornamente in dem Palaste welchen der Vater des gegenwärtigen Fürsten errichten ließ mit den, in jeder Beziehung, vorzüglichern Bauten aus dem 16. und 17. Jahrhundert.

Wir betreten einen über dem Abgrunde schwebenden Balkon. Entsetzt klammert sich der Blick an die Mauern, gleitet hinab von Geschoß zu Geschoß, wird hier durch ein kleines Tempeldach, dort durch einen Fenstercapuchon aufgehalten, dringt, immer von oben nach unten, in die Höfe ein, verirrt sich in einem Labyrinth von Balustraden, Rampen, Bogengängen und gezinnten Mauern. Bewaffnete in der Landestracht, Weiber mit dem Wasserkruge am Kopfe, verkleinern sich in dem Maße als sie hinabsteigen, d. h. sich entfernen. Auf der Plattform, vor dem Thore der Citadelle, stehen mein Elefant mit seiner Haudah, die Pferde und Kuli meiner kleinen Karavane, alle, mit Inbegriff des Ungeheuers, zu Zwergen zusammengeschrumpft. Die senkrechten Abfälle der Felsenterrasse, welche das Schloß trägt, entziehen sich natürlich unsern Blicken, aber tief unter uns gewahren wir die Pyramiden der Tempel und die Hausdächer von Jodhpur. Ein grünes Band umspannt die Stadt. Jenseits desselben, niederes Felsgerölle und Sand und der unermeßliche Horizont der Wüste. Die hier in perpendikulärer Richtung wirkenden Gesetze der Optik erzeugen die wunderbarsten, zum Theil groteske, und, weil dem Auge ungewohnt, unnatürlich scheinende Effecte.

Der Commandant, eine schöne militärische Gestalt, führte uns in der Citadelle umher. Auf einer der Bastionen stehen mehrere grobe Geschütze von großem Kaliber. „Wir haben sie", sagte er mit Stolz, „vor hundert Jahren den Mohammedanern abgenommen." Ein hübscher Knabe, in einem Talar der ihm bis an die Fersen herabreicht, begleitete uns mit seinem Hofmeister. Er ist ein Sohn des Maharaja und einer Favoritin, und, als solcher, Glied der regierenden Familie aber kein königlicher Prinz.

Der Maharaja läßt uns in einer, in England gebauten Staatscarrosse abholen. Wie die vier „Waler"* mit dem schweren Fuhrwerke die engen und gewundenen, steil abfallenden Gassen und Gäßchen passieren und das Soldatenthor ohne Unfall erreichen konnten, ist mir ein Räthsel. Von dort führt eine gut unterhaltene Fahrstraße nach dem zwei Meilen entfernten südwestlich von Jodhpur gelegenen Palast Rai-Rabag.

Die Ringmauer läßt keine fürstliche Residenz erwarten und gleicht eher der eines Wirthschaftsgebäudes. Im Hofe, einem großen Viereck, vor dem Eingang und im Schatten des Hauses lagen einige riesige Büffel im Sande. Beim Aussteigen aus dem Wagen begrüßten uns Maharaj Purtab Sing, Bruder und erster Minister des Fürsten, der Pundit und geheime Secretär Sheo Narain Prevali und mein Freund, der Richter Hardyal Sing. Der Maharaja erwartete uns an der Schwelle, führte uns in einen Saal und ließ uns neben sich Platz nehmen. Der Pundit diente, stehend, als Dolmetsch. Die Unterredung bewegte sich in Gemeinplätzen; nur Ein Wort des Fürsten verdient erwähnt zu werden. Als ich ihm von den Palästen der Citadelle und den Wohnsitzen des Adels in der Stadt sprach, sagte er: „Wir verdanken unserm schönen rothen Sandstein den Geschmack an der Architektur." Eine wahre und tiefe Bemerkung.

Jesvant Sing, Maharaja von Marvar, nach dem von Mevar (Udipur) der mächtigste unter den Rajputfürsten, hat noch nicht funfzig Jahre vollendet und sieht jünger aus als er ist. Er hat eine offene Physiognomie, regelmäßige Züge und kastanienbraune Augen. Haupt- und Barthaar sind glänzendschwarz. Obgleich er nie lächelt, zeichnet er sich doch durch sein artiges Benehmen und eine ruhige und würdige Haltung aus. Sein Anzug bestand aus einem weißen bis an die Fersen reichenden Hemde. Die Füße waren nackt; nur wenn er die Gemächer verläßt steckt

* Name der in New-South-Wales gezüchteten Pferde.

er sie in Pantoffeln. Man rühmt seine Herzensgüte, Ehrlichkeit und Gerechtigkeitsliebe. Seine Erziehung war, wie ich höre, unvollständig, aber es fehlt ihm nicht an natürlichen Gaben. Er liebt die Künste, insbesonders Architektur.

Während meines Besuchs hielt er beständig die Hand eines kleinen Knaben in der seinigen. Es ist dies sein einziger rechtmäßiger Sohn dessen Unterricht ein Engländer leitet. Auch ein englischer master of hounds befindet sich in den Diensten des Fürsten.

Seine beiden legitimen Brüder, von derselben Mutter, tragen den Titel Maharaj (der des Maharaja gebührt nur dem regierenden Fürsten). Beide genießen eines guten Rufes. Der ältere von ihnen ist, wie bereits gesagt, der Divan, der jüngere, Keschur Sing, befehligt die Streitmacht von Marvar. Letzterer ist ein fröhlicher hübscher junger Herr, nur ein wenig unbehülflich in seiner nach englischem Muster geschnittenen, eng anliegenden Uniform von braunem Tuch, in diesem Klima offenbar ein Marterwerkzeug. Auch gestand er daß er sie unbequem finde. „Aber warum tragen Sie nicht lieber Ihre Landestracht, welche auch viel kleidsamer ist?“ Seine Antwort war ein gewisses Lachen welches ich von meinen Reisen in Japan und Afrika kenne. Wenn der Wilde oder der Halbwilde oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, der falsch Civilisirte mit Menschen von europäischer Gesittung zusammenkommt, läßt ihn sein Instinct, noch mehr als seine Vernunft, ihre Ueberlegenheit fühlen. Da entsteht in ihm der löbliche Wunsch sich zur Höhe des Weißen zu erheben. Sofort geht er an das Werk. Aber er beginnt es bei dem unrechten Ende. Er ahmt nach, aber in unverständiger Weise, begnügt sich mit Nebendingen, verschmäht oder ist unfähig an den richtigen Quellen zu schöpfen. Er ist gekränkt wenn man auf seinen Irrthum hinweist, und sein Verdruß äußert sich, dem Weißen gegenüber, in einem gezwungenen Lachen.

Dieser junge Prinz fühlt sich also höchst unbehaglich in der pseudo-englischen Uniform, aber sein Herz hängt an ihr. Sein

Bruder, der erste Minister, obgleich heute in Landestracht, versagt sich nicht immer die Qualen eines europäischen Anzuges. Der Maharaja misbilligt diese Nachäffereien. Er pflegt zu sagen: „Marvari bin ich geboren, Marvari will ich sterben." Seine dreißig natürlichen Brüder genießen die Auszeichnungen der königlichen Familie, sind aber keine Prinzen und haben keinen Anspruch auf die Nachfolge.

Ueber den Wirkungskreis der Residenten oder Agenten, d. h. der diplomatischen Organe des Vicekönigs von Indien bei den Lehnsfürsten, schöpfte ich, auf meiner Reise durch die Halbinsel, aus den besten und unmittelbarsten Quellen nachstehende Auskünfte.

„Wir erhalten", wurde mir gesagt, „in der Regel, keine geschriebenen Instructionen. Wir haben die Fürsten zur Erfüllung ihrer Vertragspflichten zu verhalten, ihre Oberbeamten mit möglichst geringer Einmischung in die Verwaltung zu überwachen und groben Misbräuchen zu steuern, alles unter unserer persönlichen Verantwortung. Der Agent steht unter dem Generalagenten und dieser unter dem Vicekönige mit dessen indischem Staatssecretär, d. h. Minister des Aeußern er zu correspondiren hat. Hier (in Jodhpur) überwacht der Generalagent die Amtshandlungen des Divan, welcher zugleich der Schatzmeister des Fürsten ist, und übt die Gerichtsbarkeit über die wenigen Europäer welche sich zuweilen hierher verirren. Gegen Weiße gefällte Todesurtheile bedürfen, um vollzogen zu werden, der vorläufigen Bestätigung des Vicekönigs. Der Maharaja von Jodhpur übt, durch den Richter Hardyal Sing, die Civil- und Criminaljustiz aus. Wenn es sich aber um Vollziehung der Todesstrafe handelt, und der Agent Grund hat die Regelmäßigkeit der Gerichtsverhandlungen zu bezweifeln, veranlaßt er die Aufschiebung der Hinrichtung und schickt die Proceßacten dem Vicekönig. Die

endgültige Entscheidung des letztern wird von dem Maharaja immer, ohne alles Widerstreben, angenommen.

„Eigentlich ist unser Wirkungskreis nur begrenzt durch die Eingebungen unserer Vernunft und unsers Gewissens, sowie durch das Gefühl der auf uns lastenden großen Verantwortlichkeit.

„Geschenke nehmen wir niemals an. Dies Verbot rührt von der Zeit des Generalgouverneurs Lord Cornwallis her. Jeder Candidat für den Staatsdienst in Indien muß sich anheischig machen Geschenke zurückzuweisen. Die Uebernahme dieser Verpflichtung nennt man covenant. Die geringste Ueberschreitung würde die augenblickliche Entlassung aus dem Dienste zur Folge haben.

„Das Ansehen dessen wir genießen und unser Einfluß sind sehr groß. Hier nur ein Beispiel aus der neuesten Zeit. Im verflossenen December geschah es in dem kleinen Staate Bikanir, daß die Thakur (Adeligen) plötzlich die Entrichtung der Steuern verweigerten. Umsonst bestand der Maharaja auf seiner Forderung. Man griff zu den Waffen. Es war der Bürgerkrieg in einem Glase Wasser; aber Ruhestörungen in Rajputana verbreiten sich wie ansteckende Krankheiten. Deshalb begab sich der Generalagent, ganz allein, an Ort und Stelle und forderte die Thakur auf die Waffen niederzulegen und vor ihm zu erscheinen. Alle gehorchten und bezahlten sofort die Steuern, mit Ausnahme eines einzigen welcher sich in seine Burg zurückzog und für die Befehle seines Fürsten sowie des Agenten nach wie vor taub blieb. Da ließ letzterer eine Hand voll Truppen kommen. Ihr Weg führte sie durch die große wasserlose Wüste; aber sie begegneten keinem Widerstande auf ihrem Marsche, und als sie herannahten unterwarf sich der widerspenstige Thakur. Er wurde sofort verhaftet und als Staatsgefangener nach Mount Abu gebracht wo er noch verweilt. Zur Strafe wurde seine Burg dem Boden gleichgemacht.

„In der Regel, unterwerfen sich die Fürsten, mit großer Bereitwilligkeit den von dem Agenten, der bei ihnen residirt,

gefaßten Entschlüssen, und kommen hier und da Zögerungen vor, so ist es ihm ein leichtes etwaige Gelüste des Widerstandes zu beseitigen. So geschah es unlängst auf dem Gebiete eines der kleinern Raja daß ein Brahmine wegen Mord zum Tode verurtheilt wurde. Der Raja widersetzte sich, der Agent bestand auf der Hinrichtung des Schuldigen. Um den Unterthanen sein Entsetzen über das beabsichtigte Sakrileg zu bekunden verließ ersterer seine Hauptstadt und begab sich zu einem Freunde außerhalb seines Gebiets. Aber kaum dort angekommen, telegraphirte dieser indische Macchiavel dem Agenten: «Keine Regierung möglich ohne Galgen.»

„Der Agent oder Resident flößt dem Fürsten immer Achtung, häufig Vertrauen ein und wird zuweilen sein persönlicher Freund. Besonders die kleinern Fürsten sehen in dem Vertreter der britischen Macht einen Beschützer und Rathgeber. In heikeligen und verwickelten Fragen von gewisser Tragweite gehört das letzte Wort dem Vicekönige. Ich führe hier ein Beispiel an. Im Nordosten von Jodhpur, in einiger Entfernung von der Stadt, liegt ein großer Salzsee von welchem ein Theil zu Marvar, der andere zu Jeypur gehört. Es handelt sich um die Entscheidung eines Processes zwischen den beiden Fürsten über die Ausbeutung des Sees. Da sich die indische Regierung das Salzmonopol ausbedungen hat, so erwächst ihr hieraus die Befugniß in diesem Streithandel einzugreifen. Die bei den beiden Fürsten beglaubigten Residenten wurden beauftragt die gegenseitigen Ansprüche zu prüfen, und nun geschieht es daß ein jeder von ihnen sich für seinen Maharaja ausspricht. Noch schwebt die Verhandlung. Die wahrscheinlich sich entgegenstehenden Gutachten der zwei Residenten werden nach Kalkutta geschickt und vom Vicekönige geprüft werden. Sein Ausspruch «in council» wird sodann erfolgen und, ganz gewiß, von den beiden Maharaja ohne alle Einwendung angenommen werden."

„Ich liebe die Eingeborenen", sagte mir ein anderer dieser Herren, „und ich liebe auch meinen Beruf. Sehr oft gelingt es

mir Streitigkeiten beizulegen und dadurch Processe zu vermeiden, und zwar zur Befriedigung beider Theile. Die Eingeborenen ziehen englische Richter den ihrigen vor und unterwerfen sich immer ihrem Ausspruche. Diese Betheiligung an der einheimischen Justizpflege geschieht mit schweigender Zustimmung der Fürsten.

„Unser Leben (in Rajputana) hat manchen Reiz. Wir finden es sogar sehr angenehm. Das ganze Jahr hindurch, mit Ausnahme der zwei heißesten Sommermonate die wir in Mount Abu zubringen, leben wir unter dem Zelt. Dies wird dermaßen zur Gewohnheit daß uns die eingeschlossene Zimmerluft nachts unerträglich scheint. Wir stehen vor Tagesanbruch auf und gehen vor 10 Uhr abends zu Bett. Der Tag vergeht rasch im Drange der Geschäfte, und Geschäfte fehlen niemals. Unsere Erholung ist die Jagd, die kleine in jeder freien Stunde. Wir brauchen nur aus dem Zelte zu treten um uns dies Vergnügen zu verschaffen. Die Jagd auf Wildschweine, pigspearing, und auf Tiger erheischt gewisse Vorkehrungen. Das sind Späße die man sich nicht alle Tage gewähren kann. Unsere Frauen theilen unser nomadisches Dasein, gewöhnen sich rasch an das Zelt und verlassen es nur aus Gesundheitsrücksichten. Dann schicken wir sie nach Agra wo, mehr als in irgendeiner andern Stadt des Nordwestens, Hülfsmittel aller Art vorhanden sind."

Ich gestehe daß ich diese und ähnliche Aeußerungen nicht ohne einige Rührung vernahm. Diese Männer, die den Stoff eines Helden besitzen, die halb Missionare (der Civilisation), ein Stück Diplomat, Richter, Soldaten und Administratoren sein müssen, verbringen ihr Leben in einem aufreibenden, um nicht zu sagen, mörderischen Klima. Ich habe fast keinem begegnet der nicht auf seinem Gesichte die Spuren der Dysenterie und des Fiebers trug, und doch sind sie zufrieden. Uebrigens gilt das Klima von Rajputana während der größern Hälfte des Jahres für gesund. Die schlimmsten Monate sind September und Anfang October, wenn nach der Regenzeit das Steppengras zu faulen beginnt, die heißesten April, Mai und Juni.

Auf einer Spazierfahrt bei sinkender Sonne, wurde das auf Kosten des Maharaja im Bau begriffene Wasserbehältniß besucht. In Zeiten großer Dürre verschmachtet das Volk. Unerachtet seiner Indolenz, ist Jesvant Sing nicht ohne Ehrgeiz. Der Gedanke durch ein großes öffentliches Werk seinen Namen, als Wohlthäter dieser Stadt, der Nachwelt zu überliefern hat für ihn einen gewissen Reiz. Aber er vereinigt in seinem Charakter die guten und übeln Eigenschaften seiner Nation. Dem Eifer, der fieberhaften Thätigkeit der ersten Tage folgen lange Perioden der Apathie. Die Arbeiten werden eingestellt. Wird man sie je wieder aufnehmen? Glücklicherweise ist diesmal der Baumeister ein Engländer, Mr. Home, mein Begleiter. Er wird den Bau zu Ende führen. Die weite Wasserfläche, von Geländern aus rothem Sandstein umgeben, die kleinen Tempel und Paläste als Einfassung, und, im Hintergrunde, der Felsen und die Citadelle welche sich in ihr spiegeln, vereinigen sich zu einem reizenden Bilde. Dies ist Indien, das wahre alte Indien, das Indien Alexander's des Großen.

Kaum nach Hause zurückgekehrt erhalte ich, im Auftrage des Maharaja, den Besuch seines Bruders, des Obercommandanten. Er war bei sehr guter Laune und unterhielt sich lebhaft mit meinen Begleitern, natürlich in der Landessprache die ich nicht verstehe. Ich zog daher einen Spaziergang im Garten vor. Es währte nicht lange als mich ein Höllenlärm in meinen Betrachtungen störte. Die Urheber waren ein Trupp zum Theil riesiger Affen. Anfangs liefen sie auf der hohen Ringmauer einher, dann schwangen sie sich auf einen nahen Baum, in dessen Schatten ich saß, und landeten am Boden nicht ohne sich an meiner Person zu reiben. Obgleich mit einem Stock bewaffnet enthielt ich mich ihn zu gebrauchen. Die Unholde konnten es übel nehmen. Noch jetzt, wenn ich daran denke, steigt mir die Schamröthe

auf die Stirne: ich lief davon. Es war nicht das Benehmen eines Tapfern, aber es war das Klügste in der gegebenen Lage. Ueberdies sah mich niemand außer den Affen.

Um 7 Uhr morgens, in Begleitung des Richters Hardyal Sing, Aufbruch nach Mandore, der alten Hauptstadt von Marvar. Heute ist sie nur mehr ein Dorf, oder vielmehr eine Gruppe von Hütten, im übrigen ein Trümmerhaufen. Aber in unmittelbarer Nähe stehen die Königsgräber.

Die Entfernung von der Residenz beträgt vier Meilen in nördlicher Richtung. Der Weg ist entsetzlich, der Boden abwechselnd grundloser Sand oder flache Felsplatten. Bald verschwindet das Fort von Jodhpur, welches doch so weite Horizonte beherrscht, hinter gewaltigen Sandsteinblöcken. Prachtvolle Baumgruppen bringen einige Abwechselung in die einförmige Landschaft. Die sie bildenden, sowie die fehlenden Elemente verleihen ihr das Gepräge der tiefsten Einsamkeit. Die Thiere wissen daß sie von den Menschen nichts zu fürchten haben. Ein Fuchs mit einem schönen großen Schwanze ließ uns auf zwanzig Schritte nahen ehe er sich in Bewegung setzte. Im übrigen sahen wir kein lebendes Wesen.

Um 8 Uhr Ankunft bei den Gräbern.

Das bedeutendste und schönste ist das des Ajit Sing* welcher, bereits König im Mutterleibe, auf Veranlassung des Hofes von Delhi, von den eigenen Brüdern Abhye Sing und Bakht Sing ermordet wurde. Einer der Mörder, Abhye, ließ dies prachtvolle Monument gegenüber seinem eigenen Mausoleum errichten. Die beiden Chattry, im Zwischenraume eines Vierteljahrhunderts, aus grauem Marmor und rothem Sandstein

---

* Regierte von 1680 bis 1725; Abhye von 1725 bis 1750.

erbaut, gehören zu den größten Meisterwerken der indo-arabischen Kunst. Aber das Grabmal des Mörders scheint mir bereits den Beginn des Verfalls zu verrathen. Erkenntlich ist dies besonders an der Behandlung des Steines. Kein Photograph ist noch, soviel ich weiß, bis hierher gedrungen, und ich habe keine Abbildungen dieser Monumente gesehen. Ungeachtet der erstickenden Hitze, verwandte ich einige Stunden um sie zu skizziren. Die übrigen Gräber, sämmtlich aus späterer Zeit und besonders die neuesten, zeugen in augenfälliger Weise von den Fortschritten des Niederganges der Kunst. Wir haben mehrere in allen einzelnen Theilen besichtigt. Einige stehen mitten in einem jener Gärten wie man deren so viele in Marokko und Algerien findet. Dieselben Wegdämme, dieselben in rechtem Winkel sich kreuzenden Wasserrinnen. In den Vierecken Büsche und Blumen. Hier geben prachtvolle Bäume Kühlung und Schatten. Ueber die Blätterkronen ragen, rosenfarbig, grau, weiß, die obern Geschosse der königlichen Gräber in die blaue Luft empor.

Wir besteigen das oberste Stockwerk des Mausoleums des Maharaja Ajit. Uns gegenüber erhebt sich das seines Bruders. Zur Linken öffnet sich ein kleiner Platz zwischen mehrern Monumenten mit einem grünen Laubvorhange als Hintergrund. Eines dieser Gebäude von besonderer Schönheit vereinigt in sich alle Elemente der hindu-arabischen Architektur. Aber von einer Entfernung gesehen welche die octogonen Pfeiler als Säulen erscheinen läßt, erinnert es an den Tempietto des Bramante am Janiculus, oder an den Hintergrund in Rafael's Sposalizio. Vier Elemente machen sich bemerkbar: 1) ein großer würfelförmiger Sockel von Granit als Unterlage des Monuments; 2) acht octogone Säulchen, eigentlich Pfeiler wie man sie in den Jainatempeln findet; sie tragen mit Vermittelung von Consolen (ein echt hinduisches Motiv) die 3) gezahnten Rundbogen auf welchen, der achtseitige Architrav ruht; und auf diesem erhebt sich, 4) die Kuppel in Form einer halben Sphäre.

Auf dem Platze herrschen die rothen und weißen Töne vor,

aber die Sonne vergoldet alles. Die tiefe Stille der Wildniß, die Verlassenheit und Unzugänglichkeit des Ortes, die Erinnerungen an die Helden- und Missethaten eines ritterlichen aber barbarischen Geschlechts, verleihen diesen Grabstätten einen unaussprechlich poetischen Reiz.

Der Maharaja, wie seine Brüder, ist ein leidenschaftlicher Jagd- und Pferdeliebhaber. Er sagt, es sei besser sein Geld für Pferde als für Schmuck auszugeben. Heute Nachmittag hat er seine schönsten Pferde, ungefähr zwanzig, nach der Residenz geschickt um sie von mir bewundern zu lassen. Diese edlen Thiere, darunter einige prächtige Waler, waren vortrefflich gehalten.

Gegen Abend Ausflug nach Kailana, halb zu Wagen halb zu Elefant. Letztere Art der Ortsveränderung finde ich ermüdend und unbequem.

Kailana, der Sommerpalast des letzten Maharaja, liegt acht Meilen westlich von Jodhpur und ist ein reizender, koketter hindu-moresker Bau. Von einer Terrasse sahen wir in einem tiefen Hofe eine große Anzahl Wildschweine zur Fütterung versammelt. Die Scene erinnerte mich lebhaft an das liebe Friedland in Böhmen. Aber neu war mir die Zumuthung, die wir natürlich mit Entrüstung zurückwiesen, auf die verworrene schwarze Masse zu schießen.

Ich muß leider die Zenana verlassen ohne den Herrn vom Hause gesehen zu haben. Verschiedene Umstände hatten das rechtzeitige Eintreffen der officiellen Empfehlungen vereitelt. Ein Brief von Mount Abu hatte Oberst Poullet, als er eben abreiste, von meiner bevorstehenden Ankunft verständigt. Er konnte mich also nicht selbst empfangen, aber er befahl seinem Haus-

hofmeister den erwarteten Fremdling aufzunehmen und zu beherbergen. Der Oberst kennt den Werth der Gastfreundschaft in diesem Lande und er gewährt sie jemanden den er nicht selbst sehen konnte, den er nie sah und, wahrscheinlich, niemals sehen wird.

Einem glücklichen Zufall verdanke ich das Vergnügen der Bekanntschaft und des Verkehrs mit dem assistirenden Agenten in Jodhpur, Kapitän W. Loch.

---

27. Februar. — Abreise von der Residenz um 7 Uhr morgens, abermals in Gesellschaft des Mr. Home und in demselben Wagen des Fürsten der uns gebracht hatte.

Als wir durch das Soldatenthor in das Freie gelangten sahen wir eine kleine Reiterschar querfeldein sprengen, als ob sie die Absicht hätte uns den Weg zu verlegen. Der Mann an der Spitze ritt einen prachtvollen Waler. Das edle Thier bäumte sich und machte gewaltige Sätze aber der Reiter schien an den Sattel geschraubt. Als er uns erreicht hatte grüßte er und äußerte er sei gekommen um uns Lebewohl zu sagen. Es war Maharaj Purtab Sing, heute nicht in seiner schönen Marvaritracht sondern im Knickerbocker und in Hemdärmeln; die Jacke hatte er zu Hause gelassen. Der Anzug war nichts weniger als schön, aber, selbst als Proletarier verkleidet, sah der Prinz vornehm aus. Er sagte mir einige liebenswürdige Phrasen und suchte offenbar artig zu sein, aber der Ausdruck seines Gesichts blieb kalt und trocken. Keine Spur eines Lächelns. Man sagt mir die Rajputen sind von Natur wenig liebenswürdig und nur artig wenn sie etwas wünschen, erwarten oder befürchten.

Wir setzten die Reise fort, und der Prinz, sein Pferd herumwerfend, entfernte sich ebenso rasch als er gekommen war. Ich warf einen letzten Blick zurück. Die phantastischen Umrisse des Schlosses reißen sich von dem lichten Goldgewebe des Himmels

ab. Safranfarbige Tinten überfluteten den senkrecht abfallenden Fels und die Paläste der Citadelle welche er auf seinem Scheitel trägt. Bald darauf geriethen wir in eins jener Felsenlabyrinthe welche eine Eigenthümlichkeit der Gegend bilden. Noch einmal, aber vergeblich, blickte ich nach der Hauptstadt der Wüste zurück. Die Vision war zerflossen, Jodhpur für mich verschwunden für immer.

Die Wüste, die wahre, die große Wüste umfängt uns mit ihren geheimnißvollen Schauern. Zwei Schritte vom Wege entfernt, sitzt ein schönes Dromedar auf seinen Hinterbeinen, das Bild der Verlassenheit und der stummen Verzweiflung. Man behauptet, ich glaube mit Unrecht, die Thiere besäßen keine Physiognomie. Die Züge des armen Kamels sprachen deutlich genug. Es hatte sich ein Bein gebrochen, und da die Hindu verabscheuen das Blut eines lebenden Wesens zu vergießen, überließ es der Eigenthümer seinem Schicksale. Wir hatten leider keine Waffen und konnten daher das Ende seiner Leiden nicht beschleunigen. Vorüberziehende Samaritaner fütterten das arme Thier und verlängerten daher seine Qual. Einige Aasgeier, die wir über uns gewahrten, werden es lebendigen Leibes verzehren.

In einer der beiden Oasen durch welche wir fuhren nahmen wir, von Fliegenschwärmen belästigt, auf den Stufen eines Tempels das Frühstück ein. Zwei riesige Büffel schnarchten zu unsern Füßen. Es war um Mittag, und Menschen und Thiere schienen der Sonnenglut zu erliegen.

Aber am Ende erreichten wir doch glücklich den Saum der Wüste und bei sinkender Nacht die Station Jodhpurjunction.

Jeypur, 28. und 29. Februar. — Die Nacht durch gereist. Ankunft in der Station Jeypur um 9 Uhr morgens. Entfernung von Jodhpurjunction 171 Meilen. Der politische Agent Dr. Stratten geleitete mich nach seiner Residenz, einem

alten, drei Meilen von der Stadt entlegenen Palaste der Maharaja, und bewohnte mich in einem der prachtvollen Zelte welche er für den hier erwarteten Herzog von Connaught aufschlagen ließ.

Die Stadt Jeypur* ist für Handels- und Bankiergeschäfte ein bedeutender Mittelpunkt und gilt, unter allen rein hinduischen Städten der Halbinsel, für die meist entwickelte. Die ehemalige, vier Meilen von hier im Gebirge liegende, Hauptstadt Ambra wurde von dem großen Maharaja Jey Sing verlassen weil eine alte Ueberlieferung den Fürsten seines Namens untersagt durch mehr als sechs Jahrhunderte an demselben Orte zu leben. Sowol wegen seiner Prachtliebe als wegen der Unterstützung welche er den Künsten und Wissenschaften angedeihen ließ, mit seinem Zeitgenossen Ludwig XIV. verglichen, ließ Jey im Jahre 1728 diese Stadt erbauen. Der rajputischen Sitte gemäß wurde sie nach ihrem Gründer Jeypur benannt.

Der Agent hatte die Güte mich dahin zu begleiten. Die hohen Stadtmauern sind rosenfarbig angestrichen, und das zwischen den Zinnen angesammelte und herabfließende Regenwasser hat senkrechte schwarze Linien gezogen welche diesen Wällen ein ganz eigenthümliches Aussehen verleihen. Im Innern der Stadt fuhren wir durch eine lange gerade Straße deren Häuser sämmtlich violettroth getüncht und mit Wandgemälden, Arabesken und Blumentöpfe vorstellend, geschmückt sind. Die Zeichnung dieser Ornamente ist entschieden hinduisch. Wo die Gebäude nicht unmittelbar aneinanderstoßen, sind sie durch hohe Gartenmauern verbunden. Der obere Theil der letztern zeigt kleine Rundbogen und wenige Fenster, immer durch eine gemeißelte Steinplatte oder ein geschnitztes Bret verhüllt. Andere Gassen durchkreuzen die Hauptstraße, welche zu einem großen Square führt, im rechten Winkel.

Das Ganze trägt einen entschiedenen orientalischen, speciell hinduischen und überdies ausgesprochen rajputischen Charakter,

* Bevölkerung 140000.

aber der Plan der Stadt: die mit der Richtschnur gezogenen Gassen, die rechtwinkelige Kreuzung derselben, die alle nach derselben Zeichnung gebauten Häuser scheinen dem Genius Indiens zu widersprechen. Wäre es ein Widerschein des Geschmackes an Einförmigkeit und Regelmäßigkeit welcher, am Ende der Regierung Ludwig's XIV., in Europa zur Aufnahme kam? Unwillkürlich dachte ich an die Place Vendôme in Paris und an Karlsruhe, beide, wenn ich nicht irre, im Jahre 1699 erbaut.

In diesen weiten Gassen herrscht großes Leben. Das rosenfarbige Violett der Häuser und das Weiß und Roth der Gewänder des Volkes verleihen dem Bilde einen zugleich heitern und festlichen Anstrich. Sehr wenige Weiber, und diese meist aus den untersten Klassen. Viele Wagen, eigentlich Ochsenkarren, sorgfältig verhangen, wenn sie Frauen enthalten. Hier, im Palankin getragen, ein Adeliger dessen goldener Kopfputz an den venetianischen Dogenhut erinnert; dort einer seiner Standesgenossen zu Pferde. Die Menge macht ihm ehrerbietig Platz. Mehrere Roßknechte laufen hinterher. Viele Kamele und einige Elefanten erhöhen die Abwechselung des Bildes und die Bedrängniß der Fußgeher.

Der Palast des Fürsten nimmt, im Mittelpunkte der Stadt, einen beträchtlichen Flächenraum ein. Die Wachen, einige in Landestracht, andere europäisch uniformirt, traten bei Ankunft des Residenten in das Gewehr, und eine aus vier Flötenspielern bestehende Bande stimmte das God save the Queen an. Im zweiten Hofe drängten sich Höflinge und höhere Bediente. Fünf oder sechs kolossale Elefanten standen, reich geschirrt, in Reih und Glied. Kopf und Zähne waren zierlich bemalt. Im ganzen ein imposanter, prachtvoller Anblick. Endlich langten wir vor dem Eingange des eigentlichen Palastes an.

Der Maharaja zählt erst 20 Jahre. Der letzte Fürst adoptirte ihn auf seinem Todtenbett. In den indischen Staaten kommt es häufig vor daß der natürliche Erbe ein Schwächling ist. Daher das, übrigens zuweilen bestrittene, Recht der Fürsten

den Nachfolger in der Familie zu wählen, was sie gewöhnlich nur in articulo mortis thun, und zwar aus guten Gründen. Der Adoptivsohn könnte, in einer Anwandlung von Ungeduld, seine Thronbesteigung beschleunigen. Daher die Angst der Höflinge wenn ein Regierungswechsel bevorsteht und die Ueberraschungen welche ihn zu begleiten pflegen.

Der junge Maharaja von Jeypur ist ein schöner Mann mit einem offenen Ausdrucke und einnehmenden Zügen. Er war eben im Begriff auszufahren um mehrern adeligen Familien Beileidsbesuche abzustatten. Daher der silberne Säbel und die weiße Kleidung welche er trug, denn weiß ist die Farbe der Trauer. Nach indischer Sitte war er barfüßig. Er wies uns Sitze an und ließ mir sein Bedauern darüber ausdrücken daß ihn seine Unkenntniß des Englischen verhindere sich mit mir zu unterhalten. Er habe zwar angefangen diese Sprache zu erlernen, aber seine Thronbesteigung nöthigte ihn auf alle Studien zu verzichten. Ein Maharaja habe keine Zeit zum Studiren. Ich fragte ihn was er empfunden habe als man ihn benachrichtigte daß dieser große Staat ihm gehöre. Er antwortete: „Anfangs erschrak ich, wegen der großen Verantwortung; jetzt habe ich mich aber daran gewöhnt.“

Der Saal, in welchem er uns empfing ist ein langes, nach dem Garten ganz offenes Gemach. Allenthalben stehen Divane, und an den Wänden hängen schlechte englische Bilder in Farbendruck, darunter ein Porträt des Prinzen von Wales.

Innerhalb der Ringmauern der fürstlichen Residenz befinden sich mehrere einzelne Gebäude. Die meiste Aufmerksamkeit verdienen die beiden für öffentliche Ceremonien bestimmten Hallen. In einem dieser Säle empfahl man meiner Bewunderung einen Thron von vergoldetem massiven Silber, im Stil des ersten Empire mit falschen persischen Ornamenten. Das etwas geschmacklose Prachtstück hat 50000 Pfd. St. gekostet. Unerachtet der sichtbaren europäischen Einflüsse tragen diese Hallen ein orientalisch barbarisches aber großartiges Gepräge.

Die Sternwarte, eine Gruppe von Bauten und eine der Hauptmerkwürdigkeiten von Jeypur, ist das Werk Jey's welcher in Indien für den größten Astronomen seiner Zeit galt. Man zeigte uns auch den Artilleriepark. Die Geschosse sind mit Ochsen bespannt deren Hörner in grünes Tuch gehüllt sind. Ueberdies tragen sie Schabracken von rothem Tuch. Die Wirkung ist grotesk.

Hinter dem Wohnpalaste des Fürsten dehnen sich die Gärten aus. An beiden Seiten umrahmen prachtvolle Riesenbäume die phantastische und complicirte Façade. Wir wandeln auf Dammwegen, längs kleinen Teichen, versehen mit den nöthigen Vorkehrungen um die Spaziergänger zu benetzen. Ein alter Scherz, ursprünglich für die Khalifen erfunden, aber seiner Zeit sehr beliebt bei den Königen von Castilien und Leon, und später auf den Landsitzen der Großen in Italien und Frankreich. Zum Glück für uns, gibt es in den Teichen kein Wasser. In einem entlegenen Theile des Gartens ladet uns ein hübscher kleiner Tempel zum Besuche ein. Hundertjährige Mangroven beschatten ihn, und er verschwindet fast im Laube des Gehölzes. Aber wehe dem Vermessenen welcher es wagte dem Gott oder der Göttin des Ortes zu nahen! Eine kreischende Stimme erschallt. Zugleich erscheint der Brahmine des Heiligthums. Mit dem Ausdruck des Zornes auf seinem scheußlichen Gesicht, ruft er uns ein gebieterisches Halt zu. In diesem Augenblicke verkündigt Kanonendonner der Stadt das Ereigniß des Tages, die Condolenzbesuche des Maharaja. Schwärme verscheuchter Tauben fliegen von den Dächern und Giebeln des Palastes auf. Sonderbarer Gegensatz! In der Luft die gefiederten Flüchtlinge; im Garten Einsamkeit und Stille. Einige Schritte von uns der Brahmine, sprachlos und unbeweglich seine gehässigen Blicke auf die Eindringlinge heftend. Draußen das Dröhnen der schweren Geschütze und die verworrenen Stimmen einer tausendköpfigen Menge.

Der letzte Maharaja war ein leidenschaftlicher Volksbeglücker. Ein nach europäischem Muster erbautes Theater, ein Wiesengrund für Lawn-tennis und ein großer öffentlicher Garten sind sein Werk. Das Theater ist, wegen Mangels an Besuch, längst geschlossen, aber im Garten sieht man Eingeborene spazieren gehen, auf Bänken und nicht auf ihren Fersen sitzen und an gewissen Tagen der Woche den Weisen einer Regimentsbande lauschen. Junge Leute spielen Lawn-tennis. Derselbe Fürst hat auch eine Schule der schönen Künste gegründet, über deren Eingang in englischer Sprache die Inschrift School of arts zu lesen ist. Sie enthält kleine Bilder, Bleistiftzeichnungen, Schmuckgegenstände und sehr schöne Metallgegenstände in eingelegter Arbeit. Die Cloisonnés von Jeypur genießen von jeher eines großen Rufes. Das dabei angewandte Verfahren wird geheimgehalten.

Aus den Fenstern dieser Anstalt sahen wir die Heimkehr des Fürsten. Sein mit feurigen Pferden bespannter Wagen fuhr in raschem Trabe vorüber. Lakaien in bunten Livreen liefen daneben. Reich gekleidete und gut berittene Edelleute umgaben die Staatscarrosse. Eine Abtheilung Reiterei schloß den Zug. Die rothe und weiße Volksmenge öffnete und schloß sich alsbald auf dem Wege des Herrschers. Es war Sache eines Augenblickes, eine Vision, eine Sternschnuppe am nächtlichen Himmel; denn es war mittlerweile dunkel geworden, und, zu meiner großen Ueberraschung, wurden allenthalben Gaslaternen angezündet. Gas in Rajistan! Es ist das Aeußerste was der Fortschritt leisten kann.

Als wir aus der Stadt in das Freie fuhren begegneten wir einem Trupp Galerensträflingen. Sie blieben stehen, traten in Reih und Glied, streckten einen Arm horizontal aus und klaschten sodann mit den Händen indem sie einen Schrei ausstießen. Es ist dies ihre Art zu grüßen. Galgengesichter fehlten nicht unter ihnen, aber sie schienen alle lustig und gut

genährt, ein Beweis daß der verstorbene Maharaja seine Reformen auch auf das Gefängnißwesen erstreckt hat.

Ausflug nach der alten Hauptstadt Amber, zu Wagen, im Palankin und zu Elefant. Diese verschiedenen Verkehrsmittel verdankte ich der Güte des Fürsten.

Die Gegend ist eine mit Tempeln, verfallenen Häusern, leer stehenden Palazetti und Grabdenkmalen bedeckte Ebene. Der große Palast zu unserer Rechten, im Zustande der äußersten Verwahrlosung und dem Einsturze nahe, gehört dem Maharaja. In dem anliegenden großen Teiche hausen Krokodile in bedeutender Anzahl. Wir näherten uns einem niedern Gebirgszuge welcher die Ebene im Norden der Stadt begrenzt und betraten hierauf eine sich zwischen befestigten Anhöhen hinschlängelnde Schlucht. Zu unserer Linken, am jenseitigen Ufer eines schmalen Sees, stehen auf ganz nackten Hügeln mehrere aus rothem Sandstein erbaute Burgen. Einige haben die Farbe dieses Materials bewahrt, andere hat die Zeit mit mattem Gold belegt, wieder andere wurden von Menschenhänden weiß getüncht. Vor uns erschließt sich eine kleine Oase mit der alten Stadt, einem Agglomerat von zum Theil noch bewohnten, obgleich verfallenden Palästen und Häusern. Die Ringmauer klettert den Grat der Berge hinauf: die Chinesische Mauer im kleinen. Die Aehnlichkeit ist auffallend. Hinter diesem dunkelbraunen Gemäuer, zwischen den Höhen, erweitert sich das Thal und gestattet den Blick nach der gelben, schwarzgefleckten Wüste: gelb ist der Sand und schwarz der Busch. Im Hintergrunde, gegen Norden, in großer Entfernung, vermischen sich die grauen Töne einer Gebirgskette mit dem ambragefärbten Himmel. Die Composition des Bildes ist phantastisch, das Colorit ernst, das Ganze überwältigend. Aber ich zweifle daß ein Maler wagen wollte diese Tinten

wiederzugeben, selbst wenn er es vermöchte. Man würde sagen, sein Bild sei manierirt und unwahr.

Ein äußerst steiler Reitpfad führt zu den Palästen und Tempeln von Amber hinan.

Erstere gehören verschiedenen Epochen an. Selbst das ungeübteste Auge, selbst wer gänzlich unfähig ist die verschiedenen Epochen zu unterscheiden welche die rajputische Architektur während Jahrhunderten durchlaufen hat, muß überrascht sein durch die Individualität eines jeden dieser sich auf der Felsterrasse, ich möchte sagen, drängenden Gebäude. Doch findet man in allen dieselben Elemente: hohe gezinnte Mauern, Kioske deren Kuppeldächer von schlanken Säulen getragen werden; übereinander angebrachte Balkone, alle versehen mit einem auf schmächtigen Colonneten ruhenden Schutzdache; geräumige Säle mit einem Walde von Säulen welche, Baumgruppen ähnlich, ihre Schäfte zur Decke erheben; Steingeländer als Einfassung der offenen Terrassen und Freitreppen. Einen eigenthümlichen Zauber übt der Gegensatz zwischen den massiven Mauern, deren oberer Theil allein durchbrochen ist, und den gänzlich freistehenden Arcaden und Kiosken: ein Gemisch mittelalteriger Burgen und antiker Säulengänge. Für den Kritiker ist dies ein Räthsel oder ein Widersinn, denn die erste Pflicht des Architekten ist durch das Aeußere die Bestimmung des Baues anzudeuten. Aber, als Bild, gibt es nichts Reizenderes. Die rajputischen Künstler scheinen zuerst Maler gewesen zu sein und dann erst Architekten.

Divan-i-Am, der Saal für Audienzen, wurde den Sälen welche man in Delhi und Agra sieht nachgebildet. Der Kaiser nahm es übel daß sich der Maharaja erlaubte seine Paläste als Muster zu wählen. Daher beeilte sich letzterer die schönen Sculpturen der Säulenschäfte und der Kapitäle mit Stuck überziehen, und die schönen rosafarbigen Platten von Sandstein mit weißem Kalk bestreichen zu lassen. Man sieht hier in Vogelperspective aufgenommen die Abbildungen dreier großer indischer Städte, darunter Benares, daher der Name „Gemäldesaal“.

Jey Mandir wurde von dem großen Jey Sing ganz in Marmor erbaut. Die vielen kleinen Spiegel, mit welchen im Innern die Wände und die Decke verziert sind, verrathen den Geschmack des 18. Jahrhunderts.

Suk Nevas, der Saal des Vergnügens, ist berühmt wegen seiner gemalten Glasfenster und eines die Gemächer durchfließenden Baches. Gleichfalls ein den Kaiserpalästen in Delhi entlehntes Motiv.

Die Zenana halte ich für den ältesten dieser Bauten. Er zeichnet sich durch seine edle Einfachheit aus. In der Mitte des Hofes steht die Halle in welcher die regierende Königin ihre Durbar hielt. Die 26 andern Königinnen begnügten sich, und, ich höre, die Gemahlinnen des gegenwärtigen Maharaja, welcher alljährlich zwei Monate in Amber zubringt, begnügen sich mit winzigen, durch einen engen Gang verbundenen Zellen.

Alle diese Gebäude sind vollkommen erhalten. Sie schossen nebeneinander auf wie Pflanzen, und bilden eine unregelmäßige, gedrängte Gruppe. Daher kommt es daß die Aussicht, bei jedem Schritte des Beschauenden, wechselt. Aber zu seinen Füßen hat er fortwährend den kleinen, die Schlösser von Amber spiegelnden See und die nahen Höhen mit ihrer Chinesischen Mauer, und die verfallenen Paläste der Stadt und die üppige Vegetation der Oase und, jenseit, weit entfernt gegen Norden, die am Horizonte verduftenden Berge.

Der Zufall führte uns zur Opferzeit in den Tempel der „steinernen Göttin", Silva Devi. Ehemals wurden Menschen geopfert. Dieses entsetzliche Schauspiel blieb uns jedoch erspart. Jey Sing hat die Menschenopfer abgeschafft. Die Göttin nahm dies übel, und um ihren Zorn zu beschwichtigen verordnete Jey daß, ihr zu Ehren, täglich eine Ziege zu schlachten sei.

Der Tempel ist klein und besitzt nichts was zur Andacht stimmen könnte. Er sieht aus wie ein gewöhnliches Vorzimmer mit einem Alkoven. In diesem sitzt die Göttin auf ihren gekreuzten Beinen. Vor dem Heiligthum gewahrte ich, auf ihren Fersen

kauernd, zwei Männer in traulichem Zwiegespräch. Ein kleiner Junge lag vor der Göttin auf dem Bauche, anscheinend in inbrünstigem Gebet versunken. Eine magere elende Ziege erwartete gleichgültig die ihr bevorstehende Katastrophe. Ihr Instinct schien ihr nichts zu sagen. Der Priester trat an sie heran, bestreute sie mit Mehl, besprengte sie mit Wasser und vollzog dieselbe Förmlichkeit an dem Messer des Mannes welchem es oblag das arme Thier zu tödten. Einen Augenblick später, rollte der Kopf des Opfers auf den Fußboden, während der Körper sich noch durch vier Minuten in heftigen Zuckungen bewegte. Mittlerweile hatte der Priester das Blut in einem Gefäße gesammelt und der Göttin vorgesetzt, jedoch nicht ohne vorher die Vorhänge zu schließen. Im Orient speisen hohe Persönlichkeiten immer ohne Zeugen.

Niemand wird Rajputana besuchen ohne überrascht zu sein durch den Gegensatz zwischen dem was dies Land war und was es ist. Ich spreche hier nicht von dem äußern Anblicke den es gewährt, denn er blieb unverändert, noch von den Fortschritten der Civilisation deren einzige Spuren in Jeypur zu finden sind, sondern von dem Gegensatze zwischen den alten, aber noch bestehenden, Institutionen und der neuen, durch die Annahme der britischen Oberherrlichkeit geschaffenen Lage. Die Institutionen setzen den beständigen Kriegszustand voraus. Die britische Oberherrlichkeit schuf den beständigen Frieden. Die alten Institutionen sind also gegenstandslos geworden, und werden und müssen daher verschwinden. Die Macht der Dinge und der Logik verlangt dies gleichmäßig. An ihrer Macht scheitert der Wille der Menschen. Aber dann entsteht die Frage, wie soll die Leere ausgefüllt werden? Diese Frage drang sich mir auf als ich den Fuß in dies Land setzte, und noch ehe ich Sir Alfred Lyall's „Asiatic studies“ gelesen hatte. Der geistreiche Verfasser dieses

Buches, der seine Materialien an Ort und Stelle gesammelt hat, stellt sich dieselbe Frage und behandelt sie mit wenigen Worten, welche indeß seine genaue Kenntniß der indischen Dinge und, ich möchte hinzufügen, des menschlichen Herzens, das sich überall gleich bleibt, auf eine glänzende Weise bethätigen. Aber er sagt nur was zu vermeiden, nicht was zu thun ist. Er läßt sich nicht aus über die einzuschlagenden Wege welche zur Lösung der Aufgabe führen können. Gewiß die Zeit wird bei dieser Lösung mitwirken, aber alles kann man der Zeit nicht überlassen. Früher oder später wird England eingreifen müssen. Enthaltung scheint mir unmöglich. Man übt die Macht nicht ohne auch ihre Verantwortung zu tragen.

V.

Penjab.

Vom 1. bis 11. März.

Von Jeypur nach dem Kaibarpaß. — Die Ufer des Indus. — Atok. — Physiognomie von Peschawar. — Ein Afghanenfürst. — Das Fort und die Kirchhöfe. — Der Kaibarpaß. — Jamrud. — Lahor. — Ranjet Sing. — Shalimar. — Amritsir. — Der goldene Tempel. — Ein Gasthof in Delhi. — Divan-i-Kas. — Divan-i-Am. — Die Perlmoschee. — Die große Moschee. — Stimmung der Bevölkerung. — Katab Minar. — Der „Ridge". — Physiognomie von Delhi.

Durch das Penjab. — Der Oberbefehlshaber der indischen Armee hatte die Güte mir den Besuch des allen Europäern verschlossenen Kaibarpasses zu gestatten. Da dies militärische Vorsichtsmaßregeln erheischte, wurde ein gewisser Tag festgesetzt, und ich habe dermalen keine Zeit zu verlieren. Die großen Ebenen des Nordwesten werden daher auf der Bahn ohne Aufenthalt durcheilt. Hier, in Amballa, zweigt sich die Straße nach Simla ab. Weiterhin, bei Sonnenaufgang, zeigen sich die weißen Riesen des Himalaja. Noch einige Stunden, und der Zug erreicht, die Brücke des Sutledge überschreitend, das Königreich der Sikh. Im Norden die höchste Bergkette der Welt, zu unserer Linken eine unabsehbare Ebene. Die sie bedeckenden Getreidefelder erfreuen das Auge durch ihr zartes Grün. Die Luft frisch, fast kalt. Außer in der nächsten Umgebung der Dörfer, kein Baum in Sicht. Am Himmel schwarze Wolken, die ersten welche ich gewahre seit ich Madras verließ. Wie alte Bekannte, nach langer

Trennung, begrüße ich die Strichregen welche sich mit kurzer Unterbrechung folgen.

Um 5 Uhr abends hält der Zug in der Station Lahor.

Am nächsten Tage früh morgens wird Ravalpindi passirt. Hier befindet sich das Hauptquartier einer der wichtigsten Divisionen deren Aufgabe die Bewachung der Grenzen von Afghanistan ist. Der Himmel hat sich aufgeklärt und der Charakter der Gegend verändert. Allenthalben Basaltblöcke ohne jede Vegetation. Nur in den Schluchten einige Getreidefelder. Vollkommene Abwesenheit von Bäumen. Im Norden die leuchtenden Eishörner der Gletscher Kaschmirs welchen wir uns in der Nacht genähert haben. Die Stationen mit Menschen überfüllt. Durch ihre Gesichtszüge und den kriegerischen Ausdruck derselben, unterscheiden sich die Penjabi, in auffälliger Weise, von den übrigen Völkern der Halbinsel.

Zwischen 9 und 10 Uhr, nach Uebersteigung einer niedern Felskette, hält der Zug an den Ufern des geschichtlichen Stromes.

Der Indus, auf den nördlichen Abfällen des Himalaja entsprungen, hat die geheimnißvollen Thäler Thibets durchflossen, und ehe er hier ankam, bereits fast die Hälfte der ungeheuern Entfernung zurückgelegt welche seinen Ursprung von seinem Ende trennt.* Während dieser langen Wanderung hat er die unzähligen Bäche und Flüsse aufgenommen, mit welchen ihn der Himalaja und der Hindukusch bereichern. Und dennoch, in diesen Engpaß gezwängt, möchte man den „Vater der Ströme“ für einen tollen Jungen, für einen übermüthigen Gießbach halten. Die kleinen Wellen stocken, überstürzen sich, prallen zurück, dringen vor, brechen sich endlich Bahn. Umsonst versuchen die ungeheuern, übereinandergethürmten Basaltblöcke der schäumenden Flut Einhalt zu thun. Die Wasser besiegen den Stein. Ein

* Der Lauf des Indus wird auf 1802 Meilen berechnet. Man zählt 860 Meilen von seinen Quellen bis Atok und 942 von Atok bis zu seiner Mündung in das Arabische Meer.

paar Schritte von der Station kann man des Schauspiels genießen. Ein wildes phantastisches Bild in zwei Farben, weiß und schwarz, gemalt.

Der Zug rollt sodann über die erst vor einigen Monaten vollendete Brücke. Hier blicke man gegen Nord. Welcher Contrast! Der Indus, unbewußt der ihm bevorstehenden Kämpfe, rollt seine friedlichen Wasser majestätisch zwischen flachen grünenden Ufern, durch eine weite Ebene welche die Berge von Kaschmir im Norden begrenzen. Diese Kolosse scheinen so nahe, und die Luft ist so durchsichtig daß man die Schluchten der Abfälle und den Widerstrahl der Sonne auf den Zinken der Gletscher mit unbewaffnetem Auge wahrnimmt. Dies ist der Hintergrund des Bildes. Aber in unmittelbarer Nähe springt das niedere Berggelände in den Strom vor. Auf dem Promontorium stehen, braun wie Sepia, einige Häuser mit flachen Dächern. Es ist die Stadt und das Gemäuer, über ihr, das Fort von Atok, der alte Wächter dessen Aufgabe, der er niemals gerecht wurde, die Hut Indiens gegen fremde Eroberer war.

Bald darauf gelangen wir in das Thal des Kabul. Dieser Fluß, welcher der Hauptstadt Afghanistans seinen Namen gibt oder entlehnt und ihre Mauern badet, ergießt hier seine klaren Wasser in die schlammigen Fluten des Indus.

Dem Zufall, so verschwenderisch und so beständig in seiner Gunst seit ich diese Weltfahrt antrat und nirgends mehr als in Indien, verdanke ich die Bekanntschaft mit dem Commandanten der Division von Ravalpindi. Sir Michael Biddulph befand sich in demselben Zuge und hatte die Güte sich, während einiger Stunden, zu mir zu setzen. Welche Quelle von Belehrung. Sein Sohn trug einen prachtvollen Falken auf der Faust. In diesem Lande, welches sich hierzu vorzüglich eignet, bildet die Falkenjagd einen beliebten Zeitvertreib der Raja.

Wir nähern uns dem Ziele der langen Reise, und schon zeigt sich der Hindukusch mit seiner höchsten Kuppe, dem Khavak

der sich 18200 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Im Thale des Kabulflusses, längs welchem sich die Eisenbahn hinzieht, sehen wir viel bebautes Land aber, außer ein paar verkommenen Mimosen auf den Stationen, nicht einen Baum. Die Gegend erinnert an die spanischen Pyrenäen, wie sie dem Reisenden erscheinen der sich ihnen, von Süden kommend, nähert.

Um 3 Uhr nachmittags, Ankunft auf dem Bahnhofe der Stadt Peschawar, und eine halbe Stunde später im englischen Cantonnement.

Außer den Afridi und einigen andern Bergstämmen werden das neutrale Land, die Ufer des Indus und die Grenzdistrikte gegen Afghanistan von Pathanen bewohnt. Abstammung und Sprache haben sie mit den Afghanen gemein und unterscheiden sich von ihnen nur durch den Namen. Dies erklärt warum das Land so wenig Aehnlichkeit mit Indien hat. In der That, wer das rechte Indusufer betritt glaubt sich nach Centralasien versetzt.

Peschawar und der Kaibarpaß. Vom 5. zum 8. März. — Der Commissär von Peschawar Oberst Waterfield geleitet mich nach seinem hübschen Bungalow, einem bequemen steinernen Hause, sehr gut eingerichtet um die Bewohner gegen Hitze und Kälte zu schützen; denn sehr heiße Sommer und sehr strenge Winter folgen in diesem Lande unmittelbar aufeinander. Die Uebergangsepochen von Frühling und Herbst sind unbekannt.

Die Stadt Peschawar*, von außen betrachtet, erinnert mit ihren sepiabraunen Ringmauern und mit ihrer Citadelle an die großen Städte Mittelasiens. Im Innern ist die Aehnlichkeit noch auffallender. Abgesehen von einigen Hinduhäusern — man

* Bevölkerung der Stadt ohne das Cantonnement 58000, wovon 50000 Mohammedaner. Das Cantonnement zählt 22000 Einwohner, darunter 3200 Christen.

erkennt sie leicht an den vielen Stockwerken und dem indischen Stil — unterscheidet sich Peschawar nur durch größere Belebtheit und größern Reichthum von Bokhara, Samarkand oder Kabul. Es verdankt seinen Wohlstand der Lage am Eingange des Kaiberpasses durch welchen die Straße nach Afghanistan führt und den Freuden und Versuchungen welche es den rauhen Söhnen Mittelasiens bietet. Peschawar ist ihr Paris. Man kommt um Geld zu gewinnen und auszugeben, um zu arbeiten und um zu genießen. Auch ich finde die Physiognomie der ehemaligen Residenz* der Könige von Kabul sehr anziehend. Wegen der häufigen Erdbeben sind die Häuser aus Holz erbaut und die Räume zwischen den Balken mit lichtbraunen an der Sonne getrockneten Lehmziegeln ausgefüllt. Die Obergeschosse, wenn deren vorhanden sind, springen gegen die Straße vor. Die ganz flachen Dächer erhöhen die Aehnlichkeit mit Erivan oder andern persischen Städten. In einer engen Gasse bewundern wir eine Moschee. Eine andere, noch im Bau begriffene, zeigt den flamboyanten maurischen Stil. Die Künstler und Steinmetzen arbeiten, wie mir gesagt wird, meist ohne Plan und Modell. Sie besitzen ein sehr scharfes Auge und lassen sich, im übrigen, von der Tradition und den Bedürfnissen des Bauplatzes leiten. Aber diese neue Moschee, obgleich viel reicher als die alte, verträgt mit dieser letztern, in Beziehung auf Architektur und Behandlung des Steines, keinen Vergleich.

Anglikanische Missionare haben eine schöne Kirche im hinduarabischen Stil (!) gebaut. Vor zehn Jahren wäre die Errichtung eines christlichen Gotteshauses im Innern der Stadt noch unmöglich gewesen. Aber in den letzten Zeiten bemerkt man eine bedeutende, schwer zu erklärende, Abnahme des früher berüchtigten Fanatismus der Einwohner dieser Stadt.

In den zahlreichen und wohlbestellten Bazaren sieht man

* Sie war es noch zur Zeit der Gesandtschaft von Mountstuart Elphinstone, im Jahre 1808.

grobe aber classisch geformte und ornamentirte Töpferwaaren, ein Erzeugniß dieser Gegend; in einem runden den reichen Kaufleuten aus Bokhara vorbehaltenen Bazar, prachtvolle Seidenstoffe; an einer Straßenecke, eine Masse von Rohrkäfigen kleine Vögel enthaltend welche von Hindu gekauft und sogleich in Freiheit gesetzt werden. Diese gefiederten Wesen tragen nämlich die Sünden des Käufers mit sich fort.

In einer der Hauptgassen befinden sich die Restaurants. Sie sind das Stelldichein der Feinschmecker, das Palais-Royal und der Boulevard des Italiens des afghanischen Paris. Das offene Erdgeschoß läßt den Blick in die Küche dringen wo Leute aus dem Volke ihr Mahl einnehmen. Im Obergeschoß sitzt die elegante Jugend. Natürlich glänzt hier, wie an allen öffentlichen Orten in der orientalischen Welt, die Frau durch ihre Abwesenheit.

Eine buntgemischte Menge drängt sich in den Gassen und Gäßchen. In Europa besitzt Paris, in Asien Peschawar die größte wechselnde Bevölkerung. Hier begegnen sich Fremde aus Bokhara, Turkistan, Kokan, Kaskar und, besonders, aus Afghanistan. Wo ist Indien geblieben? Jenseits des Indus. Dies ist eine andere Welt. Ich sah sie im Kaukasus, in Peking. Mit Indien hat sie nichts gemein.

Zwei afghanische Prinzen, deren einer eine bedeutende Rolle gespielt hat, leben hier als Pensionäre der indischen Regierung.

Der Sirdar Vali Mohammed Khan ist ein Bruder des letzten Emirs von Afghanistan. Seine an merkwürdigen Wechselfällen reiche Laufbahn entspricht der Geschichte und der Lage seiner Heimat. Aus diesem Grunde verdient sie Beachtung. Der Prinz trat nach dem Tode seines Vaters Dost Mohammed (1864)

in das öffentliche Leben. In dem hierauf entstandenen Erbfolgestreite nahm er, abwechselnd, für beide Candidaten Partei. Während einiger Zeit Statthalter in einer der Provinzen Turkestans, flüchtete er plötzlich jenseits des Oxus nach Bokhara. Nachdem er sich später mit seinem Bruder Scher Ali versöhnt hatte, betraute ihn dieser mit der Statthalterschaft von Kabul; aber, mit Recht oder Unrecht, des Treubruchs beschuldigt und deshalb seines Amts entsetzt, erklärte sich Vali zu Gunsten des feindlichen Thronbewerbers, Azim, welcher ihn nun, seinerseits, zum Statthalter von Kabul ernannte. Kaum dort angekommen, näherte er sich Scher Ali. Als Azim hiervon Kenntniß erhielt ließ er ihn sofort verhaften und nach der Citadelle von Kandahar abführen. Aber die Besatzung dieser Festung lehnte sich gegen Azim auf und setzte Vali in Freiheit. Er erwarb hierdurch wieder die Gunst Scher Ali's und wurde zum Statthalter von Curam ernannt. In diesem seinem neuen Wirkungskreise verstand er in kurzer Zeit ein reicher Mann zu werden. Die hierbei von ihm entwickelte Thätigkeit erregte die Bewunderung und den Neid der Statthalter der andern Provinzen. In Curam wird sein Name unvergeßlich sein. Hierauf trat er selbst als Thronwerber auf. Im Jahre 1877, während der englischen Besetzung von Kabul, ward er mit der Verwaltung der Stadt beauftragt. Im Jahre 1880 proclamirte er seine Throncandidatur. Aber die englische Regierung entschied zu Gunsten des jetzigen Emirs Abdul-Raman, und Vali zog sich nach Peschawar zurück, wo er, wie bereits gesagt, als englischer Pensionär lebt. Ich gestehe daß diese Lebensbeschreibung mich nachdenklich stimmte. Ich frug ob alle afghanischen Prinzen von dem Schlage des Sirdar Vali wären und erhielt zur Antwort, sie hätten allerdings, sämmtlich, eine gewisse Familienähnlichkeit. Wenn dem so ist muß es gestattet sein den Erfolg einer Politik zu bezweifeln welche sich auf das Bündniß mit diesem oder jenem Emir von Afghanistan stützt.

Das Haus, der Sarai, welches Sirdar Vali Mohammed

Khan bewohnt, ein ehemaliges von Kaiser Akbar dem Großen* außerhalb der Stadt erbautes Karavanserai, steht zwischen einem großen Hofe und einem weitläufigen Obstgarten, und ist durch hohe Ringmauern eingeschlossen. Als wir, Oberst Waterfield und ich, dort erschienen wurden wir am Eingange von den hohen Würdenträgern des Fürsten, im Hofe von seinen Söhnen und, auf der offenen Freitreppe, von ihm selbst empfangen. Er ist ein schöner Mann von hohem Wuchs und dürfte in den Fünfzigen stehen. Die edlen Züge, die feurigen, von großen, nach afghanischer Sitte, schwarzgefärbten Wimpern beschatteten Augen verhehlen nur unvollkommen, unter der Maske der Offenherzigkeit, den Ausdruck eines hinterlistigen und unsteten Gemüths. Er trug über einem Leibrocke von himmelblauem Tuche einen dunkelbraunen Kaftan mit Seidenstickerei von derselben Farbe. Nach einigen üblichen Redensarten führte er uns in einen langen und schmalen Saal welcher den Mittel- und Haupttheil des Gebäudes einnimmt. Von den Fenstern übersieht man, auf der einen Seite den Hof, auf der andern das offene Land. Niemand kann, von dem Hausherrn ungesehen, dem Gebäude nahen. Der Prinz trug uns Sitze an. Seine Söhne, Enkel und Neffen standen im Kreise umher. Die Männer des Gefolges, Höflinge und Geheimschreiber, kauerten auf ihren Fersen, mit dem Rücken an die Wand gelehnt. Die Scene versetzte mich nach dem Kaukasus. Die Unterredung in persischer Sprache, deren Oberst Waterfield vollkommen mächtig schien, gerieth keinen Augenblick in Stockung. Ich werde nur ein Wort hervorheben dessen Aufrichtigkeit ich nicht bezweifle. „Ich hoffe“, sagte der Prinz, „lange genug zu leben um den Thron meiner Ahnen zu besteigen.“

Als wir aufbrachen überraschte mich der Anblick des Hofes. So muß es im Lager Tamerlan's ausgesehen haben. Da standen, an einzelne Pfähle gebunden, prachtvolle turkomanische und arabische

* Regierte von 1556 bis 1605.

Blutpferde. Jedes dieser edeln Thiere umgaben mehrere, ausschließend für seinen Dienst bestimmte Wärter. Der Khan schien stolz auf diesen Besitz und sichtlich erfreut über den Eindruck des schönen Schauspiels auf seine Besucher.

Der andere Prinz, welcher nicht Statthalter war, fristet sein ärmliches Dasein in einem verfallenen Häuschen zu welchem man durch enge schmuzige Gassen gelangt. Er ließ uns einige Früchte vorsetzen indem er sagte er habe nichts anderes zu bieten. Er hat eben keine Reichthümer aufgehäuft und befindet sich in einer dem Elende nahen Lage. Das ist der Lohn derer welche tugendhaft sind oder keine Gelegenheit fanden es nicht zu sein.

Ich besuchte auch den Palast des Generals Avitabile furchtbaren Andenkens. Einer Legende zufolge, welche hoffentlich übertrieben ist, hat dieser italienische Condottiere und, in der That, große Feldherr Ranjit Sing's die entsetzlichsten Grausamkeiten begangen. Jedenfalls hatte er eine eiserne Faust und trug niemals Sammthandschuhe. Nichtsdestoweniger, ja vielleicht eben deshalb, verehrt der Pathan sein Andenken. Alle barbarischen Völker huldigen der rohen Gewalt.

Von den Bastionen der Citadelle beherrscht der Blick ein Labyrinth von Gassen und Gäßchen aus welchen die Stadt besteht. Rings um die Mauern entrollt sich die Ebene. Im Norden, die Gebirgskette welche den Himalaja mit den Strebepfeilern der mittelasiatischen Hochebenen verbindet. Genau im Westen, die Gruppengebirge des heutigen Afghanistan, überragt von einer weißen Wand. Es ist der Hindukusch. In derselben Richtung, elf Meilen entfernt, gewahrt man das Fort Jamrud. Obgleich dicht am Eingange des Kaibarpasses, auf neutralem Boden, also außerhalb der Grenzen des indischen Reichs gelegen, ist es doch von britischen Truppen besetzt. In entgegengesetzter Richtung, gegen Osten, bezeichnet ein wellenförmiger

Hügelzug den Lauf des, unsichtbaren, Indus. Abends bei sehr klarer Atmosphäre ist es zuweilen möglich das Fort von Atok auszunehmen.

Zwischen der Stadt und dem Cantonnement erstrecken sich schöne, von macadamisirten Straßen durchfurchte Wiesengründe. Dort liegen auch die Kirchhöfe, welche ich nicht besucht habe. Auf einem derselben ruht ein, nicht durch seinen frommen Lebenswandel, berühmt gewordener Missionar, auch nicht durch seinen tragischen Tod, sondern durch eine unglückliche Bibelcitation welche einer seiner Berufsgefährten auf seinen Leichenstein setzen ließ. Sie lautet: „Hier ruht der hochwürdige N. N., Mitglied der amerikanischen, presbyterianischen Missionsgesellschaft, von seinem eigenen Diener ermordet. «Wohlgethan, oh guter und treuer Diener.»“ Um sein Werk auch den Eingeborenen verständlich zu machen, ließ der Verfasser des Epitaphs neben die englische Inschrift eine persische Uebersetzung in den Stein graben. Der Bildhauer, ein Araber, fügte aus eigenem Antriebe, gleichfalls auf persisch, die Worte hinzu: „Lacht nicht.“ Risum teneatis amici.

Auf meiner Reise durch die Gangeshalbinsel — und ich habe sie in ihrer größten Ausdehnung von Süd nach Nord durchzogen — hörte ich nie von Raubanfällen gegen Europäer sprechen. Die höchstgestellten Staatsdiener bis zu Leuten aus den untersten Schichten sind der Ansicht daß der Weiße, seine Börse in der Hand, bei Tag und bei Nacht, vom Cap Comarin bis an die Grenzen von Sikkim und von dort nach der Hauptstadt des ehemaligen Königreichs Kabul reisen kann ohne sich der geringsten Gefahr auszusetzen. Aber diese Sicherheit endet plötzlich eine oder zwei Meilen westlich von Peschawar, der Ultima Thule des indo-britischen Reichs. Daher für Europäer jeder Nation, mit Inbegriff der englischen Offiziere, das strenge Verbot sich aus

dem Weichbilde der Stadt zu entfernen. Missionare welche sich in ihrem Eifer versucht fühlen das Evangelium den Afridi zu predigen müssen sofort Caution erlegen. Diese Vorsichtsmaßregeln erklären sich von selbst. Reisende, verwegen genug um sich in jene Gegenden zu wagen, würden unfehlbar geplündert, und höchst wahrscheinlich niedergemacht. In solchen Fällen ist die Regierung verpflichtet die Schuldigen zu strafen, d. h. einen kleinen Feldzug gegen die Grenzvölker zu unternehmen. Alle Districte, von Peschawar bis nach Belutschistan, werden, den afghanischen Bergen entlang, durch eine Kette von Vorposten bewacht. Auf den Märschen ist den Offizieren die äußerste Vorsicht zur Pflicht gemacht. In den Bivuaks schläft der Soldat das Gewehr im Arm.

Seit dem letzten Kriege ist Afghanistan den Weißen vollkommen unzugänglich geworden, aber starke Karavanen ziehen fortwährend durch den Engpaß. Man zählt deren wenigstens zwei in der Woche. Sie kommen von Kabul, Samarkand, aus dem Turkistan. Nach Absatz ihrer Waare, kehren sie, mit indischen und englischen Erzeugnissen reich beladen, auf demselben Wege nach Centralasien zurück. Die Regierung, welche natürlich wünscht daß dieser schon jetzt sehr beträchtliche Handel einen noch größern Aufschwung nehme, sah sich veranlaßt für die Sicherheit der Karavanen zu sorgen. Sie that es indem sie zu einem Mittel griff welches, ebenso sinnreich als verwegen, sich bisher vollkommen bewährt hat.

Das Afghanistan von Indien trennende Gebiet, durch welches der Kaibarpaß führt, wird neutral oder unabhängig genannt weil weder die Afghanen noch die indische Regierung hierauf Anspruch erheben. Halb, eigentlich, beinahe ganz wilde Stämme bewohnen es. Unter ihnen sind die Afridi der mächtigste. Alle Männer tragen Waffen. Sie sind geborene Räuber, und, als solche, leben und sterben sie. In dieser Völkerschaft wirbt die Regierung die Truppe deren Aufgabe es ist die durch den Engpaß ziehenden Kaufleute und ihre Waaren zu beschützen. Sie

besteht aus 500 Bewaffneten. Ein jeder ist verpflichtet sich selbst seine Flinte zu verschaffen, was ihm nicht schwer fällt da er sie einem, im Hinterhalte oder auf dem Marktplatze seines Dorfes im ehrlichen Zweikampfe, getödteten Feinde abnimmt. Als Gegenleistung erhält er eine Monatslöhnung von 9 Rupien.* Diese Söldlinge tragen keine Uniform und scheinen was sie sind, Räuber. Uebrigens steht es ihnen frei zu jeder Stunde den Dienst zu verlassen. Ich frug: „Könnten sie nicht ihre Schützlinge plündern?“ „Ganz gewiß“, war die Antwort, „aber bisjetzt ist es nicht geschehen. Uebrigens, man thut was man kann.“

Diesem Afridi-Regimente, welches heute auf verschiedenen Felsblöcken des Passes echelonnirt war, insbesondere an Stellen wo Angriffe anderer Stämme zu gewärtigen waren, konnte sich unsere kleine Karavane mit Beruhigung anvertrauen. Sie bestand aus dem Obersten und Mrs. Waterfield, einem jungen Offizier und mir. Eine starke Escorte von eingeborener Reiterei eröffnete und schloß den Zug.

Wir waren um 7 Uhr morgens in einem gut bespannten Wagen aufgebrochen und näherten uns in rascher Fahrt der äußersten Grenze. Auf der Ebene manövrirte die Garnison in Gegenwart des Generals Dundridge. Eine Stunde später erreichten wir den Fuß des Hügels auf welchem das Fort Jamrud steht. Wir stiegen ohne Aufenthalt zu Pferde und befanden uns einige Minuten später am Eingange des Défilé durch welches der Macedonier und, nach ihm, die mohammedanischen Eroberer in Indien einfielen.

Der Kaibarpaß, in den letzten Kriegen der Engländer der Schauplatz so vieler Heldenthaten und so vieler unglücklicher Ereignisse, so reich auch an Erinnerungen aus der Vorzeit, blieb, ich gestehe es, in Beziehung auf landschaftliche Schönheit, unter meiner Erwartung. Man sagt mir daß er sich weiter westlich verengt und ein imposanteres, seines Rufes würdigeres Aussehen

* Nach jetzigem Curse ungefähr 14 Mark.

gewinnt. Hier, sehe ich nur verworrenes Felsland, kolossale, senkrecht abfallende Blöcke und, auf einigen von diesen, Gruppen von fünf bis sechs bewaffneten Afridi. Wie sie hinaufgelangt sind, bleibt mir ein Räthsel. Bei unserm Herannahen, treten unsere Herren Vertheidiger in das Gewehr. Man weiß wie sie es sich verschafft haben. Diese militärische Artigkeitsbezeigung sticht sonderbar ab von der biblischen Tracht der unheimlichen Gestalten. Uebrigens nicht ein Baum; nichts als Fels und Sand.

Nach einem mehrstündigen Ritt im Passe, kehrten wir nach dem Fort Jamrud zurück wo ein gutes Frühstück unser harrte. Die Besatzung besteht aus 140 Mann eingeborener Truppen, unter dem Befehl des Majors Warburton. Das Festungscommando führt ein junger Offizier. Es sind die einzigen Europäer welche auf dieser verlorenen Vorhut der Civilisation die Wacht halten. Ihr Dasein ermangelt der Abwechselung. Selbst die Weidmannslust und ein Spazierritt in den, allerdings, wenig anziehenden Umgebungen ist ihnen versagt. Das Fort ist ihr Gefängniß. Mit Peschawar stehen sie mittels eines atmosphärischen Telegraphen in Verbindung und können somit im Nothfall Hülfe herbeirufen. Es sind zwei höchst angenehme junge Herren welche hocherfreut schienen, während einer oder zwei Stunden, andere weiße Gesichter zu betrachten als die ihrigen.

Von einer dreifachen Mauer umgeben und, wie bereits gesagt wurde, am Scheitel eines isolirten Kegels erbaut*, beherrscht Jamrud den östlichen Eingang in den Paß. Am Fuße des Hügels steht ein Karavanserei. Es schien zweckmäßig die Ringmauer auf der dem Fort zugekehrten Seite abtragen und durch niedere Palissaden ersetzen zu lassen. Dies gestattet dem Commandanten von seinen Bastionen aus die Vorgänge im Innern des Gasthofs zu überwachen und diesen falls ein Angriff gegen das Fort geplant würde, mit seinem Geschütze zu zerstören.

* Ungefähr 100 Fuß hoch.

Die Vorsichtsmaßregel kennzeichnet die Zustände. Auf eine halbe Meile Entfernung steht, den Bergen näher als die kleine Festung Jamrud, das Dorf dieses Namens: eine Gruppe befestigter Häuser und einzelner Thürme. Thürme und Häuser sind mit Ringmauern umgeben und bilden ebenso viele Burgen. Die Vendetta ist an der Tagesordnung. Nachbarn bekämpfen sich von Geschlecht zu Geschlecht. Nur die Weiber pflegen einigen Verkehr untereinander. Die Männer sind wohlgebaut, aber ihre Züge tragen das Gepräge der Grausamkeit und Wildheit. Selbst ganz junge Leute haben diesen Ausdruck. Von dem Balkon auf welchem wir unsere Cigarre rauchten, konnten wir mit nacktem Auge ausnehmen daß der freie Raum zwischen den Häusern des Dorfes leer war. Zuweilen zeigten sich einige Weiber, aber nicht ein Mann. Die Ursache ist daß letzte Woche ein zweiundsiebzigjähriger Greis in einem dieser ererbten Streithändel erschlagen wurde. Am nächsten Tage erlitt der achtzigjährige Vater des Mörders denselben Tod. Sein Sohn begrüßte uns diesen Morgen als wir an dem Dorfe vorüberritten. Mit ihm kamen seine Söhne und Kindeskinder und mehrere Notabeln. Selbst die Enkel sahen wie kleine Teufel aus. Alle trugen einen biblischen Anzug. Offenbar haben sie seit dem grauen Alterthum ihre Moden nicht geändert.

Lahor. — Nach zweiundzwanzigstündiger Reise Ankunft in der Hauptstadt des Königreichs der Sikh.

Die Sikh waren weniger eine Nation als eine (hinduische) Sekte. Untereinander eng verbunden durch das doppelte Band des Glaubens und der militärischen Zucht, gelang es ihnen der Tyrannei der letzten mongolischen Kaiser einen gewissen Widerstand zu leisten. Ranjit Sing, in seiner Jugend Statthalter des Afghanenkönigs in Lahor, benutzte den Fanatismus der Sikh um sie sich zu unterwerfen. Er bildete die berühmte Armee der

Khalsa, d. h. der Befreiten, und mit Hülfe dieser gut organisirten, von europäischen Offizieren geführten Bande — unter diesen Führern befand sich der furchtbare General Avitabile, — wurde er Gründer eines Königreichs welches sich vom Sutledge bis nach Peschawar, und von Multan bis nach Kaschmir erstreckte. Ranjit war einsichtig genug um die Freundschaft mit dem mächtigen Nachbar über jede andere Rücksicht zu stellen. Während seiner vierzigjährigen Regierung war und blieb er bis zu seinem Ende der treue Alliirte Englands. Nach seinem Tode, führten ein blutiger Zwist in der Familie und zwei unglückliche Kriege mit England zur Annectirung der Staaten Ranjit's an das indobritische Reich.

Dies ist, in kurzen Worten, die Geschichte eines ephemeren Staates welcher aber in den Annalen der Halbinsel einen bedeutenden Platz einnehmen wird, weil die Sikh es waren welche, im Verein mit den Maharatten, die gänzliche Vernichtung des mongolischen Kaiserthums vorbereitet und, man könnte sagen, entschieden haben.

Lahors Antlitz erzählt seine Geschichte. Die Kaiser ließen hier ihre Spuren zurück. Man erkennt, an der Citadelle, ihren Erbauer, den großen Akbar der, wenig fanatisch in religiösen Dingen, mehr Festungen als Moscheen errichtet hat; Jehangir und den prachtliebenden Schah Jehan, an ihren wundervollen Palästen; den bigoten Verfolger des Hinduglaubens, Aurungzeb, an seiner großen Moschee. Dies war die mohammedanische Epoche. Hierauf folgte Ranjit und, mit ihm, die Hinduherrschaft. Dieser Ranjit ist eine große Figur. Hier kann man ihn sehen in seiner vollen Pracht. Die Paläste in welchen er lebte, das reiche, barocke Mausoleum in dem seine Asche ruht sind beredte Zeugen seiner Macht.

Auch die neuen Herren haben, obgleich in geringerm Maße, der Stadt ihr Gepräge gegeben. Vor allem die Eisenbahn mit dem befestigten (!) Bahnhofe, dann ein Thor in modern italienischem Stil, endlich, außerhalb der Stadt, das Cantonnement

mit seinen Kirchen, öffentlichen Gebäuden und den Wohnhäusern der Europäer.

Der Lieutenant-Governor von Penjab Sir Charles Aitchison hat die Güte mich zu beherbergen. Government-House befindet sich im Cantonnement und ist eines der vielen in der Umgegend von Lahor zerstreut liegenden Grabmäler, welches für seine gegenwärtige Bestimmung, vielleicht nicht ganz glücklich, umgestaltet wurde. Der Saal unter der Kuppel, in welchem der Sarg stand, heute das Speisezimmer, ein sehr schöner Raum, ist unverändert geblieben.

Vormals bestand die, sehr kleine, weiße Bevölkerung nur aus Functionären und Militärs. Neuerlich haben die Eisenbahnbauten eine ganze Schar von Ingenieuren, Beamten und Arbeitern herbeigeführt.

Wir begaben uns nach der Stadt um die Mitte des Tages bei erstickender Hitze; denn wenngleich die Nächte noch kühl sind verkündigt die sengende Sonne bereits das Herannahen der heißen Jahreszeit. Durch die engen, gekrümmten Gassen, zwischen niedrigen, kleinen, meist mit grobem Holzschnitzwerk verzierten Häusern, im wohlthätigen Schatten ausgespannter Zelttücher, wälzt sich, wie in allen indischen Städten, der übliche Strom von Mensch und Vieh. Fußgänger, Reiter, Frauen in Ochsenwagen durch Jalousien gegen die Neugierde der Menge geschützt, begegnen und folgen sich unablässig. In den ganz offenen Läden wird gefeilscht, gekauft, hauptsächlich geschwätzt. Alles ist weißgekleidet und, wegen der Festtage, mit rothem Sande bestreut.

Im Hintergrunde einer etwas breitern, jetzt in durchsichtige Schatten gehüllten Straße führt eine Freitreppe zu einer stattlichen Moschee empor. Ihre beiden vergoldeten Kuppeln strahlen im vollen Glanze der Mittagssonne. Diese Straßenansichten, in welchen Licht und Schatten eine so große Rolle spielen, wechseln bei jedem Schritte.

Lahor besitzt eine schöne äußerst interessante Sammlung von

buddhistischen Sculpturen. Sie wurden sämmtlich im Lande gefunden, obgleich hier wie in ganz Indien, mit Ausnahme der Insel Ceylon und einiger Districte im Himalaja, der Buddhismus allenthalben durch den alten Glauben der Brahminen verdrängt worden ist. Einige dieser Basreliefs könnten für griechische Antiken gelten. Man schreibt sie dem 1. Jahrhundert v. Chr. zu. Warum, konnte man mir nicht sagen.

Der Gouverneur führte mich in das Gefängniß wo sich dermalen 1600 Sträflinge befinden. Die gewöhnliche Zahl ist 2000. Die Convicts verfertigen sehr schöne Teppiche. Die Muster liefert Kaschmir. Ein pariser Haus hat hier soeben große Bestellungen gemacht.

Der berühmte Garten Schah Jehan's *, Shalimar genannt, liegt in geringer Entfernung von der Stadt. Wir begaben uns dahin in einem von vier Kamelen gezogenen Wagen. Auf jedem dieser Thiere ritt ein Groom in der kaiserlichen Scharlachlivree. Dies phantastische Fuhrwerk paßte sehr gut zur Landschaft.

Schah Jehan wollte die Gärten von Kaschmir nachahmen; aber Shalimar wurde offenbar von arabischen Künstlern entworfen. In den Vierecken zwischen den Fußwegen bilden Mangroven, indische Feigen- und Orangenbäume ein undurchdringliches Dickicht. Marmorne Balustraden umgeben den großen Teich. Brücken von Marmor führen zu dem marmornen Kiosk in seiner Mitte. Und welcher Marmor, weiß und glänzend wie frisch gefallener Schnee! Ringsum Wasser, Kühlung, Schatten. Auf dem Teiche das Spiegelbild von Laub und Stein. Ueber uns das goldbestaubte Zelt des indischen Himmels.

Amritsir. — Im Jahre 1762 gegründet, ganz modernen Ansehens, ist Amritsir was es scheint, eine Stadt der Sikh. Mrs. Mac Mahon, die Gemahlin des Commissärs, hatte die Güte mich als Führerin zu begleiten. Wir begaben uns nach

* Regierte von 1628 bis 1658.

dem „Goldenen Tempel“, Darbar Sahib, einem durch ganz Indien berühmtem Bauwerke Ranjit Sing's. Am Eingange wurden wir mit allen der liebenswürdigen Repräsentantin der Gewalt gebührenden Ehrenbezeigungen empfangen aber doch nicht der Pflicht enthoben unsere Schuhe abzulegen. Dagegen versah man uns mit sehr hübschen Pantoffeln welche noch keinem andern frommen Pilger gedient hatten. Wir überschritten hierauf eine der Brücken welche zum Tempel führen. Dies zierliche und elegante, mit einer gänzlich vergoldeten Kuppel gedeckte Gebäude steht auf einem Eilande in der Mitte des Teiches. Der Oberbrahmine, offenbar ein aufgeklärter Herr der zu leben weiß, hatte uns zu Ehren einen außerordentlichen Gottesdienst veranstaltet. Die Gläubigen kauerten am Rande eines Teppichs auf welchem sich der Priester niederließ. Er ergriff ein großes Buch, entfernte die vielen gestickten Tücher in welche es gewickelt war und begann seinen Gesang in welchen der Chor der Betenden und die Flötenspieler des Tempels einstimmten. Das Schauspiel war echt hinduisch aber etwas monoton, und, da uns keine religiöse Pflicht fesselte, baten wir den Brahminen uns zu entlassen. Er that es in der üblichen Weise indem er uns Blumenkränze um den Hals hing. Blumen spielen bekanntlich im Leben des Hindu eine große Rolle. Von der Kuppel konnten wir das Gesammtbild übersehen: den Teich, die schönen ihn umgebenden Häuser der Brahminen und Tempeldiener und die weißgekleidete blumentragende Menge auf den Brücken.

Auch hier konnte ich eine Betrachtung anstellen welche sich dem Reisenden in allen Städten der Halbinsel aufdringt: neben einer allgemeinen Aehnlichkeit besitzt eine jede ihren individuellen Charakter. Amritsir hat einen höfischen Anstrich. Die Manen Ranjit Sing's schweben noch über der einstigen Residenz des Königs der Sikh.

Das englische Cantonnement liegt in geringer Entfernung von der Stadt. Ich sehe es in der ungünstigsten Jahreszeit. Dürre und Staub haben es mit einem grauen Leichentuche

bedeckt, und doch verlasse ich es, nach einigen dort angenehm verbrachten Stunden, nicht ohne Bedauern.

Abends Abreise, und am folgenden Morgen Ankunft in Delhi.*

Delhi. — Ich steige im United Service Hotel ab. Es ist der erste Gasthof dessen Inneres ich sehe seit ich den Fuß auf indischen Boden setzte. Delhi ist keine große Handelsstadt, und der primitive Zustand dieses Hotels erklärt sich durch den seltenen Zuspruch europäischer Reisender. Es wird sich heben mit dem Fremdenverkehr der bereits zunimmt seit die neue Eisenbahn eine directe Verbindung mit Bombay geschaffen hat. Es ist ein in landesüblichem Stil erbautes Haus, und man wies mir ein geräumiges Zimmer an, nur spärlich erleuchtet durch zwei kleine Oeffnungen unter dem Plafond. Ohne großen Aufwand an Einbildungskraft, könnte ich mich in einem Gefängniß glauben. Dagegen ist die Luft kühl ja beinahe kalt, und zwei große Feuchtflecke an den Wänden erklären den Modergeruch der in dem Gemache herrscht. Unwillkürlich denkt man an das Fieber und die Vorsichtsmaßregeln welche dem Reisenden in Indien so dringend empfohlen werden. Uebrigens ist der Dienst, abgesehen von der Schwierigkeit zu verstehen und sich verständlich zu machen, keineswegs schlecht. Der Haushofmeister, ein hiesiger Mohammedaner, gibt sich der Selbsttäuschung hin englisch zu sprechen. Auch mein „portugiesischer Boy" hat es in dem britischen Idiom nicht weit gebracht. Aber dank dem ausdrucksvollen Geberdenspiele Checco's, der wie viele seiner Landsleute ein geborener Mimiker ist, erräth der Portugiese meine Befehle und übersetzt sie in das Hindustani.

* Delhi, welches dem Mongolenreiche seinen Namen gab, und welches weder durch seine geographische Lage noch durch seine Geschichte dem Königreiche der Sikh angehört, wurde aus rein administrativen Gründen unter die Verwaltung des Gouverneurs von Penjab gestellt.

Mittels dieser, etwas weitläufigen, Procedur bin ich im Stande meine Mahlzeiten und meinen Wagen zu bestellen. Ueberdies kommt mir Oberst Rogers, Militärcommandant von Delhi, freundlichst zu Hülfe und hat auch die Güte mich auf meinen Wanderungen zu begleiten.

Sein Wohnhaus, sowie das des Residenten und mein Hotel stehen im Rayon der Citadelle. Früher, vor der großen Rebellion (1857), befand sich hier eine verworrene Masse von Häusern welche die indische Regierung niederreißen ließ. Die wenigen europäischen Residenten errichteten auf dem hierdurch entstandenen weiten Platze ihre Bungalow. Die übrigen Stadtviertel und insbesondere die Citadelle und die große Moschee tragen das unverlöschliche Gepräge der großen mohammedanischen Herrscher.

Das Fort oder die Citadelle. — Die Bastionen bieten den imposanten Anblick hoher, gezinnter, in rothem Sandstein erbauter Mauern. Von diesen riesigen Steinflächen welche drei Seiten des Vierecks bilden — an der vierten vertritt der Jumna die Mauer — springen die Befestigungen der Thore vor. Die Thürmchen und Kioske am obern Rande der Mauer zeichnen ihre anmuthigen Umrisse auf den, auch zwischen ihren Colonetten sichtbaren, Himmel. Diese luftigen Gebäude bilden mit dem massiven Unterbau einen ergreifenden Gegensatz.

Wir betreten durch das Thor von Lahor das Innere der Forts. Hier fiel, während der Belagerung, General Nicholas als er seine Colonne zum Sturme führte, und die Eroberung desselben Thores hatte, fünf Tage später*, die Einnahme der Citadelle zur Folge. Aber nicht nur hier, auch am Kaschmirthore, am Ridge, allenthalben, in und um Delhi, ist jeder Zoll Erdreichs mit englischem und indischem Blute getränkt.

Innerhalb der Mauern stehen, neben einigen andern, drei Gebäude, ein jedes von ihnen die höchste Leistung der indo-

---

* Am 19. September 1857.

arabischen Kunst, alle von dem großen Kaiser Schah Jehan erbaut.* Der Divan-i-Kas, die Halle für Privataudienzen; Divan-i-Am, die Halle für öffentliche Empfänge und Moti Mesjid, die Perlmoschee** sind der Stolz Delhis und, ich glaube, im Verein mit den Wundern von Agra, der Ruhm und die Zierde der Dynastie welche sie schuf.

Divan-i-Kas. — Diese, auf drei Seiten offene Halle, befindet sich unweit der Ostseite des Forts und liegt 25 Fuß über dem seine Grundfesten bespülenden Jumna.*** Sechs Reihen von Säulen und octogonen Pilastern tragen maurische Bogen auf welchen die Decke ruht. An den beiden Enden des Gebäudes trennen kleine Höfe die Halle, auf der Nordseite, von den Bädern des Kaisers, gegen Süden, von der Zenana, dem Harem. Diese beiden Gebäude befinden sich in der Längenachse der Halle. Ein großer durchbrochener Marmorschirm gestattete der Kaiserin und ihren Damen, ungesehen, den kaiserlichen Empfängen beizuwohnen. Die Wände, wo es deren gibt, der Plafond, der Fußboden, die Säulen und Pilaster sind mit weißem Marmor bekleidet und mit Mosaik und eingelegter Pietra Dura geziert; das Werk eines französischen Goldschmieds, Antoine de Bordeaux, welcher wegen Betrugs aus seiner Heimat geflüchtet war.

In der Mitte steht noch ein Marmorblock, der Untersatz des weltberühmten Pfauenthrones, so genannt nach den beiden, ihr Rad schlagenden Pfauen welche die Lehne des kaiserlichen Sessels bildeten. Ihr Gefieder bestand aus Edelsteinen von unermeßlichem Werth. Von dieser Stelle gingen die Befehle des obersten Herrschers Indiens aus. Nadir Schah schleppte das Weltwunder (1738) mit sich fort. In diesem Saale thronte auch noch

* Zwischen 1627 und 1658.

** Sie wird auch dem Kaiser Aurungzeb zugeschrieben, welcher von 1658 bis 1707 regierte.

*** Diese Halle ist 90 Fuß lang, 69 breit und 25 hoch. Die die Decke stützenden Säulen haben 14 Fuß im Umfange.

der letzte Schattenkönig von Delhi. Es war ihm beschieden die auf einem öffentlichen Platze ausgestellten Leichen zweier Söhne zu sehen, welche ein englischer Offizier, obgleich sie seine Gefangenen waren, eigenhändig niederschoß.* In seinem Ganzen ist Divan-i-Kas, in jeder Beziehung ein prachtvolles Monument. Vielleicht möchte man ihm mehr Höhe wünschen. Aber der Fehler, wenn es ein Fehler ist, wird durch die Bogengänge maskirt welche den Raum in Schiffe theilen. Hierdurch wird das Misverhältniß der Breite zur Höhe dem Auge, bis zu einem gewissen Grade, entzogen. Was aber bezaubert, sind die, bei jedem Schritte, wechselnden Perspectiven und die malerische Wirkung des Gegensatzes zwischen dem blendenden Weiß der nach den Höfen, welche im vollen Sonnenlichte strahlen, offenen Arcaden und dem Halbdunkel der durchsichtigen Schatten im Innern.

Eine kleine Thür führt aus dem Saale in einen den Fluß überhängenden Erker. Zu unsern Füßen fließt der schlammige Jumna. Jenseits, vor uns, die Ebene von Delhi: Sand, einige Baumgruppen, niedere Felsplatten. Ueber uns die unermeßliche Wölbung des Himmels. Ohne alle Vermittelung, waren wir aus dem Wohnsitze der größten Potentaten Asiens in die Einsamkeit und das Schweigen der Steppe versetzt.

Divan-i-Am, die Halle für öffentliche Audienzen, ist in demselben Stile, wie Divan-i-Kas, aber aus rothem Sandstein erbaut. Die Ornamente von vergoldetem Stuck sind verschwunden, aber die schönen Mosaiken Antoine's von Bordeaux blieben. Divan-i-Am hat seine Bestimmung verändert; es wird von den Soldaten der Besatzung als Schenkstube benützt!

Moti Mesjid, die Perlmoschee, nur 40 Fuß lang und 34 Fuß breit, steht im Hintergrunde eines kleinen, von hohen Mauern umgebenen Hofes. Sie hat drei Kuppeln deren mittlere

---

* Unmittelbar nach der Einnahme von Delhi, weil der sie escortirende Offizier ihre Befreiung durch das zusammengerottete Volk befürchtete.

sich über die beiden andern erhebt. Die drei Eingangsthüren sind von großer Schönheit. Drei offene Treppen führen vom Hofe zur Plattform welche die Moschee trägt. Das Innere wird durch zwei Säulenreihen in Schiffe getheilt. Das ganze Gebäude, das Thor der Ringmauer, die Treppen, die Plattform, die Kuppeln sind mit Marmor belegt. Ich erinnere mich keiner ähnlichen, überwältigenden Wirkung, hervorgebracht von einem so winzigen Bau. Die Erklärung liegt wol in der vollkommenen Harmonie der Verhältnisse und im Colorit. Es gibt nur drei Farben, weiß, schwarz, blau: das Weiß des frischgefallenen, leichtgefrorenen Schnees; im Innern, schwarz, undurchsichtig schwarz im Hintergrunde, durchsichtig, zunächst und unter den Arcaden; über uns das blaue Himmelszelt.

Wir verlassen die Citadelle durch das Kaschmirthor und begeben uns nach der Großen Moschee, Jama Mesjid. Sie ruht auf einem kolossalen Unterbau von dunkelrothem Sandstein. Drei große Treppen, von den Eingeborenen als Bazar benutzt, führen zu den drei prachtvollen Portalen der Ringmauer. Letztere sind eigentlich nur offene, durch Kioske unterbrochene, Säulengänge.

Die Moschee bildet die vierte Seite des quadratförmigen Hofes. Ueber ihrer Façade von rothem Sandstein, in welchen Mauerbänder von weißem reich incrustirtem Marmor eingelassen sind, erheben sich drei Kuppeln. Aber, ungeachtet des reichen Materials und der Ornamente, würde mich dieses Weltwunder kalt lassen ohne die vollkommene Harmonie der Verhältnisse und die großen Dimensionen des Baues. In gewisser Beziehung könnte man hier eine Analogie finden mit der Façade von St.-Peter und Bernini's Colonnaden in Rom. Soll man die Erklärung dem Zufall zuschreiben? — eine so bequeme und darum so oft angewandte Methode, wenn es sich darum handelt Unerklärliches zu erklären — oder wären der Geschmack und die Kunstanschauung welche im 17. Jahrhundert in Rom herrschten, auf unbekannten Wegen, in das Hoflager der mongolischen Kaiser eingezogen?

Aber was immer die geheimnißvollen Einflüsse waren welche auf Aurungzeb's Künstler wirkten, gewiß ist daß ihr Werk an harmonischer Großartigkeit und einfacher Pracht den Vergleich herausfordern kann. Ich finde nur einen, den eben angedeuteten. In St.-Peter zu Rom, sowie in der Jama Mesjid von Delhi, sieht man die Lösung einer der schwierigsten Aufgaben der Architektur: die scheinbare Verminderung allzu großer Dimensionen welche den Sterblichen, weil er das Unendliche nicht zu fassen vermag, beunruhigen, einzig und allein durch den Einklang der Verhältnisse.* Aber neben dieser innern Verwandtschaft zeigt sich der Abgrund welcher die christliche Kunst von der mohammedanischen trennt. In beiden Gotteshäusern verfolgte man dasselbe Ziel. Aber die Sanpietrini waren mit größern Mitteln ausgerüstet als die Künstler Aurungzeb's. Nachdem sie die allzu großen Räume durch die Harmonie der Verhältnisse scheinbar verkleinert hatten, reducirten sie dieselben noch in anderer Weise durch weit vorspringende, breite Schatten werfende Glieder und durch eine verschwenderische Anwendung der Sculptur. Um die Gegenstände war der Bildhauer nicht verlegen. Die Geschichte der Heiligen und das Martyrologium lieferten sie. Beide Hülfsmittel fehlen den mohammedanischen Künstlern. Sie müssen sich, für bildliche und im Stein gehauene Darstellungen, mit dem Blumentopf und der Arabeske begnügen. Wenn man diese großen Wandflächen aus Sandstein betrachtet, theilweise mit weißen Marmorbändern und incrustirten Arabesken belegt, welche letztere überdies bei einiger Entfernung unsichtbar werden, so findet man, dies ist wenigstens mein Eindruck, die Architektur zu nüchtern, ja fast arm, unerachtet ihres Reichthums.

Ich wandle im Hofe. Durch die Arcaden und über die Wipfel hundertjähriger Bäume hinweg, entwickelt sich die lange

---

* Die Dimensionen der Moschee stehen weit zurück hinter denen von St.-Peter, und dennoch ist ihre Wirkung überwältigend, was zu beweisen scheint daß die Aufgabe in Delhi weniger vollständig gelöst wurde als in Rom.

horizontale, dunkelrothe Linie der gezimmerten Mauern der Citadelle, in regelmäßigen Entfernungen überragt von den Kiosken und Thürmchen der Portale.

Auf der andern Seite, gegen Süd und Südwest beherrscht der Blick Delhi: enge, mit Menschen gefüllte Gassen, niedere Häuser mit flachen Dächern. Man dächte sich nach Syrien oder Marokko versetzt.

Mit Ausnahme seiner Monumente bietet die eigentliche Stadt, — was von ihr blieb — wenig Sehenswerthes. Auch dies ist charakteristisch: Nichts Sehenswerthes außer was die Kaiser schufen. Ich habe Delhi in allen Richtungen durchwandert und fand eine große Aehnlichkeit mit Damascus, wenn man sich Damascus ohne seine Paläste denkt. Die Leute in der Straße nahmen von mir keine Notiz. Der mohammedanische, d. h. der bei weitem größte, Theil der Bevölkerung ist der englischen Herrschaft abgeneigt. Vor der großen Rebellion waren die wenigen Europäer welche hier lebten oder durchreisten Beleidigungen, ja selbst Mishandlungen ausgesetzt. Gegenwärtig sind die Malcontenten eingeschüchtert. Die, sehr kleine, Besatzung der Citadelle und die Errichtung der großen Militärstation in dem nahen Merut haben eine scheinbare Sinnesänderung bewerkstelligt. Am Lande ist die Stimmung eine bessere. Dem Hinduvolke ist es, in der Regel, gleichgültig wer sein Herr und Meister ist, und der vornehme Hindu fürchtet nichts mehr als die Wiederkehr der mohammedanischen Herrschaft. Im Gegensatz zu andern Theilen Indiens mit gemischter Bevölkerung, sind die Hindu arbeitsamer als die Muselmanen; sie besuchen die öffentlichen Schulen, wo sich nicht ein Mohammedaner zeigt, und gewinnen fortwährend an Bedeutung. Die größere Anzahl der kleinen Staatsanstellungen welche an Eingeborenen vergeben werden befinden sich in ihren Händen.

Die Umgebungen gleichen einer ungeheuern Nekropole. Chattri sieht man in allen Richtungen zerstreut. Die Elemente aus welchen diese Grabdenkmale bestehen wiederholen sich mit sehr geringer Abwechselung. Eigentlich unterscheiden sie sich voneinander nur durch den größern oder geringern Reichthum des Materials und durch den größern oder geringern Kunstwerth. Es ist immer ein viereckiger Bau in der Mitte eines Hofes oder Gartens. Eine Kuppel deckt ihn. An den Ecken sieht man häufig zwei oder vier Minarete. Das Grabmal Safdar Jung's ist eines der schönsten. Auf diesem ungeheuern Leichenfelde steigt der Katab Minar, von ferne einer isolirten Säule ähnlich, hoch in die Luft empor. Die Gelehrten haben sich über die Frage seines Ursprungs, ob von Mohammedanern oder von Hindu erbaut, bisher nicht geeinigt. Die Ruinen eines reizenden moresken Portals und eines alten Jaintempels, welche den gewaltigen Pfeiler umgeben, erhöhen den poetischen Zauber dieser einsamen Grabstätte.*

Das Mausoleum des Kaisers Hamayun**, eines Zeitgenossen Karl's V., zeichnet sich durch seine einfache Pracht aus sowie durch den schönen Einklang der Verhältnisse. In dieser Beziehung stelle ich es über die Bauwerke Schah Jehan's aus dem 17. Jahrhundert. Hierher hatte sich der letzte König von Delhi während der Belagerung geflüchtet, und hier wurde er, unmittelbar nach Einnahme der Citadelle, verhaftet. Einige dieser Grabmäler widerstanden der Wirkung der Zeit; andere, die Mehrzahl, geriethen in Verfall, wenn sie auch nicht alle zu Ruinen wurden; denn bis in die neueste Zeit that die indische Regierung nichts oder beinahe nichts für ihre Erhaltung. Heute besteht ein eigenes Departement mit der Bestimmung, soviel als möglich, für die Restauration der Baudenkmale zu sorgen.

* Der Katab Minar ist 240 Fuß hoch Man glaubt zu wissen daß dies sonderbare Gebäude zwischen 1200 und 1220 erbaut wurde. Die beiden obersten Geschosse wurden von Feruz Schah im Jahre 1318 hinzugefügt.

** Regierte von 1530 bis 1555.

Wir haben den „Ridge" erstiegen. So nennt man einen schmalen Hügelzug im Westen der Stadt welchen die Engländer, während der denkwürdigen Belagerung von 1857*, besetzt hielten. Wer läse, ohne tief ergriffen zu sein, die Geschichte der Wechselfälle jener Tage, wo von beiden Seiten mit gleichem Heldenmuthe, mit gleicher Verzweiflung gekämpft wurde? Und nun gar wenn man Bruchstücke dieser Epoche aus dem Munde eines Veteranen vernimmt der sagen darf: quorum pars fui? Der Hauptschauplatz dieser Kämpfe war der Ridge. Ein Blick auf die Oertlichkeit reicht hin um die Schwierigkeiten zu erkennen welche die königlichen Truppen zu überwinden hatten. Der Boden ist zerklüftet und mit Büschen bewachsen; hier und da sieht man einzelne Baumgruppen und niedere Felsen. Der Feind, welcher die Stadt und die Citadelle besetzt hielt, konnte sich daher den schwachen Stellungen der Engländer, ungesehen, nähern. Ein Monument verewigt die Namen der gefallenen Helden — gefallen in einer Reihe von Kämpfen aus welchen England siegreich und als unbestrittener Beherrscher Indiens hervorgegangen ist.

Die Gegend hat einen heroischen, ich möchte sagen, grausam heroischen Charakter. Obgleich ganz nahe, entzieht sich die Stadt den Blicken. Ein grüner Vorhang von Bäumen verhüllt sie. Nur die Kuppeln der großen Moschee und ein Theil der Bastionen und Erker der Citadelle lassen Delhi errathen. Auch hier drängt sich wieder eine gewisse Aehnlichkeit mit Rom auf. Man gedenkt gewisser Stellen der Via Appia wo das Auge nur die Mauern Belisars und die Kuppel von St.-Peter gewahrt.

Große Städte sind wie große Männer. Nicht alle von ihnen tragen auf der Stirne das Gepräge ihrer Thaten, des Antheils welchen sie nahmen an den großen Ereignissen ihrer Zeit.

---

* Die Belagerung von Delhi währte vom 17. Juni 1857, dem Tage an welchem die britischen Truppen die Offensive ergriffen, bis zur Einnahme des Thores von Lahor, am 19. September.

Wer in den Straßen von Paris oder London wandelt, den beiden größten und reichsten Städten der Welt, vernimmt, unter der Hülle des Ueberflusses und des Elends, den Herzschlag zweier mächtiger Nationen. Er erkennt in der Hauptstadt Frankreichs die Hauptstadt des Geschmacks und der Verehrung für militärischen Ruhm; in London, das Volk welches die Meere beherrscht und mit seinem Handel den Erdball umfängt. Aber weder Paris noch London lassen in ihrer Physiognomie den Einfluß ahnen welchen sie auf die Welt übten und üben. Berlin, eine wesentlich moderne Metropole, gehört der Gegenwart mehr als der Vergangenheit an. Anders Rom und Konstantinopel, Wien und Moskau, Peking und Delhi.

Rom und Byzanz, ehemals die Gebieterinnen der Welt, vertreten heute: Rom, einen Gedanken welcher Millionen von Gewissen bewegt und beruhigt; Byzanz ein ungestilltes Sehnen der Gewaltigen dieser Erde. Beide tragen das Gepräge ihres geschichtlichen Berufs.

Wien zeigt noch, zum Theil, die Physiognomie seiner Vergangenheit. Männer meines Alters sahen die Wälle an welchen sich die Macht des Feindes christlicher Gesittung für immer brach, und sie sahen wie in diesen Mauern der letzte römische Kaiser starb. Ein blasser aber glorreicher Abglanz des Heiligen Römischen Reichs ruht noch auf den edlen Zügen der Kaiserstadt.

Der Genius des russischen Volks leuchtet aus dem Antlitze Moskaus. Der Kremlin spricht lauter als die Jahrbücher des Moskowitischen Reichs.

Das große befestigte Lager in der Steppe, Peking genannt, mit seiner chinesischen und seiner mongolischen Stadt, ist das zweiköpfige Symbol der Herrschaft des Sohnes des Himmels über zwei die Hälfte eines Continents bevölkernde Rassen.

Und du Delhi, welches ich von den Zinnen eines Minarets überschaue! Du barbarisches, verfeinertes, heroisches Delhi! Was sehe ich? Eine Festung, eine Moschee, eine Ebene. Eine Festung, wo durch eine Reihe glorreicher Thaten und Verbrechen,

finsterer Verschwörungen und periodisch wiederkehrender Familientragödien, die großen Gestalten deiner Kaiser sich die oberste Gewalt während Jahrhunderten überliefert haben. Eine Moschee, die große Moschee, Jama Mesjid, das majestätische Symbol des Halbmondes, dessen Siegeszuge du, weniger glücklich als Wien, keinen Halt zu gebieten vermocht hast. Eine blutgetränkte Ebene, der Schauplatz von Kämpfen welche zu wiederholten malen über das Schicksal von Millionen entschieden. Delhi, das warst du. Delhi, was bist du? Ein zertrümmerter Spiegel der Geschicke Indiens.

VI.

Nordwestprovinzen.

Vom 11. zum 21. März.

Von Delhi nach Agra. — Eine Dorftragödie. — Die mongolischen Kaiser. — Die Monumente in Agra. — Die anglo-indischen Staatsbeamten. — Physiognomie von Allahabad. — Eingeborene Notabeln. — Benares. — Der Maharaja von Benares. — Die Ghat.

Abreise von Delhi um 10 Uhr abends. Am nächsten Tage, während mehrerer Stunden, Blick auf die Kolosse von Kaschmir. Keine dieser Firnen ist weniger als 27000 Fuß hoch. Unten, die Ebene, hier und da bebaut, hier und da mit Tamarinden-gruppen besäet. Aber im Hintergrunde immer der Himalaja! Dies so einfache als großartige Gemälde — Ebene und Gebirge, allerdings das höchste der Welt, — erinnert an die Alpen, von den Reisfeldern der Lombardei betrachtet. Aber hier ist alles zu groß für Sterbliche. Nur Riesen könnten sich behaglich fühlen.

Auf dieser indischen Reise mache ich täglich neue Bekanntschaften, und jeder meiner zahlreichen Amphitryone erzählt mir gern seine kleine Geschichte, seine Biographie, seine Erlebnisse oder Anekdoten die so gründlich verschieden sind von dem was man anderwärts hört. Es gäbe Stoff zu einer Sammlung lehrreicher Notizen welche den Beweis liefern würden wie wenig noch der Genius dieser Völker gekannt ist, und wie wenig Europäer und Indier sich verstehen.

Hier ein Beispiel. „Ich kannte“, erzählte mir ein Offizier, „in einem Dorfe, in dessen Nähe mein Lager stand, einen mehr als achtzigjährigen Greis der eine Enkelin besaß die er über alles liebte. Das Kind erkrankte, wurde von verschiedenen Aerzten behandelt und am Ende von allen aufgegeben. Da wandte sich mein alter Freund an drei Hexen. Diese Weiber, wahre Riesinnen, waren weit und breit, im ganzen Cantone, ebenso gefürchtet und verabscheut als geachtet und verehrt. Sie versprachen das Kind herzustellen verlangten aber im vorhinein die, ihnen sogleich ausgezahlte, Summe von 1000 Rupien. Das Kind starb, und der Großvater begab sich mit einem Messer im Gürtel zu den Zauberinnen, warf ihnen ihre Treulosigkeit vor und erklärte sie für unwürdig zu leben. Die Weiber gestanden ihre Schuld und folgten ihm willig nach den Ufern des Ganges. Am heiligen Strome angelangt, knieten sie nieder, legten den Kopf auf einen Steinblock und erlitten den Tod, ohne allen Widerstand, von der Hand des Alten. Nachdem er auf diese Weise der Gerechtigkeit Genüge gethan, kehrte er nach seinem Dorfe zurück und wurde von der Bevölkerung mit Jubel empfangen. Im ganzen Canton gab es nur einen Menschen der die Sache anders auffaßte. Dies war der englische «Magistrat». Der Greis wurde verhaftet, gerichtet, verurtheilt und gehenkt. Groß war das Erstaunen der guten Bauern. Sie verstanden nicht!“

Es ist dies eine, vielleicht die größte, der Schwierigkeiten mit welchen die Regierungsorgane zu kämpfen haben: man versteht sich so wenig!

Das Departement des öffentlichen Unterrichts thut doch sein Möglichstes um den Aberglauben zu zerstören, um die Geister aufzuklären, um die sogenannten nützlichen Kenntnisse zu verbreiten. Wie kann man aber auf den Verstand wirken, wenn man nicht vermag das Herz zu rühren und den Willen umzustimmen?

Je mehr ich diese mongolischen Eroberer studire, je größer erscheinen sie mir: Baber* der sechste Abkömmling Timur's des Tatarenkhans, der, klein beginnend, zu Agra als Gebieter eines Reichs endigte welches sich von den Ufern des Amu in Centralasien bis an das Delta des Ganges erstreckte. Sein Sohn Hamayun** der, von den Afghanen vertrieben, sie kurz vor seinem Tode besiegte und ihnen für immer die oberste Gewalt in Indien entriß. Sein Sohn, Akbar der Große***, ein Zeitgenosse Philipp's II. und der Königin Elisabeth, der eigentliche Gründer des Mongolischen Reichs. Ein großer Fürst und ein merkwürdig unbefangener Geist. Es wird erzählt, jedoch ohne geschichtlichen Beweis, daß sich unter seinen Gemahlinnen eine Christin befand. Er liebte Besprechungen über religiöse Fragen und betheiligte sich zuweilen an öffentlichen Disputationen zwischen Brahminen, Muselmanen, Parsi und Christen. In einer derselben soll er einem Jesuiten die Palme zuerkannt haben. Sein Sohn Jehangir†, seinem Vater in vieler Beziehung nicht nachstehend, ebenfalls tolerant in religiösen Dingen und ein Freund der Christen, baute Paläste und Moscheen aber hauptsächlich Paläste. Sein Sohn Schah Jehan††, der prachtliebendste Fürst seiner Dynastie, hatte sich gegen seinen Vater aufgelehnt und wurde später, von dem eigenen Sohne Aurungzeb, entthront. Er starb als Staatsgefangener in Agra sieben Jahre nach seinem Sturze. Aurungzeb††† verfolgte, während einer Regierung welche das halbe Jahrhundert Ludwig's XIV. umfaßte, nur einen von ihm niemals verwirklichten Gedanken: die Eroberung des Dekkan. Seine fruchtlosen Anstrengungen erschöpften die Hülfsquellen und beschleunigten den Untergang des Reichs.

---

* Gestorben 1530.

** Regierte von 1530 bis 1556.

*** 1556 bis 1605.

† 1605 bis 1627.

†† 1627 bis 1658.

††† 1658 bis 1707.

Aber alles in allem, waren diese Kaiser große Gestalten. Endlose Kriege erfüllten ihr Leben: Kriege mit den Afghanen, mit den Maharatten, mit Gliedern ihrer Familie, mit treulosen Satrapen. Man fragt sich wie sie die Zeit und wo sie den Geschmack fanden um die Wunderwerke zu schaffen welche ihre Namen verewigt haben.

In der orientalischen Dynastie wiederholt sich dieselbe Erscheinung. Der Gründer ist ein großer Mann; der Sohn kann noch große Eigenschaften besitzen; aber in der dritten Generation, dank dem Harem und zu frühen Genüssen, dank auch der unbeschränkten Gewalt welche kein Sterblicher ungestraft übt, — in der dritten oder vierten Generation beginnt der Verfall. Die Söhne Timur's des Tatarenkhans, aus einem kräftigen Stoffe geschaffen, haben sich in der Fülle der Macht durch zwei Jahrhunderte behauptet.

Delhi und Agra waren abwechselnd ihre Residenz und die Hauptstadt des Reichs. Akbar wohnte häufig und starb, wie bereits gesagt, in Agra, dessen Gründer und Erbauer er war, zehn Jahre nach seiner Thronbesteigung. Schah Jehan verbrachte dort fünf und, nach seiner Entsetzung, die letzten sieben Jahre seines Lebens. Aurungzeb verlegte abermals den Sitz der Regierung nach Delhi.

Ihm folgt die Sündflut, ein Jahrhundert der Anarchie und des Verfalls. Im Jahre 1803 bemächtigte sich General Loke der Stadt und des Gebiets von Agra welche seither im englischen Besitze geblieben sind.

Agra. — Die Nacht war vorgerückt, als sich die Thore eines großen „Compound“ meinem Wagen erschlossen. Ich befinde mich in dem Cantonnement, d. h. in der europäischen Niederlassung bei Agra, und der Commissär, Mr. Daniell, beherbergt mich unter seinem gastfreien Dache.

Folgen zwei Tage der Begeisterung. Eine Rede, gehalten von einem wirklichen Meister des Wortes über die wichtigsten Fragen des Daseins; eine Symphonie, die Schöpfung eines unserer großen Tonheroen, von seiner würdigen Künstlern vorgetragen; ein belebtes Gespräch über erhabene Gegenstände zwischen Männern welche zu den ersten unter den Zeitgenossen zählen, üben eine Wirkung welche zu beschreiben unmöglich, vielleicht auch überflüssig wäre, denn wer hat nicht, ein oder das andere mal in seinem Leben, solche Eindrücke an sich erprobt? Es ist ein Zustand der Ekstase. Man ist entzückt, verklärt, zu den Wolken erhoben. Man schüttelt den Staub des Erdenpilgers von sich. Man naht dem Schleier der noch das Unendliche, das Vollkommene unsern Blicken entzieht.

In eine solche Stimmung versetzten mich die, Delhi überbietenden, Wunder Agras. Aehnliches empfand ich auf der Akropolis von Athen, oder in St.-Peter, wenn der Baldachin über den Gräbern der Apostel in den letzten Strahlen der Abendsonne glänzte, oder in unsern großen gothischen Münstern, überall wo ich mich in Gegenwart der Vollkommenheit befand, soweit uns Erdenkindern gestattet ist sie zu erreichen. Hier gibt es nur Wunder. Ich habe die Alhambra gesehen, Cordua, den Alcazar von Sevilla, einige kleine sehr schöne persische Bauten in Erivan und anderwärts, aber Agra übertrifft alles.

Die größten Schöpfungen der indo-arabischen Kunst sind Schah Jehan zu verdanken. Taj Mahal, die Perlmoschee und die große Moschee wurden auf sein Geheiß, mit seinen Mitteln und unter seiner persönlichen Ueberwachung erbaut.

Hierin folgte er dem allgemeinen Gebrauch. Große Herren errichteten ihr eigenes Mausoleum welches, in einem Garten stehend und von hohen Mauern umschlossen, zu ihren Lebzeiten als Erholungsort diente. Hier empfing der mohammedanische Grande seine Freunde in den kühlen Abendstunden; hier lustwandelte er mit seinen Gemahlinnen, hier spielten seine Kinder.

Der Gedanke daß hier einst seine Gebeine ruhen sollten beirrte ihn nicht.

Auch in den Grabmonumenten Agras wiederholen sich stets dieselben Bestandtheile: eine hohe Mauer mit vier großen Thorhallen. In der Mitte des eingeschlossenen Raumes, die viereckige Plattform auf welcher das Mausoleum, gleichfalls ein Viereck, errichtet ist. Die Kuppel über demselben hat die Gestalt von mehr als einer halben Kugel. An den vier meist abgestumpften Ecken des Baues erheben sich, gewöhnlich nicht immer, schlanke, mit kleinen Kuppeln gedeckte Minarete. Im Erdgeschoß oder in einem unterirdischen Raume befinden sich, in einem einfachen, steinernen Sarge, die Reste des Herrn; in einem höhern, gewöhnlich im obersten Stockwerke, der Todtensaal mit dem, leeren, Prachtsarkophage. Die Gemahlinnen und Verwandte ruhen in kleinen Grabgemächern unter den Minareten. Diese Eintheilung findet sich in allen Mausoleen. Sie zeichnen sich nur aus durch den Gegensatz zwischen der Einfachheit der Komposition und der Mannichfaltigkeit, dem Reichthume und der vollendeten Ciselirung der Ornamente. Daher das bekannte Wort: die mongolischen Kaiser zeichneten wie Titanen und ciselirten wie Goldarbeiter. Man bewundere die eingelegte Pietra Dura in den Rahmen der großen Thore, die ganz durchbrochenen, in Spitzenschleier verwandelten Marmorschirme der Fenster, die Basreliefs der Fußgestelle und, vor allem, die Verzierungen des falschen Grabes.

Und welche Harmonie der Farben! der weiße Marmor, der rosige Sandstein, der azurblaue oder goldbestaubte Himmel. Dazu das immerwährende Spiel von Licht und Schatten.

Der Taj Mahal*, dies Denkmal ehelicher Zärtlichkeit eines Kaisers, von Schah Jehan seiner Sultanin Muntaz i Mahal gewidmet, ist die höchste Leistung der indo-arabischen Kunst. Er wurde unzähligemal beschrieben, aber weder Feder noch Pinsel

---

* Erbaut zwischen 1629 und 1648.

vermögen auch nur einen schwachen Begriff von dem Wunderwerke zu geben.

Vollständig aus weißem Marmor erbaut, strebt das Mausoleum in die Lüfte empor: ein Traum, ein Feenmärchen, eine Fata Morgana. Aus dem Obergeschoß eines der großen Thore oder aus einem Kiosk der Ringmauer betrachtet, erscheint die längliche Kuppel — zwei Drittel einer Sphäre — wie ein Ballon im Augenblicke wo er seinen Ankerplatz verläßt. Und als Gegensatz, im Hintergrunde, die Ebene, die unabsehbare Ebene, und, rings um das Monument, ein mit der üppigsten Vegetation erfüllter Korb, der Schatten zweihundertjähriger Bäume und ein berauschender Blumenduft.

Sechs Meilen von Agra, in dem von Schah Jehan neugebauten Mausoleum zu Sikandra, ruht der große Akbar. Das aus vier Stockwerken bestehende Gebäude ist eine abgestumpfte Pyramide. Der Sarkophag im Erdgeschosse enthält die Reste des Kaisers. Das Schaugrab, ein wundervoll gemeißelter Marmorblock, steht im obersten Geschosse. Dies Gemach, dessen Fenster mit marmornen Spitzenschleiern verhüllt sind, ist ungedeckt. Das Himmelszelt tritt an die Stelle des Daches. Der Leichnam, bewahrt vor jeder Berührung des Irdischen, soll nur der Luft zugänglich sein. Ein erhabener und poetischer Gedanke.

Das Trauerdenkmal, mit Ausnahme des obersten Marmorgeschosses, ganz in rothem Sandstein erbaut, steht in der Mitte eines weitläufigen Gartens. Die vier Thore der Ringmauer zeichnen sich durch reichen Schmuck aus. Die Regierung ließ das Monument und eines dieser Thore restauriren. Die übrigen verfallen.

In Akbar's Fort sieht man die Paläste und andere Bauten der vier Kaiser. Die Halle der Privataudienzen* und die Perlmoschee** tragen das Gepräge des Goldenen Zeitalters.

---

* Erbaut 1637.
** Erbaut 1654.

Aurungzeb's Halle für öffentliche Audienzen zeigt bereits Symptome der Decadenz.*

Unvergeßlich bleibt mir der Durchblick nach dem offenen Lande, zwischen den schlanken Säulen eines Marmorkioskes der, einem luftigen Schilderhäuschen ähnlich, sich an die Zinnen der Festungsmauer schmiegt: die sonnige Ebene in allen Richtungen entfliehend, und, am Horizont, durch die Entfernung verkleinert, in durchsichtige Schleier gehüllt, auf den goldigen Himmel gezeichnet, die mattweiße Silhoutte des Taj Mahal.

Das Haus meines Gastfreundes ist mit allen erdenklichen Vorkehrungen gegen die Hitze ausgerüstet: Panka oder Zimmerfächer, eine Maschine welche einen künstlichen Luftzug auf der Schattenseite erzeugt, hermetische Ausschließung der Luft auf der Sonnenseite, Bespritzung mit, verhältnißmäßig, frischem Wasser, u. s. f. Und dennoch ist die Atmosphäre glühend, und es bedurfte, meinerseits, einer gewissen Willenskraft um die vorstehenden Notizen in mein Tagebuch zu schreiben.

Mr. Daniell's Familie weilt in England. Tiefes Schweigen herrscht in dem bequemen weitläufigen Gebäude. Nur das Summen einer Fliege, der es gelang in das Zimmer zu dringen, und das Geräusch meiner Feder auf dem Papier vernehme ich, letzteres nicht ohne gelegentliche Unterbrechungen, wenn die Natur einige Augenblicke über den Willen siegt. Eine Spalte der Fensterbalken läßt das nöthige Licht ein. Durch diese Oeffnung gewahre ich einen alten Hindu in vollem Sonnenschein am Rücken ausgestreckt. Mit dem Schlafe kämpfend zieht er die Schnüre meiner Panka.

Im großen Salon, gleichfalls lautlose Stille. Auf den Möbeln hier und da eine Revue, ein Zeitungsblatt. Ein vergessener

* Erbaut 1685.

Arbeitskorb auf einer Console; das Fortepiano noch geöffnet. Ueberall die Spuren der abwesenden Frau des Hauses. Mutterpflichten haben sie abberufen. Kinder eines gewissen Alters unterliegen dem indischen Klima. Ehemals, als es noch keine Dampfer gab, gingen jährlich einige Schiffsladungen kleiner Wesen nach England ab. Sie wurden, unter der Aufsicht von eigens hierzu gemietheten Wärterinnen, an Bord jener großen „Indiamen" gebracht welche das Cap der Guten Hoffnung umsegelnd sechs, acht auch zehn Monate unterwegs blieben. Wenn die Kinder zu jungen Mädchen von 15 oder 16 Jahren herangewachsen waren konnten sie, ohne Gefahr für die Gesundheit, zu ihren Aeltern zurückkehren. Ein großes Opfer, diese lange Trennung; aber keine Mutter zauderte es zu bringen, denn das Leben ihres Kindes konnte nur um diesen Preis erhalten werden. Daher traf man auch in jener nun schon fernen Zeit die englische Frau nur selten in dem Bungalow des Civilian oder unter dem Zelte des anglo-indischen Offiziers. Man lebte meist als Garçon, oder man heirathete eine Eurasierin. Es war noch die Zeit der täglichen Festgelage, der langen und reichlichen Mahlzeiten, der Dinner parties wo der Tisch unter der Last der großen joints seufzte, und Port und Madeira in den Gläsern perlten. Aber dies alles ist anders geworden. Die Einführung des regelmäßigen Dampfverkehrs mit Europa, die Leichtigkeit sich auf den seither entstandenen Eisenbahnen von den Cantonnements nach den Sommerstationen, wo Kinder leben können, zu begeben, andere wesentliche Wandlungen infolge der Auflösung der Ostindischen Compagnie, all diese Neuerungen welche die Zeit, die nicht nur zerstörende sondern auch schaffende Zeit, mit sich brachte, haben das gesellige Leben des Anglo-Indiers bedeutend verändert und nicht nur verändert, sondern auch gebessert und gehoben. Offiziere und Civilbeamte erhalten leichter Urlaub als vordem. Sie benutzen ihn um England zu besuchen und kommen, verheirathet, zurück. Die englische Frau, muthig, opferwillig, sorgfältig erzogen und wohl unterrichtet, — die christliche

Frau — dieser Schutzengel des häuslichen Herdes, hat den heilsamen Umschwung angeregt und vollzogen.

Während ich, auf einer Ottomane ruhend, mich diesen Betrachtungen hingebe, dringen aus dem Nebenzimmer, durch einen Vorhang gedämpft, menschliche Stimmen an mein Ohr. Es ist der Commissär welcher dictirt und sein indischer Secretär welcher schreibt. Letzterer, eine wichtige Persönlichkeit, bildet das Bindeglied zwischen dem Chef und den Administrirten. Uebrigens ist der Commissär im Stande ihn zu überwachen, denn er versteht und spricht, wie alle seiner Collegen, Hindustani; wenn er im Dekkan gedient hat, auch Tamul und jedenfalls persisch, die Hofsprache der mohammedanischen Fürsten.

Man behauptet, das Räderwerk dieser ungeheuern Verwaltungsmaschine könnte vereinfacht werden. Mir steht hierüber kein Urtheil zu. Ich weiß nur daß, im Vergleich mit der Bevölkerung und der Ausdehnung der Divisionen und Districte, die Anzahl der Staatsdiener eine äußerst geringe ist. Auch sind sie vom frühen Morgen an bei ihrer Arbeit und verlassen den Schreibtisch erst in den letzten Nachmittagsstunden.

Während des ganzen langen Tages beschäftigt sich die Hausfrau mit ihren Kindern und häuslichen Obliegenheiten, mit Lektüre und, ein wenig, mit Musik. Das Piano fehlt in keinem Compound. Aber um 5 Uhr athmet man auf. Es ist die Stunde um welche man ausfährt. Die Sonne sinkt, und die alten Tamarinden werfen längere Schatten. Die Atmosphäre scheint etwas kühler; wenigstens gestattet ein leiser Luftzug diese Täuschung. Zittern nicht die erst noch ganz unbeweglichen Blätter der großen indischen Feigenbäume im Hofe? Ein mit australischen Pferden bespannter Wagen, Kutscher und Bediente in rother und weißer Livree, harrt vor dem Perron. Zwei Stallknechte, den Fliegenwedel in der Hand, stehen neben den Pferden. Man wird auf den „Band“ fahren; so heißt die öffentliche Promenade, ein mehr oder weniger langer, immer breiter,

sorgfältig gepflegter Baumgang von Mimosen und Tamarinden. Und, man weiß es im vorhinein, man wird nicht allein sein. Man weiß auch wem man begegnen wird und zwar in ähnlichen Wagen, gezogen von ähnlichen Pferden, und gefolgt von ähnlichen Dienern. Es wird' die Frau Bischof sein, wahrscheinlich auch der reverend Doctor an ihrer Seite; der Chief Justice mit seiner Lebensgefährtin; der Oberst, wenn es nicht ein General ist, mit seiner Gemahlin und seinen Töchtern; der officielle Aesculap, oder, was bei weitem wahrscheinlicher, seine Gemahlin allein, denn leider ist der Beruf eines Arztes, in diesem mörderischen Klima, keine Sinecure. Einige Reiter und Amazonen werden nicht fehlen. Die Spazierfahrten haben einen heitern und belebten Anstrich. Es würde dies in erhöhtem Grade der Fall sein, ohne den marmorweißen Teint der Damen, besonders der jungen Mädchen, eine Wirkung des Klimas und ein Beweis der von diesem erzeugten Blutarmuth. Aber die Spazierfahrt ist und bleibt der schöne Moment des Tages. Wenn es dunkel geworden, eilt jedermann nach Hause um sich für das Diner anzukleiden. Das Diner ist der feierliche Moment des Tages. Beim Tiffin hat man für die nöthige Nahrung gesorgt; was jetzt kommt ist nur eine Ceremonie. Wer seine Gesundheit liebt wird das Diner nicht ernst nehmen. Aber hier wie im „alten Lande" in the old country liebe ich die englischen Dinner parties. Der Tisch ist schön gedeckt, die Dame immer in sorgfältiger Toilette; ich liebe auch die Blume im Knopfloch der Herren die, unter allen Himmelsstrichen, sich um diese Stunde nur im schwarzen Frack und weißer Kravatte zeigen. Auch gegen das sitting habe ich nichts einzuwenden. Die Herren bleiben noch ein halbes Stündchen sitzen nachdem die Damen sich zurückgezogen haben; ehemals um zu trinken, jetzt um bei einer Cigarrette zu schwätzen. Der Engländer kennt, in der Regel, keine allgemeine Conversation, aber im Zwiegespräch kann er beinahe immer interessant sein. In jeder Beziehung folgen die Anglo-Indier dem Beispiele der upper ten thousand in

England. Wenn die Herren nach dem Salon zurückkehren, beleben sich die etwas schläfrigen Physiognomien der ihrer harrenden Ladies. Es wird Musik gemacht, aber, glücklicherweise, nicht zu viel. Da jedermann mit der Sonne aufsteht trennt man sich gewöhnlich gegen 11 Uhr.

Gibt es ein beneidenswertheres Dasein? Wenn das Glück des Mannes, vom Familienglücke hier absehend, in einem seinen Fähigkeiten entsprechenden Wirkungskreise, verbunden mit einem seinen Leistungen entsprechenden Lohne besteht, so ist der anglo-indische Civilian ein glücklicher Mensch. Aber ach, es gibt hienieden kein vollkommenes Glück. Noch ganz jung hat er das väterliche Haus verlassen, sich getrennt von den Aeltern und Geschwistern, wahrscheinlich um sie erst wenn überhaupt nach langen Jahren und nur für kurze Zeit wiederzusehen. Nach England endgültig zurückzukehren wird ihm erst beim Abschlusse seiner Laufbahn gestattet sein. Dann tritt er in den Genuß seiner Pension welche ihm und seiner Gattin ein gutes Auskommen in ihren letzten Tagen sichert, sie aber nicht in die Lage setzt für ihre Kinder zu sorgen. Die Belohnungen sind noch immer bedeutend aber viel geringer als sie zur Zeit der Compagnie waren. Nur der Vicekönig und die beiden Chefs der Präsidentschaften von Madras und Bombay können einige Ersparnisse machen. Die Besoldungen der übrigen Functionäre gestatten ihnen anständig zu leben. Im übrigen sind sie für die Zukunft auf ihre Pension beschränkt.

Es gibt noch andere Uebelstände. Allerdings werden die kleinen Kinder nicht mehr nach England, sondern nach Darjeeling, oder Simla oder in die Nilgherri geschickt. Man ist nicht mehr wie vordem gezwungen sich von ihnen zu trennen. Aber die Söhne müssen ihre Studien beginnen wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben. Sie sollen Engländer werden und nicht Babu. Sie müssen also nach England geschickt werden, und, wenn sie nach Jahren zurückkehren, werden sie sich erinnern daß sie die Söhne ihrer Aeltern sind? Dies ist der geheime Kummer

der Mütter. Mit Angst sehen sie ihre Kinder heranwachsen. Und dann die klimatischen Einflüsse! die Unsicherheit des Lebens. Sie besteht überall, aber nirgends mehr als hierzulande. Man lebt, man arbeitet, man unterhält sich, man lacht, man tanzt, man jagt zwischen offenen oder frisch geschlossenen Gräbern. Dies also wäre die Kehrseite der Medaille.

Ich nahe dem Ende meiner langen Wanderungen durch diese Halbinsel. Ueberall gestattete mir die edle Gastfreiheit deren ich genoß einen Blick in das Familienleben der sie mir Bietenden. Unter ihnen waren häufig Staatsdiener verschiedenen Ranges. Ueberall traf ich Männer die, nur ihrer Berufspflicht lebend, vom Morgen zum Abend arbeiteten, dabei aber doch für Lektüre und ernste Studien Zeit fanden. Die indische Regierung ist ihrem Wesen nach bureaukratisch, aber diese Bureaukratie unterscheidet sich in mehrfacher Weise von der unserigen. In Europa folgen und gleichen sich die Tage des Staatsdieners. Es bedarf großer Revolution, europäischer Kriege um die friedliche Monotonie seines Daseins zu stören. Ganz anders hier. Die Mannichfaltigkeit der ihm auferlegten Leistungen bildet den Geist und erweitert den Horizont des anglo-indischen Functionärs; die Gefahren, welchen er jeden Augenblick ausgesetzt sein kann, stählen seine Seele. Er lernt es die Dinge von einem hohen Gesichtspunkte aus zu betrachten und am Schreibtische zu sitzen während der Boden unter seinen Füßen bebt. Ich glaube mich keiner Uebertreibung schuldig zu machen wenn ich behaupte: es gibt keinen Beamtenkörper welcher Bildung, Geschäftskenntniß, staatsmännische Eigenschaften und die fleckenloseste Unbescholtenheit in höherm Grade vereinigt als die anglo-indische Bureaukratie.

Allahabad.* — In der letzten Zeit habe ich viel gesehen. Hier sehe ich weniger aber ich höre um so mehr. Mein Glücksstern hat mich in das Haus eines geistreichen, unterrichteten und liebenswürdigen Mannes geführt. Obgleich noch verhältnißmäßig jung, hat Sir Alfred Lyall bereits eine lange Laufbahn zurückgelegt. Seit 25 Jahren dient er in Indien. Er war politischer Generalagent in Rajputana, hierauf Secretär für die indischen Angelegenheiten in Kalkutta, anders ausgedrückt des Vicekönigs Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Letztern, sehr wichtigen, Posten bekleidete er unter Lord Lytton zur Zeit des afghanischen Krieges. Gegenwärtig herrscht er als Lieutenant-Governor über, ich weiß nicht wie viele, Millionen Hindu und Mohammedaner welche die „Nordwestlichen Provinzen" bewohnen. Sir Alfred glänzt auch als geistreicher und federgewandter Schriftsteller. Er ist einer der hervorragendsten Vertreter jener Schule von Bureaukraten die zugleich Staatsmänner und Publicisten sind. Englisch-Indien allein konnte sie hervorbringen, weil kein anderes großes Land von dem Administrator eine ähnliche Vereinigung von Geschäftskenntniß und von seltenen Eigenschaften des Geistes und des Gemüthes zu verlangen Veranlassung hat.

Das Cantonnement ist vielleicht das schönste welches ich sah. Lange macadamisirte Straßen zwischen den Compounds; allenthalben riesige Bäume. Schöne Häuser welchen die Veranda einen tropischen Anstrich gibt (obgleich die Veranda eine englische Erfindung ist). Eine große Anzahl stattlicher Gebäude: eine große katholische Kathedrale, eine sehr schöne anglikanische Kirche, ein ungeheueres, noch in Bau begriffenes Collegium, in indo-arabischem Stil, bestimmt eine möglichst große Anzahl junger Indier in Babu umzuwandeln.

---

* Den Engländern abgetreten von dem Nabob von Oudh im Jahre 1801. Bevölkerung 143680, wovon 103470 Hindu, 39370 Mohammedaner und 840 Christen.

Gegen Abend Spazierfahrt mit dem Gouverneur. Die heiße Jahreszeit ist früher als gewöhnlich eingetreten, und der heutige, jetzt zu Ende gehende, Tag hat mir gezeigt was Indien in dieser Jahreszeit ist: die Sonne, obgleich versengend, kaum sichtbar hinter einem Gewebe von gelbem Staub. Der fahlgelbe Boden vertrocknet. Die Hitze kaum erträglich.

Akbar's Fort* hat, infolge englischer Zubauten, an Vertheidigungskraft gewonnen und an malerischem Reiz verloren. Zu seinen Füßen rollt der Jumna seine schlammigen Wasser um sie, am Ende jener kleinen Landzunge, in den Ganges zu ergießen.

Sehr belebt ist die indische Stadt. Auch hier finde ich jedermann mit rothem Pulver bestreut, obgleich das große Fest, welches in ganz Indien begangen wird, bereits vorüber ist. Leute, welche auf sich halten, tragen bei diesem Anlasse weiße Leibröcke von einem Gewebe welches den Rosenstaub nachahmt. Dieser Stoff wird in Birmingham erzeugt!

Wo immer drei Anglo-Indier sich versammeln, dreht sich das Gespräch um Indien. Selten kommt die Rede auf das „alte Land", es müßte sich denn um Beförderungen, Garnisonswechsel oder Pensionirungen handeln. Hier sprechen wir von Indien.

Jemand sagt: „Die jungen Hindu von guter Familie, welche in unsern Collegien erzogen wurden, geben häufig ihre Landestracht auf und kleiden sich europäisch. Die mohammedanischen Babu thun dasselbe, nur behalten sie das Fez bei, denn mit einem Auge schielen sie immer nach Konstantinopel. Aber die einen wie die andern wechseln ihren Anzug um in unserer englischen Gesellschaft zugelassen zu werden. Unglücklicherweise

* Erbaut 1575.

sind wir zu exclusiv um diesem Wunsche zu willfahren. Die Folge ist daß wir sie unter die Malcontenten treiben."

Arme junge Leute! Ihr Kleiderwechsel konnte in ihrer Welt nicht gefallen und in der der Herrscher hat er ihnen wenig genützt. Sie sind zwischen zwei Stühle gerathen. Ich bedauere sie von Herzen, aber ich gestehe ich kann die Leute nicht tadeln welche sie nicht mehr, und auch nicht jene welche sie noch nicht als die Ihrigen betrachten wollen. Glaubt man wirklich daß der schwarze Frack und das weiße Halstuch den die beiden Rassen trennenden Abgrund überbrücken können?

Die meisten Anglo-Indier, doch nicht alle, sind dieser Ansicht. Sir Alfred Lyall meint man solle wenigstens den Versuch machen die eingeborenen Notabeln an unsere geselligen Lebensformen zu gewöhnen. Vielleicht könnte man auf diese Weise eine geistige Annäherung und eine Reform der Sitten und Gebräuche herbeiführen. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, veranstaltete er ein Diner und lud hierzu mehrere hochgestellte, dermalen hier verweilende Persönlichkeiten aus verschiedenen Theilen seines Gouvernements. Drei von ihnen nahmen an. Es waren zwei Mohammedaner und ein reicher hinduischer Raja. In Bezug auf letztern muß allerdings bemerkt werden daß er, um eine getaufte Eingeborene zu heirathen, seine Kaste aufgab und Christ wurde. Die vier übrigen Geladenen, alle hinduische Notabeln, ließen sich für das Diner entschuldigen. — Sich mit Christen an denselben Tisch setzen, mit ihnen essen? Wofür haltet ihr uns? — Indeß versprachen sie nach dem Diner zu erscheinen.

Letzteres verlief vollkommen gut; ich bedauerte nur ein der Localfarbe gemachtes Zugeständniß: die Damen des Hauses erschienen nicht. In meinem Innern machte ich die beiden Mohammedaner und den Ex-Hindu hierfür verantwortlich. Dieser Raja gefiel mir übrigens sehr wohl. Er sprach, lachte, und handhabte die englische Sprache so wie Messer und Gabel mit Leichtigkeit. Die beiden mohammedanischen Gäste beobachteten eine würdige

Zurückhaltung, nicht ohne einen Beisatz von Verlegenheit. Nach aufgehobener Tafel erschienen die vier Hindu, aber nur für einige Augenblicke. Ihre schönen und reichen Anzüge nahmen sich vortheilhaft aus neben dem Schwarz und Weiß der englischen Gentlemen. Aber, obgleich diese beiden Rassen seit mehr als einem Jahrhundert die Wege des Lebens nebeneinander wandeln, vom Schlachtfelde nach dem Durbar und vom Durbar auf das Schlachtfeld, so schien man doch beiderseits betroffen und ein wenig verlegen sich in einem Salon zu begegnen.

Der zu kurze Aufenthalt in Allahabad endet eher als mir lieb ist. Mein Verkehr mit Sir Alfred Lyall, unerachtet unserer verschiedenen Gesichtspunkte in gewissen Fragen, wird mir unvergeßlich sein.

Benares. — Vier Stunden nach der Abreise von Allahabad hält der Zug am rechten Gangesufer, gegenüber der heiligsten Stadt der Welt, jedenfalls einer Stadt deren Heiligkeit in das Dunkel der Zeiten zurückreicht. Während achthundert Jahren war Benares der Mittelpunkt des Buddhismus bis es, im 4. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung, zu dem alten Hinduglauben zurückkehrte.

Wagen und Diener des Commissärs erwarten mich am Bahnhofe. Wir fahren über eine elende Schiffbrücke auf welcher sich eine Masse von Ochsenkarren zwischen den gebrechlichen Bambusgeländern drängen. An ein rasches Fortkommen ist nicht zu denken. Aber dieser unvermeidliche Aufenthalt gestattet mir ein wundervolles Bild zu schauen. Da liegt sie vor mir, am linken Gangesufer, auf einer fast senkrecht abfallenden Felsterrasse, die alte heilige Stadt, mit den zahllosen Tempeln ihrer

Götter, mit den Palästen fast sämmtlicher indischer Fürsten. Jenes bizarre in siamesisch-chinesischem Geschmack errichtete Haus gehört dem Maharaja von Nepal. Die kolossale Moschee hat, den Hindugläubigen zum Spott, der fanatische Muselman Aurungzeb erbaut. Ihre beiden Minarets überragen alle andern Gebäude obgleich die meisten fünf bis sechs Geschosse zählen. Breite, hohe Staffeln, die berühmten Ghat, erleichtern den Gläubigen zu dem Ufer des Stromes herabzusteigen. Glückselig wem es gegönnt ist in den heiligen Fluten zu baden; dreimal glückselig wer sein Leben in der heiligen Stadt beschließt! Deshalb lassen sich auch so viele Kranke und Sterbende hierher bringen. Ihre Leiche wird am Fuße dieser Ghat verbrannt werden, und die Seele des Verblichenen kann eine Reihenfolge wonniger Wandlungen mit Zuversicht erwarten. Als ich, in den Anblick versunken, um die Mittagsstunde, über die Brücke fuhr glich die schattenlose Vedute der Stadt einer Silhouette von mattem Golde, kaum wahrnehmbar auf dem goldbestäubten Hintergrunde des Himmels.

Endlich passirte der Wagen die Brücke, erklomm eine sehr steile Rampe und erreichte, nachdem er die Stadt außerhalb der Mauern umfahren hatte, das Cantonnement wo sich die Baracken der Truppen und die Compounds der Europäer befinden.

Schon aus der Entfernung macht mir das Haus des Commissärs den Eindruck einer Oase. Prachtvolle Bäume hüllen es in ihre Schatten, Blumenterrassen verbreiten ihre Wohlgerüche, und auf der Schwelle begrüßen mich Mr. und Mrs. Lumsden mit jener herzlichen Zuvorkommenheit welche der anglo-indischen Gastfreundschaft ihren eigentlichen Reiz verleiht.

Mein neuer Hindufreund aus Allahabad, welcher in Benares ansässig ist, findet sich alsbald ein. Er ist einer der großen Grundbesitzer dieser Gegend, war Mitglied des Rathes zu Kalkutta und Inspector im Departement des öffentlichen Unterrichts. Diesen hohen Aemtern verdankt er den Titel eines Raja. Er ist aber auch überdies, wie mir versichert wird, ein charakter-

fester Ehrenmann der, bei mehrerer Gelegenheit keinen Anstand nahm die Popularität deren er genoß seinen Ueberzeugungen zu opfern.

Mr. Lumsden schenkt mir seine Zeit während meines Besuchs, und der Raja wird gleichfalls mein Begleiter sein. Er spricht englisch, wie bereits gesagt, fließend und correct, aber seine Art zu denken und zu urtheilen ist indisch geblieben. Wie interessant sich Indien durch einen Hindu erklären zu lassen!

Ich neckte ihn mit dem eifersüchtigen und despotischen Temperament der hinduischen Ehemänner. Er wollte dies nicht zugeben. „Die Hindufrau“, sagte er, „ist keineswegs eine Sklavin, wie von den Engländern behauptet wird. Sie geht wenig aus, weil sie lieber zu Hause bleibt. Sie ist von Natur schüchtern, oder vielmehr was man auf englisch shy nennt. Wenn ein Mann seiner Frau eine Ausfahrt im offenen Wagen vorschlüge, würde sie ihn für verrückt halten. Wahrscheinlich würde sie ihm sagen daß sie vorzöge sich in einen Brunnen zu stürzen. Deshalb übt sie doch in der Familie und im Hause einen größern Einfluß aus als ihr Gemahl.“

Es ist 4 Uhr nachmittags, und die heiße Jahreszeit hat bereits begonnen. Unter solchen Umständen das kühle Haus zu verlassen, setzt einen gewissen Grad von Heldenmuth voraus. Wir besitzen ihn. Die öffentlichen Gebäude außerhalb der Stadt, wie das Spital des Prinzen von Wales, das Collegium, die Normalschule, in welcher die officiellen Volksaufklärer, d. h. eingeborene Schulmeister ihre Ausbildung erhalten, werden zuerst besucht. Auch das städtische Rathhaus, die townhall, ein pompöser Bau, wird mir gezeigt. Ich gestehe daß mich ein ausgestopfter Tiger, den man dort sieht, am meisten interessirte weil er (vor zehn Jahren) in den Gassen (!) von Benares erlegt wurde.

Wir betreten sodann die wirkliche, die Hindustadt. Die in den Bazaren und Kaufläden ausgebotenen Bronzewaren und gestickten Stoffe genießen in ganz Indien eines hohen Rufs. Die

Arbeit ist gewöhnlich vortrefflich, aber die Zeichnung bizarr, barbarisch und, sehr oft, geschmacklos.

Sollte man es glauben, Benares haußmannisirt sich? Glücklicherweise mit Maß und Ziel. Häuser werden zwar abgetragen, aber so wenig als möglich, gerade nur so viel als für die Erleichterung des Verkehrs unumgänglich nothwendig ist. Ueberdies werden die Neubauten in dem landesüblichen Hindustile aufgeführt. In gewissen Stadtvierteln haben die Häuser, eigentlich Thürme, eine bedeutende Höhe. Der Grund ist ihre Uebervölkerung, und sie sind übervölkert weil sie sich in der Nähe der großen Heiligthümer und der Ghat befinden. Auch hier treten die Obergeschosse vor, sodaß die höchsten, in den durchwegs engen Gassen, die der gegenüberstehenden Häuser zu berühren scheinen. Man sieht auch kleine Brücken welche, in schwindelnder Höhe, von einer Seite der Gasse nach der andern führen. Die Fenster sind sehr klein weil man hierdurch das Eindringen der heißen Luft zu beschränken vermeint. Fast alle Mauern sind mit mythologischen Scenen in sehr grellen Farben bemalt. Nicht einen Augenblick vergißt man die sanctitas loci. Es gibt auch Moscheen aber, mit Ausnahme der bereits erwähnten des Kaisers Aurungzeb, drängen sie sich dem Auge wenig auf. Im ganzen zählt man in Benares 1454 brahminische Tempel und 272 Moscheen. Bei Sonnen- und Mondfinsternissen strömen hier an oder über 100000 Pilger aus allen Theilen der Halbinsel zusammen.

Diese grotesken, seltsamen, immer scheußlichen Fratzen mit denen die Wände der Häuser und die Tempelmauern bedeckt sind scheinen ihre stieren Blicke auf uns zu heften. Ein unheimlicher Eindruck! Man möchte, aber man kann sich ihm nicht entziehen. Dagegen zeigen die Tempelthore von Bronze wahre Meisterstücke der Sculptur. Die Figuren und Scenen gehören dem Hindu-Olymp an. Man verschwendet die Kunst um Ungeheuer zu schaffen. Eine bunte Menge: Brahminen, Bajaderen, fromme Stadtbewohner und Pilger von nah und fern belagern

die Zugänge zu den Tempeln und füllen die anstoßenden engen, gekrümmen Gassen. Hier befinden sich winzige Buden in welchen Exvotobilder und andere Gegenstände für denselben Zweck aus Similor, einem schwarzen Stein, Marmor oder Gips verfertigt, an die Gläubigen verkauft werden. In kleinen offenen Werkstätten werden wirkliche Götter erzeugt. Das Volk zweifelt nicht an der Gottheit dieser Producte; die Punditen leugnen sie. In diesem Wirrsal von Gäßchen zwischen sehr hohen Häusern, herrscht, obgleich die Sonne in ihnen nie sichtbar wird, eine erstickende Atmosphäre. Dazu das Gedränge. Nur mit Mühe brechen uns vier Polizeisoldaten Bahn.

Ich werde kein Wort verlieren um die Unreinlichkeit und die mephitischen Ausdünstungen in dem Tempel der heiligen Kühe zu beschreiben. Wir ergriffen sogleich die Flucht.

Einige Schritte weiter steht der hochberühmte „Goldene Tempel", Bischevar, sogenannt weil die Pyramiden über dem Heiligthume mit vergoldeten Kupferplatten belegt sind. Runjet Sing hatte, am Todtenbette, seinem Nachfolger befohlen diesen besonders verehrten Tempel mit massivem Golde decken zu lassen. Letzterer zog es vor vergoldetes Kupfer zu spenden. Dieser Act der Sparsamkeit, welcher vielleicht den localen Göttern misfiel, that wenigstens der malerischen Wirkung, welche der Contrast zwischen der Vergoldung und dem schwarzrothen Sandstein hervorbringt, keinen Eintrag.

Im Innern großes Gedränge von blumenbeladenen, opfernden, betenden, schwätzenden Weibern. Dazu, von Zeit zu Zeit, die dumpfen Klänge der großen Glocke im Hofe.

Hinter dem Tempel befindet sich der mit dem Schweiße Wischnu's gefüllte heilige Teich in welchen eben Männer und Frauen Blumen warfen. Der ekelhafte Geruch des stehenden Wassers und der faulenden vegetabilischen Stoffe zwang uns zum eiligen Rückzuge. Wir suchten und fanden eine Thür und betraten einen kleinen unregelmäßigen Platz, auf allen Seiten von Sanctuarien umgeben und überragt von den Pyramiden

des Goldenen Tempels. In der Mitte, auf einem sehr niedern Fußgestelle, steht, aus einem ungeheuern Blocke gemeißelt, die kolossale Statue einer Kuh. Einige Schritte weiter bildeten einige Fakire, auf ihren gekreuzten Beinen sitzend, einen Kreis um das „heilige Feuer“. Während vierzig Tagen und Nächten werden sie ihre Plätze nicht verlassen. Die Hitze des Feuers, der Sonnenbrand beirren sie nicht. Beinahe vollkommen nackt, das Gesicht mit einer Maske von Staub, Asche und Schweiß bedeckt, das Haar struppig und verworren, gleichen sie eher Götzenbildern als menschlichen Wesen. Einer von ihnen, ein ganz junger Mensch, unbeweglich wie eine Bildsäule, heftete seinen erloschenen Blick auf mich. Eine mähnenartige Fülle steifer, aneinanderklebender Locken sträubte sich auf einer niedern, vor der Zeit gefurchten Stirn. Ich frug mich ob dieses Häuflein entfleischter Knochen, diese geschwundenen Gliedmaßen, dieser kaum mehr menschliche nackte Körper einem lebenden Wesen angehören. Was mag wohl in den Köpfen dieser Hinduasceten vorgehen? Man antwortete mir: „Es sind Heuchler oder Fanatiker.“ Derlei leichte Erklärungen erklären aber, eigentlich, gar nichts. Für mich sind es lebende Räthsel. Ich suche vergebens nach dem Sphinx der sie mir lösen könnte.

Aber das Bild ist wunderbar: Noch nicht vollkommenes Dunkel. Der rosige Himmel der in Indien kurzen aber leuchtenden Abenddämmerung spiegelt sich in den Vergoldungen des Tempels, verbreitet warme Töne über die Sanctuarien die den Platz umgeben, über die steinere Kuh welche ihn beinahe ausfüllt und zu wachsen scheint in dem Maße als die nahende Nacht sie in ihre Schleier hüllt. Und vor uns, unbeweglich wie dies Idol, im grellen Lichte der Flammen welche sie zu verzehren scheinen, die Gruppe der Fakire!

Auch in Benares hat Jey Sing, dessen Bekanntschaft wir in seiner Hauptstadt Jeypur gemacht und welchen wir in seiner Sternwarte in Delhi wieder begegneten, ein großartiges Observatorium erbauen lassen (1693). Wir besuchten es und

ließen uns die Art erklären wie man damals den Lauf der Gestirne maß. Ich gestehe, das sanfte Licht der sich im Ganges zu unsern Füßen spiegelnden Sterne störte meine Aufmerksamkeit während des Vortrages.

Im Süden der Stadt steht ein, wegen seiner heiligen Affen, berühmter Tempel. Wenig erbaut durch meine Berührungen mit ihren Standesgenossen in Guzerat und Rajputana, unterließ ich ihnen in Durya Kand aufzuwarten.

Es fiel mir auf daß in Benares keiner der 1400 Tempel und keiner der Paläste über das 16. Jahrhundert zurückreicht. Mehrere dieser Gebäude gehören dem unserigen an. Man erklärt dies durch die Zerstörungen welche die mohammedanischen Eroberer, besonders im nördlichen Indien, angerichtet haben, dann auch dadurch daß sie das Volk zur Annahme des Islamismus zwangen, jedoch ohne daß es ihnen gelang den noch fortlebenden hinduischen Geist zu tödten. Er widerstand dem blutigen Vordringen des Halbmondes; er widersteht den friedlichen Vorkämpfern der europäischen Civilisation.

Besuch bei dem Maharaja von Benares. Isri Perschad Naraim Sing Bahadur ist kein Lehnsfürst aber, als Haupt einer erlauchten Familie und als der größte Grundbesitzer, die höchstgestellte Persönlichkeit in diesen Gegenden. Zu seinen Namen und Titeln fügt er die Buchstaben G. C. I. S. das heißt Großgefährte des Indischen Sternes. Trotz seiner 66 Jahre, ist er noch ein schöner vornehm aussehender Herr.

Sein Palast, natürlich überfüllt mit Dienern, Beamten, Höflingen, ist in europäischem Stile eingerichtet. An den Wänden Kupferstiche und Photographien. In der Mitte des Gemaches, wo er uns empfing, und das verfinstert war weil er an den Augen leidet, ein runder Tisch und Lehnstühle. Aber man sieht

wohl daß auf diesen Sesseln selten gesessen wird. Die Lebensluft in diesen Räumen ist eine entschieden indische. Uebrigens keine Ceremonie. Immer in Begleitung des Commissärs und des Raja, drang ich ohne Umstände in das Haus des Maharaja und wurde von ihm auf das artigste empfangen. Am nächsten Tage sandte er mir seinen ältesten Sohn und Nachfolger. Ein schöner junger Herr welcher den prachtvollen Anzug eines Raja mit Anmuth und Grazie trug. Er brachte mir Ansichten von Benares und ein Porträt seines Vaters.

Man muß die Ghat früh am Morgen besuchen, zur Zeit wo gebadet wird. Der Maharaja hat uns seine Barke zur Verfügung gestellt, und, der Kühle der ersten Stunde nach Sonnenaufgang genießend, gleiten wir sanft der Felsterrasse entlang. Sie gewährt einen höchst phantastischen Anblick. Mit Ausnahme des chinesischen Palastes der Fürsten von Nepal und der imposanten Moschee Aurungzeb's, herrscht hier der Hindustil vor. Obgleich alle diese Gebäude auf den Höhen des Felsufers stehen, bilden sie doch keine ununterbrochene Reihe sondern vielmehr unregelmäßige Gruppen welche, den Falten des Abhanges folgend, bald vorspringen bald zurückstehen und, von einem sich bewegenden Kahne betrachtet, abwechselnd die Façade und die Seitenwände zeigen. Die Ghat, unregelmäßige, breite, zum Theil in den Felsen gehauene Treppen mit sehr hohen Stufen, schlängeln zwischen den Gebäuden dahin, zwängen sich in die engen Uferspalten, und erreichen endlich, in steilem Abfalle, den Rand des Wassers. In diesem Augenblicke gleichen sie einem Ameisenhaufen. Allenthalben ein Gedränge von badenden Männern, Weibern und Kindern. Mädchen und junge Frauen, die lichtbraunen Glieder in weiße oder rothe Gewänder gehüllt, die edle Stirn von einem Schleier umfangen dessen Zipfel in der Morgen-

luft flattern, eilen die Treppen herab, schöpfen Wasser in der heiligen Flut, und schwingen die gefüllte Amphora, den metallenen in der Sonne leuchtenden Krug, mit einer anmuthigen Handbewegung auf den classisch geformten Kopf. Aufrecht und leichten Trittes ersteigen sie wieder die Ghat, erreichen alsbald den obern Rand der Terrasse, verschwinden endlich, wie Schatten, im Halbdunkel der Gassen.

Mittlerweile waschen die Badenden ihren Körper mit den Händen, tauchen einige male unter und lassen sich und ihre Kleider sodann durch die Sonne trocknen. Niemand entkleidet sich gänzlich, und jedermann beobachtet den äußersten Anstand. Hier begegnen sich alle Kasten. Nach dem Bade setzen sich die Männer aus den höhern Ständen auf ihnen vorbehaltene Plätze, und schwätzen im Schatten riesiger Sonnenschirme welche eines der vielen eigenthümlichen Elemente dieses echt hinduischen Gemäldes bilden. Auf einem der Ghat, hart am Wasser und dicht neben den Badenden, werden Leichname verbrannt. Wir sahen einen welcher bereits in Asche verwandelt war; einen andern, noch unversehrten, wie man ihn seiner Umhüllung entkleidete, und den Flammen übergab; einen dritten der, noch in ein weißes Tuch gewickelt und an die Bahre festgebunden, von laufenden Kuli herabgetragen wurde. Dieser Ghat wird die Brandstätte genannt. Tod und Leben begegnen sich. Zahlreiche, auf der Treppe aufgestellte Steinplatten sind dem Andenken der Witwen geweiht welche, bevor diese zu fromme Sitte verboten war, hier den Sati vollzogen haben.

Mr. Lumsden lenkt meine Aufmerksamkeit auf einen schwarzen uns nahenden Punkt. Ein riesiger Aasgeier sitzt auf einem schwimmenden Todten. Andere ihm die Beute bestreitende Vögel verjagt er mit gewaltigen Flügelschlägen. Dann versenkt er den langen Schnabel, mehreremale hintereinander, in den aufgedunsenen Leichnam, entreißt ihm und verschlingt, mit rückwärts geneigtem Kopfe, nicht ohne Mühe, die scheußlichen Bissen. Er frißt mit Methode. Diese widerliche Gruppe: der

Todte, der Geier und die ihn umflatternden Mitbewerber trieben hart an unserm Boote vorüber.

Aber die Sonne macht sich fühlbar. Die Badenden sind nach Hause gegangen, die Kanephoren verschwunden, die Scheiterhaufen erlöscht. Schweigen und Einsamkeit herrschen über den Ghat.

VII.

Sikkim.

Vom 21. zum 28. März.

Die indischen Eisenbahnen. — Von Kalkutta nach Darjeeling. — Sikkim. — Nepal. — Butan. — Physiognomie von Darjeeling. — Ausflug nach Ranjit Bazar. — Csoma de Körös.

Von Benares nach Kalkutta. — In Britisch-Indien lassen die Eisenbahnen und Waggons wenig zu wünschen übrig. Sie wären vollkommen, könnte man die das Dienstpersonal größtentheils bildenden Eurasier durch Europäer ersetzen. Nicht als ob ich erstern Uebles nachreden wollte; im Gegentheil, ich zolle ihren Verdiensten volle Anerkennung. Aber man sagt ihnen nach daß sie, sich selbst überlassen, sehr leicht den Kopf verlieren. Alles geht vortrefflich solange keine Störung oder gar ein Unfall stattfindet. Aber das geringste unvorhergesehene Hinderniß setzt sie in Verlegenheit und kann ernste Folgen nach sich ziehen. Ein Beispiel kann ich aus eigener Erfahrung anführen. Bald nach der Abfahrt von Benares in der Richtung von Kalkutta, wurde plötzlich zwischen zwei Stationen angehalten. Der uns vorangehende Zug war entgleist und versperrte die Linie. Die Zugführer erwiesen sich als rathlos und ließen uns, statt nach der nächsten Station zurückzukehren, von Mittag bis abends in einem Einschnitt verweilen, inmitten einer baumlosen Ebene, ohne irgendeine schattige Zufluchtsstätte, außer unsern Waggons welche

die Sonne in einen Glühofen verwandelte. Eine unangenehme, ja gefährliche Lage in welcher, mehr oder weniger, das Leben der Reisenden auf dem Spiele stand. Die mechanische Vorrichtung mittels welcher, durch Bespritzung mit Wasser, eine kühle Atmosphäre im Innern der Waggons erzeugt wird stand still mit der Locomotive. Mein Vorrath von Eis, schöne große, in Filz sorgfältig gewickelte, in einer hölzernen Kiste verpackte Würfel, war geschmolzen. (In der heißen Jahreszeit reist kein Europäer ohne sich mit Eis zu versehen.) Diese fünf tödlichen Stunden waren eine harte Prüfung. Ich begreife jetzt daß vor einigen Jahren ein unternehmender Mann in den großen Stationen zwischen Bombay und Kalkutta eine gewisse Anzahl Särge von allen Größen zum Verkauf ausbot mit der Ankündigung: „Für die Bequemlichkeit der Reisenden."

Am nächsten Morgen Ankunft in Kalkutta und, nach einem der Ruhe gewidmeten Tage, Abreise nach Darjeeling.

Entfernung von Peschawar nach Kalkutta 1609 Meilen.

Von Kalkutta nach Darjeeling. — Ehemals bedurfte eine Familie welche die frische Luft des Himalaja aufsuchte, im Palankin, 15—20 Tage um Darjeeling zu erreichen. Jetzt wird diese Entfernung in weniger als 30 Stunden zurückgelegt.

Ich verließ Kalkutta um die Mitte des Tages. Rasch durchflog der Zug eine unabsehbare, wohlbebaute, an vielen Stellen bewaldete Ebene. Unter diesem blendenden und glühenden Himmel wirkt der Anblick einiger Tamarinden oder indischer Feigenbäume wohlthätig auf das Auge. Man glaubt, augenblicklich, einige Kühlung der Atmosphäre zu fühlen. Allerdings, nur eine Täuschung.

Es war Nacht geworden als wir am Ufer des Ganges anlangten. Man setzt über den Strom in einer Dampffähre welche

gewöhnlich unterwegs im Schlamme stecken bleibt, was auch uns widerfuhr.

Die erste Morgendämmerung ließ uns im Norden den Himalaja errathen. In Siliguri, an der Grenze von Britisch-Sikkim, wurden die Reisenden in zwei von einer Locomotive gezogenen Char-à-bancs verpackt. Die Eisenbahn hat sich in einen einfachen, fortwährend steigenden Tramway verwandelt. Auf dem Grate eines Bergrückens, dessen Seiten beinahe senkrecht abfallen während rechts und links der Abgrund gähnt, beschreiben wir haarsträubende Curven und noch entsetzlichere Zickzacke. Aber je mehr wir uns erheben je frischer wird die Luft, je freier athmen wir, je mehr bekleidet sich das Bergland, anfangs mit niederm Gestrüpp, dann mit stattlichen Büschen, endlich mit prachtvollen Kastanienwäldern. Hinter uns, gegen Süden, steigt scheinbar die große Gangesebene am Himmel empor, einem ungeheuern grauen Teppiche ähnlich welcher, auf der Höhe unserer Gesichtslinie wie an eine Wand geheftet, sich nach unten entrollt bis er den Fuß der Berge erreicht die wir ersteigen. Von diesem dunkeln Hintergrunde reißen sich zwei große Silberbänder ab: die Nebenflüsse des Ganges und des Brahmaputra, der Mahananda und der Tista. Ersterer gleicht einer im Halbdunkel der Dämmerung leuchtenden Säule. Noch eine halbe Stunde, und die Nacht umfängt uns. Aber wir hören und riechen den Wald.

Die Luft ist entschieden kalt geworden. Endlich hält der Zug bei der militärischen Gesundheitsstation Jallapur, worauf er, mit dämonischer Geschwindigkeit, nach Darjeeling hinabrast.

Entfernung von Kalkutta: 364 Meilen.

Ich steige in dem ganz guten kleinen Hotel eines Schottländers ab, und nachdem ich den nächsten Platz beim Feuer gewählt und mich sorgfältig in meinen Winterüberrock und einen Shawl gehüllt habe, erwarte ich, mit drei oder vier jungen Ehepaaren welche sich in ähnlicher Gemüthsstimmung befinden, mit Ungeduld das Auftragen des Abendmahls.

Darjeeling, erbaut auf einem der Strebepfeiler des Himalaja, 7000 Fuß über der Meeresfläche und 5000 Fuß über dem Flußbette des Ranjit, welcher Britisch-Sikkim von dem chinesischen Sikkim scheidet, ist, während der heißen Jahreszeit, das irdische Paradies der officiellen Welt und (im nahen Jallapur) eine Gesundheitsstation der Armee von Bengalen. Zugleich ist es der, der südlichen Himalajakette nächstgelegene, Europäern zugängliche Punkt.

Der Staat Sikkim, welchen man unabhängig nennt, der aber dem Kaiser von China tributpflichtig ist, kann mit einer Sackgasse verglichen werden zwischen den höchsten Bergen der Welt. Im Westen, auf dem Gebiete von Nepal, springt eine der Ketten des Himalaja nach dem Süden vor. Im Norden bilden seine Riesen einen Wall welcher nur durch drei Engpässe überschritten wird. Der höchste von ihnen, der Tankralapaß, liegt 16000 Fuß über dem Meere. Im Osten grenzt Sikkim an den, gleichfalls unabhängigen, Miniaturstaat Butan. Dort erniedrigen sich allmählich die Berge bis zur gänzlichen Verflachung in den Ebenen von Assam. In Sikkim galt der Kinchinjunga, 28000 Fuß über dem Meere, bis vor kurzem für den König der Alpenwelt. Er wurde durch den um 1000 Fuß höhern Berg Everett in Nepal entthront. Aber vor zwei Jahren erstiegen Mitglieder des londoner Alpenclubs, in Begleitung von Schweizerführern, einige nahe bisher für unzugänglich gehaltene Zinken, und von diesen Höhenpunkten entdeckten sie hinter dem Himalaja, im Norden und mit ihm parallel laufend, eine andere thibetanische Kette deren Gipfel den Kinchinjunga und Berg Everett offenbar überragen. Die Gießbäche von Sikkim, meist zwischen senkrechten oft an 1000 Fuß hohen Felswänden herabbrausend, führen, nachdem sie durch die Schluchten der Strebepfeiler des Himalaja gedrungen sind, ihre schäumenden Wasser den Nebenflüssen des Brahmaputra und Ganges zu. Einer dieser Gießbäche ist der Ranjit von dem bereits die Rede war.

Die den kleinen Staat beherrschende Dynastie ist thibetanischen

Ursprungs. Der Raja entrichtet seinen Tribut an den Kaiser von China durch Vermittelung der thibetanischen Oberbehörden in Lhassa. Die Beziehungen mit den Engländern reichen in das Jahr 1814 zurück. Um jene Zeit führte die Ostindische Compagnie mit Nepal Krieg. Der Raja von Sikkim schloß sich den Engländern an und erhielt zur Belohnung ein kleines Nepal abgenommenes Gebiet und eine jährliche Subvention von 300 Pfd. St. Später trat er der Compagnie den südlichen Theil seines Staates ab, nämlich den District von Darjeeling, und bequemte sich die „britische Garantie“ anzunehmen (1835). Seither haben in den gegenseitigen Beziehungen verschiedene Wandlungen stattgefunden. Besonders schwierig erwies sich der Raja im Punkte der Sklaverei zu deren Aufhebung er sich verpflichtet hatte. Vorstellungen in diesem Sinne nahm er übel auf. Eines Tags ließ er sich sogar beikommen dem englischen Commissär in Darjeeling einen schlimmen Streich zu spielen. Dieser hohe Beamte botanisirte auf dem Gebiete des Raja in Begleitung des bekannten Gelehrten Dr. Hooker, als die beiden Gentlemen ergriffen und in einen Käfig gesperrt wurden. In dieser Verfassung schleppte man sie, während sechs Wochen, durch alle Ortschaften des Landes. Die Folge war die Entziehung der Subvention und, einige Jahre später, der Abschluß eines neuen Vertrags durch welchen die Zahlung der Pension von dem guten Betragen (good behaviour) des Raja abhängig gemacht wurde. Unter gutem Betragen wird verstanden: freier Handelsverkehr, Unterhaltung der Reitpfade welche zu den thibetanischen Päßen führen und Schutz für europäische und andere Reisende.

Die Bevölkerung ist ein Gemisch von Sikkim oder Lepcha, von Ghurka, Butia und Thibetanern. Die Ghurka (Nepaleser) welche der anglo-indischen Armee treffliche Soldaten liefern, sind ein kräftiger, kriegerischer, arbeitsamer Menschenschlag. Dagegen gelten die Lepcha, die eigentlichen Landeskinder, für weibisch, schwächlich und faul.

Die Lama oder buddhistischen Priester bilden die bevorzugte Klasse. Als solche sind sie vom Frondienst und jeglicher Steuerleistung befreit. Die Zahl der Klöster ist sehr beträchtlich. Darunter befinden sich drei große in der ganzen buddhistischen Welt hochverehrte Lamaserien.

Tamlang, die Hauptstadt des Raja, liegt auf einem hohen Berge. Man rühmt den soliden Bau des fürstlichen Palastes und der Wohnhäuser der Oberbeamten. Der Beruf letzterer ist die methodische Plünderung der Unterthanen Seiner Hoheit. Die Regenzeit verbringt der Raja mit seinen Staatsdienern, jenseit der Engpässe, in dem thibetanischen Hochthale Chumbi.

Dieser König oder Fürst ist, wie ich höre, ein wenig begabter Herr. Er that aber einen glücklichen Griff in der Wahl seines „Botschafters" in Darjeeling. Letzterer soll ein schlauer Geselle sein, welcher hauptsächlich für die chinesischen Interessen, mehr noch als für die seines Herrn, zu wirken weiß.

Dieser kleine, sogenannte unabhängige, in einer Falte des Himalaja verborgene Staat liegt in einem der entlegensten Erdwinkel und ist sozusagen eine Welt für sich. Aber unter gewissen Umständen kann er seine Bedeutung haben. Um die politische Atmosphäre dieser Gegenden zu verstehen ist es nöthig auch auf die beiden Nachbarländer Nepal und Butan einen Blick zu werfen.

Vom geographischen Gesichtspunkte beurtheilt, ist Nepal ein großes Sikkim. Im Norden die höchsten Kolosse der Welt; zwischen Bergketten welche, nach Süden laufend, niedriger werden in dem Maße als sie sich der Gangesebene nähern, weite Thäler mit üppigem Ackerland oder dichte Wälder in welchen Heerden von Elefanten hausen. Diese Thiere bilden eine Hauptquelle des fürstlichen Einkommens, denn in Indien betrachtet jeder Maharaja den Besitz einer größern oder geringern Anzahl von schön gemalten, reich vergoldeten und geschirrten Elefanten als ein unabweisliches Bedürfniß. Er bezieht sie aus Nepal.

In den Adern der Bewohner fließt chinesisches und tatarisches Blut. Sie bekennen sich zur Lehre des Buddha.

Die Geschichte dieses, obgleich es an Britisch-Indien grenzt, so wenig bekannten Landes kann einen Beleg liefern für die weite Ausdehnung der Machtsphäre des chinesischen Reichs. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts führten die Nepaleser Krieg mit China. Eine chinesische Armee überschritt die 14—16000 Fuß hohen Himalajapässe und näherte sich bis auf zwanzig Meilen der Landeshauptstadt Katamandu. Die Nepalesen wurden zu einem schmählichen Friedensschlusse gezwungen. Im Jahre 1814 entstanden Feindseligkeiten zwischen diesem Gebirgsvolke und der Ostindischen Compagnie, deren Truppen bis auf drei Tagemärsche von der Hauptstadt vorgedrungen waren als Nepal Frieden schloß; aber es nahm weder die „Garantie" noch eine Subvention an, sondern bewahrte seine volle Unabhängigkeit. Mit sehr seltenen Ausnahmen, sind die Grenzen dieses Staates den Europäern hermetisch verschlossen. Das einzige Zugeständniß welches gemacht wurde ist die Zulassung eines britischen Residenten am Hofe von Katamandu. Dieser Staatsbeamte und sein Arzt sind die einzigen Europäer welchen der Aufenthalt auf nepalesischem Gebiete gestattet ist, jedoch mit der Verpflichtung niemals einen eng gezogenen Raum, nächst ihrem Bungalow, zu überschreiten. Ueberdies werden sie auf ihren Spaziergängen stets von Wächtern begleitet. Ich frug wie sich Beamte für diesen Posten finden ließen. Man antwortete mir daß das Klima während der, in Indien so mörderischen heißen Jahreszeit, paradiesisch ist; daß der Resident im Winter einen zweimonatlichen Urlaub erhält, endlich daß der Posten äußerst wichtig, daher ausnahmsweise gut dotirt ist und Anspruch auf Beförderung gibt.

Durch seine geographische Beschaffenheit unterscheidet sich Butan wenig von Sikkim und Nepal. Man rühmt den landschaftlichen Reiz des Territoriums. Regiert wird es von dem Deb Raja oder politischen Chef und von dem Darm Raja, dem

religiösen Oberhaupte. Letzterer ist ein eingeborener Gott, was ihn nicht abhält mit seinem irdischen Collegen eine englische Pension zu theilen.*

Darjeeling. — Leider, leider dichter Nebel! Um mich zu trösten sagen mir meine liebenswürdigen Nachbarinnen am Frühstückstische daß der „Schnee“ the snows, nämlich der Kinchinjunga, in dieser Jahreszeit niemals sichtbar ist. Welches Misgeschick! Der Kaukasus, mit Ausnahme einer halben Stunde, während welcher er mich alle Reize seiner ernsten Schönheit bewundern ließ, erwies sich ebenso unhold.

Darjeeling steht am Rande einer großen Schlucht. Gegen Süden verhüllt die Kuppe von Jallapur die Aussicht nach der Gangesebene. Ringsum erheben sich Berge zu den Wolken. Der Kinchinjunga allein nimmt, wenn es ihm beliebt sich zu zeigen, den ganzen nördlichen Horizont ein.

Nach einem Besuch bei dem Commissär-Stellvertreter, Mr. Wace, einsamer Spaziergang in der Nähe der Stadt. Ueberall Wolken! Ueber mir, neben mir, unter mir. Sie kommen und gehen, und, was ich früher nie sah, steigen und sinken nebeneinander in senkrechter Richtung. Zu meinen Füßen öffnet sich die Schlucht, aber eine dichte Luftschicht verhüllt sie. Ein kleiner buddhistischer Tempel der, gerade unter mir, an der Brüstung des Abfalls hängt scheint auf der glatten Wasserfläche eines Sees zu schwimmen. Da steigt plötzlich aus diesem eine weiße Nebelsäule empor, auf ihrem Wege nach oben erst das Heiligthum umfangend, dann mich. Noch höher angelangt, verwandelt sie sich in einen Baldachin. Endlich zerrinnt das Luftgebilde und mit ihm auch der vermeintliche See, und nichts

---

* Anfänglich von 2500, gegenwärtig von 5000 Pfd. St. Diese Summe ist eine Entschädigung für Abtretung von Gebieten in Bengal und Assam.

hindert mich mehr den Blick in die Tiefe zu senken. Andere male dringen Sonnenstrahlen durch das Chaos von Fels und Wolken. Da kommen plötzlich einzelne Bruchstücke der Stadt Darjeeling zum Vorschein. Gärten und Villen und wieder Gärten und zierliche Häuser, erst noch durch dicke Nebelballen verhangen und nun in all ihrer Schönheit in vollem Sonnenglanze sichtbar. Die Stadt, auf der Kuppe eines in die große Kluft vorspringenden Bergrückens erbaut — ich möchte ihn ein Promonterium nennen — kriecht von Terrasse zu Terrasse, und alle diese Terrassen schweben zwischen Himmel und Abgrund. Von den am höchsten Grate stehenden Häusern hinabblickend, sieht man in den Hof meines Hotels. Von letzterm, in fast senkrechter Richtung gleichfalls nach unten, beherrscht man den öffentlichen Platz mit seinen Baumgruppen und dem großen Hindutempel, und, in einiger Entfernung, eine Heilanstalt deren Architektur an Grosvenor-Gardens oder Alexandra-Hotel in London erinnert. Die anliegenden Höhen sind mit Häusern und Cottages, mit kleinern und größern Gärten besäet. Die sie verbindenden trefflich gehaltenen Fahrwege und Reitpfade schlängeln sich den Vorsprüngen und Einschnitten des Berges entlang. Es ist einer der bevorzugten Orte unsers Erdballs, dies Darjeeling! Wohlstand und Behaglichkeit stehen ihm auf der Stirne geschrieben.

In den spätern Nachmittagsstunden füllen sich die Wege mit Reitern und Amazonen, mit Ladies welche in „Dandy“ getragen werden, und selbst mit Fußgängern, denn hier gestattet sich der Anglo-Indier den Gebrauch seiner Beine.

Neben dieser eleganten Welt drängen sich Ghurka, Lepcha und Thibetaner welche alle, mehr oder weniger, den tatarischen oder chinesischen Typus zeigen aber nicht die geringste Stammesähnlichkeit mit den wenigen Hindu welche ihren englischen Herren hierher gefolgt sind. Die Ghurka oder Nepalesen sind ein kräftiger Menschenschlag von mittlerm oder kleinem Wuchse und stark entwickelten Muskeln. Sie kleiden sich wie die Tataren in Peking,

tragen eine aufgestülpte Pelzmütze am Kopfe und einen tüchtigen Stock in der Hand. Ihr Anblick versetzt mich, weit über den Himalaja hinweg, nach Centralasien und an die Chinesische Mauer. Männer von Stand tragen, mit Ausnahme des Zopfes, die chinesische Tracht. Ihre Kasaken sowol wie die Beinkleider scheinen aus den Werkstätten chinesischer Schneider hervorgegangen zu sein. Die Weiber, und man sieht deren in großer Anzahl, gehen unverschleiert aus und machen sich durch ihr freies Benehmen bemerkbar. Die Leute von tatarischer Abkunft sind leicht zu erkennen an der Stumpfnase, dem breiten Gesicht und dem von einem Ohre zum andern reichenden Munde mit Haifischzähnen und fleischigen Wulstlippen. Dies Volk schwätzt mit Stentorstimmen und lacht ohne Unterlaß, was gegen das verdrossene und melancholische Wesen der Hindu angenehm absticht.

Vor einem geräumigen Filzzelte hatte ich die Ehre einer Dame von hohem Stande vorgestellt zu werden. Sie lebt hier mit ihren fünf legitimen Gatten.

Alles in allem war der heutige ein guter und angenehmer Tag. Nur eines hat gefehlt, der Kinchinjunga.

Um 5 Uhr morgens stürzt Mr. Doyle, der Eigenthümer des Hotels, in mein Schlafzimmer und führt mich eiligst auf die Veranda. Es ist noch Nacht, eine bitterkalte Nacht, aber im Norden glänzt eine himmlische Vision. Man stelle sich das sturmgepeitschte Meer vor, mit einer sich bäumenden, alle andern überragenden ungeheuern Woge; und man stelle sich vor dieser Ocean sei in seinem Zorne plötzlich zu Stein, oder besser, ein schneebedecktes mit rosigen Lichtern und violetten Schatten umflossenes Eismeer geworden. Dies Zauberbild nimmt den ganzen nördlichen Himmel ein: es ist der Kinchinjunga.

Um 8 Uhr morgens trete ich einen Ausflug nach den Ufern des Ranjit an. Ich will die äußerste Grenze des Indischen Reichs gegen Thibet sehen und, womöglich, überschreiten. Diese Grenze macht hier der Ranjit, und eine Brücke aus Bambusrohr unterhält die Verbindung zwischen den zwei größten Reichen der Welt. Nun ist aber diese Brücke, wie mir gesagt wird, nur für Landeskinder und Seiltänzer gangbar. Hiervon gedenke ich mich durch den Augenschein zu überzeugen.

Mr. Wace, im Begriff abzureisen und mit Geschäften überladen, ist verhindert mich zu begleiten. Worauf es, wie er sagt, hauptsächlich ankommt, sind gute Träger welche nicht die Gelegenheit benutzen nach dem unabhängigen Gebiete zu entlaufen. Um sich der Treue meiner Kuli zu versichern stellt er mir zwei seiner „Orderlies“ d. h. eingeborene Polizeisoldaten zur Verfügung.

Die zu lösende Aufgabe ist folgende: Man hat auf einem sehr steilen aber gut unterhaltenen Reitpfade in den früher erwähnten 5000 Fuß tiefen Abgrund hinabzusteigen. Dort angekommen, findet sich der Reisende an den Ufern des Grenzflusses Ranjit, wo ihm, wegen der bösen Luft, ein kurzer Aufenthalt angerathen wird. In allen Schluchten des Himalaja herrscht bekanntlich die Malaria. Eine daselbst zugebrachte Nacht kann den Tod nach sich ziehen. Endlich bleibt der gymnastische Theil der Aufgabe zu lösen, nämlich eine Brücke zu überschreiten welche nichts anderes ist als ein von Bambusstäben gebildetes, auf beiden Ufern an Bäumen befestigtes, in der Luft schlotterndes Band.

Der Anblick meines Dandy erfüllt mich mit trüben Ahnungen. Die Träger, acht an der Zahl, lösen sich in kurzen Zwischenräumen ab, die beiden Orderlies und mein portugiesischer Boy vervollständigen die kleine Karavane. Mein getreuer Checco zieht die sybaritischen Genüsse des Hotels vor. Der Tag ist prachtvoll, die Luft frisch und elastisch. Vor uns zeichnet der Kinchinjunga seinen weißen Kamm auf den blauen Morgenhimmel.

Aber bald verschwindet diese Fata Morgana hinter dem nahen Berggelände. Um den Ranjit zu erreichen, der wie bereits gesagt 5000 Fuß tiefer als Darjeeling fließt, haben wir wegen der vielen Krümmungen des Weges elf Meilen zurückzulegen. Der an vielen Stellen äußerst steile Pfad führt uns zunächst an dem erwähnten kleinen Buddhatempel vorüber. Es muß ein Festtag sein, nach den vielen Wimpeln zu schließen welche an der Spitze kleiner Stangen lustig in der Morgenluft flattern. Bald haben wir die letzten englischen Bungalow hinter uns gelassen und, Thee- und Chinabaumpflanzungen durchschreitend, den Urwald erreicht. Zu unsern Füßen erschließt sich ein Labyrinth von Thälern und Schluchten aber dichte oben horizontal abgeschnittene Nebelschichten geben ihnen das Ansehen von ebenso vielen Seen. Zuweilen steigen Wasserdünste in Säulenform aus den untern Bergspalten empor. Geballte Nebelwolken umhüllen uns momentan. Aber der leiseste Lufthauch zerstreut sie. Da thut sich vor mir ein Schauspiel ohnegleichen auf. Ich senke den Blick in die Tiefe, aber ich kann die Schlucht nicht ergründen, dann erhebe ich ihn langsam, von Geschoß zu Geschoß, bis er an den Himmel streift. Allenthalben Wald: dunkel- und saftgrün in unserer Nähe, weiterhin blaugrün, und hellblau auf den Höhen, je nach den Abstufungen des Lichts und der Entfernung. Mit den unabläßlichen Wendungen des Pfades wechselt die Aussicht bei jedem Schritte, bis endlich der Reisende gänzlich verwirrt und unfähig geworden ist sich, ohne Kompaß, zu orientiren. Keine ganz senkrecht abfallenden Felswände, keine natürlichen Mauern, aber sehr steile schiefe Ebenen. Im Rücken weiße Punkte welche sich zu erheben scheinen in dem Maße als wir in die Tiefe hinabsteigen. Diese weißen Punkte sind die Cottages der Pflanzer an welchen wir vorüberkamen. Die Theepflanze ist niedrig und immer schachbretförmig gesetzt; in der Mitte des „Theegartens“ steht das Bungalow. In ihm wohnen, man erkennt es auf den ersten Blick, der Unternehmungsgeist, der Muth, die Ausdauer, die Bequemlichkeitsliebe des Anglosachsen.

Wir kamen auch durch einige Chinabaumpflanzungen. Der Chinabaum, dessen erste Bekanntschaft ich in Java machte, ist etwas steif und pompös. Wir gewahrten einige sehr schöne Exemplare längs dem Pfade. In den höhern Regionen von Eichen, Kastanienbäumen und Magnolien umgeben, in den untern, von der Alsophila gigantea und andern Riesen des Urwaldes, sahen sie wie verlegen aus und als ob sie die etwas zu gemischte Gesellschaft verschmähten.

Mein Dandy ist höchst unbequem; die Kuli marschiren im Schnellschritt; die Stöße des Tragsessels sind mehr als unsanft und die fortwährenden leiblichen Berührungen mit den Trägern nicht angenehm. Auch sitzt man schlecht. Diese Lepcha sehen wie Schwächlinge aus, sind in Lumpen gehüllt, und der Ausdruck ihrer Gesichter gefällt mir nicht. Da lobe ich mir ihre japanesischen Amtsbrüder, die schönen schlanken Männer, mit winzigen Händen und Füßen, nackt mit Ausnahme des Gürtels, aber reinlich und am ganzen Körper tatouirt, und, was das Beste, immer lachend, fröhlich und zuvorkommend. Die Lepcha lachen auch, aber nur untereinander. Dem Europäer gegenüber sind sie mürrisch und frech. Dasselbe kann man von den Leuten, Männern und Frauen sagen welchen wir begegnen, sofern sie Lepcha sind, nicht aber von den gutmüthig und fröhlich aussehenden Ghurka und Thibetanern. Das charakteristische Merkmal der Lepcha sind ihre kolossalen Waden.

Nach zweistündigem raschem Marsche vernehmen wir mit Vergnügen das Rauschen fließenden Wassers. Es ist der „kleine" Ranjit. Am rechten Ufer des „großen" langen wir eine Stunde später an. Dieser klare Waldstrom fließt zwischen bewaldeten Ufern und erinnert mich an die Traun unterhalb Ischl. Auch die Breite dieses Flusses scheint er zu haben. Die berühmte Rohrbrücke ist zerstört. Der durch die letzten Regen angeschwollene Fluß hat sie fortgerissen. Einige Ueberbleibsel hängen noch an den Bäumen. Und dies ist das einzige Verkehrsmittel zwischen Britisch-Indien und China! Keine Posten, keine

menschliche Wohnung, kein Schilderhaus am britischen Ufer, dessen Wacht den Thieren der Wildniß überlassen bleibt.

Auf dem jenseitigen, dem chinesischen Ufer, steht eine Gruppe von Bambushütten, Ranjit Bazar genannt. Die von Thibet kommenden Reisenden, pflegen dort, nachdem sie die Hochpässe überstiegen, ihren Mundvorrath zu erneuern.

Die Hitze in dieser Schlucht schien mir erstickend, die Luft schwer und betäubend. Bekanntlich ist sie Fremden verderblich. Nur die hier ansässigen Eingeborenen athmen sie ohne Nachtheil, vertauschen sie aber, sonderbarerweise, nicht ungestraft mit einem bessern Klima. Die Brücke war, wie bereits erwähnt, zerstört. Ich hätte sie auch nicht passiren können. Aber am jenseitigen Ufer lag ein Kahn. Ich ließ ihn herüberrufen ungeachtet der schüchternen Einwendungen meines goanesischen Dieners. Er war, sagte er, mehrmals mit Engländern in Darjeeling und einmal hier gewesen, aber keinem dieser Gentlemen fiel es bei den Fluß zu überschreiten. Hierbei machte er ein jämmerliches Gesicht und suchte pantomimisch die Procedur des Halsabschneidens auszudrücken: „People not goody", sagte er, „bady, bady." Am Ende gelang es mir ihn zu beschwichtigen. Die Kuli wurden der Wachsamkeit der Orderlies empfohlen; wir, ich und der Goanese, bestiegen den Kahn und, nicht ohne das erhebende Gefühl des Tapfern in mir zu verspüren, befahl ich dem Fährmann abzustoßen.

Die Strömung war stark und günstig, und ein paar Ruderschläge brachten uns hinüber. Hier hieß es über hohes Steingerölle klettern. Wie das ohne Sonnenstich oder Schlaganfall bewerkstelligt wurde ist mir ein Räthsel. Am Landungsplatze stand ein Dutzend Männer in Tatarentracht. Sie maßen uns mit den Augen ohne ein Wort zu verlieren. Einige Weiber liefen herbei um mich zu betrachten. Alles, Männer, Weiber, Kinder, sah elend aus. Ich machte eine Skizze und kehrte dann, nicht unzufrieden mit mir selbst, nach dem Britischen Reiche zurück. Dort wurden meine Kuli gezählt, und siehe, es fehlte kein

theueres Haupt: das Verdienst der beiden Orderlies, wie diese mir durch Zeichen zu verstehen gaben. Nach einem kurzen auf dem Grase eingenommenen Frühstück, wurde der Dandy wieder bestiegen und der Rückweg angetreten. Warum es leugnen? Ich fühlte mich in gehobener Stimmung. Ich hatte den Fuß auf das Gebiet des Raja von Sikkim gesetzt, der ein Lehnsfürst des Kaisers von China und ein College des Dalai Lama ist, und welchem, nach seiner Auffassung, das indo-britische Reich einen jährlichen Tribut entrichtet. Weit entfernt mich Cook oder Dumont d'Urville an die Seite zu stellen, hatte ich doch das Gefühl kein ganz geringes Wagniß bestanden zu haben. Hatte ich nicht riskirt, wie Dr. Hooker und sein Freund, der Commissär, in einen Käfig gesperrt und im Lande spazieren getragen zu werden? Diese schmeichelhaften Betrachtungen verkürzten den Rückweg und ließen mich den fünfstündigen Contact mit meinen keuchenden und schweißtriefenden Lepcha geduldig ertragen.

Es war eben die Zeit der Abendpromenade als ich in Darjeeling ankam. Eine elegante junge Dame, welche ich mich erinnerte irgendwo, in Hyderabad oder Bangalore oder in Bombay in der Welt begegnet zu haben, ließ als sie mich sah ihren Tragsessel halten. Hier muß ich meine Schwäche bekennen. Ohne alle Einleitung, erzählte ich ihr sogleich von meinem Ausfluge. „Ich komme", sagte ich, „vom Ranjit, und ich war am jenseitigen Ufer." Ich erwartete einen Ausruf des Erstaunens. „Nicht wahr", sagte die junge Miß, „das Land ist allerliebst. Ich bin im vorigen Sommer mit meiner Mutter dort gewesen." Ich fiel aus den Wolken. Und Cook und d'Urville, mit denen ich mich verglich! Mögen mir ihre Manen meine Thorheit vergeben! Ich brach das Gespräch sogleich ab, vielleicht etwas zu plötzlich, und schlich mit gesenktem Haupte, mit langem Gesicht und gebrochenen Gliedmaßen, traurig und enttäuscht, nach meinem Gasthofe zurück.

Der Kinchinjunga ist er, wird er sichtbar sein? Jedenfalls bietet er der wenig zahlreichen aber guten Gesellschaft in Mr. Doyle's Hotel einen unerschöpflichen Gegenstand des Gesprächs. Da der Riese einen etwas langen Namen trägt, so wird er kurzweg „Schnee" genannt. Heute, den ganzen Morgen über hat der „Schnee" die Güte sich bewundern zu lassen. Um Mittag bedeckt ihn eine dichte, himmelblaue Luftschichte. Der Koloß ist verschwunden, das Firmament an seine Stelle getreten. Vergebene Mühe ihn zu suchen.

Die „Promenade" ist heute sehr belebt. Nachdem ich sie hinabgeschritten, Government-House und seine Gärten zur Rechten lassend, betrete ich einen einsamen Pfad der zum Kirchhofe führt. Er ist das Ideal eines Camposanto. Die Gräber liegen zerstreut auf einigen Terrassen welche die Schlucht überragen in deren Tiefe mein Blick niemals zu dringen vermocht hat. Die Grabschriften erzählen fast alle dieselbe Geschichte. Eine Mutter beweint ihr Baby welches dem Klima der Ebene erlag; ein junger Civilian, ein junger Offizier, Opfer ihrer Dienstpflicht, hatten die verpestete Luft ihrer Stationen zu lange eingeathmet. Aber ich suche ein Grab und kann es nicht finden. Die Nacht überrascht mich, und ich muß von diesem elegischen Ort scheiden ohne den Zweck meiner frommen Pilgerfahrt erreicht zu haben.

Alexander Csoma de Körös verließ Ungarn, sein Vaterland, in früher Jugend. Unbemittelt, aber von dem Drange des Wissens beseelt, durchzog er zu Fuß Syrien, Persien, Afghanistan und erreichte, auf diesem Europäern damals verschlossenen Wege, die thibetanische Provinz Ladak. Das Studium der Landessprachen war der Zweck des Reisenden. Seine Armuth entkräftete den Argwohn. Drei Jahre brachte er in Lamaserien zu, davon einen ganzen Winter, in Begleitung eines Brahminen, ohne Feuer und ohne Möbel. Einige englische Agenten des

Generalgouverneurs von Indien im Penjab entdeckten den jungen ungarischen Gelehrten und erkannten sogleich seinen Werth. Nicht ohne Mühe bewogen sie ihn eine magere Pension von 50 Rupien, etwa 100 Frs. monatlich, anzunehmen. Viel später erfuhr man daß die Hälfte dieser bescheidenen Summe für seine persönlichen Bedürfnisse hinreichte, und daß er den Rest zum Ankauf kostbarer Manuscripte verwendete, welche er als Eigenthum der indischen Regierung betrachtete. Sein Stolz, seine Selbstverleugnung, seine Verachtung für alle Bequemlichkeiten des Lebens versetzten seine englischen Freunde in Bewunderung und zuweilen in Verzweiflung, wenn es ihnen nicht gelang ihrem Schützlinge eine geringe Aushülfe aufzudringen. In dieser Weise, abgeschieden von der gesitteten Welt, fortwährend mit Entbehrungen aller Art kämpfend, anfangs auf den Umgang seines Brahminen beschränkt, später allein oder mit den Bonzen irgendeiner Lamaserie lebend, verfaßte er sein berühmtes Wörterbuch und eine Grammatik der thibetanischen Sprache. Die indische Regierung ließ diese Werke auf Staatskosten drucken und verlängerte ihm den Genuß seiner Pension. Im Jahre 1834 wurde er von der Asiatic Society in Kalkutta zum Ehrenmitgliede erwählt.

Im Jahre 1842 unternahm er eine neue Reise nach Thibet, diesmal mit der Absicht bis Lhassa vorzudringen. Diese Hauptstadt des Dalai Lama hatte damals, wenn ich nicht irre, mit Ausnahme des Abbé Huc und seines Gefährten, kein Europäer besucht. Aber es war Csoma nicht beschieden seinen Vorsatz auszuführen. Er verließ Kalkutta bei Beginn der heißen Jahreszeit, durchzog, wie man vermuthet, zu Fuß, die Ebene des Ganges und nahm in einer der Schluchten des Himalaja den Keim des Fiebers in sich auf welches ihn, wenige Tage nach seiner Ankunft in Darjeeling, hinwegraffte. Die Regierung ließ ihm auf dem dortigen Kirchhofe ein Grabmal errichten und es, als es in Verfall gerathen war, im vorigen Jahre durch ein neues ersetzen.

Held und Märtyrer der Wissenschaft, trug Csoma de Körös auf seinem Antlitze das göttliche Feuer das ihn verzehrte. Aber dieser mächtig modellirte Kopf saß auf einem kleinen und schwächlichen, meist ärmlich gekleideten Körper. In der gelehrten Welt von Kalkutta überlebt ihn der Ruf seines Namens. Weniger bekannt ist er dem europäischen Publikum, und nicht viele seiner Landsleute dürften wissen daß der Himalaja eine Zierde Ungarns in seinen Falten birgt.*

Die Sonne ist kaum aufgegangen und schon erklimmen die Träger meines Dandy die Höhe von Jallapur. Noch ein letzter Blick zurück und hinauf nach dem „Schnee“ welcher in diesem Augenblick einem weißen am blauen Himmel flatternden Bande gleicht. Bald darauf wird der Bahnhof erreicht. Der Director dieser Linie erbot sich mich im Trolly nach der Station Kurseong zu fahren, wo ich Diener und Gepäck finden werde. Unser Gewicht liefert die bewegende Kraft, und, wenn das leichte Fuhrwerk, besonders an den Krümmungen, durchzugehen droht, weiß mein Führer es zu zähmen. Eine Schnelligkeit von 16 Meilen die Stunde scheint ihm das Richtige. Mit unsäglichem Behagen schlürfen wir die, in diesen frühen Morgenstunden, frische und elastische Luft des Hochgebirges. Vor uns entrollt sich die diesmal in Licht gebadete Ebene. Der Mahananda und der Tista ziehen ihre, jetzt himmelblauen, Streifen über den gelben Vorhang der zu sinken scheint in dem Maße als wir uns den Niederungen nähern.

Unweit der Station finden wir, unser harrend, Mr. Daniell und seinen Partner. Sie führen mich in ihren Theegarten. Die Pflanzung bedeckt die Seiten einer steil abfallenden Schlucht.

* Nach meiner Rückkunft nach Europa sah ich eine in London bei Trübner (1885) erschienene Biographie des Gelehrten.

In der Tiefe gewahrt man das jetzt gänzlich vertrocknete Bett des Balasu. Im Westen, in unmittelbarer Nähe, erheben sich die Bergriesen von Nepal. Von hier zur Grenze werden nur 19 Meilen gezählt.

Ungeachtet eines Verbots welches den Nepalesen den Austritt aus dem Lande untersagt, beziehen die englischen Pflanzer die größte Zahl ihrer Arbeitskräfte aus Nepal. Der Mann erhält hier, in Vergleich mit seinem Vaterlande, dreifachen Lohn. Daher die periodische, sehr bedeutende, Einwanderung von Ghurka in Britisch-Sikkim. Nach der Ernte ziehen diese Leute mit ihren Ersparnissen in die Heimat zurück. Wenn es nur nicht so schwierig wäre die Grenze, ungesehen zu überschreiten! Ungesehen von dem Commandanten einer kleinen Grenzfestung. Glücklicherweise, gibt es in Nepal, wie anderwärts, Mittel sich mit dem Himmel zu verständigen. Der Commandant ist ein gemüthlicher Herr. Er versteht es ein Auge zuzudrücken, aber er ist nicht blind und hat gesehen daß seine Nachbarn, die Engländer, von ihrem Boden großen Vortheil ziehen. Er hat also auch einen kleinen Theegarten gepflanzt, und die heimkehrenden Ghurka verschmähen es nicht ihm während einiger Tage Frondienste zu leisten, worauf er sie in Frieden weiter ziehen läßt.

Mr. Daniell erklärte mir die, sehr einfache und praktische Methode welche sowol bei der Ernte als bei der Bereitung und Verpackung der Blätter beobachtet wird.

Der Theebau hat in Britisch-Sikkim einen bedeutenden Aufschwung genommen. Aber für den Absatz fehlt der Markt. Bisher stößt die Ausfuhr nach Thibet, wegen des Widerstandes der Lama und der obersten Behörde in Lhassa, auf unüberwindliche Hindernisse. Der thibetanische oder vielmehr chinesische Thee ist von minderer Gattung und theuerer als der von den Engländern in Sikkim gebaute. Die englische Regierung hat, zu wiederholten malen auf diplomatischem Wege, versucht die von den Lama bereiteten Schwierigkeiten zu heben. Aber bisher blieben die Verhandlungen mit dem Tsungli-Yamen in Peking ohne Erfolg.

Ueberhaupt ist Europäern der Zutritt nach Thibet aus Sikkim auf das strengste untersagt. Einige Abenteurer haben zwar versucht in das geheimnißvolle Land zu dringen, aber der „Botschafter" des Raja in Darjeeling ermangelte niemals dem Befehlshaber des äußersten chinesischen Postens in den Engpässen bei guter Zeit einen nützlichen Wink zu ertheilen. Der Offizier empfing die Reisenden auf das verbindlichste und drückte ihnen sein Leidwesen darüber aus daß ihm seine Instructionen nicht gestatteten weiße Barbaren über die Grenze zu lassen. Als Beweis zeigte er ihnen einen Maueranschlag welcher ihn, im Uebertretungsfalle, mit dem Verluste seines Kopfes bedroht. Eine artige Weise den Reisenden das Schicksal anzudeuten welches sie ereilen würde, wenn es ihnen beifiele die Grenze zu überschreiten. Es blieb ihnen also nichts übrig als umzukehren, und der Weg nach Lhassa ist und bleibt den Europäern verschlossen.

Auf den westlichen Grenzen herrscht einiger Verkehr, namentlich zwischen der Provinz Ladak und dem Penjab, durch das dazwischenliegende Kaschmir. Aber dieser Handel wird durch Karavanen von Asiaten unterhalten und nicht durch Europäer für welche ein Versuch einzudringen auch dort mit ernstlichen Gefahren verbunden wäre, im besten Falle mit der Unannehmlichkeit unverrichteter Dinge umzukehren.

Wir haben die prachtvollen Kastanienwälder welche die Anhöhen nächst Darjeeling beschatten hinter uns gelassen. In dem Maße als der Tramway herabsteigt, ersetzt die immer zunehmende Hitze die frische elastische Gebirgsluft. Gegen Abend, nach einer raschen Fahrt durch einen Salwald, läuft der Zug im Bahnhofe von Siluri ein. Hier ist die Grenze zwischen Britisch-Sikkim und Bengalen.

Am nächsten Morgen wird der Ganges überschifft. Dieser Strom ist wirklich majestätisch. Er wälzt zwar seine gelben

Fluten durch eine einförmige, unabsehbare Ebene. Dennoch geräth jedermann, bei seinem Anblick, in Entzücken. Warum? Weil man nicht nur mit dem physischen, sondern auch mit dem geistigen Auge sieht, und weil die Gedanken und Erinnerungen welche der Anblick eines Gegenstandes in uns wach ruft den Werth des letztern vermindern oder erhöhen.

Die von uns berührten Ortschaften sind Gruppen von Hütten auf kleinen isolirten Maulwurfshügeln inmitten der Ebene. Alle Häuser tragen die indische Kapuze. Es ist dasselbe Motiv welches mir über den Fenstern der Paläste in Rajputana zum ersten mal auffiel und ein wesentliches Element des hinduischen Baustils bildet. Der Palast hat es der Hütte entlehnt.*

Um Mittag Rückkehr nach Kalkutta.

---

* Vgl. S. 51.

VIII.

Bengalen.

Vom 28. März zum 9. April.

Kalkutta. — Die todte Jahreszeit. — Die Bildsäulen der großen Männer. — Pondichery. — Ceylon. — Abreise nach Australien. — Politische Uebersicht.

Kalkutta. — Die früher als gewöhnlich eingetretene Hitze hat den Beginn der todten Jahreszeit beschleunigt. Mayfair und Belgravia haben ihre Fenstervorhänge herabgelassen. Man ist oder scheint in Goodwood zu sein. Man schämt sich die Gassen zu betreten, gleichsam in flagranti gegen die Gesetze der Mode ertappt zu werden. Darum fühlt ein jeder das Bedürfniß seine Anwesenheit zu entschuldigen indem er betheuert auf der Durchreise begriffen zu sein.

In dieser Verfassung befindet sich dermalen Kalkutta. Die Stadt der Paläste schlummert, sie hält ihre Siesta. Government-House ist geschlossen, der Vicekönig nach Simla abgezogen, und mit ihm sein Hofstaat, sein „Stab", die Chefs und Unterchefs der verschiedenen Departements. Wer nicht der Centralregierung angehört, und dem daher die Ehren und Annehmlichkeiten von Simla versagt sind, geht nach Darjeeling. Dort ist das Rendezvous des Lieutenant-Governors und der officiellen Welt der Präsidentschaft von Bengalen. Bereits leert sich Kalkutta. Nur die Gerichtshöfe — infallibil giustizia — sitzen noch. Daher ist auch mein Gastfreund ein Mann des Gesetzes.

Justice Cunningham vom Obersten Gerichtshof hat die Güte mich bei sich zu beherbergen und mit einigen noch anwesenden Notabilitäten bekannt zu machen, darunter der Statthalter der Präsidentschaft von Bengalen Mr. Rivers Thomson; der Befehlshaber der Division, General Wilkinson; Mr. Tawnay, Präsident der Universität von Kalkutta und einer der größten lebenden Kenner des Sanskrit; der katholische Erzbischof Msgre. Goëtlan, der Chief Justice Sir Richard Garth u. a. Hier, wie in unsern Hauptstädten, bringt die todte Jahreszeit zuweilen angenehme Ueberraschungen. Man begegnet sich in kleinem Kreise. Interessante Personen an welchen man, während Monaten, in der eleganten Menge mit einem Händedruck und dem Austausch einiger banaler Phrasen vorüberging hat man jetzt Gelegenheit und Muße kennen zu lernen. Für mich waren dies allerdings ganz neue Bekanntschaften, und ich verdankte diese Begegnungen dem Zufall und der Liebenswürdigkeit meines Amphitryon. Im übrigen, abgesehen von einigen Wagen welche noch abends am Maidan auf- und niederfuhren, schien die Stadt in Schlaf versunken.

Jedoch, wach oder schlafend, macht Kalkutta, von Howrah am rechten Ufer des Hugly gesehen, den Eindruck der Pracht, ich möchte sagen einer sich unbewußten, ruhigen Pracht. Ebenso wenn man das Innere betritt. Die Häuser der Functionäre und der hohen Finanz sind übrigens nicht alle palastartig, sie erinnern eher an italienische Villen, um so mehr da es nicht an Bäumen und Gärten fehlt.

Government-House sah ich nur von außen. Es ist ein weitläufiger Prachtbau im sogenannten classischen Stile, so alt wie das Jahrhundert, und trägt auch das Gepräge des Geschmackes jener Zeit. Der künstlerische Werth mag verschieden beurtheilt werden, aber niemand wird bestreiten daß der Hindu, welcher an dem imposanten Palaste vorübergeht, sich sagt: der Bewohner dieses Hauses muß ein sehr großer Herr, a very big swell, sein. In dieser Beziehung hat der Künstler jedenfalls seine Auf-

gabe gut gelöst. Ich sah noch andere monumentale Bauten: das Rathhaus, die Paläste des Rathes von Bengalen und der Justiz und einige andere.

Mir gefallen die Esplanade und die „Gärten", der Maidan mit der aus Birmanien gebrachten Pagode, und ganz besonders die auf der Promenade errichteten Denkmale der anglo-indischen Größen. Wenn ich unter der Statue des großen Lord Lawrence vorüberfahre erkenne ich in dem schönen, leicht geneigten Kopfe von Erz die sympathischen und beweglichen Züge seiner Tochter, der Gemahlin meines Gastfreundes Mr. Cunningham. Es ist eine schöne Sitte das Andenken großer Mitbürger in Erz und Marmor zu verewigen, vorausgesetzt daß der Parteigeist der Wahl des zu Ehrenden ferne bleibt; denn man soll diese Auszeichnung nur jenen zuerkennen lassen welche sie verdienen. Und dies ist hier der Fall. Der öffentliche Spaziergang, Government-House, Town-Hall, die Kathedrale von St.-Paul sind reich an Denkmalen, Bildsäulen und Inscriptionen welche die Gründer und Pfleger des indo-britischen Reiches verherrlichen: Warren Hastings* — die Zeit hat die Wolken zerstreut welche ihre Schatten auf diese große Gestalt geworfen hatten — Cornwallis, Wellesley, Marquis Hastings, Bentinck, Auckland, Hardinge, Canning, Ellenborough, Elgin, die Brüder Lawrence und so viele andere. Der Cultus seiner großen Männer kennzeichnet und ehrt den Anglo-Indier und verleiht der Hauptstadt Indiens ihr eigenthümliches Gepräge: feierlich, imposant, prachtvoll und, dabei, entschieden bureaukratisch.

Kalkutta war, noch vor nicht langer Zeit, wegen seines mörderischen Klimas verrufen. Heute, dank der Austrocknung der nahen Sümpfe und dem Ueberflusse an gutem Trinkwasser, gleichfalls eine Eroberung der neuesten Zeit, gilt es für die gesündeste Stadt der Welt. Darum entflieht aber doch wer

---

* Seine Statue trägt die Jahreszahl 1831.

immer nur kann während der heißen Monate, und in diesem Augenblicke wüthet die Cholera in den von Eingeborenen bewohnten Stadttheilen.

Der „Tibre“, von den Messageries Maritimes, ein guter alter Bekannter, ist überfüllt. Eine volle Ladung eleganter Griechinnen aus dem hiesigen hohen Handelsstande und, als Gegensatz, mehrere Barmherzige Schwestern. Letztere sind Französinnen und kehren von einem Kirchenfeste in Chandernagor nach ihrem Kloster in Pondichery zurück. Erstere suchen irdische Freuden und eine kühlere Atmosphäre in London und Paris.

Es herrscht vollkommene Windstille. So weit wäre der Himmel günstig. Aber wir sitzen die ganze Nacht im Hugly fest. Erst mit der Flut werden wir wieder flott. Die Miasmen des Flusses und Mosquitoschwärme machen den Aufenthalt nicht angenehm. Glücklicherweise holte sich aber niemand das Fieber. In Madras machen, eben jetzt, die Blattern große Verheerungen, weshalb dort nicht angelegt wurde.

Mit Vergnügen sehe ich Pondichery zum zweiten male. Das Land und die Stadt, vom Meere betrachtet, erinnern an Madras. Nur trägt Pondichery einen französischen Anstrich. Eigentlich sieht man, vom Schiffe aus, nichts als die Kathedrale und den Palast des Gouverneurs, und, als Hintergrund, einen grünen Vorhang von Cocospalmen. Geht man an das Land, so erfreut sich das Auge an der Reinlichkeit der Gassen. Die Stadt ist klein, und wir verlassen sie alsogleich in einem Pousse-pousse, einem mit zwei Rädern versehenen Sessel, welchen drei Kuli vor sich herstoßen. So fahren wir, im raschen Trabe, unter schattigen Alleen, zwischen frischgrünen Reisfeldern, hier und da mit Gruppen von Cocospalmen besäet. Ihre vom Wind leicht bewegten Fächer versprechen Kühlung, aber die Luft bleibt darum doch erstickend heiß. Auch hier, wie in Madras, unter

den Laubgewölben der Avenuen, ein Gewimmel von weißen, rosenfarbigen, schwarzbraunen, letzteres heißt, mit Ausnahme des Gürtels, nackten Gestalten. Man sieht auch viele Weiber. Alles geht langsam und scheint in eifriges Gespräch vertieft; aber niemand hat Eile. Es sind geborene Spaziergänger.

Der kleine Tempel von Ventnore verdient seinen Ruf. Auf dem Rückwege wird das berühmte „Goldene Haus" besucht. Einst der Palast eines am Hofe von Versailles in Gunst stehenden Rajas, ist es jetzt von armen Leuten bewohnt. Der Hof, im italienischen Renaissancestil des Goldenen Zeitalters, ist im kleinen der Cortile des Palastes Massimo alle Colonne in Rom. In den Gemächern schönes indisches Holzschnitzwerk, im Treppenhause prachtvolle Eisengeländer, ein Meisterstück französischer Schlosserarbeit. Im Schlafzimmer ein reich verziertes gleichfalls aus Frankreich stammendes Bett, welches aber besser in einer gewissen Kammer von Pompeji aufbewahrt würde.

Die heißesten Stunden des Tages brachte ich bei dem Gouverneur zu. Mr. Drouet sowie seine Secretäre sind von der Insel Reunion gebürtig, und die Luft, die man in dem Hause athmet ist eine französisch-creolische.

Endlich ankert der Tibre vor Colombo wo ich, diesmal, das Vergnügen habe den Gouverneur von Ceylon, Sir Arthur Gordon, zu finden.

Hierauf vier Ruhetage zu Colpetti, in einem Landhause des österreichischen Viceconsuls Herrn Schultze. Rechts und links, soweit das Auge reicht, niedere Felsterrassen, mit Cocospalmen bewaldet und unabläßig von einem Ocean gepeitscht der von hier bis zum Eismeer kein Land mehr bespült. Ach brächte dies Eis uns einige Kühlung! Ich habe nie eine drückendere Hitze empfunden.

Hier endigen meine indischen Reisen. Das Buch der Tausendundeine Nacht ist geschlossen. Aber die Erinnerungen werden bleiben.

Niemand wird von mir eine erschöpfende Darstellung der indischen Zustände erwarten. Eine solche Leistung, selbst wenn sie meine Kräfte nicht überstiege, würde mich jenseits der Grenzen führen welche ich mir zog. Denn, wie bereits bemerkt, verzeichne ich in diesen Blättern nur die von mir selbst, an Ort und Stelle, gemachten Wahrnehmungen. Gewiß, ich trat diese Reise nicht ganz unvorbereitet an. Indien, welches so lebhaft zur Phantasie spricht, übte von jeher auf mich einen unwiderstehlichen Reiz. Während einer langen, amtlichen Thätigkeit, im Drange der Geschäfte, und zuweilen unter schwierigen Umständen, verlor ich dies Land der Wunder nie ganz aus den Augen. Wenn Muße vorhanden war, nahm ich immer wieder mit Vergnügen meine indischen Studien auf. Und nicht nur aus Büchern wurde geschöpft sondern auch aus den mündlichen Mittheilungen anglo-indischer Beamter, Militärs, Missionare mit welchen mich der Zufall in Berührung brachte. Aber darum fühle ich mich doch nicht zu einem selbständigen Urtheil berechtigt. Ich beschränke mich daher auf eine Zusammenstellung der oft weit auseinanderlaufenden Ansichten welche die officielle Welt in Indien heute in zwei Heereslager theilt, sowie der mir von andern vertrauenswerthen Personen gemachten Mittheilungen. Am Schlusse werde ich mir sodann einige, mir angehörige, Betrachtungen erlauben.

Zwei Fragen bewegen in diesem Augenblicke die anglo-indische Welt: Afghanistan und alles was sich daran knüpft, und die im Innern, je nach den verschiedenen Anschauungen, vorzunehmenden oder zu verhindernden Reformen. Da in Betreff auf Afghanistan die endgültigen Beschlüsse in London und nicht in Kalkutta oder Simla gefaßt werden müssen, behalte ich mir die Erörterung dieses Gegenstandes für den letzten Abschnitt dieses Buches vor, in welchem ich die allgemeine Reichspolitik Englands zu besprechen gedenke.

Die Entwickelung der Autonomie der Gemeinden (local self government), der öffentliche Unterricht, die Zulassung von in

den Staatsschulen erzogenen Indiern zu einer größern Anzahl von Stellen im Staatsdienste und zu höhern Aemtern, die einheimische Presse und eine äußerst wichtige Neuerung in der Criminalgesetzgebung stehen heute auf der Tagesordnung.

Hinsichtlich der Gemeindeautonomie besagt die hierauf bezügliche Entschließung des Vicekönigs und seines Rathes ausdrücklich daß sie die politische Erziehung des Volkes zum Gegenstand habe. Nun bestand bereits vormals in vielen Landgemeinden ein aus den Familienvätern oder Notabeln des Dorfes gebildeter Rath. Aber dies einheimische Institut verfiel allmählich oder wurde von der Ostindischen Compagnie gesetzlich beseitigt. Die von Lord Ripon beabsichtigten Einrichtungen sind mehr und anderes als die ehemaligen Dorfgemeinden waren. Wie mir allseitig versichert wird, ist das Princip der Wahl dem Hindu unbekannt. Jedenfalls widerstrebt er auf das entschiedenste der Wahl durch seinesgleichen. Wenn schon eine Wahl stattfinden muß, will er von seinen Vorgesetzten gewählt werden, und seine Vorgesetzten sind die Mitglieder der englischen Bureaukratie, für ihn persönlich, der Beamte seines Districts, der „Magistrate“. In den Nordwestlichen Provinzen war der Widerstand so heftig und so hartnäckig daß Lord Ripon sich dazu herbeilassen mußte, im Widerspruche mit seinem neuen Gesetze, den Gouverneur dieser Provinzen mit der Zusammensetzung der Municipalitäten zu beauftragen. Man sieht — und ich könnte noch viele andere Beweise anführen — mit welchen Schwierigkeiten bei jedem Schritte auf dieser Bahn der Neuerungen man zu kämpfen hat, und wie wenig es, im Laufe eines Jahrhunderts, gelungen ist die hinduische Denkungsart den anglo-sächsischen Anschauungen näher zu führen.

Kurz nach Dämpfung der großen Rebellion von 1857 eröffnete eine Proclamation der Königin, in einem beschränkten Maße, ihren eingeborenen Unterthanen den Eintritt in den Staatsdienst, und es wurde seither eine bedeutende Anzahl von Hindu und Mohammedanern in kleinen Aemtern, besonders im

Justizsache, angestellt. Man sagt daß unter ihnen begabte und unterrichtete Individuen nicht gänzlich fehlen, und daß man zuweilen selbst auf ausgezeichnete Männer stößt welche sich die Anschauungen des Occidents bis zu einem gewissen Grade angeeignet haben. Aber sie bilden seltene Ausnahmen. Nunmehr wird beabsichtigt die Eingeborenen in größerer Zahl und zu höhern Aemtern zuzulassen. Diese Neuerung wird von den jungen „Literaten", besonders von den Babu in Bengalen und von der indischen Tagespresse mit Ungestüm verlangt, und zwar als ein Recht mit Berufung auf das Princip der Gleichheit der Rassen.

Im Grunde aber überwiegt die Unterrichtsfrage alle übrigen. Bereits im Jahre 1823 lenkte Mountstuart Elphinstone, damals Gouverneur von Bombay, die Aufmerksamkeit der Centralregierung auf die Nothwendigkeit für den höhern Unterricht der Eingeborenen Fürsorge zu treffen. Ein entscheidender Schritt in dieser Richtung wurde aber erst im Jahre 1835 in Kalkutta gethan durch die Einsetzung einer Commission mit der Aufgabe einen Studienplan zu entwerfen. Den Vorsitz führte der berühmte Geschichtschreiber Mr., nachmals Lord, Macaulay. Es handelte sich hauptsächlich um Errichtung von einheimischen Collegien und Universitäten. Sogleich bildeten sich im Schose dieser Versammlung zwei, numerisch gleiche, sich schroff gegenüberstehende Fractionen, die „orientalistische" und die „englische". Die „Orientalisten" beantragten, außer einem Lehrcurse der orientalischen Litteratur, den Unterricht im Hindustani, dem Arabischen und Persischen; die „Engländer" einen Lehrcurs der englischen Sprache und Literatur. Ein höchst merkwürdiger Bericht des Präsidenten der Commission bestimmte den Generalgouverneur Lord Bentinck sich zu Gunsten der Vorschläge der englischen Fraction zu entscheiden. In diesem Schriftstücke, sagt Macaulay: „Wie sollten wir gestatten daß, auf Staatsunkosten, chirurgische Doctrinen gelehrt würden, welche einem englischen Huffschmied die Schamröthe in das Gesicht treiben, oder ein

aſtronomiſches Syſtem worüber engliſche Schulmädchen lachen würden, oder die Geſchichte von Königen welche, 30 Fuß hoch waren und während 30000 Jahren regierten, und zu deren Zeit es Seen gab in welchen Honig und Buttermilch floſſen?“ Wenn mein junger mohammedaniſcher Freund in Bombay in dieſer Commiſſion geſeſſen wäre, hätte er dem berühmten Präſidenten wahrſcheinlich geantwortet: „Was Sie ſo lächerlich finden iſt nur ein Symbol welches ausdrücken ſoll daß es große Könige gab, während deren langer Regierung Wohlſtand und Ueberfluß im Lande herrſchten. Ihre Spöttereien beweiſen nur Ihre Unkenntniß des Geiſtes der orientaliſchen Nationen, welche Sie ebenſo wenig verſtehen als wir Ihre claſſiſchen Autoren verſtehen werden, welche man uns in den künftigen Collegien lehren ſoll.“*

Dieſelben Principien kamen, in der Folge, in allen öffentlichen Lehranſtalten des Reiches zur Anwendung.

In Indien theilt ſich die europäiſche Geſellſchaft in zwei Heerlager: das conſervative und das liberale. Die Conſervativen wollen die heutigen Zuſtände wahren. Viele unter ihnen zögen wol Indien vor, wie es vor fünfzig Jahren geweſen iſt. Aber ſie begreifen daß die großen Umgeſtaltungen welche ſich ſeither, beſonders ſeit der Rebellion 1857, vollzogen haben nicht ungeſchehen gemacht werden können. Sie ſind auch zu einſichtsvoll um ſich zu ſchmeicheln daß es möglich ſei zu den Zuſtänden der Vergangenheit zurückzukehren. Sie unterwerfen ſich alſo dem Unvermeidlichen, ſie laſſen den Statusquo zu. Aber jeden Schritt vorwärts auf der, ihrer Ueberzeugung nach, ſchiefen Ebene betrachten ſie als einen Schritt der zum Untergange der britiſchen Herrſchaft und zugleich zum Ruin Indiens führen muß. „Dies Reich“, ſagen ſie, „beruht auf dem Princip der Eroberung. Eroberte Länder können nur durch eine unbeſchränkte

* Bacon und Shakſpeare befinden ſich unter den engliſchen Autoren deren Studium Macaulay den Schülern der einheimiſchen Collegien empfahl (!).



Gewalt regiert werden. Zu jeder Zeit übten wir hier ein absolutes Regiment. Unsere Regierung stützte sich, einerseits, auf die Armee und, andererseits, auf die mehr oder weniger warme, mehr oder weniger kühle aber, mit gewissen Ausnahmen, allgemeine Zustimmung der Völker. Dies war die Ansicht unserer größten Staatsmänner, selbst solcher welche zu liberalen Anschauungen hinneigten. Sie begriffen daß die Lehrsätze ihrer Schule auf Indien keine Anwendung finden. Als Beweis kann dienen daß viele hier mit sehr vorgerückten Ansichten ankommende junge Männer, welche sich dem indischen Staatsdienst widmen, nach wenigen Jahren, durch den Augenschein belehrt, ihre mitgebrachten Doctrinen abstreifen und Conservative werden. Die (oben citirte) Entschließung Lord Ripon's ist ein Ereigniß von ungeheuerer Tragweite, denn, wenn verwirklicht, muß die ganze Lage sich gründlich umgestalten. Sie hat keinen Sinn oder diesen: die Regierung faßt den Augenblick in das Auge wo sie Indien sich selbst überlassen muß. Dies wird geschehen wenn, dank der Erziehung welche wir ihnen geben, die Indier im Stande sein werden sich selbst zu regieren. Inzwischen und zu diesem Behufe, müssen sie, mittels des Unterrichts in den Collegien und mittels repräsentativer Verfassungen in den Gemeinden, für das öffentliche Leben erzogen werden. So wird die Politik Lord Ripon's von der einheimischen Presse aufgefaßt. Diese Worte, an so hoher Stelle gesprochen, verwirren das öffentliche Urtheil, erregen unter den Literaten überspannte und gefährliche Hoffnungen und untergraben das Ansehen der Regierungsorgane im Schoße der Bevölkerung.

„Ihr wollt den Gemeinden die Leitung ihrer Angelegenheiten übergeben. Bisher waren hiermit die Districtsbeamten beauftragt, deren Verdienst um dies Land von niemandem bestritten wird. Künftighin werden sie durch unwissende Bauern, welche sich nur mit ihren eigenen Interessen befassen werden, oder durch einheimische Journalisten und Advocaten ersetzt werden.

Den englischen Functionären wird ein nutzloses Recht der Beaufsichtigung gelassen werden.

„Unser Criminalgesetzbuch erfuhr im Laufe der Zeit mehrere wesentliche Umänderungen, aber Ein Princip wurde immer aufrecht erhalten, nämlich der Grundsatz daß die peinliche Gerichtsbarkeit in Beziehung auf europäisch-britische Unterthanen nur von britischen Richtern, welche Europäer sind, geübt werden dürfe. In dieser Bestimmung lag für die auf dem Lande ansässigen Weißen der einzige wirksame Schutz gegen den landesüblichen Meineid und falsche Zeugenschaft. Aber dies Lebensprincip unserer Gesetzgebung soll nunmehr beseitigt werden. Darauf hin zielt die berüchtigte Ilbert-Bill, und daher der Schrei der Entrüstung welcher von einem Ende Indiens zum andern ertönt.*

„In Hinsicht auf den öffentlichen Unterricht geben wir zu daß sich unter den Professoren tüchtige Gelehrte befinden, aber der Unterricht welchen wir den Eingeborenen ertheilen ist oberflächlich, das System verwerflich, das Ergebniß beklagenswerth."

Dies sehr ungünstige Zeugniß wurde mir von vielen Seiten bestätigt. „Die Eingeborenen", sagte man mir, „verlieren in unsern Collegien alle Begriffe von Moral. Wir nehmen ihnen ihre religiösen Ueberzeugungen ohne irgendeinen Ersatz zu bieten. Wir berauben sie der Fähigkeit zu glauben. Wir bekehren sie zu Nihilisten, zu Malcontenten und zu Feinden Englands."

Alle katholischen Priester und die meisten protestantischen Missionare, welche ich sah, sprachen sich in diesem Sinne aus.

„Ihr seid", sagen die Conservativen zu den Liberalen, „Utopisten. Ihr wollt ein neues Indien schaffen. Ihr wollt das Bestehende zerstören und jagt leeren Phantasiebildern nach.

---

* In einer denkwürdigen Rede welche Lord Lytton, Lord Ripon's unmittelbarer Vorgänger, im April 1883 im Oberhause hielt, faßte dieser conservative Staatsmann die Beschwerden zusammen zu welchen die beabsichtigten Neuerungen, auf dem Gebiete der Verwaltung sowie der Criminalprocedur, Anlaß geben.

Ihr wollt eine indische Nation schaffen. Aber es hat nie eine solche gegeben. Um diesen Zweck zu erreichen müßtet ihr vorerst die Verschiedenheit der Abstammung, der Sprache, der Religion, der Kasten hinwegräumen können, ihr müßtet die Schranken niederreißen welche die Zeit, während einer langen Reihe von Jahrhunderten, errichtet hat. Ihr sucht und wollt das Unmögliche."

Hierauf erwidern die Liberalen: „Ihr seid Egoisten. Wir sind hier die privilegirte Nation. Ihr wollt diese Stellung wahren. Ihr zittert für euere Aemter und Gehalte. Ihr wollt ein System aufrecht erhalten welches den nachgeborenen Söhnen der Aristokratie und der Gentry und einigen wenigen jungen Leuten aus andern Ständen, welche gewisse Prüfungen bestanden haben, ein reichliches Auskommen sichert. Ihr wollt nicht zugeben daß Indien geschaffen wurde für die Kinder seines Bodens und nicht um von Fremdlingen ausgebeutet zu werden.

„Unserer Ansicht nach ist England, welches über einen bedeutenden Theil des menschlichen Geschlechtes herrscht, nicht nur für das materielle Wohlsein sondern auch für den moralischen und geistigen Zustand der von ihm regierten Völker verantwortlich. Ihr Los nach allen Richtungen zu bessern ist Englands Pflicht und Beruf. Hierzulande liegt ihm ob: den Eingeborenen zu erziehen, ihn an die Selbstregierung, vorerst in der Gemeinde, zu gewöhnen, ihn als Richter in die Gerichtshallen einzuführen, ihn allmählich für die Uebernahme höherer Aemter vorzubereiten und ihm dergestalt, für die Zukunft, einen wesentlichen Antheil an der Regierung seines Landes zu sichern. Gewiß, dieser Weg führt, möglicherweise, zur Emancipation, d. h. zum Ende der englischen Herrschaft in Indien. Aber diese Rücksicht darf uns nicht beirren in der Lösung unserer Aufgabe. Auch liegt diese letzte Phase in weiter Ferne. Aber selbst wenn dies nicht der Fall wäre, könnten wir nicht auf halbem Wege stehen bleiben. Wir können die vor einem halben Jahrhundert betretenen, anfangs langsam und mit schwankenden, seit dreißig

Jahren, mit festen Schritten stetig verfolgten Pfade nicht verlassen.“ Hierin sind alle Liberalen einig. Die Gemäßigten wollen daß man in dieser Richtung nicht allzu rasch sondern vorsichtig vorwärts schreite, die Heißsporne empfehlen den Dublirschritt. „Ja“, sagen letztere, „wir wollen eine Nation schaffen, dieselbe Nation vom Cap Comorin bis zum Fuße des Himalaja. Die Kasten sind ein Hinderniß, aber dies Hinderniß wird verschwinden infolge der Aufklärung welche wir, durch unsern Unterricht, verbreiten. Die ersten Erfolge sind bereits sichtbar in unsern Collegien. Also, man schwäche die Bande welche die Kasten umschließen (die Radicalsten verlangen kurzweg Abschaffung der Kasten); man beseitige die Unterschiede zwischen den verschiedenen Sekten, mit einem Worte, man zerbreche und verwandle in Atome diese alte, buntscheckige, der Neuerung feindliche, in Kasten, Klassen und Sekten getheilte Gesellschaft. Und nachdem wir sie in Atome verwandelt haben, wollen wir sie zu einer Nation zusammenschmelzen.

„Dies setzt aber voraus daß der eingeborene «Literat» für den höhern Staatsdienst herangezogen und der Bauer, in der Schule der autonomen Gemeinde, zur politischen Reife gebracht werde.“

Dies wäre, in kurzem, das liberale Programm. Hören wir nunmehr einige Stimmen welchen ich das Recht zugestehen muß sich vernehmen zu lassen.

Ein in den Verwaltungsgeschäften bewanderter anglo-indischer hoher Staatsdiener sagte mir:

„Ich bekenne mich zur Politik Lord Ripon's; besonders soweit es sich um die brennende Tagesfrage der localen Selbstregierung handelt. Seit fünfzig Jahren erziehen wir die Eingeborenen. Zwei Generationen sind durch unsere Schulen gegangen. Wir haben Universitäten und Collegien errichtet für den höhern Unterricht. Dennoch befindet sich die Verwaltung der Länder, von der Dorfgemeinde aufwärts zu den höchsten Stellen, in den Händen der herrschenden Klasse, d. h. Fremder. Ist

dieser Zustand auf die Länge haltbar? Ich bezweifle es. Oder vielmehr ich behaupte, es ist dies moralisch, logisch, sogar physisch unmöglich. War es gut gethan diesen Erziehungsplan anzunehmen? Ich weiß es nicht. Uebrigens handelt es sich heute nicht mehr hierum. Die Ergebnisse dieses Systems sind eine Thatsache mit welcher wir rechnen müssen. Wir können nicht zu unserm Ausgangspunkte zurückkehren. Wir können die Ideen nicht vernichten zu welchen wir seit einem halben Jahrhundert die Saat gelegt haben. Es bleibt also nichts übrig als auf demselben Wege zu verharren. Mit welchem Erfolge? Wer weiß es? Daß hiermit wirkliche Gefahr verbunden ist bin ich weit entfernt zu bestreiten. Wir können sie aber nur beschwören, oder wenigstens vermindern, indem wir versuchen eine allzu rasche Entwickelung der in den höhern Klassen keimenden Gedanken, Wünsche und Bestrebungen möglichst hintanzuhalten. Das einzige Mittel um diesen Zweck zu erreichen sind gewisse Concessionen welche sie für einige Zeit befriedigen, und, wenn Neues verlangt wird, neue Zugeständnisse. Der von den Literaten* durch die einheimische Presse auf uns ausgeübte Druck ist unwiderstehlich. Man muß also nachgeben, aber allmählich, Schritt für Schritt. Zuerst überlasse man diesen jungen Leuten die Verwaltung, die Polizei und die richterliche Gewalt in den Districten, später in den Divisionen. Gewiß — dies als Antwort auf eine meiner Bemerkungen — gewiß, auf diesem Wege wird man vielleicht am Ende bei der Emancipation ankommen. Jedenfalls stehen uns harte Zeiten und große Umformungen bevor. Aber ich sehe kein Mittel dies zu verhüten. Wir sind entwaffnet. Wir können, vielleicht, während einiger Zeit, die Fortschritte des Uebels aufhalten — wenn was geschieht vom Uebel ist (hier erkennt man den Radicalen) — aber wir haben nicht die geringste Aussicht es zu beseitigen. Mittlerweile finden wir

---

* Das heißt die auf den Universitäten und Staatscollegien gebildeten jungen Indier, Hindu sowol als Mohammedaner.

aufrichtige Bundesgenoſſen in einem große Theile der Bevölkerungen, unter allen Kaſten und in den verſchiedenſten Theilen des Landes. Man hält an der pax britannica, und nichts erſchreckt den beſonnenen und ruhigen Theil des Publikums mehr als der Gedanke daß wir Indien aufgeben könnten.“

Dies iſt die Anſicht eines einſichtsvollen hochgeſtellten Mannes der liberalen Schule. Ueber die von ihm empfohlene Politik werde ich mir nur Eine Bemerkung erlauben. Ich weiß aus langer Erfahrung daß wer den von ihm empfohlenen Weg der Zugeſtändniſſe betritt, ſicher ſein kann in den Graben zu fallen den er vermeiden will, daß er aber nicht ſicher iſt daß es ihm gelingen werde den Sturz zu verzögern.

Aber ſind dieſe jungen Literaten wirklich ſo unwiderſtehliche Weſen? Hören wir hierüber einen andern Zeugen, gleichfalls der liberalen Richtung angehörig, aber deſſen Urtheil für mich von beſonderm Gewichte iſt:

„Vor unſerer Ankunft und während der erſten Jahrzehnte unſerer Herrſchaft, waren die Bevölkerungen Indiens ein träger, apathiſcher Körper, zugänglich plötzlichen Anfällen paniſchen Schreckens und behaftet mit Krankheiten und Uebeln aller Art, die natürliche Folge der Einfälle fremder Eroberer und der häufigen Kriege zwiſchen einheimiſchen Tyrannen. Wir brachten Indien die Wohlthaten eines tiefen Friedens, zugleich aber auch die Keime einer Bewegung welche eben erſt fühlbar wird aber deren letzter Ausgang ſich jeder Berechnung entzieht. Dieſer Koloß, dank unſerer Dazwiſchenkunft, beginnt ſich zu regen, langſam, ſchwerfällig, etwa wie ein großes Schiff welches ſich, mit Hülfe des Dampfes, langſam von ſeinem Ankerplatz entfernt.

„Dieſe Bewegung hat die Maſſen noch nicht ergriffen. Die Maſſen ſind träge. Aber unter der in unſern Collegien erzogenen Jugend haben wir Ideen verbreitet von welchen ſie, vordem, keine Ahnung hatten. Das Studium unſerer Sprache und unſerer Autoren bringt ſie auf neue Gedanken und erregt früher ungeahnte Wünſche. Sie träumen von nationaler Freiheit, ob

gleich die indische Nation erst geschaffen werden müßte; sie begnügen sich nicht mehr mit den durch eine weise und gerechte Administration im Lande verbreiteten Wohlthaten; sie verlangen mit steigendem Ungestüm zwei Dinge: politische Gleichheit und Antheil an der Leitung der Angelegenheiten des Landes.

„Dies sind wichtige und unleugbare Thatsachen, gegen welche es nutzlos und gefährlich wäre die Augen zu schließen, um so mehr als sie unser Werk sind. War was wir thaten wohlgethan oder war es vom Uebel? Ich weiß es nicht, doch denke ich wir konnten nicht anders handeln. Aber wer Ihnen gesagt hat daß die Regierung entwaffnet ist gegenüber der vom Thatendrange, und besonders von dem Drange nach Staatsanstellungen, beseelten Jugend täuscht sich vollkommen. Die Regierung besitzt hinlängliche Mittel um den Umtrieben der einheimischen Progressisten augenblicklich ein Ende zu machen. Diese Umtriebe könnten nur gefährlich werden im Falle großer europäischer Verwickelungen und großer Miserfolge der britischen Waffen.

„Nun sucht eine größere Anzahl einheimischer Literaten zu den Staatsämtern zugelassen zu werden. Den Babu ein einfaches Nein entgegenzusetzen ist, nicht weil es uns hierzu an der physischen Kraft fehlte, aber aus moralischen Gründen, unmöglich. Ich möchte hinzufügen, es ist logisch unmöglich. Man muß sich aber klar werden über das Maß der möglichen Zugeständnisse. Unsere Territorien sind in Districte getheilt, deren jeder von einem «Collector» oder «Magistrat» verwaltet wird. Sechs Districte bilden eine Division an deren Spitze der «Commissioner» steht, und sämmtliche Divisionen die Provinz deren oberste Verwaltung der Gouverneur leitet.* Man könnte damit

* Der Vicekönig (so betitelt seit der Auflösung der Ostindischen Compagnie) und Generalgouverneur von Indien hat unter seinem Befehl 1) die von der Königin ernannten Gouverneure von Madras und Bombay; 2) die von ihm, dem Vicekönig, ernannten Lieutenants-Gouver-

beginnen, jedoch nur verſuchsweiſe, daß die Verwaltung von Diſtricten einheimiſchen Beamten anvertraut würde. Weiter ſollte man aber nicht gehen.“

„Und wem ſoll“, frug ich, „die Leitung der Diſtricte übergeben werden? Den größern Grundbeſitzern des Diſtricts? Aber wenn ſich deren keine finden welche geneigt oder befähigt ſind dies Amt zu übernehmen, werden Sie dann nicht genöthigt ſein den Diſtrictsverwalter in der ſogenannten Intelligenz, unter den Babu zu ſuchen? In dieſem Falle ſäen Sie Wind, und werden Sturm ernten.“

„Gewiß“, war die Antwort, „wäre es beſſer an die Spitze der Diſtricte Männer zu ſtellen welche durch ihren Beſitz einige Bürgſchaft böten. Uebrigens iſt zur Befürchtung daß wir uns zu immer größern Zugeſtändniſſen drängen laſſen könnten kein Grund vorhanden; denn, wenn es in Indien überhaupt eine öffentliche Meinung gibt welche dieſen Namen verdient, ſo iſt ſie entſchieden conſervativ und jeder Neuerung abhold. Zu dieſen Geſinnungen bekennen ſich die wohlhabenden Zemindare am Lande und die reichen Bankiers in den Städten offen und ohne allen Rückhalt.“

Was den öffentlichen Unterricht anbelangt, behauptet derſelbe Staatsmann daß, bei dem religiöſen Geiſte der alle Klaſſen durchdringt und bei den vielen Sekten in welche das Volk getheilt iſt, die Regierung, ſoweit es ſich um Fragen der Religion handelt, eine vollkommene Neutralität bewahren muß. „Alles in allem, wandelt die Regierung den richtigen Weg; nur darf ſie nicht zu raſch vorwärts gehen; beſſer wäre vielleicht ſogar den Radſchuh etwas einzulegen.

„Die trüben Ahnungen der Conſervativen ſcheinen mir nicht gerechtfertigt. Wenn wir fortfahren unſere Fahne hoch zu tragen,

---

neure von Bengalen, von den Nordweſtlichen Provinzen und vom Penjab, ſodann den Obercommiſſär der Centralprovinzen; 3) die gleichfalls von ihm beſtallten diplomatiſchen Agenten, d. h. die Reſidenten bei den Lehnsfürſten.

wenn wir unablässig und laut verkünden daß unser Besitztitel ein rechtmäßiger, und daß wir fest entschlossen sind auf diesem Rechtsboden zu verharren, so verlieren die knabenhaften Bestrebungen und Wünsche der in unsern Collegien erzogenen Indier ihre Schrecken."

Um diese Schilderung der liberalen Meinung zu vervollständigen lasse ich hier einen andern hochgestellten Mann derselben Gesinnung sprechen:

„Es sind fünfzig Jahre verflossen seit der gegenwärtig noch befolgte Schulplan in das Leben trat. Ich will nicht untersuchen ob er gut oder schlecht ist. Ich gebe sogar seine bedenklichen und gefährlichen Seiten zu. Aber wäre ich im Jahre 1835 Mitglied der Commission Macaulay's gewesen so würde ich meine Zustimmung gegeben haben. Uebrigens, heute befinden wir uns einer vollzogenen Thatsache gegenüber. Die Gouverneure, wie ihre Untergebenen, sind nicht berufen den vorgezeichneten Weg zu verlassen, sondern sie müssen die bestehenden Gesetze in Anwendung bringen in der ihnen am besten scheinenden Weise. Es wird behauptet der der einheimischen Jugend ertheilte Unterricht erzeuge Unzufriedenheit und gefährliche Bestrebungen, untergrabe und gefährde die englische Herrschaft. Die Wahrheit aber ist daß unsere Macht heute fester wurzelt als dies vor fünfzig Jahren der Fall war."

„Infolge oder ungeachtet des Unterrichts?" frug ich.

„Vielleicht ungeachtet des von uns angenommenen Systems. Ich gebe dies zu oder, vielmehr, ich gebe es nicht zu, und zwar aus diesen Gründen: Je mehr die öffentliche Bildung sich verbreitet, je allgemeiner wird die Ueberzeugung werden daß die englische Herrschaft eine Wohlthat für Indien ist. Hier, als Beispiel, zwei Thatsachen die ich verbürgen kann. Ein in Benares lebender Hindu, einer der Proceres der Gegend und ein uns offenkundig wenig geneigter Mann, sagte unlängst zu einem Freunde: — Weißt du was geschähe wenn die Engländer abzögen? Stelle dir vor daß wir in unsern Thiergärten die Käfige

der wilden Bestien öffneten. In wenigen Augenblicken würden sie uns zerreißen und sich selbst gefressen haben, und nichts bliebe übrig als ein Tiger mit blutigem Rachen, und dieser Tiger wäre ein Mohammedaner.

„Meine zweite Geschichte. Die Handlung spielt im äußersten Süden. Zwei Hindu von hoher Kaste besprechen die Zustände Indiens. Der eine sagt: — Die Engländer sind noch unentbehrlich, aber je mehr sich unter uns die Bildung verbreitet, je mehr werden wir in den Stand gesetzt uns selbst zu regieren. In einiger Zeit werden wir hinter ihnen nicht mehr zurückstehen. Dann können sie gehen. — Du täuschest dich, entgegnet der Freund. Es ist als ob du sagtest, mein Bruder ist um zwei Jahre älter als ich. Also werde ich in drei Jahren älter als er sein.

„Die Gefahr liegt nicht im Unterricht sondern in der Richtung welche man ihm gibt. Statt Literaten heranzubilden die nur den Eintritt in besoldete Aemter im Auge haben, sollte man den jungen Leuten eine technische Erziehung geben. Wir könnten aus ihnen gute Ingenieure, gute Förster und Landwirthe machen. Viele gute Advocaten sind bereits aus unsern Schulen hervorgegangen.

„Man behauptet das Dasein einer fremden Herrschaft verletze das Nationalgefühl. Man vergißt ganz daß der bei weitem größte Theil Indiens stets fremden Herrschern gehorchte, daß es nie eine indische Nation gab sondern mehrere Nationen welche, durch Abstammung, Glauben, Traditionen und Sitten getrennt, nur den Haß der einen gegen die andern unter sich gemein haben.“

Die, gänzlich freie, einheimische Presse ist nur eine Folge und ein Corollar des bestehenden Unterrichtswesens. Macaulay fand daß sie mehr Gutes als Uebels thue. Diese Ansicht wird von den heutigen Functionären, selbst von den liberalsten, in keiner Weise getheilt. Eine freie Presse setzt eine, in Indien nicht bestehende, öffentliche Meinung voraus welche, obgleich

zum Theil durch die Presse gebildet, doch im Stande ist letztere in gewissen Schranken zu erhalten und von gewissen Verirrungen abzuhalten. Ueberdies ist Preßfreiheit eine Anomalie in einem Staate der keine parlamentarische Verfassung besitzt und von einer, den Vorgesetzten und nicht dem Lande verantwortlichen, Bureaukratie regiert wird. Im allgemeinen wird den einheimischen Blättern wenig Gutes nachgerühmt. Eine ungezügelte Sprache, Verwirrung in den Ideen, fabelhafte Unkenntniß des besprochenen Gegenstandes kennzeichnen den einheimischen Journalismus. Man beschuldigt ihn auch durch Einschüchterung Geld zu erpressen. Reiche Zemindare, deren Gewissen nicht ganz rein, sind eine ergiebige Erwerbsquelle, und das sogenannte hush money bildet die Haupteinnahme der gelesensten Zeitungen. In der anglo-indischen Welt spricht sich die öffentliche Meinung laut gegen diese Misbräuche aus, und man würde solchen Aergernissen längst ein Ende gemacht haben, ohne die dem Engländer angeborene Abneigung gegen die Censur, und weil namentlich die Männer der liberalen Schule das Princip der Preßfreiheit nicht antasten wollen. Gleich bei seinem Amtsantritte hatte Lord Lytton, durch einen im Conseil gefaßten Beschluß, den schreiendsten Misbräuchen der Tagespresse zu steuern gesucht. Aber dies Gesetz wurde durch seinen Nachfolger, Lord Ripon, alsbald wieder außer Kraft gesetzt.

Ueber Eines herrscht vollkommene Uebereinstimmung, nämlich über den übeln Einfluß der Presse auf alle welche lesen können. Nirgends ist dies fühlbarer als in Bengalen und in den Nordwestlichen Provinzen. Aber nirgends berührt sie die Massen. Am wenigsten im Süden.

Indien ist ein ungeheueres Gebiet, und die Eingeborenen der verschiedenen Theile desselben erfreuen sich nicht alle derselben Begabung aber, im allgemeinen, gelten sie für ausgerüstet mit nicht unbedeutenden Fähigkeiten. Man erkennt ihnen Gedächtniß zu, eine große Geschicklichkeit im Nachahmen, und eine seltene Leichtigkeit verwickelte Fragen zu analysiren und mit Klarheit dar-



zustellen. Aber ihr Geist ist oberflächlich und ohne alle Originalität. Man findet bei ihnen nicht selten dialektische Fertigkeit, daher auch so viele sich mit Erfolg dem Advocatenstande widmen; wie denn überhaupt der Hindu von Natur proceßsüchtig ist. Die Regierung und die Universitäten werden beschuldigt diesem angeborenen Hang einen ungebührlichen Vorschub zu leisten durch die zu häufige Verleihung der für die Advocatur erforderlichen Grade. Aber je mehr Advocaten, je mehr Processe und je mehr zu Grunde gerichtete Bauern.

Was ist nun die Stimmung der Eingeborenen mit Beziehung auf die englischen Gebieter? Diese Frage hörte ich oft aufwerfen und erörtern in den officiellen Palästen, unter dem Zelte meiner neuen militärischen Freunde, im Bungalow des Theepflanzers, im bescheidenen Priesterhause des Missionars.

Um diese Frage zu beantworten, sagte man mir, ist es nöthig zwischen dem Hindu und dem Mohammedaner zu unterscheiden und so auch zwischen dem Norden und dem Süden der Halbinsel.

Die Mohammedaner besuchen, in der Regel, die Collegien und Universitäten nur in sehr geringer Anzahl*, demungeachtet gewinnen sie fortwährend an Bedeutung. Der Hindu, welcher zum Islamismus übertritt, verliert seine Kaste, wird aber von den Mohammedanern auf dem Fuße der Gleichheit aufgenommen. Die Moschee steht ihm offen. Er breitet dort, wo es ihm beliebt, seinen kleinen Teppich aus und verrichtet sein Gebet zur Seite der größten Herren. Der Reiz der Gleichheit hat schon manchen Hindu zum Muselman gemacht.

---

* Ich citire ein Beispiel: Die Madrasa oder das mohammedanische Collegium in Kalkutta, gegründet 1781, zählte allerdings im Jahre 1873, 528 Zöglinge. Aber von den Kindern und jungen Leuten welche die Primarschulen der Präsidentschaft von Bengalen besuchen sind 47,7 Proc. Hindu, 13,5 Proc. Christen und nur 2,6 Proc. Muselmanen. Der Rest gehört verschiedenen Sekten an. Im Collegium von Madras fehlen die Mohammedaner gänzlich.

Der Mohammedaner hat das Bewußtsein einem ungeheuern religiösen Gemeinwesen anzugehören welches sich aus dem Herzen Indiens bis an die Dardanellen erstreckt, und dessen Angehörige sich in Peking und im Innern von Afrika begegnen. Es besteht aus den verschiedensten Nationen, vereinigt untereinander durch die Erinnerung an eine große und glorreiche Vergangenheit. Die Hindu zerfallen in zahlreiche Stämme, Kasten und Sekten zwischen welchen fortwährende Feindseligkeit herrscht. Die Dogmen der Mohammedaner faßt ein kurzer Satz zusammen: es ist ein Gott und Mohammed ist sein Prophet. Der Olymp der Hindu zeigt ein Chaos von Göttern, von Untergöttern, von Heiligen, von Götzen, von Fleischwerdungen und Seelenwanderungen, von kindischen Fabeln, alles durchströmt und belebt durch einen pantheistischen Gedanken welcher die Grundlage der Hindudoctrinen bildet. „Glauben Sie nicht“, sagte mir ein feiner Beobachter und Kenner der indischen Welt und welcher, inbesonders, die religiösen Zustände zum Gegenstande seiner Forschungen gewählt hat — „glauben Sie nicht daß wir den Pantheismus dem Hindu eingeimpft haben. Der Hindu kommt zur Welt, lebt und stirbt als Pantheist, der gemeine Mann ohne es zu ahnen, der, in seiner Weise, Gebildete mit vollkommenem Bewußtsein.

„Die Muselmanen, wenigstens im Penjab und im eigentlichen Hindustan* lieben uns nicht, weil sie glauben daß wir das mongolische Kaiserreich zerstört haben, was ein Irrthum ist. Nicht wir, die Maharatten und die Sikh haben die Dynastie Timur's gestürzt. Uns erübrigte nur den entseelten Leichnam zur Erde zu bestatten und die Erbschaft einzuziehen.“

Dies ist Indien, geschildert von jenen die es regieren. Die Verschiedenheit der Urtheile entspricht den verschiedenen Anschauungen der von mir vernommenen Zeugen. Hier muß noch die Thatsache hervorgehoben werden daß die Conservativen in der

* Die Nordhälfte Indiens.

officiellen Welt, mit Inbegriff der Richter, die ungeheuere Majorität bilden, und daß die nicht officiellen Residenten, englische Pflanzer und Kaufleute, sammt und sonders sich zu diesen Ansichten auf das entschiedenste bekennen. Aber wenn die Liberalen, numerisch, nur eine sehr kleine Minorität ausmachen, so zählen sie zu den Ihrigen den Vicekönig Lord Ripon und einige der ausgezeichnetsten und zugleich höchstgestellten Staatsdiener. Wir haben hier Stimmen aus beiden Lagern vernommen: conservative und liberale, und auch eine der vorgerückten Fraction letzterer angehörige. Aber man muß nicht glauben daß wirkliche Radicale gänzlich fehlen. Man findet deren besonders im Lehrkörper, allerdings neben Männern welche hohe Gelehrsamkeit mit streng conservativen Ueberzeugungen verbinden. Ich selbst habe einige dieser jungen Radicalen begegnet. Sie gehen von dem Grundsatze aus, das Ideal einer gesunden Politik sei die Zerstückelung des britischen Reiches, insbesondere das Aufgeben Indiens. Um England zu retten muß man es zuerst zerstören. Diese Professoren, vortreffliche junge Leute, aufrichtig und ehrlich an ihren Doctrinen hängend, alle aufgewachsen in einer Schule welche, in jüngster Zeit, in England an Bedeutung zu verlieren scheint, sind an und für sich nicht sehr gefährliche Individuen. Nicht einmal ihre Berührungen mit den einheimischen Notabeln, bei denen sie höchstens dem Lächeln des Unglaubens oder der Geringschätzung begegnen, können zu ernsten Bedenken Anlaß geben. Aber sie sind es welche die Jugend unterrichten und erziehen, welche den Babu heranbilden, mit Einem Worte welche den Teig schaffen aus welchem man die Functionäre der Zukunft zu kneten gedenkt, die Männer welche einst Indien regieren sollen, in Gemeinschaft mit den Engländern oder — ohne sie.

Ein eigenthümliches Schauspiel! Vielleicht einzig in seiner Art. Ein ungeheuerer Verwaltungskörper, gezwungen Principien zu huldigen welche die überwiegende Majorität seiner Glieder mit Entrüstung von sich weist. Und dies Schauspiel ge-

währt Indien in diesem Augenblicke. Es wäre sehr leicht Beweisgründe für und gegen beide Theile anzuführen. Ich verzichte hierauf, weil dies zu einer weitern Erörterung führen würde zu welcher ich mich nicht berufen und auch nicht befähigt fühle. Die einen wollen Stabilität, und da sie, wenigstens die Einsichtsvollern, die Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches erkennen, da sie überdies von der Ansicht ausgehen daß die menschliche Natur zum Uebel neige, so betrachten sie die dem Eingeborenen gestattete oder verheißene Freiheit als eine Gefahr und öffentliche Calamität, und überlassen sich den schwärzesten Ahnungen. Ihre Gegner, ohne sich zu täuschen über die Gefahren welche sie selbst hervorriefen und welche mit jedem Tage näher treten, sind voll Vertrauensseligkeit, weil sie den Sieg des Guten nicht bezweifeln. Dieser edelmüthige Glaube an die Menschheit gereicht der liberalen Schule zum Ruhme und ist zugleich eine ihrer schwachen Seiten.

Der Kritik erschließt sich hier ein weites Feld, und sie wäre sogar überaus leicht, wenn man absehen könnte von der Lage welche die Macht der Dinge England in Indien bereitet hat.

Konnte die englische Nation, eine Nation zusammengesetzt aus Christen und Philanthropen, und von Natur aus, mehr als irgendeine andere, geneigt das Menschengeschlecht mit den ihr nützlich scheinenden Ideen zu beglücken; auch, mit vollem Rechte, durchdrungen von dem Gefühl der Verantwortlichkeit welche ihr die Herrschaft über 250 Millionen menschlicher Wesen auferlegte — konnte diese Nation sich darauf beschränken das materielle Wohl dieser Völker zu fördern, im übrigen aber die Augen zu schließen gegen ihre moralischen Bedürfnisse, gegen die Misbräuche, die Laster, den Aberglauben welche sie in dieser alten Gesellschaft fand? Offenbar, war dies unmöglich.

Aber dann, was thun? Hier beginnen die Schwierigkeiten. Was thaten andere christliche Nationen, in andern Zeiten, unter ähnlichen Umständen? Ich meine hier die Spanier und Portugiesen, die großen Colonisatoren des 16. Jahrhunderts.

Zu jener Zeit überwog das religiöse Interesse alle übrigen. Der christliche Fürst glaubte sich, Gott gegenüber, verantwortlich für das Seelenheil seiner Unterthanen. Gab es unter ihnen Heiden, so war es seine Pflicht sie, durch Ueberredung oder mit Gewalt, in den Schos der Kirche zurückzuführen. Zur Zeit der Reformation und bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts, sowol in katholischen als protestantischen Ländern, gelangte ein analoges Princip zur Anwendung. Man bezeichnete es mit den Worten: Cujus regio, ejus religio, d. h. der Unterthan bekennt sich zur Religion des Landesfürsten oder verläßt seine Staaten.

Dies erklärt, hier von den beiden Amerika und von Indien sprechend, die spanische und portugiesische Politik jener Zeit. Die Statthalter ließen die einheimischen Heiden einfach taufen. Sie machten sie zu Christen. Die so Getauften waren vielleicht nur dem Namen nach Christen, ihre Kinder wurden wirkliche, und bis auf den heutigen Tag, durch alle Veränderungen welche die Zeit mit sich brachte, sind diese Bevölkerungen christlich geblieben. Und da das Christenthum, niemand bestreitet es, einen Keim und, nach der Meinung vieler, den befruchtendsten Keim der Civilisation in sich schließt, unterscheiden sich die, in solcher Weise verchristlichten Bevölkerungen von ihren heidnisch gebliebenen Landsleuten noch heute durch einen höhern Grad von Civilisation. Man vergleiche, zum Beispiel, die Goanesen mit ihren Nachbarn den Maharatten, die Indier der ehemaligen spanischen Colonien in Amerika mit den Rothhäuten in den Vereinigten Staaten, und man wird sehen welcher Abgrund die Heiden von den Christen trennt. Und doch gehören oft beide demselben Volksstamme an.

Aber dies Mittel der Civilisation fehlt dem modernen Staat welcher keine Staats- oder Nationalreligion kennt, welcher in der christlichen Religion nicht das höchste Gut der Menschheit sieht und welcher daher verpflichtet ist die Gewissensfreiheit eines jeden einzelnen zu achten. Der moderne Staat läßt niemand taufen aber er gibt jedermann den Unterricht und die Erziehung. Der

öffentliche Unterricht ist das höchste Gut geworden welches wir berechtigt sind vom Staate zu verlangen und welches der Staat verpflichtet ist uns aufzudringen, selbst wenn wir es nicht verlangen. Jeder Staatsbürger muß zum Unterhalt der Staatsschulen beitragen, ob er von ihnen Gebrauch mache oder nicht, und in den Ländern wo der Primarunterricht obligatorisch ist muß der Familienvater, gleichviel ob es ihm genehm ist oder nicht, seine Kinder in die Staatsschule schicken, will er nicht in die gesetzliche Strafe verfallen: Cujus regio, ejus religio.

Ich constatire Thatsachen, ich beurtheile sie nicht.

Hierzu kommt daß, im modernen Staate, außer in Fällen wo man, mittels einer wohlthätigen Inconsequenz, auf halbem Wege stehen bleibt, die Schule undenominational, bekenntnißlos, sein muß: der religiöse Unterricht ist ausgeschlossen. Der Vicekönig von Indien kann nicht mittels eines Order in council eine allgemeine Taufe anordnen, und wenn er es könnte wäre die Wahl zwischen den verschiedenen christlichen Confessionen keine leichte, da der Staat, welchen er vertritt, sich zu keiner von ihnen bekennt.* Was er thun kann und thut, was jedes seiner Organe stets, unter allen Umständen, offenkundig und unparteiisch thut, ist die Gewährung voller Freiheit zur Ausübung des Apostolats durch die Missionare sämmtlicher christlicher Religionsgenossenschaften. Ich kann diese Thatsache bezeugen, weil sie mir, soweit es sich um Katholiken handelt, von allen Bischöfen, apostolischen Vicaren, Pfarrern und Missionaren welche ich in fast allen Theilen des Continents sah mit voller Einstimmigkeit bestätigt wurde. Aber das Werk der auf sich selbst angewiesenen Missionare macht, wie ich hier beiläufig bemerke, nur sehr

* Die Kirche von England hat im Staate ihre officielle, legale und privilegirte Stellung bewahrt, aber, infolge der natürlichen Entwickelung des Protestantismus, welcher auf dem Princip des freien Urtheils der individuellen Vernunft beruht, kann keine protestantische Körperschaft oder Kirche, in Sachen des Glaubens und der Doctrin, irgendeine Autorität ausüben.

langsame Fortschritte, und die Zahl der Neubekehrten verschwindet in der Masse der Hindu und Mohammedaner.

In den Staatsschulen ist also der religiöse Unterricht ausgeschlossen, obwol es auf dem Erdenrunde keine religiösern Völker gibt als die welche die Halbinsel des Ganges bewohnen. Da es nicht gestattet ist in den Collegien das Evangelium zu lehren, so hält man sich an gewisse philosophische Allgemeinheiten, und, außer den sogenannten nützlichen Kenntnissen, tradirt man den jungen Babu, wir haben gesehen mit welchem Erfolge, die englischen Classiker.

Aber konnte das Programm der „Orientalisten" angenommen werden? Kann man sich vorstellen wie englische Gelehrte Vorträge halten über die heiligen Schriften der Vedda und sich mit der Exegese des Korans befassen? Oder konnten sie, ohne gleich beim ersten Schritte auf die unübersteigliche Schranke des logischen Widersinnes zu stoßen, die Literatur jener Länder ihres religiösen Elementes entkleiden welches ja die Wesenheit der Poesie, der Gelehrsamkeit und des täglichen Lebens dieser Völker ausmacht? Sollten sie sich zu Richtern aufwerfen zwischen Wischnuiten und Sivaiten, Sunniten und Schiiten? Die Antwort kann nur Eine sein. Es blieb also nichts übrig als zu thun was man that, aber, vielleicht, konnte man es in anderer Weise thun.

Gibt es eine öffentliche Meinung in Indien? Es wird behauptet nein. Indeß niemand bestreitet daß die in den Staatscollegien gebildeten Literaten, in den letztern Jahren, sehr vorlaut geworden sind, daß sie ihre Forderungen immer höher spannen, und daß sie namentlich die Regierungsacte einer scharfen Kritik unterziehen. Wenn es wahr ist daß die oberste Behörde in Kalkutta dies Gebaren begünstigt, so würde ich dies, wäre ich ein Engländer, aufrichtig bedauern. Aber von diesen Babu ist ja gar nichts zu besorgen. So wird mir von liberaler Seite gesagt. Nur in kritischen Zeiten, etwa wenn England in einem europäischen Kriege schwere Niederlagen erlitte, nur dann könn-

ten sie gefährlich werden. Nun, diese Beweisführung scheint mir sehr schwach. Das Leben der Nationen, wie der Individuen, ist eine Reihe von Erfolgen und Miserfolgen, und es können Ereignisse eintreten welche dem Babu eine größere Bedeutung verleihen dürften als man ihm jetzt zugestehen will.

Die einsichtsvollen Männer der höhern Klassen, zu welchen natürlich die unruhigen Babu nicht zählen, würdigen die materiellen Wohlthaten welche das Land der britischen Regierung verdankt. Das Volk, eine träge Masse, ist nur auf den Erwerb seines Lebensunterhaltes bedacht. Man unterscheidet zwischen Mohammedanern und Hindu. Erstere gravitiren um einen, außerhalb Indien, gelegenen Mittelpunkt. Die Welt des Hindu ist seine Halbinsel. Daher die Beziehungen mit letztern einfacher und leichter sind als mit den Mohammedanern. Aber Hindu sowol als Mohammedaner sind, mit zwei Ausnahmen, England geneigt oder gleichgültig. Feindselig oder wenigstens entschieden abgeneigt sind die Bewohner von Delhi und anderer Städte welche einst unter der unmittelbaren Herrschaft der mongolischen Kaiser standen, und von den Hindu, die Maharatten. Die Zerstörung dieser beiden Reiche zum Vortheile Englands liegt noch zu nahe um bereits vergessen zu sein. Die Zeit wird hier das Ihrige thun. Zwischen Muselmanen und Hindu herrscht wenig Sympathie. Nichts fürchten die Hindu mehr als die Wiederkehr der mohammedanischen Herrschaft.

Die Lehnsfürsten haben aufgehört zu Besorgnissen Anlaß zu geben: die großen weil sie glauben daß die Regierung der Königin das System der Annexionen aufrichtig aufgegeben hat; die kleinen weil sie in den Engländern ihre Beschützer gegen etwaige Annexionsgelüste der großen Lehnsfürsten erkennen.

Ich höre sehr viel reden von der neuen erst zu bildenden, indischen Nation. Mittlerweile sieht man nur ein Agglomerat von Millionen menschlicher Wesen welche getrennt sind durch die Verschiedenheit des Blutes, des religiösen Glaubens, der Kasten, der Gebräuche und Traditionen, deren Ursprung sich im

Dunkel der Vorzeit verliert. Wird diese neue Nation zu Stande kommen und wann? Dies ist eine jener Fragen welche vor das Forum der Moralisten und Philosophen gehört, welche sich aber der Sphäre des Staatsmanns entziehen, weil er sich mit der Gegenwart und nur einer beschränkten Zukunft zu beschäftigen hat. Wenn diese Nation gebildet ist, dann wird es an der Zeit sein ihr die Leitung ihrer eigenen Geschicke zu überantworten. Eine solche Sprache, gehalten an einem hohen Orte, hoch genug um die Aufmerksamkeit aller auf sich zu ziehen und mithin von jedermann gehört zu werden, scheint mir eine wirkliche und nicht geringe Gefahr in sich zu schließen. Die Folgerungen welche die Literaten und die einheimischen Zeitungen daraus ziehen liefern hierfür einen Beleg. Sie behaupten, die indische Nation sei gemacht. Die Engländer sollen also gehen.

In materieller Beziehung war Indien nie so blühend wie dermalen. Das Aussehen der meist gut gekleideten Menschen, ihrer gut gehaltenen Dörfer und Häuser, der gut bebauten Felder, scheint es zu beweisen. In ihrer Haltung nichts Sklavisches; im Umgange mit den englischen Gebietern ein gewisser Freimuth und die Ungezwungenheit von Leuten welche sich selbst achten; keine Spur von der knechtischen Unterwürfigkeit welche den Neuankommenden in andern Ländern des Orients so unangenehm berührt. Ich kann nicht den Einheimischen von heute vergleichen mit dem was er war vor fünfzig oder dreißig Jahren; aber ich konnte einen Vergleich anstellen zwischen den Bevölkerungen der von britischen Beamten verwalteten Provinzen mit Unterthanen der Lehnsfürsten. Wir haben, zum Beispiel, die Grenze von Hyderabad überschritten. Der Himmel, der Boden, die Rasse sind dieselben geblieben, aber in allem Uebrigen ist der Unterschied im höchsten Grade auffallend und der Vergleich für den Staat des Nizam höchst ungünstig.

Zwischen den Regierungsorganen vom Civil sowol als aus dem Militärstande und dem Volke bestehen die besten Beziehungen. Als Beispiel, wie tief das britische Ansehen im

Volke wurzelt, sei hier nur erwähnt, daß auf der ganzen Halbinsel der Eingeborene der einen Proceß führt, insbesondere in Criminalfällen, einen englischen Magistrat dem einheimischen Richter vorzieht.

In Vorstehendem habe ich getreu und gewissenhaft die Auskünfte zusammengestellt welche ich an Ort und Stelle, in den glaubwürdigsten Quellen, zu schöpfen Gelegenheit fand. Ich verhehlte keine der schwachen Seiten dieser ungeheuern Verwaltungsmaschine, soweit sie von mir bemerkt wurden, ich verschwieg keine der Klagen welche von achtbaren und das Land kennenden Männern gegen die Regierung erhoben werden. Aber selbst wenn man sich auf den Standpunkt des Pessimisten, der nicht der meine ist, stellte, so könnte man nicht leugnen daß Britisch-Indien heute ein Schauspiel bietet welches ohnegleichen ist in der Geschichte der Welt. Was gewahren wir? Anstatt der periodischen wenn nicht ununterbrochenen Kriege, tiefen Frieden im ganzen Reiche; an der Stelle der Erpressungen goldgieriger und grausamer Häuptlinge, sehr mäßige Auflagen welche hinter den auf den Gebieten der Lehnsfürsten erhobenen Steuern weit zurückstehen; die Willkür ersetzt durch die Gerechtigkeit welche für jedermann dieselbe ist, käufliche Tribunale durch unbescholtene Richter, deren Beispiel bereits auf die Rechtsbegriffe der Massen wirkt; keine Pindarri mehr, keine bewaffneten Räuberbanden; vollkommene Sicherheit in den Städten und auf dem Lande, auf den großen Heerstraßen und kleinen Nebenwegen; und, mit einigen durch die Gebote der Sittlichkeit erheischten Beschränkungen, volle Achtung des religiösen Glaubens, der Ausübung des Gottesdienstes und der bestehenden Sitten und Gebräuche. In materieller Beziehung, wie erwähnt, ein Aufschwung ohnegleichen, und selbst das, in gewissen Gegenden, periodisch wiederkehrende Elend der Hungersnoth immer mehr gemindert durch die mit den Eisenbahnen zunehmende Leichtigkeit der Herbeischaffung von Lebensmitteln.

Und wer hat alle diese Wunder gewirkt? Die Weisheit

und Unerschrockenheit einiger leitender Staatsmänner, die Tapferkeit und Mannszucht einer Armee zusammengesetzt aus wenigen Engländern und vielen Einheimischen und geführt von Helden; endlich, und ich möchte beinahe sagen hauptsächlich, die Hingebung, die Einsicht, der Muth, die Ausdauer, die Geschäftskenntniß und Unbescholtenheit einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Dienern des Staates und der Justiz, den Regierern und Verwaltern des indo-britischen Reichs.

Fünfter Theil.

Oceanien.

I.

Die Norfolkinsel.

Vom 17. zum 28. Mai 1884.

Newcastle. — Die Norfolkinsel. — Die Abkömmlinge der Meuterer an Bord der Bounty. — Eine Nacht bei dem Magistrat. — Die Barre.

Sydney, 17. Mai. — Heute Nachmittag Empfang an Bord des Nelson wo der Commandant der australischen Seestation, Commodore Erskine, die Crême der Gesellschaft vereinigt. Von der Commandobrücke übersehe ich das weite Deck, jetzt belebt von einer eleganten Menge. Man spaziert paarweise auf und nieder, man tanzt, man macht die Cour. Das Wetter ist prachtvoll. Die unvergleichliche Bucht, welche mir nie zauberischer schien, erglänzt im rosigen Licht der sinkenden Sonne.

Aber dies heitere Fest hat für mich eine melancholische Seite. Ich scheide hier von freundlichen Menschen welche mich mit Artigkeiten überhäuft haben. In einigen Minuten reise ich nach Oceanien ab, und zwar an Bord des englischen Kriegsschiffs Espiègle, Kapitän Bridge. Die Gelegenheit die Südseeinseln zu besuchen bietet sich nur äußerst selten. Wer die Gefahren, das Ungemach, die Entbehrungen einer langen und langsamen Seereise an Bord eines Walfischfängers oder eines Rekrutenschiffs scheut, wer keine Yacht besitzt, — angenehmer als sicher in diesen Meeren — muß darauf verzichten einen der interessantesten aber unzugänglichsten Theile des Erdballs zu sehen. Ich werde also während sechs Wochen der Gast des Kapitäns Bridge sein.

Am 28. Juni wird sein Schiff an einem bestimmten Punkte das Packetboot begegnen welches zwischen Sydney und San-Francisco fährt. Die Direction der Pacific-Steam-Mail-Company in Neuyork hat den Kapitän der City of Sydney ermächtigt mich mitten in der Südsee an Bord zu nehmen, weather permitting, wenn das Wetter es zuläßt. Also, wenn der Wind nicht zu stark bläst, wenn die See nicht zu hohl geht, wenn der Zustand der Atmosphäre den beiden Schiffen gestattet sich zu sehen, mit einem Worte, wenn die Elemente so liebenswürdig sind wie der Commodore und der Kapitän und die Direction der Amerikanischen Gesellschaft, werde ich am 14. oder 15. Juli in San-Francisco landen. Im übrigen auf gut Glück!

Im schlimmsten Falle, sagte ich mir, werde ich einige Monate länger an Bord eines schönen Kriegsschiffes und in guter Gesellschaft zu weilen haben. Aber meine hiesigen Freunde flüstern mir ins Ohr ich riskire noch anderes. Sie, wie jedermann, warnen mich vor den Wilden. Sie sind feindselig und treulos, legen sich in den Hinterhalt, greifen die Mannschaft, welche an Land geht, unversehens an, morden und fressen sie. Kam nicht Commodore Goodenough, einer der Vorgänger des Commodore Erskin, vor einigen Jahren auf diese Weise um das Leben? Er wurde in Sydney bestattet und der Ort wo seine Asche ruht ist der eleganteste Theil des Kirchhofs geworden. Jedermann will in der Nähe eines Helden begraben werden. Seinerseits sagt mir Kapitän Bridge, gleichfalls in das Ohr: „Wir gehen nicht nach den Neuen Hebriden, noch nach den Salomonsinseln, wo der Kannibalismus hauptsächlich zu Hause ist; wir werden nur Inseln besuchen deren Bewohner die üble Gewohnheit den Nebenmenschen zu verzehren bereits abgelegt haben.“ Dies beruhigt mich, aber ich hüte mich meine Freunde zu beruhigen. Man liebt es für eine interessante Persönlichkeit zu gelten, und ist der Reisende nicht interessant der sich in ein Land begibt wo er sich nicht frägt: was werde ich essen, sondern von wem werde ich gegessen werden?

Der Kapitän holt mich ab. Einige Ruderschläge und wir erreichen unser Schiff welches wenige Kabellängen vom Nelson entfernt liegt und sich nunmehr in Bewegung setzt. Wir fahren dicht am Admiralschiff vorüber. Die Gäste des Commodore unterbrechen den Tanz, winken und rufen Abschiedsgrüße, während die Sonne, in Gestalt einer feurigen Kugel, majestätisch unter dem Meereshorizont verschwindet.

Es war nachts als wir, zwischen den Heads passirend, das hohe Meer erreichten. Das elektrische Licht des neuen Leuchtthurmes, des ersten der Welt, ist so kräftig daß, auf eine Entfernung von 5—6 Meilen, das Auge es kaum zu ertragen vermag.

Newcastle, 18. und 19. Mai. — Eine bedeutende Stadt. Unten, am Strande, die Docks, die Magazine, die Butiken und Tramways. Die Herrin der Situation ist die Kohle; darum ist alles schwarz oder schwärzlich. Im Rücken der Handelsstadt, auf den Dünen, die Wohnhäuser der wohlhabenden Bürger und die Kirchen der Angehörigen der verschiedenen Religionsgenossenschaften, als da sind Katholiken, Anglikaner, Presbyterianer und, die zahlreichsten, Methodisten. Heute Sonntag sehen wir von unserm Schiffe aus nur Leute welche, mit Gebet- oder Gesangbüchern in der Hand, die steilen Gäßchen oder Treppen welche zur obern Stadt führen, im Eilschritt erklettern. Außer dem Glockengeläute, tiefe Stille über Wasser und Land.

Nachmittags im öffentlichen Garten der auf dem höchsten Punkte der Stadt gepflanzt wurde. Er gewährt eine weite Aussicht über Newcastle, über grünende Felder und weiße Dünen, über den mit großen Seglern gefüllten Hafen. Am Horizont das Stille Weltmeer, heute grauschwarz wie Schiefer. Die gesammte Bevölkerung hat sich hier eingefunden. In Europa würde man diese Leute für Handwerker im Sonntagsstaate halten. Sie gehören aber allen Schichten dieser jungen Gesellschaft an.

Die Gemeinsamkeit des Lebenszwecks, welcher bei allen Geld und wieder Geld ist, verlöscht die Ungleichheit und verleiht all diesen Spaziergängern, ihren Physiognomien sowol als ihrem Anzuge und ihrer Haltung, dasselbe prosaische Gepräge. Männer und Frauen, die Kinder an der Hand führend, gehen schweigend hintereinander her. Höchstens hier und da werden leise ein paar Worte gewechselt.

Sembianza avevan ne trista ne lieta.

Alle Menschen welche einzig und allein auf Erwerb sinnen sind in dieser Lage. Der Sonnabend findet sie erschöpft. Der Sonntag ist für sie ein Tag der Ruhe, nicht der Unterhaltung.

Aber heute, Montag, bieten die Stadt und der Hafen einen ganz andern Anblick. Newcastle besitzt unter seinen Sanddünen, hart am Strande, ungeheuere Kohlenlager. Die Ausfuhr dieses Products, vorzüglich nach China, gibt der Stadt ihre Bedeutung.

Um Mittag sticht der Espiègle in See.

Am 24. Mai ist Lord-Howe-Insel in Sicht. See sehr hohl. Landung unmöglich.

Ei, mein lieber Espiègle, welche Lebhaftigkeit der Bewegungen! Wie er hüpft, rollt, stampft, taucht und sich wieder aufrichtet. Seit sechs Tagen, läuft er mit vollen Segeln vor einer frischen Doublebrise aus Südwest. Auch die Strömung ist günstig. Nur muß man auf Spaziergänge am Deck verzichten. Jede Ortsveränderung verlangt einen Act der Gymnastik. Dagegen bin ich in den beiden Kajüten, welche der Kapitän mit mir theilt, sehr gut untergebracht. Wir speisen unter dem Schutze eines respectabeln Vierundsechzigpfünders welcher in der Mitte der vordern Cabine steht und die Grenze zwischen dem Speisesaal und dem Vorzimmer bildet. Die Achtercabine, wo sich zwei Schreibtische, ein Divan und Lehnstühle befinden, alles mit Seilen gut befestigt, dient als Arbeitscabinet und Salon. Ein

großes reichlich besetztes Bücherbret enthält mehrere Werke über die Südseeinseln. Die Offiziersmesse in der Mitte des Schiffs gilt für die kühlste Räumlichkeit an Bord und wird auch, wegen der angenehmen Gesellschaft die man dort findet, gerne besucht. Die Mehrzahl der Matrosen scheinen mir sehr jung aber kräftig, gesund und fröhlich. Abends, während der wenigen freien Stunden, pflegen sie im Chor zu singen. Aus der Entfernung ist dieser Gesang mit der Begleitung des Wellenschlages ganz angenehm zu hören. Der artigste Ton herrscht an Bord zwischen Vorgesetzten und Untergebenen. Kein grobes Wort, kein Schimpfname, kein Fluch. Der Dienst macht sich sozusagen von selbst. Welcher Unterschied mit dem was ich vor vierzig Jahren auf englischen und andern Kriegsschiffen sah!

Der Espiègle ist ein Sloop oder Corvette zweiter Klasse von 1100 Tonnen und führt, alles in allem, 142 Männer an Bord.

Am 29. morgens kommt, unser erstes Reiseziel, die Norfolkinsel, in Sicht. Zuerst eine dunkle Linie. Als wir uns nähern, niedere senkrechte Felswände. Darüber dichter Wald. Unten die kochende, schäumende Brandung. In den Ritzen die weißen Linien rauschender Waldbäche welche in das Meer stürzen. In der Mitte der Insel, nicht sehr fern*, der abgerundete, mit Büschen bewachsene Gipfel von Mount Picton. Allenthalben eine Fülle von Vegetation. Wald und Wiesen wechseln, aber Wald herrscht vor. Und welch dichter, dunkler, dem Auge undurchdringlicher Wald! Und was für Bäume! Die Norfolkfichte, Araucaria excelsa, von hohem, schmächtigem Wuchs, mit horizontal gestreckten Aesten, etwas geziert, aber majestätisch, der König der Coniferen. Die Insel, welche ihm ihren Namen gab,

* Die Insel ist 5 Meilen lang und weniger als 3 Meilen breit. Mount Picton erhebt sich 1050 Fuß über das Meer.

ist sein Vaterland. Als Wald kommt er nirgends anderswo vor, aber in Australien, in Neuseeland, viel seltener in Indien und Europa, trifft man schöne Exemplare dieses prachtvollen Baumes.

Am Ufer liegt die Stadt, wenn zwei große Gebäude, das eine, heute eine Ruine, das ehemalige Bagno der Sträflinge, das andere, vordem ein Magazin, gegenwärtig die (anglikanische) Kirche, beide von einer hohen Mauer umgeben — wenn diese Gebäude und einige von Norfolkfichten beschattete Häuser und Hütten den Namen einer Stadt verdienen.

Gegenüber, im Süden, drei Meilen entfernt malt ein Felseiland seine phantastischen Umrisse an den Himmel. Es ist die wegen ihres Colorits, lichtgelb, dunkelorange, rosenfarbig, berühmte Insel Philip. Auf halber Höhe bezeichnet ein schwarzer Fleck ein Stück schwebenden Pinienwaldes auf einer luftigen Terrasse. Zwischen beiden Inseln vermehren niedere Klippen die Schwierigkeit der Schiffahrt. Der Wind ist plötzlich gefallen, und die wildbewegte See bildet einen sonderbaren Gegensatz mit der ruhigen Atmosphäre und dem idyllischen Charakter der Landschaft.

Aber werden wir landen können? Die Norfolkinsel ist einer der unzugänglichsten Punkte der Erde. Ein englischer Functionär erzählte mir daß er, siebenmal vor der Insel angekommen, und nur einmal an Land gehen konnte. Glücklicherweise weht am Eingange des Hafens die rothe und nicht die blaue Flagge, ein Beweis daß kleine Boote die Barre passiren können.

Wahrscheinlich verdankte die Norfolkinsel ihrer isolirten Lage das traurige Los zum Gefängniß der „Recidivisten" gewählt worden zu sein.* So nennt man die gefährlichsten und unverbesserlichsten unter den deportirten Sträflingen. Die wenigen Reisenden welche sie besuchten, unter ihr der berühmte österreichische Botanist Baron Karl von Hügel, beschreiben diese

---

* Entfernung von Australien 900, von der Nordspitze Neuseelands 400 Meilen.

Ansiedelung mit den düstersten Farben. Baron Hügel nennt sie eine Hölle in einem Paradies.

Als die Strafanstalt vor dreißig Jahren aufgelassen wurde, erhielt Norfolk eine andere Bestimmung.

Im Jahre 1789 hatte die Bounty von der englischen Kriegsmarine, Kapitän William Bligh, auf einer Kreuzung im südöstlichen Pacific begriffen, Taiti, nach längerm Aufenthalt verlassen, als eine Meuterei an Bord ausbrach. Die gesammte Mannschaft und drei Offiziere betheiligten sich daran. Der Kapitän und die übrigen Offiziere wurden überwältigt, in eine Schaluppe geworfen, mit einigen Fässern Wasser und Mundvorrath versehen und ihrem Schicksal überlassen. Bligh, ein Mann wie wenige, durchfuhr in seiner offenen Nußschale, von den Passatwinden getrieben, und durch die Strömungen gefördert, das ungeheuere Stille Weltmeer in seiner ganzen Breite, sah, der erste, die Fiji-Inseln, landete, nach dreimonatlicher Reise, in Timor (Niederländisch-Indien) und erreichte endlich, wohlbehalten, England. Er war selbst der Ueberbringer der Kunde von der Meuterei an Bord seines Schiffes. Die Nachricht erregte Unwillen und Bestürzung. Ein siegreicher Aufruhr auf einem Kriegsschiff war ein unerhörtes Ereigniß, und ein gefährliches Beispiel. Mittlerweile kehrten die Meuterer nach Taiti zurück, versahen sich mit Weibern und stachen wieder in See. Während einer langen Reihe von Jahren waren sie verschollen, und man vermuthete der Ocean habe die Schuldigen verschlungen als, 1808, ein von Stürmen verschlagener Schiffer auf einem isolirten Felsen unter dem 25. Grad südl. Br., einen alten Matrosen Namens Adam mit mehrern Weibern und Kindern entdeckte. Es waren die Witwen und Abkömmlinge der Insurgenten der Bounty. Alle andern hatten sich untereinander ausgerottet. Die ersten authentischen Nachrichten von diesen Insulanern verdankt man dem Kapitän Beechy, von der königlichen Marine, welcher die Insel Pitcairn im Jahre 1825 besuchte. Den Matrosen Adam fand er noch am Leben. Dieser alte Meuterer, Tyrann und Todt-

schläger hatte sich in einen Patriarchen und Heiligen umgewandelt. Gleichheit und Brüderlichkeit, wenn auch nicht Freiheit, Friede und Wohlstand herrschten auf dem Eilande welches ein wahres Eden geworden war. Verbrechen waren unbekannt. So berichtete wenigstens der ebengenannte Kapitän. Ein Theil des englischen Publikums gerieth in Verzückung, die philanthropischen Coterien veranstalteten Sammlungen und verwandelten die Pitcairner in Pensionäre der öffentlichen Wohlthätigkeit. Die Folge war eine rasche Vermehrung der Bevölkerung. Zwanzig Jahre später vermochte die Insel sie nicht mehr zu fassen. Auch fehlte es am nöthigen Boden um so viele Menschen zu nähren. Unter solchen Umständen, eigentlich unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in England, wies die englische Regierung den Pitcairnern die Insel Norfolk, wo die Strafanstalt bereits aufgelöst war, zum Aufenthalt an und sorgte für ihre Uebersiedelung. Um jene Zeit stand ein merkwürdiger Mann an der Spitze der kleinen Gemeinde. Mr. Nobbs, von Geburt Schottländer und den Volksklassen entsprungen, war zufällig in Pitcairn gelandet, ließ sich dort nieder und wurde, nach Adam's Tode, der leitende Geist und das Haupt der Gemeinde. Er lebt noch in hohem Alter und war bis zum vorigen Jahre als Kaplan bei der melanesischen Mission auf Norfolk angestellt.*

Der Exodus fand im Jahre 1856 statt. Die englische Regierung ließ die ganze Bevölkerung, ungefähr 200 Personen, nach ihrer neuen Heimat bringen, installirte sie auf der Insel und überließ ihr, außer der Nutznießung der beiden großen Staatsgebäude, einige Heerden Schafe und mehrere Pferde. Außerdem versah sie sie mit dem nöthigen Ackergeräth, eröffnete den guten Leuten aber daß die bisherige Unterstützung aus dem Staatsschatze und die periodischen Schenkungen einzelner Wohlthäter fortan eingestellt würden, und sie sich fortan

* Diese Mission steht unter der Leitung des anglikanischen Bischofs von Melanesien, welcher auf der Norfolkinsel residirt.

nicht mehr als Pensionäre sondern als Colonisten zu betrachten hätten.

Der Gouverneur von New-South-Wales wurde zum Gouverneur der Insel ernannt mit der Verpflichtung sie, während seiner Amtsdauer, einmal zu besuchen. Eine Annexion an die genannte australische Colonie fand jedoch nicht statt. Die Insulaner erfreuen sich, mit einigen geringfügigen Beschränkungen, einer vollständigen Autonomie. Ein gesetzgebender Körper in welchem jedes männliche, über 25 Jahre alte, Individuum Sitz und Stimme hat versammelt sich viermal im Jahre. Seine Beschlüsse bedürfen der Bestätigung des Gouverneurs von New-South-Wales. Der Unterhalt der Straßen, der Kirche und der Schule liegt der Gemeinde zur Last. Die ganze männliche Bevölkerung leistet Frondienst während sieben Tagen im Jahre. Es sind, alles in allem, patriarchalische Zustände.

Die englische Urkunde durch welche die pitcairner Gemeinde auf Norfolk installirt wurde enthält aber eine merkwürdige Bestimmung, merkwürdig insofern sie mit den Grundsätzen der modernen Colonisation und namentlich mit der englischen Colonialpolitik in Widerspruch steht. Die Acte gewährt nämlich den Bewohnern der Norfolkinsel die „alleinige Nutznießung“ dieses Territoriums und schließt sie hierdurch von der übrigen Welt ab. Es geschah dies auf inständiges Verlangen der neuen Colonisten. Kein Fremder darf sich auf der Insel niederlassen. Nicht nur die Natur, auch das Gesetz macht sie unzugänglich. Eine Ausnahme wurde nur zu Gunsten der melanesischen Mission gestattet in welcher ungefähr 150 Kinder aus verschiedenen Gruppen Melanesiens, unter der Leitung des Bischofs Dr. Selwyn, erzogen werden. Diese Anstalt befand sich früher in Auckland wurde aber, wegen des verhältnißmäßig rauhen Klimas, hierher verlegt. Sie befindet sich in der Mitte der Insel und steht außer allem Verkehr mit den Einwohnern.

Was ist nun das Ergebniß der freiwilligen Abgeschlossenheit in welcher letztere leben? Wir werden es mit eigenen Augen sehen.

Der Magistrat, das ist der für ein Jahr gewählte Regent der Insel, Mr. Francis Nobbs, war an Bord gekommen, und, von ihm geleitet, verließen wir, Kapitän Bridge und ich, den Espiègle nicht ohne eine lebhafte Regung der Neugierde zu verspüren. Die Barre wurde ohne Schwierigkeit passirt, und wir stiegen an das Land unter dem Zusammenströmen der Einwohner für welche der seltene Anblick Fremder ein großer Genuß zu sein scheint. Wir wandelten eine Weile auf sehr holperigen Wegen, zwischen Küchengärten und mehr oder minder baufälligen kleinen Häusern, einst von den Kerkermeistern und Beamten des Bagno und heute von den ehemaligen Pitcairnern bewohnt. Wenn eine dieser alten Spelunken einzustürzen droht, suchen die Insassen in einem andern, etwas minder verfallenem Häuschen ihr Unterkommen indem sie die Räume mit den daselbst bereits befindlichen Bewohnern theilen. Diese Procedur läßt zu wünschen im Punkte der Reinlichkeit und auch in sanitärer Beziehung, aber sie ist bequem. Die Norfolkinsel ist das Eldorado der Nachlässigkeit. Die Insulaner vernachlässigen ihre Person so wie ihren Anzug der sehr einfach aber europäisch, sehr abgetragen aber nicht zerrissen ist. Sie gehen viel spazieren, zu Fuß oder auf ihren Ackergäulen reitend, sind nie eilig und scheinen sorglos, etwas schläfrig, aber zufrieden mit ihrem Lose. Medium tenuere beati. Die Mischung des englischen und polynesischen, hauptsächlich tahitischen, Blutes verleiht den Insulanern ein eigenthümliches Gepräge. Ihre Haut ist weiß oder olivenfarbig, das Haar schwarz oder röthlich. Zuweilen findet man beide Typen in demselben Individuum vereinigt. Man sieht gut gebaute Männer und Weiber, welche letztere nicht immer geradezu häßlich sind, aber alle Gesichter entstellt der große Mund mit den fleischigen Lippen des Wilden. Sie scheinen wohlerzogen und sprechen ein correctes Englisch, allerdings indem sie die Vocale dehnen was eine Eigenthümlichkeit aller polynesischen Mundarten sein soll.

Der Magistrat führte uns zu seinem Vater Mr. Nobbs,

dem ehemaligen Haupte der Colonie auf Pitcairn, dessen ich bereits Erwähnung that. Wir fanden den achtzigjährigen Greis, in seinem Sorgenstuhle lesend, am Kaminfeuer sitzen. Er empfing uns artig, wechselte einige Worte und kehrte dann zu seinem Buche zurück. So klein auch seine Lebenssphäre war, so nahm er doch in ihr den ersten Platz ein, was man ihm anmerkt. Seine Frau sieht wie eine Tahitierin von ungemischtem Blute aus. Ihre Tochter, eine Funfzigerin, machte uns die Honneurs mit dem leichten Anstande einer Dame der großen Welt. Das kleine „Parlour“ ist mit einer gewissen Sorgfalt eingerichtet. An den Wänden eingerahmte Photographien, in der Mitte ein großer runder Tisch mit Album und Illustrationen vom vorigen Jahre. Wiener Stühle, austrian chairs, die ich unter allen Himmelsstrichen finde, vervollständigen die Einrichtung. Alles in allem, hat dieses Intérieur, in seiner Weise, einen ich möchte sagen höfischen Anstrich. Alles ist relativ auf dieser Welt.

Kapitän Bridge kehrt an Bord zurück und überläßt mich dem Magistrat der uns versichert daß das gute Wetter bis morgen anhalten und meine Einschiffung ohne Schwierigkeit stattfinden werde. Er tritt mir sein Pferd ab, bemächtigt sich meines Nachtsacks und begleitet mich zu Fuß. Der Doctor der Gemeinde, ein seit einigen Jahren hier angesiedelter englischer Arzt, auf einem hübschen Pony reitend, schließt sich uns an, und kurz vor Sonnenuntergang, brechen wir auf. Das Ziel der kleinen Reise ist der Hof des Magistrats im Innern der Insel. Wir haben vier Meilen zurückzulegen aber, obgleich die sehr vernächlässigten Wege durch die letzten Regen sehr gelitten haben, obgleich die Pferde bei jedem Schritt über Baumwurzeln stolpern oder in Wassertümpeln zu versinken drohen oder am nassen Grase ausgleiten, so vergeht die Zeit doch rasch und angenehm. Ich stelle Fragen, und die beiden Begleiter beantworten sie, ein jeder in seiner Weise. Nichts ist für den Reisenden lehrreicher als ähnliche Discussionen zwischen Leuten vom Lande.

Die Straße, welche im ganzen steigt, erklettert steile Hügel, stürzt plötzlich in tiefe Erdeinschnitte, durchzieht Weideland und dringt stellenweise in den, auch um diese abendliche Stunde, mit Wohlgerüchen erfüllten Wald. Im unsichern Lichte der Dämmerung glänzen auf dem dunkeln Grunde der Norfolkpinien die goldenen Aepfel der Hesperiden, die Früchte gigantischer Citronenbäume welche vor beinahe hundert Jahren von den Deportirten gepflanzt wurden, die aber heute, dank der Nachlässigkeit der jetzigen Bewohner, der vordringende Wald in seiner Umarmung zu ersticken droht. Hier und da zeichnet ein Ferntree die feinen Umrisse seines Laubes auf den topasfarbigen Abendhimmel. Alte Eichen, gewaltige Rhododendron, Büsche von Guava und andere Arbusten verleihen der Landschaft das Ansehen eines Parks, aber eines Parks wie ihn die Natur allein zu erfinden vermag.

Der Arzt hatte uns auf halbem Wege verlassen, und es war dunkle Nacht geworden als wir vor dem Gitter des Gehöftes ankamen. Der Magistrat ließ einen leisen, dumpfen Ton vernehmen, etwa wie Ku-i, Ku-i! ein unter den Polynesiern üblicher Ruf. Ein kleiner Junge, den ich für einen Knecht hielt der aber ein Sohn meines Gastfreundes ist, erschien sogleich, öffnete das Pförtchen und nahm mir das Pferd ab.

Die Familie fanden wir im Wohnzimmer versammelt: Mrs. Nobbs eine schöne Frau mit polynesischen Gesichtszügen, drei Töchter, zwischen 12 und 20 Jahren, und zwei Knaben. Der älteste Sohn, anglikanischer Pfarrer in Queensland, und die älteste Tochter, Schulmeisterin in Auckland, waren abwesend. Die Frauen fand ich anständig aber höchst einfach gekleidet. Der Magistrat, der in meinen Augen las, sagte mir: „Auf unserer Insel sind wir unsere eigenen Schneider. Zuweilen werden uns Muster von Auckland geschickt. Wir thun alles selbst.“ Dabei zeigte er mir seine schwieligen Hände. „Aber“, frug ich, „Sie, als Magistrat, leisten doch keinen Frondienst?“ — „Während sieben Tagen im Jahre klopfe ich Steine wie jeder andere.“

Am Landungsplatze hatte ich die Patrone zweier amerikanischer Walfischfänger gesehen welche in der Abfahrt begriffen sind. Einer von ihnen wird einen Sohn und eine Tochter Mr. Nobbs' mit sich nehmen. „Werden Sie lange abwesend sein?“ frug ich. — „Während mehrern Jahren“, war die Antwort, „vielleicht kommen wir nie wieder nach Hause.“ Mich wunderte die Gleichgültigkeit mit welcher die Familie diese so nahe bevorstehende und so lange Trennung aufzunehmen schien. Aber warum schon heute traurig sein, da die Abreise erst morgen stattfinden wird? Die Kunst von Tag zu Tag zu leben vermag wol kaum Größeres zu leisten. Diese Philosophie hat ihre praktische Seite. Ich werde suchen sie mir anzueignen. Papst Gregor XIII. pflegte zu sagen: „Wer lange leben will muß es verstehen traurige Gemüthsbewegungen aufzuschieben.“

Das Diner schien mir ganz gut; der Wein, ein hiesiges Gewächs, erinnerte mich an den Capwein. Zum Nachtisch wurden kolossale Orangen aufgetragen. Man sagt mir die Bäume an welchen sie wüchsen, einst von Convicts gepflanzt, sind seither, infolge der Vernachlässigung, vollkommen entartet. Man beraubt sich dadurch eines guten Ausfuhrartikels nach Neucaledonien, wo diese Frucht bei den Franzosen sehr beliebt ist. Mr. und Mrs. Nobbs haben mir ihr Zimmer abgetreten, und ich schlief den Schlaf des Gerechten in einem Bett welches mich nicht herauszuwerfen drohte. Kein Rollen, kein Stampfen, kein Aechzen der Wogen, sondern nur das sanfte Flüstern des nahen Waldes.

---

28. Mai. — Es scheint, man liebt es hier der Ruhe zu pflegen. Sieben Uhr! und noch herrscht tiefe Stille im Hause. Als ich gestern die Absicht äußerte um diese Stunde aufzustehen wurde von allen Seiten Widerspruch laut: „In Norfolk-Island steht man nicht mit der Sonne auf.“

Ich benutze also die stille Morgenstunde um meine hier gesammelten Notizen in mein Tagebuch zu schreiben.

Die Norfolkinsel, wie so viele andere von Cook entdeckt, enthält 8600 Acres, von welchen nur 120 bebaut sind. Eine beachtenswerthe Thatsache.

Ohne die 150 kleinen Wilden in der melanesischen Mission, zählt die Bevölkerung 470 Seelen. Zur Zeit des Exodus betrug sie 200. Seit einigen Jahren blieb sie unverändert. Es gibt nur 68 Ehepaare, welche den fünften Theil der erwachsenen Bevölkerung ausmachen! Man bemerkt sogar in der Jugend eine Abneigung gegen den Ehestand. Vielleicht erklärt sich dies zum Theil daraus daß, infolge der strengen Abgeschlossenheit der Insel nach außen, die Bewohner mehr oder weniger sämmtlich Verwandte geworden sind. In der jungen Generation ist ein Herabkommen der physischen und geistigen Kräfte auffällig; auch die Fälle von Blödsinn mehren sich. „Man muß", sagte mir einer der hiesigen Notabeln, „das Blut erneuern, was nur möglich ist wenn das absolute Verbot der Einwanderung aufgehoben und die Insel für eine zu bestimmende Anzahl Fremder zugänglich gemacht wird. Aber ist die Thüre einmal geöffnet, so wird es schwer sein Abenteurer und Vagabunden, besonders die Australier, fern zu halten. Sie werden massenhaft herbeiströmen und uns aus unserer Insel verdrängen."

Vollkommen richtig! Aber wessen ist die Schuld? Diesem Völkchen fehlt jedwede Thatkräftigkeit, und, merkwürdig genug, die Weißen welche am wenigsten oder, was nur selten vorkommt, gar kein tahitisches Blut in ihren Adern führen sind, in der Regel, die verweichlichtsten und entartetsten Glieder der Gemeinde. Die Leute sind genügsam und die Natur verschwenderisch. Wozu also die Arbeit? Dies erklärt die Thatsache daß alle Baulichkeiten, Pflanzungen, Straßen u. s. f. aus der Zeit der Strafcolonie herrühren und das Werk der Deportirten sind. Die Pitcairner haben wenig geschaffen und das Uebernommene mehr oder weniger verfallen lassen.

Ich habe bereits erwähnt daß nur ein sehr kleiner Theil des Bodens bebaut wird, und dennoch könnte er alle Früchte

und Gemüse der gemäßigten und mehrere der tropischen Zone erzeugen. Auf den Weidegründen wird einiges, verhältnißmäßig wenig Vieh gezüchtet*, wobei zu bemerken ist daß auch die Thiere entarten. Ein kleiner Theil der männlichen Bevölkerung widmet sich dem Walfischfange.

Die Verbindungen mit der Fremde sind unregelmäßig und sehr selten. Von Zeit zu Zeit übernehmen Walfischfänger, meist Amerikaner, die Bestellung der Post. Zuweilen, sei es wegen Mangel an Gelegenheit sei es wegen schlechten Wetters, ist die Verbindung mit der übrigen Welt durch drei, vier, fünf Monate gänzlich unterbrochen. Da tritt wol auch Mangel in den unentbehrlichsten Bedürfnissen ein, und es kommt vor daß die Vorräthe von Mehl, Zucker, Thee, Kaffee vollkommen erschöpft sind. Mit ein wenig Voraussicht und Thätigkeit ließe sich dies vermeiden. Eine Postverbindung mit Neucaledonien mittels eines Kutters würde dem Uebelstande abhelfen. Aber nichts vermag diese schläfrigen Insulaner aufzurütteln.

Hinsichtlich der öffentlichen Moral sind die Ansichten getheilt. Ich hatte weder Zeit noch Gelegenheit diese Frage zu studieren. Jedenfalls kann man den Pitcairnern nachrühmen daß sie keine Säufer sind, vielleicht zum Theil auch, wegen der großen Schwierigkeit sich geistige Getränke zu verschaffen.

Auffallend ist die den Einwohnern angeborene Artigkeit und eine sie auszeichnende natürliche Würde. Man sagt sie hätten dies von ihren polynesischen Müttern geerbt, gewiß nicht von den Matrosen der Bounty. „Es sind angenehme Leute", sagte ein Offizier des Espiègle. „Wir haben deren an Bord eingeladen. Sie kommen barfüßig an, in Hemd und Pantalon, welche offenbar schon lange gedient haben, erscheinen in der Offiziersmesse, setzen sich zu Tisch und handhaben Messer und Gabel wie wir andern, sind weder verlegen noch vorlaut, sprechen englisch wie Engländer und benehmen sich wie Gentlemen." Leider

* 2000 Schafe, 1350 Stück Rindvieh, 270 Pferde.

haben sie mit den guten Manieren auch die Sorglosigkeit und das dolce far niente ihrer polynesischen Ahnen geerbt.

Mit einem Worte gesagt, wohlwollende und edle Menschen haben, zu Gunsten dieser Mischlinge, die Rolle der Vorsehung übernommen und sie mit Wohlthaten aller Art überhäuft. Aber indem sie sie von der übrigen Welt abschieden schufen sie ihnen ein unnatürliches Dasein: Keine Mitbewerbung Fremder und, daher, kein Wetteifer untereinander, kein Anlaß zu gesteigerter Thätigkeit, keine Erneuerung des Blutes und daher allmähliches Verkommen, Versumpfung und, in letzter Folge, physischer und moralischer Verfall. Der philanthropische Versuch mislang. Ich zweifle daß man ihn erneuern werde.

Als ich aus dem Hause trat fand ich die Töchter des Magistrats im Hofe. Sie waren wie Mägde gekleidet. Die eine rührte Butter, die andere fegte den Stall, die dritte schöpfte Wasser im Brunnen. Aber eine halbe Stunde, später erschienen sie beim Frühstück, gewaschen und im niedlichen Anzuge von Bürgermädchen. Als die Stunde des Aufbruchs schlug liefen sie querfeldein, fingen zwei Pferde ein, sattelten sie und brachten sie vor das Haus. Mr. Nobbs und ich brachen sogleich nach der melanesischen Mission auf.

Diese guten Menschen sind weder Bauern noch Städter, weder Knechte noch Herren, weder Weiße noch Schwarze, sondern ein Gemisch von dem allen. Ich warf einen letzten Blick nach ihrem ländlichen Wohnsitze zurück: im Schatten einiger schöner Bäume, das bescheidene Häuschen mit seiner Veranda mit seinem kleinen Blumengarten an der Vorderseite; ringsum, Aecker und Weidegrund; die Aussicht, hier nach dem nahen Urwald der einige Schritte von der Umzäunung beginnt, dort nach einer mit Norfolkpinien besäeten Wiese. Dies kleine, friedliche, ein wenig schläfrige Gehöft, die pastorale Landschaft, der eigenthüm-

liche Einklang zwischen der belebten und unbelebten Natur werden mir unvergeßlich bleiben. Der Magistrat ist, in seiner Sphäre, ein überlegener Mann, jedenfalls allen seinen Mitbürgern weit überlegen. Er hat Auckland und Sydney besucht und verdankt sich selbst die Kenntnisse die er besitzt. Jedes seiner Worte trägt den Stempel des gesunden Menschenverstandes und der Erfahrung.

Während der Nacht hat sich das Wetter geändert. Der Wind heult, und der Wald seufzt. Ein unheimliches Rauschen der vom Sturme gerüttelten Aeste ersetzt die sanfte Symphonie vom vorigen Abend. Der Magistrat beruhigt mich aber. Während ein paar Stunden wird es noch möglich sein die Barre zu passiren.

Also, besuchen wir die kleinen Wilden in ihrer Mission! Bald wird die prachtvolle Pinienallee erreicht welche, einst von den Convicts gepflanzt, zur Anstalt führt, und wir sind eben im Begriff vor dem Thore abzusteigen als sich, hinter uns, der Hufschlag galoppirender Pferde vernehmen läßt. Es ist Mr. Lowry, erster Lieutenant des Espiègle, mit einem Führer. Der Kapitän sendet ihn um mich eiligst an Bord zu rufen. Der Wind nehme zu, die See gehe hohl; er habe die Anker lichten müssen um sie nicht zu verlieren. Ich werfe sogleich meinen Ackergaul herum und drücke ihm die Sporen in die Weichen.

Wir sind am Strande angelangt. Die See ist wüthend. Ihre Wogen fegen den Landungsdamm. Demungeachtet finden wir die gesammte männliche Bevölkerung dort versammelt. Die Barre ist entsetzlich. Ich passirte mehrere der übelberüchtigtsten Barren, und einige unter ungünstigen Umständen: East-London schauerlichen Angedenkens, Pernambuco, Point-de-Galle und so manche andere, aber ein ähnliches Schauspiel war mir nie beschieden. Wir stürzen uns in das Gully des Kapitäns, und es gelingt den Kai zu verlassen ohne umzuschlagen. Der Offizier sitzt am Steuerruder dessen Seile durch eine eiserne Stange ersetzt wurden. Die fünf Matrosen, das Bild der körperlichen

Kraft, der Kaltblütigkeit, der Unerschrockenheit und der gespanntesten Aufmerksamkeit, wenden die Augen nicht ab von ihrem Lieutenant. Sie wissen in welcher Lage wir uns befinden. Mr. Lowry, der, wie es scheint, lächelnd zur Welt kam, und der sie — hoffen wir als Admiral — einst lächelnd verlassen wird, ist in der Betrachtung der Brandung versunken. Von Zeit zu Zeit sagt er: „Wir werden durchkommen", und ich entgegne ihm: „Aequo animo moritur sapiens."

Die Aufgabe des Offiziers und seiner fünf Männer ist: auf das Commando „Streicht" nach rückwärts zu rudern um, so langsam als möglich, in das Wellenthal hinabzugleiten; am tiefsten Punkte angelangt, auf das Commando „Riemen glatt", anzuhalten bis der nächste Wellenberg den Vordertheil des Bootes erreicht; dann „Vorwärts". Der Berg muß so rasch als möglich erklettert werden. Dies ist der kritische Augenblick. Die geringste Verzögerung kann vom Uebel sein. Wenn das Boot eine gewisse Menge Wasser einschifft sinkt es, wenn durch einen falschen Ruderschlag eine der Seiten gegen die Woge gekehrt wird schlägt es um. Dies Manöver wiederholt sich fortwährend, sowie auch die Schwingungen des Meeres sich unablässig folgen. Und immer wieder der Commandoruf „Back! — Lie on your oars!" und „give way!" Und immer wieder sagt der Lieutenant: „Wir kommen doch durch." Ganz gewiß. Ich zweifle nicht daran. Wenn er seine Zeit gut wählt, wenn er im richtigen Augenblick den richtigen Befehl ertheilt, wenn seine Stimme das Geheul des Windes und das Rauschen des Meeres und das dumpfe Dröhnen der Brandung übertönt; wenn die in seinen Augen lesenden Matrosen seine Befehle vernehmen oder errathen und augenblicklich ausführen — denn jeder Augenblick kann entscheiden über Leben und Tod — wenn ihre Ruder, die sich biegen, nicht brechen, oh dann ganz gewiß, auch nicht die geringste Gefahr! Aber, man kann sich das nicht verhehlen, in dieser Beweisführung gibt es sehr viele Wenn. Uebrigens ist es nicht das Meer allein welches mir zu denken gibt. Wer als

Knabe schwimmen lernte fürchtet das Wasser nicht. Er wird, wie mein alter Schwimmmeister im wiener Prater, illo tempore sagte, mit dem Wasser vertraut. Aber ein anderer Gedanke drängt sich mir auf, sehr zur unrechten Zeit. Ein Kapitän äußerte sich unlängst: „Wenn ich den Ruf «ein Mann im Meer» höre, denke ich sogleich an die Haifische welche in den australischen Gewässern sehr häufig sind und den Schiffen in Schwärmen folgen." Aber ich habe weder Lust noch Zeit bei der Vision des Hais zu verweilen. Das Schauspiel ist so großartig und so phantastisch daß ich die wirklichen oder vermeintlichen Gefahren unserer Lage vergesse.

Es ist ein Höllengalopp, ein Hexensabbat, ein wirbelnder Reihen getanzt von den Wogen des Meeres. Oben und Unten folgen aufeinander mit rasender Schnelligkeit. Bald sehen wir, der Lieutenant und ich, auf fünf leuchtende Hüte hinab welche die Bursche unsern Blicken entziehen, bald nach oben schauend gewahren wir nichts als die untere Seite von fünf Nasen und fünf Kinnen, und ich frage mich durch welche übernatürliche Suspension der Gesetze des Schwergewichts die fünf Männer nicht auf uns herabstürzen. Wir sind in der Tiefe: Diamanten und Perlenschnüre rieseln nieder an den dunkeln Wänden des beweglichen Abgrundes. Kaum daß ein Stück Himmels von der Farbe des Topas über uns sichtbar ist. Und jetzt, einen Augenblick später, schweben wir auf dem schäumenden Kamm einer riesigen Springwelle. Da eröffnet sich uns ein unermeßlicher Horizont: der Ocean, und der weite Himmel, und die röthlichen Felsen der Insel Philipp und, auf sie gezeichnet, ferne, ach sehr ferne noch, die graziösen Umrisse des Espiègle. Aber nahe, noch sehr nahe, der Landungsdamm mit der Gruppe der Norfolker. Unbeweglich, Statuen ähnlich, in ihre Oeljacken gehüllt, den Südwester in die Stirne gedrückt, die Hände, um dem Sturm besser zu widerstehen, auf die leichtgebeugten Knien gestützt, heften sie auf uns ihren kalten neugierigen Blick.

Endlich ist die Barre glücklich passirt. Die See geht

sehr hoch. Aber dies ist Kinderspiel. Wir können das Segel aufziehen, und einige Minuten später liegen wir unter den Kanonen der Corvette.

Hier beginnt ein zweites und, wie der Lieutenant sagt, schwierigeres Manöver als das erste war. Es handelt sich darum anzulegen ohne daß Boot und Mannschaft an dem großen Schiffe scheitern; und meine Aufgabe ist nun einen Act der hohen Gymnastik zu vollziehen. Der Zustand des Meeres gestattet nicht die Treppe herabzulassen. Bleibt also nichts übrig als auf den steps an Bord zu klettern. Steps nennt man kleine an den Seiten des Schiffes angebrachte, etwa zwei Zoll breite Staffel. Der Espiègle und unser Boot tanzen eine Art von chassé-croisé in senkrechter Richtung. „Wählen Sie", wird mir gesagt, „den Augenblick wo unser Boot mit der Woge sinkt, und das Schiff mit ihr steigt. Springen Sie sodann auf eine der Staffeln des Espiègle und klammern Sie sich zugleich an das Seil welches man Ihnen zuwerfen wird, worauf Sie so rasch als möglich die Staffeln hinauflaufen müssen um nicht von unserm, mittlerweile sich wieder hebenden, Boote erreicht und an der Wand des großen Schiffes zerquetscht zu werden." Die Instruction schien mir klar und bündig, die mir zugemuthete Gymnastik aber etwas complicirt. Meine Lage war — wenn es erlaubt ist Kleines mit Großem zu vergleichen — die eines Akrobaten der auf seinem Trapez sitzt und es rüttelt, bis es ihn durch die Luft nach dem andern Ende des Cirkus schnellt, wo er sich dann an die Füße oder Hände oder an ein Seil, welches irgendeine Akrobatin mit den Zähnen hält, zu klammern hat. Eine, man wird es gestehen, nicht beneidenswerthe Lage, zumal in meinen Jahren. Himmel, welches Abenteuer, welcher Anachronismus! Aber habe ich nicht die berühmte Saqui gesehen, diesen Stern der hohen Akrobatie unter dem Consulat und dem ersten Empire? Sah ich sie nicht am Seile tanzen im Jahre des Heils 1850, am Hauptplatze von Algier? Sie zählte damals 72 Sommer! Die arme Alte, wie kläglich sie aussah in ihrem Pierrettencostüm, mit

den Rosabändern, und wie das Publikum lachte und zischte! Und wie jämmerlich mir dies Schauspiel damals vorkam! Aber jetzt, erscheint sie mir in einem andern Lichte, fast in dem Glanze der Heldin. Und wenn sie auch ihre Sprünge nicht des Ruhmes halber machte, so sprang sie um zu leben, und auch ich springe für mein Leben. Sonderbar, diese alte Erinnerung von Algier flößt mir Muth ein. Nichts wirkt erhebender als die großen Beispiele der Vergangenheit. Zweimal habe ich, aus Unschlüssigkeit, den günstigen Augenblick versäumt. Diesmal, ganz gewiß, wird gesprungen. Ueberdies, zwei kräftige Schutzengel als Matrosen verkleidet, und, wie das Engeln zukommt, durch ein Wunder an die Bordwand des Espiègle genagelt, strecken mir ihre Arme entgegen. Der gute Kapitän steht im Fallreep mit einem Seile in der Hand dessen eines Ende mir um den Leib geknüpft wird. Es ist das letzte Mittel. Das Boot sinkt, das Schiff steigt. Also, gesprungen! In diesem entscheidenden Augenblick fällt mein Blick auf eine Gestalt des Schreckens. Hinter dem Kapitän erscheint mein Diener den ich an Bord gelassen hatte. Angst, Schmerz, Entsetzen malen sich auf seinem treuherzigen Gesicht, aber nicht ohne einen Beisatz innerer Befriedigung. Wie glücklich, nicht an der Stelle seines Herrn zu sein!

II.

Fiji.

Vom 28. Mai zum 16. Juni.

Suva. — Mbao. — Takumbau. — Die Prinzessin Andiquilla. — Levuka. — Loma Loma. — Die Zustände vor und nach der Besitzergreifung Englands.

Zur See. — Seit zwei Tagen sind Himmel und Meer verändert. Die Luft ist lau und feucht geworden. Einige vorüberziehende Regenschauer haben keine Kühlung gebracht. Sanfte Passatwinde blähen die Segel des Espiègle, streicheln die Wangen des Reisenden, lullen ihn zum Schlafe ein, berauben ihn seiner Kraft. Der Kampf der Elemente, so häufig in den höhern Breitengraden der südlichen Hemisphäre, die Schrecken der Norfolkbarre sind vergessen bei dem ersten, dem verrätherischen Lächeln der tropischen Natur.

Am 2. Juni morgens steuern wir der Küste von Kandavu entlang. Kandavu, die südlichste unter den Inseln der Fiji-Gruppe, erhebt sich 2700 Fuß über das Meer. Ein Wolkenvorhang hatte sie unsern Blicken entzogen. Mit einem mal zeigt sie, in unmittelbarer Nähe, ihre steilen Abfälle, gehüllt in einen grünen Mantel von Rasen und Yam (saftgrün), von Wald (schwarzgrün); aber alles ist grün, vom Meeresrand bis zum Scheitel des Eilandes hinauf. Um Mittag ist sie in unserm Rücken verschwunden. Nachmittags kommt die große Insel Viti Levu in

Sicht. Um 7 Uhr abends dringt die Corvette in die Lagune. Zwei kleine Leuchtthürme, welche die Regierung in der Achse der schmalen Einfahrt, den einen auf einer Anhöhe, den andern am Strande, errichten ließ, ermöglichen dieses Manöver trotz der dunkeln Nacht. Um 8 Uhr wirft die Corvette ihre Anker vor Suva, der neuen Hauptstadt der neuen Colonie.

Suva, 3. bis 8. Juni. — Die Fiji-, die Salomoninseln, die Neuhebriden, Neubritannien und die andern Gruppen, welche man, wegen der schwarzen Hautfarbe ihrer Bewohner, mit dem allgemeinen Namen Melanesien oder Schwarzer Archipel bezeichnet, waren der classische Boden der Menschenfresser. In Fiji haben methodistische Missionare den Kannibalismus ausgerottet, vollständig nach der Ansicht der einen, nur bis zu einem gewissen Grade, wie andere behaupten. Letztere meinen, er sei nur gänzlich verschwunden wo es unmöglich geworden ist sich dies scheußliche Nahrungsmittel zu verschaffen. Der Krieg zwischen den 14 Tribus der Fiji, welcher fast ohne Unterbrechung fortdauerte, lieferte hauptsächlich das benöthigte Menschenfleisch. Seit der Besitzergreifung durch England wurde der Friede nur einmal gestört, und zwar im verflossenen Jahre, in dem gebirgigen Theile von Viti Levu. Während dieser kurzen Episode, sollen die Sieger, wie in der guten alten Zeit, die Besiegten, d. h. die Gefallenen und die Gefangenen, verzehrt haben. Ein junger englischer Offizier drang mit einer Handvoll fijischer Soldaten in das Gebirgsland ein und stellte die Ruhe sogleich wieder her. Nach allem was ich höre, möchte ich mich zur Ansicht jener bekennen welche behaupten daß der Kannibalismus in mehrern Gruppen Melanesiens allmählich erlischt und in den Fiji-Inseln, einzelne Fälle ausgenommen, nicht mehr besteht. Daß er in den Neuhebriden und den meisten andern Archipelen Melanesiens noch in vollem Schwunge ist, steht außer

Zweifel. Die Missionare schreiben das Verschwinden dieser scheußlichen Barbarei auf Fiji, nächst der göttlichen Barmherzigkeit, ihrer Thätigkeit zu. Die Offiziere der australischen Seestation, welche ihre Flagge alljährlich in diesen Gewässern zeigen, sehen den Grund in der Berührung der Wilden mit den civilisirten Menschen (?), in der pax britannica, welche die Folge der Annectirung war, in der allmählichen Milderung der Sitten, endlich in der Wirkung der Zeit, in dem Heranwachsen
sagen Geschlechter welche den Kannibalismus nur vom Hören-
Im Jahre 1835 kamen selbst geübt haben.
seeland, und hierauf nach den ...sche Missionare nach Neu-
Inseln. Dort bekehrten sie den obersten ...hafts- oder Tonga-
pels. Von dem Grundsatze cujus regio ejus ...ptling des Archi-
ließ König Georg seine Unterthanen taufen. ...ligio ausgehend,
gierung beeilte sich seinen Königstitel anzuerkennen, ...sche Re-
bald darauf Deutschland, einen Freundschaftsvertrag ..., sowie
(1879) und errichtete ein Consulat in der Hauptsta... mit ihm
Königreiches. Auf den Rath der Missionare und un...t seines
Leitung, beglückte König Georg seine Völker mit einer ...ter ihrer
tion und einem Parlament. Die absolute Macht übern... Constitu-
Bekehrer, Freund und Rathgeber, der reverend Baker, e...hm sein
Missionare. Der jetzt 92jährige König herrscht und sein P...er der
minister Baker regiert bis zum heutigen Tage, und dieser ...emier-
pel hat, unter dem Scepter des Missionars, einen Gra... Archi-
Wohlstand und relativer Civilisation erreicht welche m... von
keiner andern unabhängigen Gruppe Oceaniens gewahrt. ...n in

In demselben Jahre, 1835, drangen zwei wesleya...
(methodistische) Missionare in Fiji ein. Sie fanden dort sa...ische
derhafte Zustände. Kriege, Metzeleien, Gelage mit Mensch...au-
fleisch waren an der Tagesordnung. Aber sie fanden dort a...en-
eine gewisse Organisation, eine Art Gewohnheitsrecht, 14 klei...uch
Könige, Höflinge und Staatsmänner, Leute welche aus der P...ne
litik ein Handwerk machten, und Hausirer mit Neuigkeiten welch...



von Tribus zu Tribus gingen. Von der Localfarbe abgesehen, sieht man wenig Neues. Es sind die Leidenschaften, die Intriguen, die geheimen Umtriebe, sowie einige der Tugenden und sehr viele, aber nicht alle Laster unserer gesitteten Welt. In Europa begab sich vordem der in Ungnade gefallene Minister aus seiner officiellen Residenz nach seinem Palast in der Stadt oder seinem Schlosse am Lande; heute, in der Aera des Parlamentarismus, vertauscht er seinen Sitz im Hause mit einem andern. Hierzulande, vor noch ganz kurzer Zeit, versetzte man ihm einen Keulenschlag und verspeiste ihn sodann. Der Modus procedendi ist, wie man sieht, ein bedeutend anderer als bei uns. Wenn man aber die Mittel untersucht welche angewandt wurden um den Sturz des Ministers herbeizuführen, findet man eine große Analogie. Diese Wilden sind gewaltige Streber, äußerst verschmitzt, Meister in den Künsten der Verstellung und der Lüge. Unsere Politiker von Metier, jene von ihnen welche die dunkeln Wege der Intrigue wandeln, könnten hier manches lernen.

Dank seiner geistigen Begabung, seiner Thatkraft und der Ausdehnung seines Gebietes, nahm Takumbau, unter den großen Häuptlingen des Fiji-Archipels, den ersten Rang ein. Er erreichte es sogar von einer gewissen Anzahl von Großhäuptlingen als König ausgerufen zu werden. Aber der Versuch sich auch die andern Stammeshäupter mit Gewalt zu unterwerfen mislang und führte ihn an den Rand des Unterganges.

Wegen größerer Sicherheit für seine Person, residirte er auf der sehr kleinen Insel Mbao. Bereits im zarten Alter von sechs Jahren that er, nach fijischen Begriffen, seinen ersten Waffengang indem er einen Kriegsgefangenen mit einer Keule erschlug. Bei seinem Regierungsantritt verübte er, allerdings in Vollziehung des letzten Willens seines Vaters, eine entsetzliche Unthat. Er ließ vor seinen Augen, und indem er selbst mit Hand anlegte, die fünf Witwen des letztern, unter ihnen seine leibliche Mutter, abschlachten. Während der ersten Zeit seiner

Regierung erwies er sich als Tyrann der schlimmsten Art. Man erzählt vom Marschall Narvaez daß er, am Todtenbette von dem Beichtvater ermahnt seinen Feinden zu vergeben, antwortete: „Ich habe keine. Ich ließ sie alle erschießen.“ Takumbau aß seine Feinde. Selbst nach seiner Bekehrung zum Christenthum, entfuhr ihm zuweilen ein Seufzer wenn er an die schönen Jugendzeiten zurückdachte, und es geschah wol auch daß er im traulichen Kreise befreundeter Europäer, nicht ohne einiges Wohlgefallen, erzählte wie er an 20000 Zungen, im oder nach dem Gefechte, erschlagener Feinde verzehrt habe. Das Fleisch der Weißen verglich er mit einer reifen Banane. Aber, am Ende, schlug auch ihm die Stunde der Gnade. Was den Missionaren, trotz ihrer unablässigen Bekehrungsversuche, mislungen war brachte der König von Tonga zu Stande als ihn Takumbau, von mehrern verbündeten Fiji-Häuptlingen bedroht, zu Hülfe rief. Georg I. ließ sich dies nicht zweimal sagen. Er erschien mit großer Heeresmacht vor der Insel Mbao, wo sein Schützling belagert wurde, stellte sein Ansehen wieder her und rieth ihm den Glauben der Weißen anzunehmen. Die ihm befreundeten Häuptlinge folgten dem Beispiele alsogleich, die übrigen allmählich. In dieser Art wurde die christliche Religion (1857) in dem Archipel eingeführt. Die zweite Hälfte der Regierung Takumbau's war für ihn eine Reihe von Wechselfällen, für das Land eine Zeit des Fortschrittes, insofern als die Sitten sich offenbar milderten und der Kannibalismus zu verschwinden begann. Man schreibt dies, wie bereits gesagt, bis zu einem gewissen Grade der Thätigkeit der Missionare zu, zum Theil auch dem Einfluß des in Levuka neu errichteten englischen Consulats. Aber die Kriege dauerten fort, und das Ansehen des Königs erblaßte. In dieser Bedrängniß den Rathschlägen seiner weißen Freunde folgend, octroyirte er den Wilden seines Archipels eine Constitution nach dem Vorbilde der von amerikanischen Missionaren auf den Sandwichinseln eingeführten Verfassung. Aber, es scheint, die guten Fijier waren noch nicht reif für derlei Ge-

schenke. Die Lage des Königs verschlimmerte sich und ward am Ende unhaltbar. Nur Ein Ausweg stand ihm noch offen: Abdankung zu Gunsten der Krone England (1874). In den letzten Jahren seiner Regierung, waren seine Tochter Andiquilla und ein englischer Emigrant seine vorzüglichsten Rathgeber. Mr. Thurston hatte England sehr jung verlassen um in Australien sein Glück zu machen und sodann längere Zeit auf mehrern oceanischen Inseln zugebracht, wobei er eine damals seltene Kenntniß der Bewohner und ihrer Sprachen erwarb. Als ein Consulat für Fiji errichtet wurde, ernannte ihn die Regierung zum Kanzler, später zum Verweser und endlich zum Consul. Später verließ er diese Stellung, wurde erster Minister Takumbau's und verhandelte als solcher mit dem britischen Obercommissär Sir Hercules Robinson über die Abtretung der Inseln an England. Heute bekleidet er das ansehnliche Amt des Colonialsecretärs auf Fiji.

Nach seiner Abdankung lebte Takumbau bis zu seinem Tode, 1882, zurückgezogen in seiner ehemaligen Hauptstadt Mbao, im Schose seiner zahlreichen Familie, und im besten Einvernehmen mit den Engländern welchen er zuweilen guten Rath ertheilte. Der ehemalige Tyrann, Muttermörder und Menschenfresser nahm das Leidwesen seiner frühern Unterthanen und die Sympathien seiner neuen Gebieter mit in das Grab.

In geringer Entfernung vom Espiègle zeigen sich die eleganten Umrisse der Dampfyacht der britischen Kriegsmarine Dart, Kapitän Moor. Seit fünf Jahren ist dieser Offizier mit der Anfertigung von Seekarten in diesem Theile des Stillen Weltmeers beschäftigt. Einige große englische und deutsche Segelschiffe ankern im Hafen oder vielmehr in der Lagune, einer weiten Wasserfläche, welche Korallenriffe vom Ocean trennen. Diese sind zugleich eine Ringmauer der Insel und der Schrecken der

Seefahrer. Vom Grunde des Meeres aufsteigend, zum Theil von mikroskopischen Insekten erbaut, überragen sie selten die Oberfläche der See und machen sich dem Auge durch die weiße Linie der Brandung erkenntlich, dem Ohre durch das dumpfe Dröhnen der zurückgeworfenen Wogen, durch jene eigenthümliche Musik welche, je nach der Stimmung der Elemente, bald flüstert, bald rauscht. Jenseit des weißen Gürtels, im Südwest, die langgezogenen Contouren einer Insel. Bei Ostwind und schönem Wetter, läßt sie sich kaum errathen; bei feuchtem, möchte man mit den Händen nach ihr greifen.

Vor uns liegt die eben erst gegründete Stadt Suva. Die hölzernen mit Rolleisen gedeckten, ganz neuen Häuser lehnen sich an niedere mit üppiger Tropenvegetation bekleidete Hügel. Nur die schlanken Stämme und die Fächer der Cocospalme fehlen oder zeigen sich selten. Im Osten, auf einer Anhöhe, getrennt von allen andern Wohnsitzen, steht der niedere und, verhältnißmäßig, weitläufige Palast des Gouverneurs. Das Gesammtbild macht den Eindruck einer Idylle. Nichts Ergreifendes, nichts was zur Phantasie spräche! Nicht einmal malerisch ist die Gegend, aber friedlich, anmuthig, seltsam, zu Träumereien einladend, wenn nicht zum Schlafe. Aber wendet man den Blick gegen West, so gewahrt man ein Wirrsal von Kuppen, Firnen und Graten welche, unerachtet ihrer geringen Höhe — 500—3000 Fuß — durch den Contrast mit den niedern Hügelzügen vor uns, die Wirkung des Hochgebirges hervorbringen und an die Alpen, die Pyrenäen, den Kaukasus erinnern. Ein vereinzelter Kegel, von bizarren Umrissen, wurde von den Matrosen „der Daumen" getauft. Der Name ist nicht poetisch, aber er drückt einen Gedanken aus: das unnahbare und ungastliche Land zeigt den Seefahrern die Faust. Wenn der Himmel, wie in diesem Augenblick, mit schweren Wolken bedeckt und die Luft durchsichtig ist, erscheint die weite Alpenlandschaft wie ein ungeheuerer Graffito, je nach der Entfernung, grau auf grau oder schwarz auf schwarz. Bei heiterm Himmel und Ostwind sind

die Berge eben so viele lichtblaue, durch ein Prisma gesehene Wölkchen. Die phantastische Zeichnung, das magische Colorit fesseln das Auge, erregen die Neugierde des Betrachtenden, überwältigen ihn durch ihre unnennbaren Reize, erheben ihn über die prosaische Wirklichkeit des Alltagslebens, entrollen vor seinen trunkenen Blicken die neuen Horizonte einer idealen Welt.

Alle Morgen und Abende gehen wir an das Land. Unter wir verstehe ich immer Kapitän Bridge und mich. Der Espiègle ist unser Hotel und wird es während der ganzen Kreuzung bleiben. Wir hatten gehofft hier frischen Mundvorrath einzunehmen, und mehr als einmal componirten wir künftige Speisekarten und weideten uns im vorhinein an den in diesem Hafen unser harrenden lucullischen Genüssen. Es war eine Täuschung. Die Eingeborenen leben von süßen Kartoffeln (Yam) und Bananen; die europäischen Residenten von den Vorräthen die sie sich verschaffen können, und welche kaum das unentbehrliche Bedürfniß decken. Alles was der Koch des Kapitäns mit vieler Mühe aufzutreiben vermochte waren einige Hühner und Eier. Indeß unter Segel wie am Anker, leistet er das Mögliche und ersetzt durch seine Kunst was die Natur versagt.

Im vorigen Jahre bestand die kleine Stadt aus einigen provisorischen Holzbaracken; heute zählt sie eine oder zwei Kirchen, schöne Häuser, Schulen und mehrere stattlich aussehende Hotels. Mir gefällt der einfache Stil besser als die anspruchsvollere Physiognomie der in Australien neu entstehenden Städte. Suva glänzt durch seine Bescheidenheit. Seine Gassen sind weder breit noch schnurgerade, besitzen aber gute Gehwege, und in den Waarenniederlagen findet man alle Erzeugnisse der europäischen Industrie. Nur, wie bereits bemerkt, Mundvorrath ist spärlich vorhanden. Wir besuchten einige Kaufläden. Die Geschäfte werden meist mit von Sydney vorgestrecktem Gelde gemacht.

Aber Melbourne spielt hier die erste Rolle weil es die Menschen, den Unternehmungsgeist und das go ahead liefert. Auch mit einigen Deutschen sprach ich. Hier, wie überall wo sie sich ansiedeln, gedeihen sie. Man rühmt ihre Thätigkeit, Intelligenz, Sparsamkeit und Nüchternheit. Luxus und grobe Ausschweifungen sind bei ihnen unbekannt.

Während die Weißen in ihren Schreibstuben oder Kaufläden arbeiten, faulenzen die Eingeborenen, Männer und Weiber, in den Gassen, schwätzen und lachen fortwährend aus vollem Halse. Der Fijier ist, gewöhnlich, von mittlerer Statur, breitschulterig und kraftvoll gegliedert. Seine Züge sind grob und unregelmäßig, und die Wulstlippen des großen Mundes und die langen starken Zähne erinnern an den ehemaligen Menschenfresser. Dabei sieht er aber treuherzig, fröhlich und gutmüthig aus. Je nach dem größern oder geringern Beisatze von polynesischem Blut welches in seinen Adern fließt, wechselt sein Teint zwischen olivenfarbig und dunkelschwarz. Im erstern Falle ist er Sohn oder Enkel eines Tongiers. Am meisten fällt den Neuankommenden sein Kopfputz auf. Das Haar dieser Insulaner ist immer gekraust und schwarz. Sie bedecken es mit einer dichten Schichte von weißem Korallenkalk. Infolge beständiger Abwaschungen verschwindet letzterer binnen einigen Tagen, und die Haare sind mittlerweile lichtgelb und ganz steif geworden und sehen aus als ob sie in Bronze gemeißelt wären. Der erste Eindruck welchen diese Wilden hervorbringen ist kein vortheilhafter. Vielleicht muß man sich an ihren Anblick gewöhnen. Jedenfalls sind sie, in den Augen der europäischen Residenten, schöne Männer. Es scheint also daß der Fijier bei längerer Betrachtung gewinnt. Er gewinnt auch bei längerer Bekanntschaft. Er ist, wird mir gesagt, gutmüthig, intelligent, nicht unterwürfig aber von Natur aus artig. Nichts Einfacheres als sein Anzug: eine Schürze von Kattun oder Baumrinde um die Lenden, eine Blume im Haar. Die Weiber, deren einige mir hübsch schienen, tragen entweder das ihnen von den Missionaren

octroyirte Hemd, oder eine Schürze, eine Art pinafore, welche auch den Busen und den Rücken bedeckt.

Wir können sie mit den für die europäischen Plantagen eingeführten Südseeinsulanern vergleichen. Letztere kommen meist von den Neuhebriden und den Salomoninseln, aber auch von Neubritannien und andern melanesischen Gruppen, und müssen sich hier, da sie fast alle mehr oder weniger Menschenfresser sind, einer strengen Abstinenz von diesem Nahrungsmittel unterziehen. Diese Fasten dauern so lange als ihre Dienstzeit, d. h. solange sie auf den Fiji-Inseln verweilen.

Wir lassen die Stadt hinter uns und ersteigen eine Anhöhe in ihrem Rücken wo man einer herrlichen Fernsicht und, zuweilen, eines erquickenden Luftzuges von der See her genießt. Die wohlhabenden Kaufleute lieben nicht über ihren Magazinen zu wohnen und haben sich hier angesiedelt, und zwar in sehr netten Landhäusern denen der kleine aber sorgfältig gepflegte Garten nicht fehlen darf. Da dieser Hügel auch seiner gesunden Luft wegen berühmt ist werden die Bauplätze sehr theuer bezahlt. Die letzte dieser Villen stößt an den Urwald, an die Einsamkeit, an die ungebändigte Natur.

Der Weg zum Government-House läuft am Strande der Lagune entlang. Die Entfernung von der Stadt beträgt eine Meile. Bei dem kleinen Landungsdamm des Gouverneurs angelangt, biegen wir links ein und gelangen durch ein offen stehendes Gitterthor in einen kürzlich gepflanzten Garten. In einigen Jahren wird er ein prachtvoller Park sein. Kein Portier, keine Schildwache, und, wie gesagt, das Thor weit offen! Ein Beweis der öffentlichen Sicherheit welche die Insel den Insassen dieses Palastes verdankt. Ein sandiger Weg führt bergan zu einer Gruppe von hölzernen Häusern welche unter sich durch gedeckte Galerien verbunden sind. Kein Luxus, keine anspruchsvolle Architektur, aber ein dem heißen und feuchten Klima angepaßter Bau. Die Gemächer sind geräumig, einfach aber anständig möblirt, und, dank einer guten Ventilation, verhält-

nißmäßig kühl. Die Häuser dieser Gattung werden in Auckland (Neuseeland) gebaut und nach Queensland, seit einigen Jahren auch nach Neucaledonien und Fiji ausgeführt. Leider ist der Gouverneur, Sir William de Voeux, mit Urlaub abwesend. An seiner Stelle empfängt uns der Colonialsecretär Mr. Thurston, der ehemalige Minister und Freund Takumbau's, von welchem bereits die Rede war. Von der Veranda aus verliert sich der Blick in einem leuchtenden Chaos. Himmel, Wasser und Land fließen ineinander. Ich ziehe mein Zeichenbuch hervor, aber Schwärme von Stechfliegen und Mosquitos verhindern mich das Unmögliche zu versuchen.

In der Nähe des Palastes befinden sich die Baracken einer kleinen Abtheilung eingeborener Truppen. Am Rückwege kamen wir an einer Schildwache vorüber. Ein prachtvoller Bursche. Seine Uniform besteht aus der Schürze welche bis zur Mitte der Schenkel herabfällt. Er präsentirte das Gewehr und betrachtete mich mit einem Blicke der mir die Gänsehaut gab. Der Blick eines Anthropophagen.

Unter Europäern ist der Kannibalismus ein beliebter Gegenstand des Gespräches. Man wirft die Frage auf: ist er wirklich ausgerottet? und die Antworten lauten verschieden. In allen die Eingeborenen betreffenden Dingen theilen sich die Weißen in zwei Klassen: die einen lieben den Fijier schwärmerisch, für die andern ist er ein Gegenstand des Hasses und der Abscheu. Es gibt Enthusiasten welche nicht glauben können daß diese lieben guten Schwarzen sich jemals untereinander gefressen hätten. Ihrer Ansicht nach hat der Kannibalismus niemals bestanden, er ist eine Fabel. Die andern behaupten das gerade Gegentheil und führen verschiedene Thatsachen an. So zum Beispiel, begab sich unlängst ein Missionar mit seinen Schülern auf ein Kriegsschiff. Während eine Barke sie dahin brachte, sahen die

Knaben wie ein großer Fisch einen kleinen verzehrte und einer von ihnen sagte: „Wenn Fische Fische essen dürfen, Insekten Insekten, warum soll es dem Menschen verwehrt sein seinesgleichen zu verzehren.“

Jedermann weiß wie gefährlich die Schiffahrt in diesen an Korallenriffen überreichen Gewässern ist, in welchen es keine Küstenbeleuchtung gibt, ganz abgesehen von dem Mangel an Seekarten (ein Mangel dem übrigens gegenwärtig immer mehr abgeholfen wird). Daher die vielen Schiffbrüche, die entsetzlichen Leiden und schauderhaften Begebenheiten von welchen man von Zeit zu Zeit hört. Die Fälle wo die Ueberlebenden ihr Dasein gefristet haben indem sie ihre Unglücksgefährten verzehrten sind häufiger als man denkt.* Mehr als einer jener Seewölfe berüchtigten Namens, welche sich in Suva, Levuka, Apia, am Strande oder in den Trink- und Spielstuben umhertreiben, haben diese Speise gekostet. Man versichert mir daß diese Leute von Zeit zu Zeit, einige von ihnen nach regelmäßigen Zwischenräumen, ein lebhaftes Verlangen danach verspüren. Wenn der Mensch, hörte ich sagen, das vollkommenste Thier der Schöpfung ist muß sein Fleisch das schmackhafteste sein.

Als wir heute Nachmittag an Land fuhren, vernahmen wir plötzlich ein eigenthümliches Geräusch in unmittelbarer Nähe unsers Bootes. Es war ein ungefähr 6 Fuß langer Hai welcher sich in senkrechter Richtung in die Luft geschnellt hatte. Die Entfernung zwischen seiner Schwanzspitze und dem Wasser glich der Länge des Thieres. Im selben Augenblick löste sich von seinem Bauche ein kleiner Fisch, bekanntlich der intime Todfeind der Haie. Offenbar hat das gequälte Unthier, in einem Anfalle

* Ich erinnere nur an die Nordpolexpedition des Kapitäns Greely und die Fahrt der Mignonette, beide im gegenwärtigen Jahre 1884.

von Wuth, diesen sonderbaren Luftsprung gethan. Mein Gefährte, der Kapitän, der seit seiner Knabenzeit alle Meere der Erdkugel befährt, hatte nie etwas Aehnliches gesehen. „Hüten wir uns“, sagte ich ihm, „unsern Freunden in Europa davon zu sprechen. Sie würden sagen: A beau mentir qui vient de loin.“

Mr. Thurston frühstückte heute an Bord. Er kennt Polynesien wie kein anderer. Dies begreift sich, denn er bringt hier sein Leben zu. Aber daß er Europa, blos durch Lektüre, kennt als ob er es nie verlassen hätte ist wirklich wunderbar. Er erhält Zeitungen, Revuen, die neuesten Bücher, und findet, obgleich erdrückt unter der Last der Geschäfte, Zeit zum Lesen.

Die Sonne ist umwölkt. Um so besser für unsern Spaziergang. Also schnell an Land! Wir richten unsere Schritte gegen das neue Dorf der Einheimischen welche früher an der Stelle wohnten wo seit einigen Jahren die Hauptstadt der Colonie steht. Der liebliche Weg läuft zwischen der Lagune und einer Reihe kleiner Teiche hin in denen sich der Wald spiegelt. Welche Einsamkeit in nächster Nähe von Suva! Wir begegneten einer jungen Frau; sie trug ein Päckchen am Rücken, und aus dem Päckchen ragte ein Kinderfuß hervor. Reisende sind neugierig, und wir baten sie uns ihr Baby zu zeigen. Sie that es mit größter Bereitwilligkeit indem sie sich, zu rasch um daran verhindert zu werden, den Oberleib entblößte. Offenbar glaubte sie nichts Unanständiges zu thun. Die Begriffe von Anstand sind in Oceanien eben andere als bei uns. Eine sittsame Frau wird niemals ihren Schurz ablegen, aber sie zeigt ohne Scrupel das Uebrige ihrer Person.

Diesen Abend Diner in der Offiziersmesse, an Bord des Espiègle. Alle sind weiß gekleidet vom Wirbel zur Zehe. Im Government-House und bei den reichen Kaufleuten, erscheint man bei Tische oder im Salon in folgenden Anzuge: weißes Hemd und weiße Pantalons, dazu der karminrothe oder dunkelblaue Leibgürtel, der Rumdrum des Anglo-Indiers. Eine elegante und dem Klima entsprechende Toilette.

Heute Ausflug nach der Insel Mbao, der ehemaligen Hauptstadt des Königs Takumbau. Entfernung 35 Seemeilen.

Mr. Thurston hat uns den kleinen Dampfer des Gouverneurs zur Verfügung gestellt. Um 9 Uhr morgens verließ er seinen Ankerplatz und steuerte durch den engen Kanal zwischen den Koralleninseln Mikalavo und Mokalavo nach der offenen See. Diese beiden Eilande erheben sich kaum über die Oberfläche des Wassers und sind mit dichten Büschen bewachsen welche einige schlanke Cocospalmen überragen. Bald darauf kamen wir am Wrack eines großen Steamers vorüber. Er war hier, erst vor wenigen Tagen, von Kalkutta kommend, mit einer vollen Ladung von Hinduarbeitern, an einem Korallenriff gescheitert. Der Kapitän, die Offiziere und die Mannschaft, alle in trunkenem Zustande, wurden gerettet. Von den armen Kuli kam nicht Einer mit dem Leben davon. Ein großes schönes Schiff, mit zertrümmertem Deck auf einer Seite liegend, das Hintertheil zwischen Klippen eingekeilt und von den brandenden Wogen gepeitscht, ist ein trauriger, unheimlicher Anblick. Selbst alte, an die Wechselfälle des Seelebens gewöhnte Matrosen betrachten ein solches Schauspiel nicht ohne Bewegung, wie dem Wüstenreisenden traurig zu Muthe wird wenn er an den Skeleten gefallener Kamele vorüberzieht. Aber die frische Brise, die rollende See, die prachtvolle Sonne verscheuchten bald alle trüben Ahnungen. Schon war, im Norden, die hohe Insel Ovalao in

Sicht. Zu unserer Linken, in geringer Entfernung der niedere und sandige Theil von Viti Levu. Vor uns mehrere kleine Inseln, darunter Mbao. Letztere, dicht bewachsen, erhebt sich nur 80 Fuß über das Meer, und ihr Umfang mißt 3 oder 4 Meilen. Zwischen den Bäumen gewahrt man kaum die Dächer der methodistischen Kirche und des königlichen Mausoleums, am Gipfel des Hügels die kleinen Häuser der Missionare, und am Strande einige Hütten von Eingeborenen.

Um 3 Uhr geht unser Steamer inmitten einer Gruppe von einheimischen Kähnen vor Anker. Auch einige in Auckland gebaute kleine Yachtschiffe, das Eigenthum von Häuptlingen, welche sich nicht mehr mit dem ausgehöhlten Baumstamme begnügen, liegen hier. Alle diese Fahrzeuge brachten große und kleine Stammeshäupter welche gekommen sind um den Roko von Mbao, einem Sohn Takumbau's, zu seiner Heimkehr vom Nationalrathe zu beglückwünschen. Wir finden die Hauptstraße vereinsamt, aber in der Entfernung vernehmen wir die dumpfen Töne des Tam-Tam und, ihnen folgend, erreichen wir einen Platz auf welchem die ganze Bevölkerung versammelt ist. Ein Meki hat sie herbeigezogen, d. h. ein von den vornehmen Damen der Tribus ausgeführter Staats- oder Hoftanz. Der Held des Tages sitzt, von seinen Brüdern und Vettern umgeben, auf seinen gekreuzten Beinen am Eingange einer Kabane. Er ist noch jung, von mattbrauner Gesichtsfarbe und gewöhnlichen Zügen. Von seinen Gefährten unterscheidet er sich nur durch sein Hemd, während die andern sich mit dem Schurz begnügen. Wir schütteln ihm die Hand und nehmen hinter den Zuschauern Platz.

Ich glaube mich in der Großen Oper in Paris, in einer loge de face. Die Orchestersitze und das Parterre sind von den Notabeln des Archipels besetzt. Am Rasen kauernd und umgeben von ihren Untergebenen, scheinen sie dem Schauspiele mit gespannter Aufmerksamkeit zu folgen. Wir sehen nur ihre Kehrseite, einige hundert bronzefarbige oder schwarze, von Cocosöl triefende Schultern. Bei unserer Ankunft hatten sie sich, einen

Augenblick, umgewandt und die Eindringlinge eines flüchtigen Blickes gewürdigt. Dies gab uns Gelegenheit ihre Gesichter zu sehen, sämmtlich, für die feierliche Gelegenheit, mit schwarzen, weißen oder rothen Flecken geschmückt. Der Oberleib ist unbekleidet. Um die Lenden tragen sie den Schurz entweder von grellfarbigem Kattun, oder aus Baumrinde, auch aus den Fasern einer gewissen Wurzel verfertigt. Das gelbgefärbte Haar ist mit Blumen geziert. Einige Elegants tragen eine schwarze Agraffe am Scheitel und Blumenkränze um den Hals. Die würdevolle Haltung der Roko, die artigen aber nicht unterwürfigen Manieren ihrer Mannen, verleihen der Gesellschaft einen vornehmen Anstrich. Man vergißt daß es eine Versammlung von Wilden ist.

In Europa würde man das Schauspiel eine Galavorstellung nennen, mit dem Unterschiede daß hier nicht Balletmädchen sondern Damen von hohem Range tanzen. Tiefes Schweigen herrscht in diesem Parterre von kleinen mediatisirten Königen, von zu Präfecten umgewandelten Häuptlingen, von Höflingen welchen der Kammerherrenschlüssel sehr gut passen würde, könnte man ihn an ihrer glatten, wohlgeölten Haut befestigen. Von Zeit zu Zeit rufen sie Malie, und, merkwürdigerweise, erschallen diese Bravo nur in Augenblicken wo die Habitués unserer Opernhäuser, Terpsichorens feine Verehrer und Kenner, ihren Beifall spenden würden.

Im Hintergrunde, also im Rücken der Tänzerinnen, befindet sich die Decoration: ein grüner Vorhang, eigentlich üppiger Rasen mit einer prachtvollen Baumgruppe auf dem schroff abfallenden Hügel. Am Scheitel des letztern stehen die, von hier unsichtbaren, Missionshäuser. Ein äußerst steiler Weg, theils Pfad theils Treppe, führt zu ihnen hinan. Am Fuße des Kegels, hinter den Tänzerinnen, sitzen ein halbes Dutzend Europäer auf einer Estrade unter einem Zeltdache; es sind die Missionare und ihre Frauen. Zur Rechten, die Kirche, eine Art Scheuer in deren Wände man Rundbogenfenster geöffnet hat; einige einheimische

Hütten zur Linken bilden die Coulissen; Gras vertritt den Teppich der Bühne, der perlfarbige Himmel die Wölbung des Saales und die dem Horizonte nahende Sonne den Luster und das elektrische Licht.

Die Ballerinen, 50 an der Zahl, in einer einzigen Reihe dem Publikum zugewandt, tanzen indem sie sich selbst mit einem einförmigen Gesange begleiten. Ihre Bewegungen richten sich nach dem Geräusche kleiner Stäbe welche einige Männer — das Orchester — rhythmisch aneinander schlagen. Eigentlich ist es kein Tanz, sondern eine Reihenfolge unablässig wandelnder Stellungen. Diese Damen, Automaten ähnlich, ändern ihre Posen mit einer unvergleichlichen, ich hätte gedacht für menschliche Wesen unerreichbaren, Präcision. Sie treten vor und zurück, nie mehr als einen oder zwei Schritte, verneigen, erheben sich, wenden sich rechts und links, strecken ihre Arme aus, jetzt gegen den Himmel, darauf in horizontaler Richtung, kreuzen sie endlich über der Brust. Die Bewegungen sind immer anständig, niemals grotesk, häufig graziös; die Stellungen würdevoll und zuweilen wirklich classisch: lebende Bilder nach einer hetruskischen Vase oder dem Friese des Parthenon. In solchen Augenblicken ertönen die Malie von allen Seiten.

Die vornehmen Tänzerinnen trugen das vorschriftsmäßige Hemd welches bis über das Knie herabfällt, und darüber die alte Tracht: ein Streifen von buntscheckigem Calicot um die Lenden, und als Gürtel und um den Hals Kränze und Gehänge von Blumen, Blättern und Wurzelfasern. Das Haar hatten sie stark geölt, sorgfältig gekämmt und mit großen gelben oder rothen Blumen geschmückt. Eine nicht mehr junge Frau, welche in der Mitte der Reihe stand, fiel mir auf durch ihren hohen Wuchs, die Ueberfülle der Formen, die gebieterische Haltung und den angenehmen und geistreichen Ausdruck ihrer Physiognomie. Es war die Prinzessin Andiquilla, die Tochter, Vertraute und Rathgeberin weiland Takumbau's. Sie ist, wie man mir sagt, une femme politique, voll Verstand, witzig, gutmüthig

und sehr beliebt im Lande. Einige ihrer jüngern Gefährtinnen zeichneten sich durch die Grazie ihrer Bewegungen aus. Ohne die breite und platte Nase und die fleischigen Wulstlippen, würde ich sie schön nennen.

Als der Tanz zu Ende war entledigten sich die edeln Tänzerinnen ihrer Blumen und Schürzen indem sie sie von sich warfen, behielten nur das Hemd am Leibe und liefen davon. Ein Ceremonienmeister mit weißem Barte und von ehrwürdigem Aussehen erhob sich und verkündigte den noch immer am Rasen kauernden Mäñern daß die Damen diese Kleidungsstücke den Gästen des Roko verehrten. Die Beschenkten dankten indem sie ein dumpfes Grunzen von sich gaben.

Nun kam die Reihe an die Männer. Etwa 50 junge Leute stürzten auf den Tanzplatz. Die einen bildeten in der Mitte eine festgedrängte Gruppe, die andern um sie einen Kreis. Alle sangen, schrien und warfen die Arme um sich. Jeder dieser Rundtänze endigte mit Händeklatschen, Kniebeugungen und einer Kennern des menschlichen Körpers unerklärlichen Verdrehung des Rückgrats. Was sind unsere besten Clowns dagegen? Stümper.

Das Fest endete mit einem von dem Roko von Mbao gelieferten Gastmahle am Grase. Ich sah daß man größere Fische und Yam in Körben oder auf einzelnen großen Taroblättern auftrug.

Der Vorstand der Mission, reverend Langham, erbot sich uns bei der Prinzessin Andiquilla einzuführen. Zu diesem Ende durchschritten wir die Stadt zuweilen auf engen Fußpfaden, theils von Gehöft zu Gehöft, die Hecken, welche sie trennen, auf rohen Staffeln übersteigend. In der Mitte eines solchen Hofes steht immer die Kabane. Das schwere und hohe, mit getrocknetem Schilf gedeckte Dach ruht auf Querbalken welche, in der Mitte, durch einige starke roh behauene Baumstämme und am Umfange, durch kleinere Holzpfeiler gestützt werden. Der Raum zwischen letztern füllt, die Ringmauer bildend, ein Geflecht

von Rohr und Zweigen aus. Das Innere, ohne Fenster und ohne Esse, bildet einen einzigen ungetheilten Raum. Die Einrichtung ist äußerst einfach: einige Strohmatten und eine Petroleumlampe (sie werden seit einigen Jahren in großer Anzahl eingeführt); keine Spur von Betten, Tischen oder Stühlen. Mundvorrath und die wenigen Kleidungsstücke werden unter dem Dache aufgehangen.

In den Gassen, wenn hier von Gassen die Rede sein kann, wird das Pflaster durch einen frischen, dichten, weichen Rasen ersetzt. Sonne und Schatten wechseln unablässig, und welcher Schatten, gespendet von hundertjährigen Mangroven, von indischen Feigenbäumen, von dem Brotfruchtbaum mit seinen feinen und tief eingeschnittenen Blättern, von dem anmuthigen Ti, dem Ferntree, von Cocos- und vielen andern Bäumen, welche ich vom Sehen aber ach, nicht dem Namen nach kenne! Mehr als einmal geschieht es daß wir uns, mitten in dieser Stadt, durch dichte Büsche den Weg bahnen müssen; aber wie wundervoll sind diese Büsche mit ihren vielfarbigen Sammtblättern, prunkend im Schmucke ihrer Blumen: scharlach, rosa, blaßgelb, lilla, himmelblau. Unser Cicerone hält vor zwei großen nebeneinander senkrecht aufgestellten Steinplatten. Ein ungeheuerer indischer Feigenbaum neigt sich, seine Aeste wiegend, über die Blöcke. Hinter ihm, halb verkohlt aber immer noch lebend, steht ein riesiger Baumstamm. Der steile Abfall eines mit hohem Grase bewachsenen Hügels bildet, dicht hinter dieser Gruppe, einen grünen Vorhang. Gibt es etwas Poetischeres als dies Stück Landschaft, entlehnt, wie es scheint, einer idealen Welt? Aber an diesen beiden Steinblöcken wurden die Opfer zerschmettert ehe ihr Fleisch auf der Tafel des ehrbaren Takumbau erschien. Zwei Männer faßten den Unglücklichen je bei einem Arme und einem Beine, versetzten ihn in Schwingungen und schleuderten ihn sodann, den Kopf voran, gegen die Blöcke. Dieser so idyllische Ort war nichts anderes als die Menschenfleischbank, daher dieser Stadttheil noch heute das Schlachthaus genannt wird.

Der Palast oder eigentlich die Kabane der Prinzessin Andiquilla unterscheidet sich von den Hütten der gewöhnlichen Fijier nur durch etwas mehr Höhe und durch einen Zierath von weißen Muscheln am Ende des nach außen vorragenden großen Dachbalkens. Es ist dies ein Privilegium der Mitglieder der königlichen Familie. Bei unserer Ankunft waren einige Mägde wahrscheinlich unserm Besuche zu Ehren mit Klopfen und Reinigen der Matten des Hauses beschäftigt. Die Prinzessin kauerte am Boden, das Kinn auf ihre Knie gestützt, den Rücken an einen der Mittelpfeiler gelehnt. Sie war im traulichen Zwiegespräch mit einem alten Kuli begriffen und begrüßte uns, ohne übrigens ihre bequeme Stellung zu ändern, mit zahllosen Händedrücken und einem wiehernden Gelächter. Aber obgleich sie nichts trug als ein blaues Hemd, und ein solches Négligé einer außergewöhnlich beleibten Dame nicht vortheilhaft sein konnte, sah sie doch entschieden vornehm und, beinahe, schön aus. Besonders gefiel mir ihr lebhafter durchdringender Blick. Sie ist Witwe und Mutter einiger Kinder. Ich sagte ihr, der Wahrheit gemäß, daß ich sie am Ballplatze, ohne sie früher gesehen zu haben, an ihrem fürstlichen Aeußern erkannte. Dies Compliment schmeichelte sie über die maßen, und Mr. Langham mußte es ihr mehrmals wiederholen. Am Ende des Besuches, kletterte auf ihr Geheiß ihr Sohn, ein hübscher etwa zehnjähriger Knabe, in den Dachraum um Orangen zu holen welche sie uns hierauf, unter einem neuen Lachparoxysmus, zuwarf. Sie fand uns, offenbar, entweder sehr unterhaltend oder sehr lächerlich. Mittlerweile nahm ihr Gespräch mit dem alten Kuli, der die Gegenwart der Fremden nicht zu bemerken schien, seinen ungestörten Fortgang.

Der königliche Palast ist nichts anderes als eine größere Hütte. Seit dem Tode Sr. Majestät ist er unbewohnt und wird es auch bleiben. Um den königlichen Leichnam zu entfernen mußte eine Oeffnung durch die Rohr- und Blätterwand des Palastes gebrochen werden. Der Körper eines Königs darf

nicht durch das Hausthor entfernt werden. Die Etikette verbietet es. Das Mausoleum besitzt nichts Bemerkenswerthes.

Die Sonne stand bereits tief als wir, am Rückwege den Platz wo getanzt worden überschreitend und einen sehr steilen Pfad hinansteigend, in der Methodistenmission ankamen. Die Häuser der Reverends stehen, wie bereits erwähnt, auf dem höchsten Punkte der Insel und erhalten aus erster Hand die kühlende Seebrise, wenn es ihr nämlich zu wehen beliebt, was nicht sehr häufig der Fall sein soll. Einige schöne Bäume spenden Schatten, einige Blumenbeete Wohlgerüche. Das Innere ist einfach und bequem eingerichtet. Die Frauen hatten sich eben im Parlour, das auch als Speisesaal dient, zum Abendmahle versammelt. Ich glaubte mich im australischen Hinterlande, bei irgendeinem Farmer der, obgleich wohlhabend, keinen Luxus kennt. Mr. Langham besitzt eine schöne Waffensammlung und, unter andern einheimischen Curiositäten, reichgeschnitzte vierzackige Gabeln deren man sich bei kannibalischen Festgelagen zu bedienen pflegte. Die wenigen Weißen welche, in langen Zwischenräumen, in diesen Gewässern erscheinen sind große Liebhaber dieser Instrumente, und die Wilden, schlauer als man meint, erzeugen deren eine für den Fremdenbedarf hinlängliche Anzahl. Aber der wahre Kenner verschmäht die Nachahmung und sucht nach Gabeln welche beim Menschenfraße wirklich gedient haben.

Der reverend Langham lebt seit vielen Jahren auf den Fiji. In den bewegten Zeiten Takumbau's, und bei den Verhandlungen welche zur Annectirung führten hat er eine bedeutende Rolle gespielt, ja es gab sogar Augenblicke in welchen er entscheidend in die Geschicke des Archipels eingriff. Seit dieser eine englische Colonie geworden, mußte sein Einfluß natürlich abnehmen. Die großen Häuptlinge welche sich einst fortwährend bekriegten und auch jetzt nur oberflächlich versöhnt haben, suchen Rath und Unterstützung nicht, wie früher, bei dem reverend Langham, sondern bei dem Vertreter der königlichen Gewalt. Demungeachtet ist der Vorstand der Mission von Mbao noch immer eine an=

gesehene Persönlichkeit und, ich möchte hinzufügen, eine historische Gestalt. Man hat ihn nur zu betrachten, diesen Mann mit dem kalten, stechenden Blick, mit den unbeweglichen Zügen, mit dem strengen Ausdruck seines nichts weniger als sanctimonious oder salbungsvollen Antlitzes, und man erkennt in ihm wer er ist. Sein Aeußeres verräth die Richtung seines Geistes und die Unbeugsamkeit seines Charakters. Es erklärt seine lange und thatenreiche Laufbahn.

Levuka, Mango, Loma Loma. Vom 9. zum 15. Juni. — Wir haben Suva gestern verlassen. Die Nacht entsetzlich. Das Rollen derart daß die Besorgniß aus dem Bette geschleudert zu werden den Schlaf verscheuchte. Aber diesen Morgen ist das Wetter wundervoll. Der Espiègle kreuzt zwischen den Inseln Ovalau und Wakaya. Es wird im Feuer exercirt. Die fünf 104-Pfünder speien ihre Kugeln, und die beiden Inseln senden uns den Widerhall des Kanonendonners zurück. Obgleich die See hoch geht wird die Scheibe nur selten gefehlt, und der Kapitän ist freudestrahlend.

Um Mittag läuft die Corvette in der Lagune ein und ankert vor Levuka, der frühern Hauptstadt der Fiji. Sie blickt nach Ost. Ein Berg mit mehrern Zinken, welcher die Insel Ovalau bildet, beherrscht die an seinem Fuße liegende Stadt. Einige kleine Landhäuser, auf den ersten Staffeln des Berges zerstreut, zeichnen ihre Umrisse auf den Vorhang einer üppigen Vegetation. Hölzerne Treppen oder sehr steile Fußpfade führen zu ihnen hinan. Mit Ausnahme des Himmels und der Häuser, ist alles grün, das Grün des Waldes welcher den Berg, die Felsen, die Schluchten und Kegel bedeckt. Die Natur ist eine große Künstlerin; Eine Farbe genügt ihr hier um eine reizende Landschaft zu malen. Wendet man sich aber um, so erschließt sich dem trunkenen Blick ein zauberisches Bild. Es ist immer dasselbe

und doch immer neu. Hierin liegt das charakteristische Merkmal der Südsee. Dieselben Elemente wiederholen sich in das Unendliche. Man wird müde sie zu beschreiben, müde die Beschreibung derselben zu lesen; man ermüdet nie sie zu betrachten. Das Land hier hoch dort die Meeresfläche kaum überragend, aber überall grün; ringsum eine weite stille vielfarbige Wasserfläche mit stets wechselnden Effecten, je nach der Tiefe des Meeresgrundes und der Stellung der Sonne; dann die weiße schäumende Linie der Riffe, und, jenseits dieses Gürtels, der Ocean, beinahe schwarz durch den Gegensatz mit den schimmernden, glänzenden Farben der Lagunen: Perlen, Topase, Smaragde auf einem Kissen von dunkler Seide! Endlich, in weiter Ferne, einige Inseln mit phantastischen Umrissen welche, Wolkenflöckchen ähnlich, vergeblich streben sich dem Meereshorizont zu entreißen.

Auf einem Spaziergang am Strande sehen wir riesige Spinnen. Ihre Fäden scheinen die Zweige der Büsche zu biegen. Diese Thiere gelten für wohlthuend, und niemand wagt es sie zu stören. Dagegen steht die zarte Sensitive in üblem Rufe weil sie, zum großen Nachtheil des Viehs, das Gras zerstört. Sie wurde von Europa eingeführt. Alle Versuche sie auszurotten waren bisher vergeblich.

Mehrere kleine Ausflüge wurden während unsers Aufenthalts vor Levuka unternommen. An weitere Excursionen ist nicht zu denken, man müßte denn den Muth besitzen zu Fuße zu reisen, bei überwältigender Hitze, auf engen, meist von Büschen überwachsenen Pfaden welche, an vielen Stellen durch Felsen unterbrochen, den Wanderer nöthigen über glatte Granitblöcke zu klettern; daher auch die Unmöglichkeit zu reiten. Hierzu kommt daß das Innere beinahe unbewohnt ist, und der Reisende sehr starke Tagemärsche machen muß um irgendeine elende Hütte als Nachtquartier zu erreichen.

Aber einen reizenden Spaziergang kann ich jenen welche

nach mir die Insel besuchen angelegentlich empfehlen. Um den Weg abzukürzen begebe man sich in einem Boote nach einer Stelle, etwa anderthalb oder zwei Meilen nördlich von der Stadt. Die Landung ist nicht leicht. Das Boot wird über und zwischen Korallenbänken hinwegzugleiten haben, am Ende aber doch, so gut es eben geht, das Land erreichen. Für meinen Theil hoch zu Roß, auf den breiten Schultern eines braven Matrosen, kümmere ich mich wenig um die Brandung und die schlammigen Stellen wo man so leicht zu Falle kommt. Vom Landungsplatz gehen wir querfeldein über einige wohlbestellte Aecker, dann durch einen Wald von Cocospalmen und, in einer engen Felsschlucht, einem kleinen schäumenden Wildbache entlang, bis wir endlich an eine Stelle gelangen welche Dichter besingen mögen, die ich aber nicht zu beschreiben vermag. Der Bach, hier eine kleine Cascade, stürzt über eine Wand in ein kleines Becken welches er in den Felsgrund gegraben. Ringsum dichtbewaldete Granitblöcke, nach allen Seiten Einsamkeit und Abgeschlossenheit; nur im Osten, über ein Meer von Cocoswipfeln hinweg, rollt sich der Ocean auf. Es ist das Eden des weißen Residenten der hier süßes Wasser, Kühlung und Schatten findet. Nur ist der Weg zum Paradies, gewöhnlich, nicht bequem. Ich hätte es nie betreten ohne den Beistand meiner jungen Gefährten. Um auf diesen Pfaden nicht zu straucheln muß man Wilder oder Seemann sein.

Am Rückwege kamen wir durch ein schönes, im Laube begrabenes Dorf. Die Hütten waren reinlich, die Bewohner schienen wohlhabend und die Yamsfelder gut gepflegt. Vor dem Orte hielten wir eine kurze Rast auf einem kreisförmigen mit Steinblöcken eingefaßten wohlbeschatteten Platze. In der Mitte steht ein Herd auf welchem die Dorfbewohner, einmal die Woche, ihr Brot backen und wo vormals der Mensch gebraten wurde. Aber jetzt wie damals, versammeln sich hier die Familienhäupter um ihren Kava zu nehmen und die öffentlichen Angelegenheiten zu besprechen.

Es war, wie gesagt, ein reizender Ausflug, der mich aber vor jeder Versuchung weiter in das Innere zu dringen gründlich geheilt hat. Was ist auch das Innere dieser Inseln? Ein unbewohnter Wald zwischen zwei Meeresufern.

In der großen, d. h. einzigen, Straße von Levuka, einer langen Reihe von Häusern am Meer, fehlt es nicht an Bewegung. Doch sieht man nur wenige Weiße, aber um so mehr Eingeborene. Die einen wie die andern scheinen nicht mit Geschäften überladen zu sein. Im Hafen wiegen sich einige gedeckte Boote, einige Kutter, zwei oder drei große Segelschiffe und ein kleiner Steamer der die Post nach Suva befördert. Ich trat in mehrere Butiken über welchen englische und deutsche Namen zu lesen waren. Auch einen tschechischen entdeckte ich. Der Träger desselben, ein Schneider aus Prag, klagte über schlechte Geschäfte. Aber wie soll ein Schneider gute Geschäfte machen in einem Lande dessen Bewohner keine Kleider tragen!

Die Eingeborenen gewinnen bei näherer Bekanntschaft. Hat man sich erst an die unregelmäßigen Züge und den Haifischrachen gewöhnt, so entdeckt man in ihren Gesichtern einen Ausdruck von Gutmüthigkeit und Heiterkeit der für sie einnimmt. Auch ein gewisser Anstrich von Selbständigkeit spricht für sie. Unter den Weibern sah ich mehrere sehr hübsche. Aber die Schönheit entflieht mit der ersten Jugend. Man zeigte mir sechzehnjährige Matronen, noch einige Jahre, und die Sylphide ist ein Fleischklumpen geworden.

Wir kommen vom Government-House zurück. Seit die Hauptstadt nach Suva verlegt wurde steht es leer, wird aber immer bereit gehalten zur Aufnahme des Gouverneurs und seiner Gemahlin, wenn Geschäfte oder das Bedürfniß einer Luftveränderung Sir William und Lady de Voeux hierher führen sollten. Dies Haus, von Takumbau erbaut, wurde seither den europäischen

Bedürfnissen angepaßt und mit allen Vorkehrungen versehen welche die Engländer ersonnen haben um sich gegen tropische Hitze und Feuchtigkeit zu schützen. Es ist ein weitläufiges Erdgeschoß, auf seiner Rückseite durch einen Vorhang von Bäumen gegen die Abendsonne geschützt, auf der Vorderseite durch eine Veranda. Der Garten vor dem Hause ist ein Grasplatz mit einigen Blumenbeeten. Auf diesen Inseln, gibt es keine Sommerfrische, keine Hillstation wie in Indien, wo die amtlichen Persönlichkeiten, oder wenigstens ihre Familien, während der großen Hitze, den Verheerungen des tropischen Klimas weniger ausgesetzt sind. Bleiben also die beiden Städte. Man geht von Suva nach Levuka; von Levuka nach Suva, wie der Kranke der sich, in seinem Bette, von einer Seite nach der andern wendet. Es ist, er weiß es, eine Täuschung, aber es ist immer eine Veränderung, eine Bewegung, und nichts widerstrebt unserer Natur mehr als die Unbeweglichkeit, welche man erst im Tode findet.

Ich bewundere diese Functionäre, und ich frage wie es möglich sei deren zu finden. Es sind keine unbemittelten Menschen die, um ihr tägliches Brot zu gewinnen oder weil jede andere Laufbahn verschlossen wäre, diese Posten suchen und erhalten. Alle diese Männer, hohe Beamte und Untergebene, gehören, mit wenigen Ausnahmen, den obern Schichten der Gesellschaft an. Und dennoch, aus Abscheu vor dem Nichtsthun, beseelt von dem Wunsche dem Vaterlande zu dienen, vielleicht auch getrieben von dem Gefallen am Abenteuerlichen, das den Anglosachsen kennzeichnet, verlassen sie ihr Vaterland um, viele vielleicht die schönsten, Jahre ihres Daseins in den fernen Südseeinseln unter Wilden zu verleben.

P. Breheret, von der Congregation der Maristen, apostolischer Präfect im Fiji-Archipel, von Geburt Vendéer, übt hier sein geistliches Amt seit vollen vierzig Jahren. Europa hat er, seit er es verließ, nicht wiedergesehen. Er ist der Typus der Asceten.

Seine ehrwürdigen Züge athmen Sanftmuth und christliche Liebe. Seine Kleidung, wie die kleine Kirche, wie das Priesterhaus und die Schule, trägt das Gepräge der apostolischen Armuth. Ein methodistischer Missionar sagte mir: „Es ist ein Heiliger.“ Dies Zeugniß wird bestätigt durch das einstimmige Urtheil der weißen Bevölkerung.

Der reverend Webb, ein methodistischer Missionar, führte mich in sein Haus welches, auf einer der Anhöhen im Rücken der Stadt stehend, eine prachtvolle Aussicht über Land und Meer gewährt. Einige schöne Bäume und die Veranda spenden ihren wohlthätigen Schatten. Im Innern, Reinlichkeit und ein bescheidener Comfort, kein Luxus. Einheimische Christen und Katechumenen kommen und gehen. Das Arbeitszimmer des Missionars dient zugleich als Archiv und Bibliothek. In der Wohnstube empfängt uns Mrs. Webb, von ihren wohlgewaschenen und wohlgekämmten Kindern umgeben. Der reverend Webb, in England geboren aber schon in seinem vierten Lebensjahre nach Australien gekommen, hat im Newton-College (Sydney) seine theologischen Studien absolvirt. Seine Frau ist eine Australierin. Der größte Theil der methodistischen sowie der congregationalistischen Missionare gehören ehrbaren Familien aus dem kleinen Kaufmannsstande in Sydney oder Melbourne an. Intelligenz und Thatkraft malen sich auf dem Antlitz dieses noch jungen Mannes. Er scheint mir, wie seine Standesbrüder, ein tüchtiger Pionier der Civilisation zu sein. Wer den P. Breheret mit Mr. Webb vergleicht, beide Männer von unbestrittenem Verdienst, wird sogleich die Kluft gewahren welche den katholischen vom protestantischen Missionar trennt. Aber beide verfolgen, auf verschiedenen Wegen, dasselbe Ziel.

---

12. Juni. — Diesen Morgen kam unsere Corvette an Hat-Island vorüber. Hat-Island, Vatu Vara, ist ein aus der See

emporsteigender ungeheuerer Felsblock von der Form eines Hutes. Aus einer gewissen Entfernung ist die Täuschung vollkommen. Um 10 Uhr wird hart an einer vom Walde eingefaßten Klippe geankert. Es ist die von einer sydneyer Gesellschaft ausgebeutete Insel Mango oder, nach der Schreibart der Missionare, Mago. Die ursprünglichen Einwohner, Fijier, haben sie vor mehr als zwanzig Jahren verlassen. Es befinden sich zwar jetzt ungefähr hundert ihrer Landsleute hier, aber sie sind gedungene Arbeiter aus Yasawas. Auch Polynesier und Hindukuli werden von derselben Gesellschaft verwendet.

Was hier vorgeht könnte die ehemaligen Herren des Archipels das Los ahnen lassen welches ihnen bevorsteht. Auf die eine oder andere Weise, verschwinden die Eingeborenen; und, findet man noch deren, so sind es nicht mehr die Herren des Bodens sondern für ein, zwei oder drei Jahre gemiethete Diener. Ist ihre Zeit um so ziehen sie ab, angeblich um nach Hause zurückzukehren. Eigentlich erfährt aber niemand mit Gewißheit was aus ihnen wird. Die Zurückbleibenden sind die Herren, und diese Herren sind Weiße. Unter dem Antriebe eines einzigen Gedankens, des heißen Wunsches Geld zu machen, reich zu werden und zwar in möglichst kurzer Zeit, über bedeutende Geldkräfte verfügend, denn nichts ist leichter (zu leicht vielleicht), als in Australien Kapitalien zu borgen, ausgerüstet mit den neuesten Erfindungen der Wissenschaft, unternehmend, unerschrocken, unermüdlich, die Arbeit liebend und an sie gewöhnt, stürzt der Weiße vorwärts, Goes ahead. Wie soll der arme Wilde, einem solchen Concurrenten gegenüber, aufkommen? Unmöglich. Sein Urtheil ist gesprochen, er verkümmert, verschwindet, stirbt. Nicht als ob er mit Härte oder Grausamkeit behandelt würde. Auf den Neuhebriden, auf den Salomoninseln und anderwärts in Oceanien kommen Gewaltthaten zwischen Schwarzen und Weißen allerdings noch häufig vor, aber auf den Fiji, wo der Eingeborene bei den englischen Behörden stets kräftigen Schutz findet, ist heute Aehnliches unerhört. Im Gegentheil, man sucht

ihn hier zu civilisiren, zu erziehen, zu retten. Ich zweifle an dem Erfolge dieser edlen Bestrebungen, denn die Macht der Dinge ist gewöhnlich stärker als der Wille des Menschen.

Zwei Agenten der Compagnie sind mit etlichen 30 Fijiern an Bord gekommen. Letztere beginnen sogleich einen Kriegstanz. Mit dem Kapitän auf der Dunette sitzend, kann ich mit voller Bequemlichkeit dies seltsame und phantastische Schauspiel betrachten. Die nahe Felswand und der Wald bilden die Decoration, das Deck das Podium. Die Wilden, bald in kleine Gruppen getheilt, bald in eine Linie gereiht, vollziehen ihre Bocksprünge, singen im Chor, stoßen plötzlich einen Schrei aus, bringen durch ihr eigenthümliches Händeklatschen bald helle bald dumpfe Töne hervor, und endigen jeden ihrer höllischen Reigen mit einem Fußfall und einer für Anatomen unerklärlichen Verdrehung des Rückgrats. Der Takt wird durch zwei Musikanten gegeben, deren einer einen dicken Stock handhabt auf welchen der andere mit einem Stäbchen schlägt. Um die Tanzenden bilden die Offiziere, in ihren Lehnstühlen ruhend, einen Kreis, und hinter ihnen drängen sich die Blau- und Rothjacken, die Matrosen und Marinesoldaten, alle mit der äußersten Aufmerksamkeit zusehend, die einen mit offenem Munde, die andern unter schallendem Gelächter, je nachdem die Production von der ernsten oder komischen Seite aufgefaßt wird. Der Hornist ist in Ekstase gerathen. In gehöriger Entfernung von den Schwarzen, die er nicht liebt, steht mein Kammerdiener, als vorsichtiger Mensch, zwischen den zwei kräftigsten Matrosen der Mannschaft.

Es waren die ersten Nachmittagsstunden, also die heißeste Zeit des Tages, als ich mit Kapitän Bridge an Land ging. Die Sonne, doppelt unerträglich infolge des Rückpralls der Strahlen von den Blöcken die wir zu übersteigen hatten, wirkte wie ein Hochofen. Aber man gewöhnt sich an alles, selbst an die Sommerstrenge der Tropen. Glücklicherweise erwarten uns Pferde im Schatten einiger indischen Feigenbäume. Wir besteigen sie sogleich, und bergauf bergab, durch tiefe Erdspalten und über

steile Kegel hinweg, bald im Dunkel des Waldes, bald auf einer Grassteppe reitend, erreichen wir die im Centrum der Insel erbaute Zuckermühle der Gesellschaft.

Der Director empfing uns in seiner Wohnung, eine landesübliche, für englische Insassen eingerichtete Kabane. Diese Hütte, die Fabrik und die Pflanzung bilden eine Oase der Gesittung inmitten der wilden Natur. Ein enger Paß führt zwischen niedern senkrecht abfallenden, mit Schlingpflanzen bewachsenen, am Scheitel bewaldeten Felsen nach der Lagune, einer Miniaturbucht, deren Ufer der Last der Vegetation die sie bekleidet zu unterliegen scheinen. Eine einzige kleine Oeffnung gestattet dem Auge den Ocean zu sehen, und einem flachkieligen Schiffe der Gesellschaft die Barre zu überschreiten. Letzteres ist übrigens nur bei hoher Flut und auch da nicht immer möglich. Auf diese Weise versendet die Compagnie ihre Producte nach Melbourne. Das Schiff war auf der Reise, und die kleine Landungsbrücke am Ufer die einzige Spur menschlicher Wesen. Tiefes Schweigen, in langen Zwischenräumen unterbrochen durch den gellenden Pfiff eines Wasservogels, ruhte über der reizenden Einöde. Die sinkende Sonne vergoldete sie mit ihren letzten Strahlen. Ein unvollendeter Claude-Lorrain dem noch die Tempel und Najaden fehlen. Die Zukunft wird das Bild vervollständigen, aber die Tempel werden Fabriken, und die Najaden keine Polynesierinnen sein.*

---

* Mango besitzt einen Flächenraum von 7005 englischen Acres. Gepflanzt werden Cocospalmen und Zuckerrohr. Die Weidegründe nähren 100 Stück Rindvieh und an 40 Pferde. Ausgeführt werden 120 Tonnen Copra, 40 Tonnen Baumwolle und eine sehr geringe Quantität Kaffee. Das Haupterzeugniß ist Zucker, dessen Ausfuhr dies Jahr 1000 Tonnen erreichen dürfte. Alle Producte werden nach Melbourne verschifft. Die Bevölkerung besteht aus 40 Weißen, 190 Fijiern, Polynesiern und Kuli, sämmtlich im Dienst der Gesellschaft. Der Boden ist sehr zerklüftet und die höchsten Punkte erheben sich 170 Fuß über die Meeresfläche. Diese Auskünfte wurden uns von dem Director des Etablissements, Mr. Borron gegeben.



13. Juni. Loma Loma. — Der Espiègle ist in eine sehr ausgedehnte Lagune eingedrungen und wiegt sich nun auf seinen Ankern vor einigen im Laub versteckten und von Riesenbäumen beschatteten Hütten. Es ist Loma Loma, der Hauptort auf Vanu Mbalava, der größten unter den Erforscherinseln welche heute zu den Fiji gerechnet werden.

Die Natur ist dieselbe, aber die Menschen sind anders, nämlich Voll- oder Halbblutpolynesier. Man betrachte jene jungen Frauen, alle Gemahlinnen oder Töchter großer Häuptlinge. Der Ausdruck der Physiognomie, die nachlässige aber anmuthige Haltung, der einfache aber sorgfältige Anzug, gestatten keinen Zweifel über die gesellige Stellung dieser Damen. Den Mund immer ausgenommen, sind ihre Züge regelmäßig. Ich bemerke sogar zwei oder drei classische Profile und bewundere den matten Oliventeint der sich mit dem langen, üppigen, glatten, meist schwarzen Haare harmonisch verschmilzt. Diese Göttinnen des tongischen Olymps haben eben ihre Siesta am Ufer gehalten. Jetzt, sitzend oder noch ausgestreckt am Sande liegend, scheinen sie in der Betrachtung unserer Matrosen versunken, welche sich ausnahmsweise einen freien Tag genießend in unmittelbarer Nähe mit Fischfang erlustigen. In geringer Entfernung von den Damen stehen einige schöne junge Leute beisammen: hohe schlanke Gestalten mit vornehmer Haltung und stolzem Blick. Auch sie heften die Augen auf unsere Fischer, denn so viele Europäer zu sehen ist eine Seltenheit und das Erscheinen eines Kriegsschiffs ein Ereigniß. Wir nähern uns diesen nur mit einem Schurz aus Baumrinde bekleideten Elegants. Sie treten beiseite um uns Platz zu machen, erwidern mit einem kalten Gruß den unsern, bezeigen aber keine Lust sich in ein Gespräch einzulassen.

Einige Schritte weiter tritt der Wald über den Strand bis an den Meeresrand vor: ein dunkles Chaos von dichtem Laube, von krampfhaft gewundenen Aesten und riesigen Stämmen. Unten, ein Knäuel schlangenartig verschlungener Wurzeln. Durch

die grüne Masse hat die Natur einen Tunnel gebohrt an dessen jenseitigem Ausgange ein Stück Lagune sichtbar wird, jetzt milchfarbig wie der Himmel der sich in ihr spiegelt. Hohe Orangenbäume behängen das dunkle Mangrovengewölbe mit ihren goldenen Früchten. Zwei junge Frauen die uns gefolgt waren verlangten mein Augenglas zu sehen. Die eine brach in Gelächter aus, die andere warf es voll Entsetzen von sich. Beide ergriffen die Flucht.

Die Ueberlegenheit der polynesischen über die fijische Rasse fällt in die Augen. Man erkennt sie an der Construction der Hütten welche niedlich geflochtenen Körben mit gebauschten Schmalseiten gleichen. Einige, die mit Fenstern versehenen, sind von Europäern bewohnt deren man ungefähr ein Dutzend zählt. Hierzu tritt Mr. Swayne der Magistrat. Es sind die einzigen auf der Insel lebenden Weißen. Der Marquis de Carabas der Localität ist ein englischer Kaufmann der große Ländereien angekauft, auf einem reizenden Eilande gegenüber Loma Loma sein Wohnhaus erbaut hat und in der Stadt drei Magazine besitzt. In einem derselben finden wir einen Commis dessen Aeußeres uns auffällt. Er trägt, wie hier alle Europäer, den üblichen Anzug, welches sich auf ein wollenes Gilet und einen Pantalon beschränkt. Aber er spricht das reinste Englisch, „the Queen's English" und seine feinen Formen verrathen den Mann der großen Welt. Wahrscheinlich einer der vielen welche am Ocean des Lebens Schiffbruch litten, ein nach diesen fernen Gestaden verschlagenes Wrack der gesitteten Welt.*

---

* Die Bevölkerung von Vanu Mbalava und der zwei andern Inseln aus welchen die Gruppe der Erforscherinseln besteht beträgt 2000 Eingeborene, theils Fijier, theils Polynesier, theils Mischrasse zwischen beiden, und aus 26 Weißen. In letztere Zahl sind die regelmäßigen Besucher mit eingerechnet. Jährlich werden 1000 Tonnen Copra ausgeführt.

15. Juni. Zur See. — Seit ungefähr zehn Jahren steht der Fiji-Archipel, mit Inbegriff der Erforscherinseln, unter britischer Herrschaft. Er verdankt der neuen Regierung unleugbare Wohlthaten: einen relativen Wohlstand; unerachtet der unter den Tribus herrschenden feindseligen Stimmung, den innern Frieden; vollkommene Sicherheit für Leben und Eigenthum; indirecten aber wirksamen Schutz gegen die Versuche Arbeiter zu entführen; endlich den Ueberlieferungen und Gebräuchen des Landes möglichst angepaßte politische Einrichtungen.

Als die Vertreter der englischen Regierung die Inseln in Besitz nahmen fanden sie gewisse Satzungen, Rechte und Verbindlichkeiten welche in dem Archipel seit undenklicher Zeit zu bestehen schienen, und welchen die Bewohner verdanken sich, mehr als irgendeine andere Bevölkerung in Oceanien, zu einem homogenen Volke gestaltet zu haben. Der Eingeborene gehorchte dem Häuptlinge und beobachtete die bestehenden Gewohnheiten. Das Gesetz, sofern hiervon die Rede sein kann, kannte kein Individuum, und galt nur für die Gemeinde. Die Verwandtschaft ist wesentlich agnatisch. Die Familien, die Quali, urspünglich Abkömmlinge von Brüdern, unter der patriarchalischen Autorität eines gemeinsamen Hauptes stehend und in Gemeinden vereinigt, arbeiten gemeinsam, mit oder ohne Erfolg, gewöhnlich aber mit Erfolg, d. h. unter guten Verhältnissen, solange sie in einer Gemeinde vereinigt bleiben, während das vereinzelte Individuum in der Regel zu Grunde geht.

Obgleich der Fijier seinem Wesen nach Ackerbauer ist fehlt ihm doch der Begriff von der Nothwendigkeit und den Vortheilen der Arbeit. Er arbeitet nur um zu leben, d. h. wenn er muß. Daher dem Häuptling die Befugniß gelassen werden mußte das Maß der zu verrichtenden Arbeit zu bestimmen.*

* „Memorandum upon the establishment of district plantation in the colony of Fiji for the purpose of enabling the native population to provide their taxes in a manner accordant with native customs", von Mr. Thurston, ohne Datum, wahrscheinlich 1875.

Derart waren die Zustände als die Engländer von dem Lande Besitz nahmen. Die wilden Stämme traten plötzlich unter ein gesittetes Regiment. Auf die permanente Anarchie sollte und mußte die permanente Ruhe folgen, der beständige Frieden auf den beständigen Krieg. Dies war mittels Anwendung der nöthigen Zwangsmittel zu erreichen; schwieriger war die Aufgabe, ja unmöglich, Wilde mit einem Schlage in civilisirte Menschen zu verwandeln. Der Proceß konnte nur allmählich vollzogen werden. Vor allem mußte also für die Uebergangsperiode ein modus vivendi gefunden werden, was nur geschehen konnte indem man sich der vorhandenen Elemente bediente. Die gegebenen Elemente waren der Häuptling des Stammes und das Gewohnheitsrecht.

Von diesem Gesichtspunkte aus muß die von dem ersten Gouverneur der neuen Colonie ausgearbeitete und octroyirte Verfassung beurtheilt werden.

Die Häupter der großen Stämme, die Roko, treten einmal im Jahre zusammen, legen Rechenschaft ab von den Zuständen und Bedürfnissen ihrer Tribus und beantragen die ihnen nöthig scheinenden Verbesserungen. Ueberdies haben sie dem Gouverneur schriftliche Berichte zu erstatten. Dieser Rath, native council, wird von den Eingeborenen Emboze genannt. Die kleinen Häuptlinge, Buli, verwalten ihren District und versammeln sich gleichfalls zu gewissen festgesetzten Zeiten. Es gibt also zwei Arten von öffentlichen Zusammenkünften, deren erstere man mit unsern Nationalparlamenten, letztere mit den französischen conseils généraux vergleichen könnte. Das Neue und Eigenthümliche ist daß in diesen berathenden Versammlungen Männer und Söhne von Männern nebeneinandersitzen, deren Lebensberuf noch ganz kürzlich gewesen war sich gegenseitig zu bekämpfen und zu verzehren. Die Verhandlungen in den Emboze werden in englischer und in der Fijisprache gedruckt und verbreiten ein merkwürdiges Licht über die moralischen und geistigen Zustände dieses Völkchens, über seine Sitten, sowie über die Anschauungen

der neuen Parlamentarier welche auch mit einer beschränkten richterlichen Gewalt bekleidet sind und mit ihren neuen Befugnissen den Glanz und das Ansehen vereinigen, deren sie als große Häuptlinge seit undenklichen Zeiten genossen haben.

Es wäre nicht dieses Ortes hier in eine Schilderung der neuen fijischen Rechtszustände einzugehen. Bin ich wohl unterrichtet so bewährte sich die von Sir Arthur Gordon erlassene Verfassung. Sie sieht zwar bizarr genug aus, aber bizarr sind auch, wenn man so sagen darf, die Menschen und die Dinge denen sich der neue Codex anpassen mußte. Jedenfalls, ist in diesem Volke, seit Beginn der neuen Aera, eine merkwürdige Wandlung zum Bessern vor sich gegangen. Als Beleg erzählt man mir mehrere unleugbare Thatsachen. Ich werde nur eine derselben erwähnen. Wer vormals, nicht vor sehr langer Zeit, den Boden einer dieser unwirthlichen Inseln betrat, setzte sein Leben auf das Spiel; wer in das Innere eindrang war beinahe sicher es zu verlieren. Man lese das sehr interessante Buch des Kapitäns (Admiral) Erskine*, und man wird sehen was die Fiji vor 40 Jahren waren. Heute ist die Beschützung des Gouverneurs, seines Stabes und der weißen Ansiedler einer kleinen, ausschließend aus Eingeborenen gebildeten, Truppe anvertraut. Mit Ausnahme eines jungen Offiziers, welcher diese improvisirten Soldaten befehligt, weilt nicht Ein englischer Rothrock auf den Inseln! Und die farbigen Unterthanen der Königin bilden 98 Procent der Gesammtbevölkerung des Archipels!

Ich könnte mehrere ähnliche Wunder erzählen. Dennoch laufen die Urtheile der alten Residenten über die neuen Zustände weit auseinander. Die einen geben dem Gouverneur das Verdienst der erreichten Wandlung zum Bessern, andere schreiben sie der Verfassung oder dem Einfluß der Missionare und der weißen Einwanderer zu. Aber manche Stimmen werden laut

* „A cruise among the Islands of the Western Pacific“ (London 1853)

welche, in allem Ernste, behaupten die Fiji-Insulaner hätten, bereits vor Ankunft der Europäer, einen hohen Grad von Civilisation erreicht, und der ihnen zur Last gelegte Kannibalismus sei eine reine Erfindung. Im Gegentheil, die Berührung mit den Weißen sei an ihrer Verwilderung schuld. Die Missionare kommen hierbei sehr übel weg, so auch die Gouverneure, insbesondere Sir Arthur Gordon, überhaupt alle Functionäre der Krone. Sie seien (nach der Ansicht der bei weitem zahlreichsten Ansiedler) zu nachsichtig für die Eingeborenen, zu parteilich, zu geneigt alte Gebräuche aufrecht zu erhalten oder gar alte Uebungen wiederherzustellen, ohne zu bedenken daß manches was ehemals ganz gut sein mochte in einem gesitteten Staate eine baare Unmöglichkeit sei.

Zwei Beschwerden vernehme ich am häufigsten. Zunächst, die angebliche Parteilichkeit der englischen Gerichte zu Gunsten der Schwarzen. In allen Processen zwischen Pflanzern und Arbeitern behielten, sagte man mir, letztere recht. Der Eingeborene wird geschützt, und dagegen sei nichts einzuwenden; aber man gehe zu weit und sei entschieden ungerecht gegen den Weißen. Folgender Fall wiederhole sich in das Unendliche: Die Arbeiter eines Farmers verlangen von ihm Zugeständnisse welche nicht in ihrem Vertrage enthalten sind und welche den Arbeitgeber zu Grunde richten würden. Er verweigert sie also. Da wenden sie sich an das Gericht, jedoch erst nach vorläufiger Uebereinkunft mit den andern Arbeitern desselben Pflanzers, welcher nunmehr, von allen gemeinsam, irgendeines erfundenen Vertragsbruches beschuldigt wird. Da er keine Entlastungszeugen stellen kann wird er verurtheilt. Daher — ich citire hier fortwährend was ich hörte — daher die beinahe verzweifelte Lage des kleinen Farmers und die große Popularität des Gouverneurs, seines Stabes, der Richter unter der schwarzen Bevölkerung. „Diese Herren", sagte man mir, „können freilich unter dem Schutze schwarzer Soldaten ruhig schlafen. Sie brauchten

sie eigentlich gar nicht, aber wir, die wir nicht populär sind, wir zögen Rothröcke vor."

Hierauf entgegnen die Vertheidiger der Regierung: „Die Residenten in Suva und Levuka lieben das Programm «Fiji für die Fijier» ebenso wenig als die Anglo-Indier das neuerlich in Kalkutta und Simla so häufig vernommene Losungswort «Indien für die Indier». Die große Mehrzahl der in den ersten Zeiten hierher gekommenen Weißen waren Abenteurer der übelsten Art, australische Bankrottirer, entsprungene Sträflinge der Gefängnisse von Sydney und Melbourne. Entschiedene Galgenstricke, der Abschaum der Menschheit, der Schrecken der ehrlichen Leute, welche selbst damals nicht ganz fehlten, machten sie diese Inseln zum Mittelpunkte eines wahren Sklavenhandels. Von Levuka segelte der berüchtigte «Karl» zweimal nach verschiedenen Inselgruppen die er mit Feuer und Schwert verheerte. Menschenraub war an der Tagesordnung, und ohne unsere Dazwischenkunft wäre der Eingeborene ohne Zweifel binnen kurzem ausgerottet worden. Gründe der Menschlichkeit haben die englische Regierung, wenn nicht ausschließlich doch hauptsächlich, bewogen von dem Archipel Besitz zu ergreifen; deshalb, nämlich zum Schutz der Insulaner, wird er auch regelmäßig von Kriegsschiffen besucht. Die europäischen Einwanderer welche nach der Annectierung hierher kamen wußten was sie thaten. Sie kannten die Vortheile welche sie möglicherweise ernten konnten sowie die Schattenseiten des Unternehmens. Sie haben kein Recht sich zu beklagen. Die gegen unsere Gerichte vorgebrachte Beschuldigung der Parteilichkeit erklären wir für Verleumdung."

Die andere Beschwerde betrifft die Begünstigung der großen Häuptlinge, überhaupt der Stammeshäupter, deren Ansehen und Einfluß in ihren Tribus von den englischen Behörden aufrecht erhalten werden. Es unterliegt keinem Zweifel daß das Prestige des Häuptlings, welches in andern oceanischen Inseln erschüttert oder verschwunden ist, hier niemals größer und einflußreicher war. Dies erklärt warum in Fällen, wo ein neues

Gesetz oder eine neue Verordnung dem Oberhaupt des Stammes nicht genehm ist und er daher die Anwendung desselben eigenmächtig verzögert im Government-House gewöhnlich ein Auge zugedrückt wird. Diese Politik begreift sich. Die Regierungsbehörden finden es leichter, durch die Vermittelung der Häuptlinge, gegliederte Stämme als, direct ohne alle Vermittelung, eine in Atome aufgelöste Menge zu regieren.

Aber gerade dies misfällt den Pflanzern. Sie führen mehrere Gründe an, von welchen ich hier nur einen citire. Sie behaupten daß die Gewalt des Häuptlings, obgleich willkürlich ausgeübt, nicht eigentlich unbeschränkt war. Wenn seine Erpressungen und Grausamkeiten ein gewisses Maß überstiegen, erklärten ihn die Familienhäupter seiner Macht verlustig und ersetzten ihn durch ein Glied seines Geschlechts oder verschmolzen ihre Tribus mit einer andern. Den Act der Absetzung besiegelte gewöhnlich ein Keulenschlag welchen einer der vornehmsten und nächsten Verwandten dem allzu autokratischen Häuptlinge auf den Schädel versetzte. Diese summarische aber nothwendige, durch den Gebrauch geheiligte, Einschränkung der absoluten Machtfülle besteht nicht länger. Im Gegentheil, ein neues Gesetz untersagt den Tribus sich ihres Hauptes zu entledigen. Sie haben ihre Beschwerde an den Gouverneur zu richten, aber der Gouverneur, aus Grundsatz oder Neigung, bevorzugt den Häuptling.

Indeß, die wahre Ursache der unter den Farmern herrschenden Unzufriedenheit ist anderwärts zu suchen. Die Pflanzer brauchen Arbeiter, die Kaufleute in Suva und Levuka Diener; aber die einen wie die andern sind nur schwer und zu ungünstigen Bedingungen zu finden. Diese Schwierigkeit schreiben die Weißen den Roko und Buli zu welche der Verdingung ihrer Stammesangehörigen als Arbeiter entgegenwirken. Die Europäer sind also die entschiedenen Gegner der Autorität des Häuptlings.

In andern noch unabhängigen Gruppen Oceaniens, sind

die wenigen weißen Residenten welche sich dort befinden, sowie die Kapitäne und Agenten der Arbeiterschiffe, von demselben Geiste beseelt und arbeiten mit größerm Erfolg an der Vernichtung des Einflusses der Stammeshäupter. Man erklärt dies durch die Abwesenheit einer europäischen Regierungsgewalt welche die Häuptlinge schützen könnte, durch die Gewohnheiten der Insubordination welche die Wilden, nach Vollendung ihrer Arbeitszeit in Queensland oder in andern Colonien, nach ihrer Heimat zurückbringen; endlich durch die physische und moralische Entartung der oceanischen Rassen. In Gesellschaften welche in voller Auflösung begriffen sind erschlaffen die Bande welche sie zusammenhielten, bevor sie zerreißen. Das Ansehen des Hauptes erlischt zugleich mit seiner Tribus, langsam, allmählich und auf natürlichem Wege.*

Aber der Gegensatz der hiesigen Zustände mit den Vorgängen in andern Archipelen fällt in die Augen, und kein Unbefangener wird der Weisheit der englischen Oberbehörde die verdiente Anerkennung versagen.

Und die Bevölkerung? Welche Wirkung übt auf sie die sorgfältige, verständige, ich möchte beinahe sagen, zärtliche Fürsorge der neuen Gebieter? Numerisch, nimmt sie ab! Weniger als anderwärts, nicht ohne einige Schwankungen, aber, alles in allem, vermindert sie sich. Von 160000 Seelen, im Jahre 1871, ist sie, zur Zeit der letzten Zählung, auf 115000 gefallen, während die Weißen: Engländer, Deutsche, Skandinaven und einige Amerikaner, von 200 oder 300 auf 2000 gestiegen sind. Die Masern, von einem englischen Kriegsschiff eingeführt, richteten furchtbare Verheerungen an, und dieser Seuche wird, bis zu einem gewissen Grade, der große Ausfall der Bevölkerung zugeschrieben. Während ich hier verweile rafft der Keuchhusten

* In einigen Gruppen hat das Stammeshaupt all seine Macht bewahrt, wie zum Beispiel in Neubritannien, Neuirland, und, soviel man weiß, in Neuguinea.

Kinder massenhaft dahin und decimirt derart eine kommende Generation. Europäische Krankheiten sind, bei ihrem ersten Auftreten, dem Wilden besonders verderblich. Ich höre behaupten daß, unerachtet vortrefflicher Maßregeln zum Schutze der öffentlichen Gesundheit, die fijische Rasse binnen kurzem erlöschen werde. Mit einigen wenigen Ausnahmen, wie die Inseln Wallis und Fotuna, zeigen sich mehr oder weniger, meist aber in erhöhtem Maße, dieselben Erscheinungen in allen pacifischen Gruppen, mit Inbegriff von Neuseeland. Ueberall ist die Berührung der Weißen den Eingeborenen verderblich. Zunächst die furchtbaren Wirkungen der geistigen Getränke. Hier ist der Verkauf derselben an Einheimische streng untersagt. Das Bedürfniß nach Arbeitskräften in Queensland (Australien) dessen Klima, überall warm und heiß im Norden, die weiße Arbeit großentheils ausschließt, hat den labour trade, den Handel mit Arbeitern, in das Leben gerufen. Jedermann kennt die im Beginn hierbei begangenen Grausamkeiten. Neue Flibustiere landeten auf den melanesischen Inseln und bemächtigten sich, durch List oder mit Gewalt, der einheimischen Jugend. Heute ist dies Geschäft geregelt und unter die Aufsicht der Regierung von Queensland und des Obercommissärs in der Westlichen Südsee gestellt. Sehr strenge Vorschriften wurden erlassen und jedem „Rekrutenschiff" ein queensländischer Regierungsagent beigegeben, dessen Aufgabe es ist für die genaue Einhaltung derselben zu sorgen. Zudem, üben englische Kreuzer der australischen Seestation eine sehr strenge, wenngleich nicht immer wirksame, Controle aus. Die Berichte der sie befehligenden Offiziere beweisen nur zu sehr wie viel noch zu thun übrigbleibt. Seit einiger Zeit erscheinen auch deutsche Kriegsschiffe zum Schutze deutscher Unterthanen in diesen Gewässern.

Die Werbetrader kommen also um junge Leute welche ihre Arme für ein, zwei oder drei Jahre verdingen nach Queensland oder den Fiji-Inseln zu transportiren, mit der, nicht immer erfüllten, Verpflichtung sie, nach Ablauf ihrer Dienstzeit,

nach ihrem Dorfe zurückzubringen. Aber nur ein Theil dieser Wilden sieht das Vaterland wieder, und, in der Regel, haben sie aus ihrem Aufenthalte in der gesitteten Welt nur wenig Vortheil gezogen. Gewöhnlich haben sie nur deren Laster sich angeeignet. Die Folge davon ist die beinahe gänzliche Entvölkerung der Neuhebriden und die bevorstehende der Salomonsinseln. Ich werde auf diesen Gegenstand zurückkommen.

Sir Arthur Gordon und Mr. Thurston haben, um die Fiji vor einem ähnlichen Lose zu bewahren, ein Mittel ersonnen durch welches, einerseits, die Auswanderung verhindert und, andererseits, dem Staate eine kleine Einnahmequelle eröffnet wird. Es wurde den Eingeborenen eine in Rohproducten entrichtbare Steuer auferlegt.* Zu diesem Ende wurden Districtspflanzungen gegründet auf welchen die Männer, unter der Aufsicht und Verantwortlichkeit der Roko und Buli, zu arbeiten verpflichtet sind. Mit dem Erträgnisse wird die Steuer bezahlt. Zugleich aber wird hierdurch den jungen Leuten unmöglich gemacht das Land zu verlassen. In der That gibt es keine Auswanderung, und dies glückliche Resultat wird der eben geschilderten fiscalischen Maßregel verdankt. Dagegen sieht man hier eine bedeutende Anzahl Arbeiter welche von verschiedenen Gruppen Melanesiens herbeiströmen.

Die (methodistischen) Missionare werden beschuldigt durch ihren unverständigen Eifer zur Entvölkerung beizutragen. Im Interesse der guten Sitten, haben sie den Weibern welche sich, mit Ausnahme des Schurzes, mit einer äußerst unvollständigen Bekleidung begnügten ein langes baumwollenes Hemd octroyirt, welches vom Halse zu den Knien, wenn nicht bis zu den Fersen, herabreicht. Auch die Männer werden, bisher ohne Erfolg, ermahnt sich mehr zu bedecken. Diese Neuerung soll auf die Gesundheit äußerst nachtheilig wirken. Die Eingeborenen, mit Kleidern angethan welche sie nie waschen und selbst in der Nacht

* Diese Steuer trägt jährlich 18000 Pfd. St. ein.

nicht ablegen, verlassen ihre Hütten vor Tagesanbruch, setzen sich, schweißbedeckt, der kühlen Morgenluft aus und ziehen sich dadurch Lungenkrankheiten zu, welche vordem unbekannt waren und gegenwärtig große Verheerungen anrichten. Ein vor eine Commission von Aerzten und Beamten geladener Missionar sagte, seiner Ansicht nach, seien die veränderten Gewohnheiten und namentlich die „seit Einführung des Christenthums und der Civilisation veränderte Tracht" die Hauptursache der großen Sterblichkeit unter den Eingeborenen.*

Die Annectirungsacte wurde im Jahre 1874 promulgirt. Im Juni 1875 landete der erste Vertreter der britischen Krone in Levuka. Seine Aufgabe war einzig in ihrer Art und ohne Beispiel in der Geschichte der Colonien. Betrachten wir diese Aufgabe und die Weise in welcher sie gelöst wurde.

In verwickelten oder geheimnißvollen Fällen, in Fällen welche den Stoff liefern zu dem was man causes célèbres nennt, fragt man vor allem: Wo ist die Frau? In politischen Dingen, wenn ich einem neuen, einem fruchtbaren, einem nicht landläufigen und selbstverständigen, sich jedermann aufdringenden Gedanken begegne, frage ich: Wo ist der Mann? Ich frage nicht wo sind die Männer? Gedanken entspringen in dem Gehirn eines einzigen und nicht in mehrern Köpfen. Ein Mann hat eine Idee. Diese Idee kann in ministeriellen oder parlamentarischen Kanzleien, in Commissionen oder in öffentlichen Sitzungen besprochen, abgeändert, verbessert, verdorben werden, aber weder die Bureaux, noch die Comités, noch die Parlamente haben sie erfunden oder entdeckt. Sie ist in dem Kopfe, vielleicht auch im Herzen, eines einzigen Mannes entstanden. Ich frage nun, wer ist der Mann?

Der Mann ist Sir Arthur Gordon, der erste Gouverneur

* „Report of a commission appointed to inquire into the working of the Western Pacific Orders in Council", Februar 1884, Beilage B. Aussage des reverend A. Robertson 21. März 1883.



dieser Colonie und Obercommissär der Westlichen Südsee.* Bei der Ausführung leisteten ihm tüchtige Organe, insbesondere Mr. Thurston, wichtige Dienste. Letzterm Beamten verdankte er offenbar werthvolle Auskünfte über die moralischen, politischen, physischen und geselligen Zustände der neuen Colonie, und mit Hülfe dieser verläßlichen Angaben ersann er seinen sofort zur Ausführung gebrachten Plan.

Sir Arthur ist kein populärer Mann. Eine eiserne Hand verträgt nicht wohl den Glacéhandschuh, und ein jeder von uns ist mit den Fehlern seiner guten Eigenschaften behaftet. Ich muß auf diesen Umstand aufmerksam machen weil ich, an Ort und Stelle und anderwärts, über seine hier entwickelte Thätigkeit die übelwollendsten und ungerechtesten Aussprüche vernahm. Aber der Staatsmann, gewöhnt an den Kampf mit den Leidenschaften des Tages, läßt ähnliche Angriffe an sich abprallen. Nicht von den Zeitgenossen erwartet er eine parteilose Würdigung seiner Wirksamkeit. Die Journalistik, er weiß es, ist eine Großmacht, aber sie bildet nur die Meinung des Tages. Die Geschichte schafft die Meinung der Jahrhunderte. Die Journalistik schreibt auf Papier, und die nächste Morgenluft trägt die losen Blätter fort. Die Geschichte meißelt ihre Verdicte in Marmor und Erz.

Die zu lösende Aufgabe war, ich wiederhole es, einzig in ihrer Art. Es handelte sich darum die europäischen Mitglieder der entstehenden Colonie — man weiß aus welchen Elementen sie bestand — zu schützen gegen sich selbst und gegen die Eingeborenen; und, andererseits, die Interessen der Aborigines zu wahren, den von den Weißen begangenen Grausamkeiten und zugleich den beständigen Kriegen unter den Wilden ein Ziel zu setzen. Die Fijiphilen mögen mir den Ausdruck nachsehen; ich glaube Menschen welche eben erst noch ihresgleichen aßen darf man Wilde nennen. Der Friede mußte also zuerst hergestellt und

* Gegenwärtig Gouverneur von Ceylon.

dann befestigt, das wilde Thier mußte gezähmt werden. Da aber das Mutterland schon lange aufgehört hat mit vollen Händen zu spenden, und vielmehr die Schnüre des Staatssäckels immer straffer anzieht, da es dem neuen Gouverneur nur spärliche Mittel gewährt, mußte letzterer einen Theil der Verwaltung auf die Schultern der neuen Katechumenen der Civilisation wälzen, was nur möglich war wenn er, statt glatten Tisch zu machen, die alte Verfassung d. h. die von ihm vorgefundenen Gebräuche, Ueberlieferungen und Rechtsbegriffe bestehen ließ. Sir Arthur verfügte weder über eine zahlreiche Bureaukratie, noch über eine beträchtliche Streitmacht, noch über grobes Geschütz und nur über sehr, sehr wenig Geld. Er mußte also mit einheimischen Elementen, denen er einige englische „Magistrate“ beigab, seine Regierung einrichten. Diese einheimischen Elemente konnten nur die Häuptlinge sein, deren jeder in seinem Stamme herrschte. Er mußte also die Häuptlinge für sich gewinnen, was er nur erreichen konnte indem er ihre Autorität nicht vernichtete, wie die Weißen wollten, sondern im Gegentheil erhielt und stärkte. Denn wenn es ihm gelang die Häuptlinge für die neue Ordnung zu stimmen, gewann er auch für dieselbe das Volk, weil eben die Häuptlinge auf ihre Stämme einen maßgebenden Einfluß ausübten. Diesen Weg, welchen er allein entdeckt hatte, betrat Sir Arthur Gordon muthig, entschlossen und ohne langes Bedenken. Sein Nachfolger Sir William de Voeux bewegt sich in derselben Richtung. Wenn die Ergebnisse des von dem ersten Gouverneur erdachten und ausgeführten Systems seinen Erwartungen entsprechen; wenn es, mit den von ihm angewandten Mitteln, gelingt diese Insulaner in den Schos der Civilisation einzuführen, ohne daß sie unterwegs verschwinden, dann wird Sir Arthur Gordon, als Wohlthäter der Fiji, in der Geschichte Oceaniens für immer einen hervorragenden Platz einnehmen.

Ich fasse das Gesagte kurz zusammen.

Nach langen Zögerungen und langwierigen Verhandlungen

entschloß sich die englische Regierung von den 200 Inseln, darunter 100 bewohnte, welche Takumbau's Reich ausmachten, Besitz zu ergreifen. Beide Theile handelten hierbei unter dem Drucke einer Zwangslage. Takumbau (überdies tief verschuldet infolge eines in den Vereinigten Staaten gemachten Anlehens) hatte zu wählen zwischen der Abdankung und dem gänzlichen Untergang, wahrscheinlich einem gewaltsamen Tode und der Ausrottung seiner Familie und seines Stammes. Andererseits, mußte sich die englische Regierung fragen ob es länger möglich war, mit gekreuzten Armen, den Greuelthaten beizuwohnen welche in jenen Gewässern von britischen Unterthanen, sozusagen unter den Augen englischer Beamter, englischer Consuln und englischer Seeoffiziere, ungestraft begangen wurden? Konnte sie gestatten daß sich in der Südsee ein neuer Sklavenhandel bilde, nachdem sie, während einer langen Reihe von Jahren, anfangs ohne und endlich mit vollem Erfolge, so große Opfer gebracht hatte um den Sklavenhandel in den afrikanischen und brasilischen Gewässern für immer zu vernichten? Konnte sie länger taub bleiben gegen die immer lauter werdenden Vorstellungen der erregten öffentlichen Meinung in Australien und dem leidenschaftlichen Aufschrei der Philanthropen in England? Zu diesen Gründen der Humanität gesellten sich allerdings zeitliche Rücksichten. Die Fiji wurden als ein irdisches Paradies geschildert, bestimmt den englischen Spinnereien zahllose Ballen Baumwolle zu senden; als eine oder eigentlich mehrere Inseln Malta welche, in Kriegszeiten, England die Herrschaft der Westlichen Südsee sichern würden. Für seine Kriegs- und Handelsmarine wären sie eine uneinnehmbare Seefeste. Diese Hoffnungen blieben und werden immer unerfüllt bleiben. Wäre der ganze Archipel nur eine einzige ungeheuere Baumwollpflanzung so würden seine Erzeugnisse doch niemals hinreichen um die englische Baumwollindustrie von den amerikanischen Producenten unabhängig zu machen; und, was die Verwandlung der Fiji in ebenso viele Seefestungen anbelangt, wird die physische Beschaffenheit der, ihrer Korallen-

gürtel wegen, schwer zugänglichen Inseln die Befahrung dieser Meere für große Schiffe immer äußerst gefährlich machen. Aber, in bescheidenerem Maßstabe, bietet der Besitz dieser Inseln mehrere wesentliche Vortheile; wäre es nur weil die Märkte von Australien und Neuseeland, heute für ihren Bedarf von Colonialwaaren an Java und Mauritius angewiesen, diese Artikel, sobald die Fiji sie in gehöriger Menge erzeugen können, von Levuka und Suva beziehen werden.

In diesem Augenblicke bieten die Fiji ein eigenthümliches und, ich meine im ganzen, befriedigendes Schauspiel. In der einheimischen Welt, allenthalben, Friede. Die Häupter der großen Stämme, in Pairs und Präfecten verwandelt, beschäftigt mit der Verwaltung oder im Parlament, sich untereinander nicht mehr als ehedem liebend, aber die öffentliche Ordnung nie und nirgends störend. Im allgemeinen keine oder äußerst wenige Gewaltthätigkeiten. Das Volk fröhlich, harmlos, nicht arbeitsam, aber zufrieden mit seinem Lose. Bisher hat die den Einheimischen, innerhalb gewisser Grenzen, zugestandene Autonomie nur gute Erfolge aufzuweisen.

In der, rasch zunehmenden, europäischen Bevölkerung ist in den letzten zehn Jahren eine sehr bedeutende Wandlung vor sich gegangen. Der legendäre Schnapphahn von vordem hat ehrbaren und thätigen Bürgern Platz gemacht, deren Arbeit mit Hülfe (hauptsächlich aus Sydney) zufließender Kapitalskräfte befruchtet wird. In mehrfacher Hinsicht gewinnt die junge Colonie eine Familienähnlichkeit mit Australien und Neuseeland. Die Urbarmachung des Bodens schreitet langsam aber stetig fort, und der Handel hat in der letzten Zeit einen unerwarteten Aufschwung genommen. Im Jahre 1883 wiesen die Staatskassen einen nicht unbedeutenden Ueberschuß aus.*

Ich habe in Vorstehendem meine in verschiedenen aber vertrauenswürdigen Quellen geschöpften Auskünfte gewissenhaft wieder-

* Von 26000 Pfd. St.

gegeben. Ich habe auch die so oft weit auseinanderlaufenden Ansichten über Menschen und Dinge nicht mit Schweigen übergangen. Hierauf aber mußte ich mich beschränken. Eine eigene Ansicht auszusprechen halte ich mich nicht für berufen. Nur eine Bemerkung sei mir gestattet: die Besitzergreifung der Fiji durch England war eine gute Handlung — und ein gutes Geschäft.

III.

Samoa.

Vom 17. zum 29. Juni.

Die Inseln Nina-Tobutava und Tafari. — Die Trader. — Apia. — Die Triumviren. — König Melietoa. — Die deutschen Handelshäuser. — Tutuila. — Pango Pango. — Hübner-Bucht. — Labour trade. — Die Missionare. — Die City of Sydney.

Samoa. Vom 17. zum 29. Juni. — Am 14. mittags, Abreise von Loma Loma. Hierauf drei Tage Windstille oder Gegenwind. Wir haben nun beigedreht, und vor uns liegen, auf einige Meilen Entfernung, die Inseln Nina-Tobutava (Keppel-Island) und Tafari (Boscowen-Island). Wir wollen eine Landung versuchen, und das Gully des Kapitäns findet sich alsbald in einem Labyrinth von kaum sichtbaren Riffen. Glücklicherweise naht ein Eingeborener, mit einem Knaben in einem ausgehöhlten Baumstamme kauernd, und bietet sich als Pilot an.

Die Atmosphäre ist dicht. Die Sonne, leicht umflort, breitet einen aus Goldfäden gesponnenen Schleier über das innere Becken welches einer mit Edelsteinen besäeten Schale gleicht. Außerhalb des Korallengürtels, schäumt, braust, bäumt sich die dunkelgrüne See wie vom Fieber gerüttelt, im merkwürdigen Gegensatze mit der metallischen Unbeweglichkeit der Lagune. Unser Boot, immer geleitet von dem Mann und dem Knaben in dem schwimmenden Baumstamme, gleitet über Untiefen, windet sich



zwischen halbverborgenen Riffen hindurch, erreicht endlich die niedern, dicht bewaldeten Ufer. Es ist die Insel Nina-Tobutava, getrennt durch einen schmalen Kanal von einer jener zahllosen ringförmigen Eilande welche, die Oberfläche des Wassers kaum überragend, immer mit Cocospalmen bewachsen, eines der charakteristischen Merkmale der Südsee bilden.

Im Norden, nur wenige Meilen entfernt, steigt Tafari, ein kolossaler Kegel, aus den Fluten in die Luft empor. Kaum dreißig Bewohner haben Platz gefunden um an seinem Fuße ihre Hütten zu bauen. Ungeachtet der Nähe der Insel, dank der hinter ihr stehenden Sonne und der eigenthümlichen Atmosphäre zeigt sie sich in Gestalt einer dämmernden Silhouette. Die Aehnlichkeit mit Stromboli ist auffallend.

Endlich wird Nina-Tobutava erreicht. Hart am Landungsplatze steht die Kabane einer der drei weißen Residenten der Insel. Sie sind Traders. Trader heißen, in der Westlichen Südsee, Krämer welche australische und englische Waaren liefern, wie Messer, Cotonaden, Feuergewehre (letztere von den Wilden besonders gesucht), und zwar zu den doppelten europäischen Marktpreisen. Der Trader, welcher einen gewissen Theil irgendeines Archipels auszubeuten hat, tauscht sie für Copra und Baumwolle um und gewinnt hierbei, zuweilen 700 ja 800 Procent. Die eingetauschten Producte schickt er nach Apia, Suva, Levuka oder Tonga, an das dort befindliche Haus welches ihn commanditirt hat und diese Artikel, meist mit ungeheuerm Gewinn, nach Europa verschickt. Ist der Trader ein nüchterner, intelligenter und thatkräftiger Mann, und kommt er nicht bei seinem Geschäft um das Leben, wie ihm das in den melanesischen Archipelen leicht begegnen kann, so ist er in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann. Der Unterhalt kostet ihm sehr wenig. Er hat einen Vorrath von conservirtem Fleisch, den er gelegentlich erneuert, nach seiner Insel mitgebracht. Seine gewöhnliche Nahrung besteht aus Yam, Bananen und Hühnern; sein Anzug aus einer Weste und einem Pantalon von Flanell,

welche zugleich die Wäsche vertreten, und aus einem Strohhut bei schönem Wetter, in der Regenzeit, aus einem Südwester welcher den Kopf, die Stirn und den Nacken schützt.

Aber, leider, sind nicht alle Trader nüchtern, arbeitsam und energisch. Das Klima entnervt sie. Sie arbeiten nur wenn sie müssen, gerade genug um nicht Hungers zu sterben. Viele von ihnen verbringen den Tag in ihrer Hütte am Boden ausgestreckt oder sich im Schatten eines Cocosbaumes in ihrer Hängematte wiegend, allein oder in Gesellschaft einer eingeborenen Gefährtin, thun nichts und verschwinden spurlos. Es fehlt aber unter ihnen nicht ganz an energischen Männern. Sie sind es in der Regel nur zu sehr, diese letzten Epigonen jener verzweifelten Rowdies von vordem, deren Greuelthaten das australische Publikum mit Entsetzen erfüllten und selbst in europäischen Zeitungen einen Widerhall fanden. Blutige Verbrechen kommen noch heute, obgleich seltener, vor. Aber von aller Uebertreibung abgesehen, sind die Zustände noch schlimm genug. So betheuert ein glaubwürdiger Mann mit eigenen Augen gesehen zu haben wie ein Trader, um eine erhandelte Flinte zu prüfen, einen Eingeborenen, der Cocosnüsse pflückte, von dem Wipfel des Baumes herabschoß. Noch anderes dieser Art könnte ich anführen. Endlose Vendetten sind die natürliche Folge.

Aber es gibt auch Ehrenmänner unter den Tradern, wie denn überhaupt ihr, noch kürzlich so übel beleumundetes, Geschäft sich von den Schlacken reinigt seit der Verkehr mit den civilisirten Ländern zunimmt, der einheimische Käufer den wahren Werth der ihm gebotenen Waare kennen lernt, und das Dunkel, welches bisher jene fernen Gegenden umhüllte, allmählich zu weichen beginnt.

Feuergewehre sind, wie bereits erwähnt, der von den Eingeborenen gesuchteste Artikel. Nie mehr als wenn er sich im Kriegszustande befindet oder zum Kriege vorbereitet. Obwol auf den oceanischen Inseln der Janustempel niemals geschlossen wird, sind die Melanesier von Natur feige. Bei ihnen ist der Krieg

nichts als eine Reihe heimtückischer Ueberfälle und Niedermetzelung von Weibern und Kindern welche sich in irgendeinem Hohlwege ertappen ließen. Schlachten werden nie geliefert. Begegnen sich, durch einen unerwünschten Zufall, die beiden Armeen so tritt der Kühnste hervor, schleudert dem Feinde einige Schimpfworte entgegen und läuft sodann davon. Dagegen sind die Männer auf Samoa, wie alle Polynesier, geborene Krieger und begegnen sich gerne in offener Feldschlacht.

Aber tapfer oder feige, leben sie, mit kurzen Unterbrechungen, in beständigem Kriegszustande. Der Krieg liegt in ihren Sitten und fördert zugleich die Interessen des Traders. Ganz kürzlich war dem Kapitän eines englischen Kreuzers gelungen zwei große Häuptlinge zu versöhnen. Sie waren an Bord gekommen, hatten sich vor ihm die Hand gereicht und den Frieden beschworen. Unglücklicherweise besaß der Trader jenes Ortes einen Vorrath unabgesetzter Flinten. Der Kreuzer war kaum in See gestochen als die Feindseligkeiten wieder begannen. Allerdings konnte man die Schuld des Krämers nicht nachweisen.

Der Trader, eine Art Robinson Crusoe und offenbar ein friedfertiges Wesen, begrüßt die Fremden auf der Schwelle seines Häuschens. Sein Weib, eine Máori aus Neuseeland, überrascht uns durch einige Reste von Schönheit, durch ihre edeln Züge, ihre hohe Gestalt und die natürliche Würde mit welcher sie uns willkommen heißt. Sie spricht ein reineres Englisch als ihr Gemahl, obgleich er ein echter Sohn Albions ist. Während wir seine Vorräthe besehen kommen die beiden andern Trader, ein Engländer und ein Däne, und alle drei geben uns das Geleite nach Hihipu, der Hauptstadt der Insel.

Wir schreiten über einen prachtvollen grünen Teppich. Allenthalben exotisches Laubwerk in Fülle, riesige Bäume deren Blätter, breite, schmale, gezackte, abgerundete, sammtartige oder glänzend wie Metall, ihre kühlende Schatten über die am Rasen zerstreut liegenden Korbhütten ergießen. Um die Luft einzulassen sind die Matten welche die Mauern vertreten, aufgerollt, und der Blick

dringt unbehindert in das Innere. Aber niemand ist zu Hause. Im Freien sehen wir nur wenige Männer, darunter einige stattliche Bursche, dagegen viele junge Mädchen welche, bei unserm Anblick, mit erkünstelter Schüchternheit die Flucht ergreifen. Die jungen Frauen aber laufen uns entgegen, betrachten uns mit neugierigen Blicken und brechen in schallendes Gelächter aus. Auch wohlbeleibte Matronen nel mezzo del camin di nostra vita, und alte Weiber, deren körperlicher Umfang jeder Beschreibung spottet, weiden sich an unserm Anblicke. Aber alle diese Wesen, jung, alt, schlank, dick bis zum Unmöglichen, schäkern und lachen und erfreuen sich unserer Gesellschaft. Wir sehen viel röthliches oder blondes Haar.

Die vornehmsten Gebäude sind die Kirche und der Palast des Gouverneurs. Die Kirche zeichnet sich durch ihr kolossales Dach, der Palast durch seine Fensterscheiben aus. Denn man wisse, diese Inseln, welche sich König Georg I. von Tanga vor etwa dreißig Jahren auf friedlichem Wege zu Gemüthe führte, besitzen einen Magistrat, einen Richter und mehrere Polizeisoldaten. Letzteren wird nachgerühmt daß sie es sich zum Vergnügen anrechnen den Tradern die ihnen regelmäßig gestohlenen Milchschweinchen, regelmäßig zurückzubringen.

In einer Hütte finden wir ein Weib welches auf einem gefällten Baumstamme, der ihr als Tisch dient, die Rinde eines gewissen Baumes mittels Hammerschlägen glättet. In dieser Art werden die Schurzgürtel verfertigt. Ein neben ihr knieendes junges Mädchen malt schwarze Flecken auf denselben Stoff und bringt in dieser primitiven Weise eine nicht unschöne und ganz originelle Zeichnung zu Stande. Ein für uns am Rasen aufgerollter Teppich, gleichfalls aus Baumrinde und in ähnlicher Weise gefärbt, ist 14 Fuß breit und 120 Fuß lang.

Aber die Sonne sinkt, und es ist hohe Zeit diese inmitten des Stillen Weltmeeres gelegenen Inseln zu verlassen. Die Seefahrer vermeiden sie wegen des schwierigen Zuganges, daher sie äußerst selten besucht werden. Seit vier Jahren hat hier kein

englisches Kriegsschiff seine Flagge gezeigt. Wir hatten einige Mühe den Rückweg zu finden. Indeß mit Hülfe desselben Piloten, gelang es, über die Untiefen glücklich hinwegzugleiten, an keinem unsichtbaren Riffe zu scheitern und den Espiègle kurz vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

---

19. Juni. — Vor uns erheben sich 6000 Fuß hoch, die nackten Berge von Savai. Zur Rechten entflieht, bis sie sich am Horizonte verliert, eine bläulich-grüne Hügelkette. Dies ist Upolu. Upolu, Savai und Tutuila sind die drei großen Inseln der Gruppe der Schiffahrer, heute bekannter unter dem einheimischen Namen Samoa. Die Bevölkerungen haben ihre Hütten am Strande gebaut. Das Innere ist unbewohnt.

Die Corvette läßt Savai links liegen, steuert der Nordküste von Upolu entlang, läuft an den gewaltigen Wracken zweier gestrandeter Schiffe vorüber und ankert um 4 Uhr nachmittags vor Apia.

---

20. Juni. — Apia zeigt sich sehr vortheilhaft, mit seinem Gemisch von weißen Häuschen und dunkelgrünen Bäumen, mit den Flaggen der drei Consuln Deutschlands, Englands und der Vereinigten Staaten, mit der katholischen Kirche am Rande des Wassers, und den mit Cocospalmen dicht bewachsenen Bergen im Hintergrunde.

Vier große Dreimaster, Barkschiffe und eine Golette, sämmtlich unter deutscher Flagge, ein englisches, ein amerikanisches Schiff und eine Unzahl kommender und gehender Kähne, verleihen dem Hafen ein belebtes Ansehen. An seinem Eingange liegen, zur Warnung der Seefahrer, die bereits erwähnten Wracke.

Eine Menge kleiner Nachen, überfüllt mit Männern und Weibern, umschwärmen sogleich den Espiègle. Erstere zeichnen sich durch die prachtvolle Tatouirung ihrer Schenkel aus. Sie scheinen kurze, schwarze weißgestickte Hosen zu tragen. Die natürliche Hautfarbe ist die des florentiner Bronze. Die Weiber sind lichtbraun, alle Vollblutpolynesier.

Man läßt uns lange auf die Pratica warten. Die Herren Consuln thun wohl daran die Sanitätsvorschriften mit Strenge zu handhaben. Endlich dürfen wir an Land gehen, aber um die vielen Korallenriffe zu vermeiden ist das Gully des Kapitäns, im Hafen selbst, zu großen Umwegen genöthigt.

Der Consul der Vereinigten Staaten, Dr. Canisius, von Geburt Westfale, naturalisirter Amerikaner, der deutsche Consul, Dr. Stübel, Sachse, dem deutschen diplomatischen Dienstzweige entlehnt, der englische Consul Mr. Churchward, ehemaliger Cavalerieoffizier, bilden das Triumvirat welches in Apia regiert.

Die Municipalität ist, bis zu einem gewissen Grade, den europäischen Factorien in China nachgebildet. Der König hat das Land, auf welchem Apia steht, nicht veräußert aber, mittels einer Leibrente von 20 Dollars monatlich, die Nutznießung und Verwaltung desselben der sogenannten Municipalität abgetreten. Es ist, eigentlich, eine Art Condominium welches die Consuln der drei Vertragsmächte ausüben, nämlich der Mächte England, Deutschland und der Vereinigten Staaten, welche im Jahre 1879 mit dem König einen Vertrag geschlossen haben. Infolge einer andern Convention von demselben Datum, erkennt der König die ausschließliche Gerichtsbarkeit des britischen Obercommissärs für die britischen Unterthanen an, welche in seinem Archipel ansässig sind. Die Municipalität von Apia unterscheidet sich von den Settlements in China dadurch daß hier die Verwaltung, eigentlich die Regierung, durch die Consuln der drei Mächte gemein-

schaftlich ausgeübt wird, während in China, z. B. in Shanghai, die Niederlassungen der Engländer, der Franzosen und der Amerikaner voneinander vollkommen getrennt sind. Bisher ist die Wirksamkeit des Triumvirats eine gedeihliche. Vielleicht das erste Beispiel, allerdings in winzigen Verhältnissen, einer befriedigenden Lösung der kritischen und schwierigen Aufgabe einer Verwaltung geführt durch die Vertreter verschiedener Staaten. Ob dies Ergebniß dem innern Werthe der Municipalverfassung oder der Einsicht und Versöhnlichkeit der Consuln zu verdanken sei, bleibe dahingestellt.* Der Mechanismus der Verwaltungsmaschine ist äußerst einfach: ein Magistrat und sechs Polizeimänner unter seinem Befehle. Er sowol wie die sechs Polizeiagenten sind Farbige. Dennoch ist kein Fall der Widersetzlichkeit seitens der weißen Residenten bisher vorgekommen.**

Wenn man die engen Grenzen der Municipalität überschritten hat befindet man sich in dem Königreiche Melietoa's. Die Verfassung seiner Staaten ist eine rein patriarchalische. Nur die Familienhäupter besitzen politische Rechte. Sie sind entweder Häuptlinge, Alii, oder Gemeine, Tulafale. Die reichern unter

* Seither sind in Samoa Ereignisse eingetreten welche die guten Beziehungen zwischen den drei Consuln bedeutend getrübt haben.

** Der Magistrat hat eine Besoldung von 15 Pfd. St. jährlich, die Polizeimänner von 20—25 Dollars monatlich. Die Jahreseinnahme der Municipalität beträgt 5000 Dollars. Sie zahlt wie bereits gesagt dem König eine Leibrente von 20 Dollars monatlich und besoldet seinen Magistrat, 10 Dollars monatlich; letzterer hat keine richterliche Befugniß, sondern wohnt den Processen zwischen Weißen und Farbigen nur als Zeuge bei.

Die Bevölkerung der Municipalität zählt 165 Weiße und 218 Mischlinge, zusammen 383 Seelen. Die weiße Bevölkerung besteht aus 75 Deutschen, 41 Engländern, 23 Amerikanern, 13 Holländern und Schweizern, 11 Franzosen und 2 Skandinaviern.

Außerhalb der Municipalität beträgt die nichtsamoaische Bevölkerung ungefähr 200 Personen, darunter 75 Weiße. Die Trader, Engländer, Amerikaner, Skandinavier, arbeiten meist für die beiden auf Samoa bestehenden deutschen Handelshäuser. Die vorstehenden Auskünfte wurden mir in Apia geliefert.

ihnen, oder solche welche eines besondern persönlichen Ansehens genießen, werden hohe Alii oder hohe Tulafale genannt. Diese sind oder vielmehr waren die Großgrundbesitzer des Landes. Die politischen Rechte werden von den Häuptlingen und Tulafale in Dorf- oder Districtversammlungen geübt, je nachdem es sich um Angelegenheiten des Dorfes oder des Districts handelt. Die Autorität dieser gesetzgebenden oder richterlichen Versammlungen wird nie bestritten, während die Versammlungen der Häupter und Tulafale in Mulinuu, wo der König residirt, nur für eine Formsache gelten. Es werden dort Reden gehalten aber keine Beschlüsse gefaßt, welche auch gar nicht für verbindlich betrachtet würden. Melietoa ist nur König für die drei Mächte, welche ihn als solchen anerkannt haben, aber er ist es nur in einem sehr beschränkten Maße oder gar nicht in den Augen seiner angeblichen Unterthanen. Es gibt einen Vicekönig und einen obersten Richter, welche beide in Mulinuu residiren, aber keine organisirte Regierung, keine anerkannte Autorität, kein königliches Prestige, keine Steuern und keinen Heller in den Staatskassen, außer den 20 Dollars welche die Municipalität dem König jeden Monat verabfolgt.

Die Volkszahl wird, in Ermangelung eines Census, von den methodistischen und congregationalistischen Missionaren annähernd auf 34000, von den katholischen auf 30000 Seelen geschätzt. Nach den Wahrnehmungen der letztern, hätte sie sich seit dreißig Jahren um 6000 Personen vermindert.

Der Handel befindet sich hauptsächlich in den Händen zweier großer Hamburger Häuser: der Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft und des Hauses Ruge u. Comp. Sie haben sehr bedeutende Ländereien angekauft und treiben zugleich Handel und Ackerbau. Auf deutschen Schiffen werden die Producte ihrer

Pflanzungen nach Europa versandt und auf deutschen Schiffen die zum Vertriebe auf den Inseln bestimmten Waaren eingeführt. Eine große Anzahl der letztern ist nicht deutschen Ursprungs. Cotonaden und Feuergewehre kommen aus England, Geräthschaften und Mundvorrath aus Amerika und Australien, das übrige aus Deutschland. Fast alle auf diesen Inseln ansässigen Europäer stehen im Dienste der beiden deutschen Häuser oder handeln für sie. Sowol in Beziehung auf den Handelsverkehr als auf die Bodencultur und Schiffahrt, nehmen diese beiden Niederlassungen eine herrschende Stellung ein. Sie verdanken sie den sehr bedeutenden in Verwendung gebrachten Kapitalien, der einsichtsvollen Leitung, dem Rufe der Solidität deren diese Firmen genießen, aber auch, man darf sich das nicht verhehlen, der Abwesenheit einer ernsten Concurrenz.

Ich hatte Gelegenheit den Deutschen auf verschiedenen Punkten der Erde zu beobachten. Ich begegnete ihm auf meinen Wanderungen allenthalben, und ich fand ihn überall *denselben*. Er hat vielleicht seine Muttersprache vergessen; dies ist in der zweiten Generation sogar gewöhnlich der Fall; er *hat* einige Gebräuche des Landes angenommen in welchem er lebt, dem Anglosachsen einige, im „Vaterlande" in seiner Lebenssphäre, unbekannte Bequemlichkeiten sich zu eigen gemacht, aber, in *allem* was seine geistige Richtung und den Charakter anbelangt, bleibt er Deutscher. Er ist, in der Regel, intelligent, immer *frugal*, nüchtern, sparsam, geduldig, ausdauernd, muthig aber nicht verwegen. Er sinnt nicht auf raschen Gewinn und liebt *nicht* zu wagen. In diesem Punkte unterscheidet er sich von dem Anglosachsen welcher, unternehmender als er, sich in verwegene Abenteuer stürzt und sie meistens, nicht immer, glücklich besteht. Der Deutsche schreitet etwas langsamer aber sicherer vor, und läßt sich nicht verdrängen wenn er Wurzel gefaßt hat. Endlich, *ist* der Deutsche der Volks- und untern Mittelklassen besser unterrichtet als der Anglosachse derselben geselligen Schichten *und* weiß sich leichter den Bedürfnissen seiner neuen Lage anzupassen.

Als Landbauer theilt er mit dem Schottländer den Ruf der erste Colonist der Welt zu sein.

Alles was man in Samoa sieht, soweit es sich um Weiße handelt, hat ein deutsches Gepräge. Es wurde bereits gesagt daß die beiden Häuser, welche diese Inseln beinahe ausschließlich ausbeuten, Handel und Bodencultur cumuliren. Dies System bietet große Vortheile, kann aber, unter gegebenen Umständen, auch große Nachtheile nach sich ziehen. Bisher werfen die Pflanzungen von Upolu keinen Gewinn ab. Wenn die Deutschen fremde Concurrenz fürchten, so verfügen sie wenigstens über alle Vortheile des beatus possidens. Bisjetzt findet der Unternehmungsgeist englischer und australischer Kapitalisten in andern Archipelen der Südsee ein zu weites Feld der Thätigkeit als daß er sich versucht fühlen könnte die festen Stellungen der beiden Hamburger Häuser auf Samoa anzugreifen.

Alles in allem, finde ich zwischen den Engländern und Deutschen, soweit ich sie mit eigenen Augen am Werke sah, eine große Familienähnlichkeit und weder bei dem einen noch bei dem andern die geringste Spur des Verfalles. Sie brauchen den Erfolg nur zu wollen um ihn zu erringen. Sie sind Pares unter den Nationen. Aber England ist reicher als Deutschland, reicher an Kapitalien welche es gezwungen und oft verlegen ist fruchtbar zu machen. Auf diesem Felde würde man sich nicht mit gleichen Kräften messen.

Wir besuchten die der Handels- und Plantagen-Gesellschaft gehörige Pflanzung Utumapu. Zuerst wurde dem Meere entlang geritten, dann kamen wir an einigen Fischerdörfern vorüber, wo wir mehrere mit der Elephantiasis behaftete Kranke sahen, und bogen hierauf, nunmehr immer steigend, nach dem Innern der Insel ein. Nach einem anderthalbstündigen Ritt langten wir am Kamme des Gebirgszuges an welcher das Rückgrat von Upolu bildet. Hier, im Mittelpunkte der Plantage, welche sich von einem Meere zum andern, von der Nord- nach der Südküste ausdehnt, steht auf einem culminirenden Punkte

ein nettes Häuschen welches einer der Aufseher, ein junger Deutscher, bewohnt. Die Aussicht ist sehr ausgedehnt. Ringsum zu unsern Füßen ein Meer von Cocospalmen, und über die Baumwipfel hinweg der weite Meereshorizont. Jene kleine in die See vorspringende Landzunge ist Mulinuu, die Hauptstadt des Königs. Von oben gesehen, bilden die Cocosbäume einen dichten Wald, aber wenn man sich nähert überzeugt man sich daß sie gepflanzt wurden und zwar, mit großer Regelmäßigkeit, in Form eines Schachbretes. Die genau bemessene Entfernung zwischen jedem Baume beträgt 8 Fuß. Eine fahrbare Straße, welche ohne die sorgfältigste Pflege sich alsbald mit Büschen und Schlingpflanzen bedecken würde, erleichtert den Transport der Producte nach den Landungsplätzen. Auch Kaffeebäume werden gepflanzt, mit der Absicht, wenn der Versuch gelingt, sich vorzugsweise auf den Kaffeebau zu verlegen. Man befindet sich eben noch in der Epoche des Experimentirens, aber deutscher Ernst, deutsche Methode und Thatkraft sind unverkennbar.

Sehr angenehme Stunden verlebte ich in der katholischen Mission. Der Vorstand ist Msgre. Lamaze, Bischof von Olympus und apostolischer Vicar in Centraloceanien. Vier, junge und alte, französische Priester theilen mit ihm die Mühen, die Sorgen und Gefahren des Apostolats. Er hat ein ausgedehntes Grundstück neben der Kirche und dem Missionshause erworben und auf demselben ein Dorf für seine Neophyten erbaut. Die Nutznießung der von ihnen bestellten Aecker wird ihnen ohne Vergütung überlassen. Sie entfernen sich nur selten aus der „Reduccion", wie man in Südamerika sagen würde; die Männer sind verheirathet und jede Familie hat eine abgesonderte Hütte. Dies System bewährt sich auch hier wie anderwärts. Die Hauptaufgabe ist die neuen Christen vor der Berührung mit den extra muros lebenden Eingeborenen und mit den Weißen zu bewahren.

In dieser jungen Baumschule des Christenthums sahen wir nur fröhliche Gesichter, gut bebaute Felder und reinliche Hütten. Einige der Männer werden zu Katechisten ausgebildet.

Auf halber Höhe eines Bergkegels steht ein steinernes Kirchlein welches der nahende Seefahrer aus großer Entfernung wahrnehmen kann. Ein heftiger Sturm — in diesen Gegenden glücklicherweise eine seltene Erscheinung — hatte es voriges Jahr zerstört aber, dank den Beiträgen einiger Wohlthäter und der freiwilligen Arbeit welche die Bewohner des katholischen Dörfchens leisteten, war es möglich die Kirche binnen wenigen Monaten neu zu erbauen. Dieser Ort heißt Vacca. Dort werden die künftigen Katechisten erzogen und auch in die classischen Studien eingeführt.

Sonntags wohnten wir dem Hochamte in der Missionskirche bei. Die jungen Eingeborenen, besonders die Mädchen und Frauen, sangen mit melodischen Stimmen. Ich gedachte des ohrenzerreißenden Gekreisches während des Gottesdienstes in den chinesischen Chrétientés und in den Klöstern der katholischen Kopten in Aegypten!

Nachmittags versammelten wir uns auf einem Rasenplatze zwischen der Kirche und dem Priesterhause. Der Bischof, seine Patres und Gäste, die Mitglieder der Gemeinde mit dem Oberrichter des Königs an der Spitze, ließen sich im Kreise nieder. Die Tochter des letztern reichte den Kava.

Der Kava ist ein Getränk welches junge Mädchen aus einer gewissen Wurzel bereiten. Diese wird von ihnen sorgfältig gereinigt, geschabt, gekaut, dann wieder gewaschen, und in dem dergestalt veränderten Zustande in eine große hölzerne Schale gegossen. Das Ergebniß dieser Reihe wenig appetitlicher Operationen ist ein nach Rhubarber schmeckender, bei Weißen und Farbigen gleich beliebter Trank. Bei freundschaftlichen Zusammenkünften, bei öffentlichen Belustigungen sowie bei Empfang von Ehrengästen darf der Kava nicht fehlen. Er wird stets in Gegenwart der Gesellschaft, und in der Regel von

jungen Mädchen von Stande und von guter Aufführung bereitet. Die Gäste sitzen im Kreise, die jungen Mädchen innerhalb desselben neben dem Gefäße welches die Flüssigkeit aufnehmen wird. Darf man aus den unwillkürlichen Grimassen und geschwollenen Backen dieser dunkeln Heben einen Schluß ziehen, so ist dieser Kauungsproceß eine harte Arbeit und setzt gewaltige Kinnbacken voraus. Wenn der Trank gebraut ist, klatscht der Herr des Hauses in die Hände, die gesammte Gesellschaft folgt seinem Beispiel, alle Gespräche verstummen, und das Familienhaupt ruft den Namen des Gastes welcher den Ehrenplatz einnimmt. Eine der Jungfrauen nähert sich letzterm langsam, verneigt sich mit Anmuth und reicht ihm den Trank in der halben Schale einer Cocosnuß. Sobald diese geleert oder wenigstens mit den Lippen berührt worden wird sie von neuem gefüllt und von demselben Mädchen, nach ihrer Rangordnung, den übrigen Gästen gebracht.

Die Missionare sagen mir daß sie, auf ihren Reisen, Einladungen zum Kava gerne annehmen, weil diese Versammlungen die Gemüther freundlich stimmen und, später am Abend, Besprechungen über ernste Gegenstände zu erleichtern pflegen.

Nach dem Kava wurde getanzt. Die jungen Katechumenen, den Schurz von Baumrinde um die Lenden gegürtet, das Haar mit einer Blume geschmückt, ein hölzernes Schwert in der Hand, führten mehrere Kriegstänze auf. Weiber und Mädchen nahmen keinen Theil daran. Sie besuchen die Sava nicht, sagte mir einer der Patres mit einem bedeutungsvollen Blick den ich nicht verstand da ich noch nicht wußte was eine Sava ist.

Mittlerweile war es Abend geworden und ein schwaches Lüftchen wehte von der See landeinwärts. Er war einer der heißesten Tage deren ich mich entsinne. In dieser Gruppe zeigt das Thermometer, bei ruhigem Himmel, das ganze Jahr über 25—27° R. Demungeachtet erreichen die Europäer ein hohes Alter, während man unter den Einheimischen wenige Greise sieht.

Beim Abschied sagten uns die Missionare daß, noch in zehn Jahren, die Bewohner von Samoa sich des Namens des Espiègle, des Kapitäns Bridge und des meinigen erinnern würden. Ihr Gedächtniß und ihre Beobachtungsgabe sind außerordentlich. Sie erfinden Namen für die kleinsten Bäche, für Schluchten, Felsblöcke u. s. f., kennen genau die Lebensgewohnheiten der Thiere, sind sehr aufgeweckt und intelligent, letzteres aber nur bis zu einer gewissen Grenze welche sie niemals überschreiten.

Wenige Schritte von der Mission befindet sich das Kloster der Schwestern, mit zwei französischen und fünf einheimischen Nonnen. Die Oberin verließ in 26 Jahren dies Haus nur einmal auf wenige Wochen um in Sydney ärztliche Hülfe zu suchen. Sie ist es die alles schuf, alles organisirte, die die kleine Kapelle, ein Kleinod mönchischer Architektur, erbaute, die viele junge Wesen vor einem schmählichen Geschick bewahrt und in einheimischen und europäischen Familien die Wohlthaten einer soliden und christlichen Erziehung verbreitet hat. In ihrer für weiße Kinder bestimmten Schule sah ich zwei kleine deutsche Mädchen vom reinsten teutonischen Typus, aber sie wußten nicht ein Wort deutsch und sprachen nur englisch und samoaisch.

Die Sonne ist unerbittlich, die Hitze unbeschreiblich, und die Zeit 1 Uhr nach Mittag. Und um diese Stunde brechen wir auf nach Mulinuu! Höfische Pflichten rufen uns dahin. Msgre. Lamaze, welcher die Güte hat als Dolmetsch zu dienen, der deutsche und der englische Consul leisten uns Gesellschaft.

Die Hauptstadt des Königs von Samoa, welche ich eher einen Cocoswald nennen möchte, liegt auf einer in das Meer vorspringenden Landzunge, ungefähr zwei Meilen östlich von Apia. Die Häuser, wenn es deren viele gibt, verstecken sich im Gehölze; wir sahen oder erriethen nur wenige. Auf dem Hauptplatze der Residenz, einem baumleeren Raume, steht ein monu-

mentales Holzgerüste, der Galgen. Ganz folgerichtig, wohnt der Oberrichter nebenan in einer niedlichen Hütte. Er und seine Tochter welche Katholiken sind, und deren Bekanntschaft wir im Missionshause gemacht, liefen herbei um dem Bischof die Hand zu küssen. Dann ließen wir uns alle, im Schatten des fatalen Gerüstes, zu einem traulichen Gespräche nieder. Es begann eben eine interessante Wendung zu nehmen als sich hinter uns eilige Schritte vernehmen ließen. Es war ein athemloser Mann welcher offenbar die Absicht hatte uns zu überholen. Er wurde angerufen und wir setzten gemeinsam die Wanderung fort. Dies Individuum trug ein Hemd welches gewiß schon lange keine Wäsche gesehen, und einen Pantalon aus Leinwand welcher sich im Zustande des ärgsten Verfalles befand. Die Züge des Fremden waren nicht vornehm und sein Ausdruck wenig einnehmend. Ihm auch nur ein Wort zu entreißen war vergebliche Mühe. Auf alles was wir sagten antwortete er mit einem wiehernden Gelächter. Erst als wir uns dem Hause in welchem die öffentlichen Versammlungen stattfinden genähert hatten erfuhr ich seinen Namen. Es war der König, und ich gestehe mein wenig ehrerbietiges Benehmen gegen Se. Majestät erregte in mir einige Gewissensbisse.

Je weniger von der Audienz gesagt wird, je besser. Eine geräumige Hütte; der Fußboden mit schmuzigen Matten bedeckt; die Vorhänge, welche die Ringmauer vertraten, aufgezogen um die Luft einzulassen, welche glühend ist. Der König und die Europäer sitzen auf Wiener Sesseln, welche nur bei feierlichen Anläßen dienen, wie z. B. wenn die Consuln kommen, nicht ad audiendum verbum regium, sondern um ihre Stimme dem König vernehmbar zu machen. Einige in Eile berufene Häuptlinge kauerten auf den Matten, das Kinn auf die Knie, und den Rücken gegen die Pfeiler gestützt. Einer von ihnen, ein großer Häuptling, hielt mir zu Ehren eine endlose Rede. Dabei schien er einzuschlafen. Wir befanden uns in ähnlicher Verfassung. Endlich riß mir die Geduld. Ich erhob mich: ein zweiter Verstoß

gegen die Etikette. Meine Begleiter thaten dasselbe. Der König, welcher während der Ceremonie geschnarcht oder, in gezwungener Weise, gelacht hatte, lachte nun hell auf und diesmal offenbar herzlich. Jedermann, Wilde und Gesittete, trennten sich mit unverhehlter Freude. Wir statteten noch dem Vicekönig, der einen vortheilhaften Eindruck macht, einen kurzen Besuch ab, und traten dann mit Vergnügen den Heimweg an.

Melietoa ist, wie ich höre, kein Idiot. Er ist ein gewöhnlicher Mensch der, wenn man ihn ruhig gelassen hätte, heute noch einer der großen Häuptlinge auf Samoa wäre oder nicht wäre. Aber man wollte einen König aus ihm machen. Nun ist er aber, wie bereits gesagt, nur König in den Augen der Vertragsmächte, und nicht in der Meinung der andern Häuptlinge, welche ihn niemals aufrichtig als ihren Beherrscher anerkannt haben. Die drei Consuln verlangen von ihm, ihrer Pflicht gemäß, Schutz für die, außerhalb Apia, in verschiedenen Theilen der Inseln zerstreut lebenden Europäer, und zu diesem Ende verlangen sie von ihm daß er für die Wiederherstellung und Erhaltung des innern Friedens Sorge trage. Sie haben weder den Beruf noch die Mittel diese Aufgabe selbst zu lösen. Sie wenden sich also an den König. Aber der König ist machtlos. Man sieht, es ist eine falsche und auf die Länge unhaltbare Lage.

Die Vorgänge auf den Fiji- und Tonga-Inseln sind bekannt. England hat den großen Häuptling Georg, dessen Vater bereits der Gebieter des Tonga-Archipels war, als König anerkannt. Ihm steht ein alter ego in der Person des reverend Baker zur Seite. Die Anerkennung durch England befestigte, sie schuf nicht seine Stellung. Auf den Fiji versuchte, von weißen Abenteurern angetrieben, ein ehrgeiziger Chef die andern Stammeshäupter zu unterjochen. Er scheiterte und hatte nur zwischen seinem Untergang und der Entsagung zu wählen, während England sich entschließen mußte entweder von den Inseln Besitz

zu ergreifen oder seine auf denselben ansässigen **Unterthanen** den Wechselfällen des Zufalles zu überlassen.

Die Analogie springt in die Augen. Auf den Samoa-Inseln müssen bedeutende Interessen gewahrt werden. Die wenigen englischen und deutschen Kreuzer, welche von Zeit zu Zeit in jenen Gewässern erscheinen, können zwar in einzelnen Fällen zuweilen dem Gekränkten zu seinem Rechte verhelfen; sie vermögen nicht den Frieden dauernd herzustellen; aber europäische Interessen können jeden Augenblick zu leiden haben, solange ein dauernder Friede nicht an die Stelle der Fehden getreten ist welche sich, wie intermittirende Fieberanfälle, mit einer gewissen Regelmäßigkeit in kürzern oder längern Zwischenräumen wiederholen. Der Friede setzt eine geregelte Regierung voraus, welche nur möglich ist wenn man einen Oberhäuptling gefunden hat, wie in Tonga, oder eine europäische Regierung, wie in Fiji, welche stark genug sind den übrigen Häuptlingen den Frieden aufzuerlegen. Ein Schattenkönig, wie Melietoa, genügt nicht.

Wir führen hier ein bewegtes Leben. Die Anwesenheit eines Kriegsschiffes, an sich ein Ereigniß, bringt einige Abwechselung in das etwas langweilige Dasein der Residenten. Diners an Bord, Diners am Lande, Ausflüge zu Pferd und in Booten. Welcher Contrast mit der sanften Monotonie an Bord unsers Espiègle! Aber das Interessanteste wurde uns am Schlusse des Aufenthaltes geboten. Die Herren Stübel und Churchward haben in dem Hause eines großen Häuptlings der Nachbarschaft einen Ball, eine Sava, veranstaltet.

Die Nacht war schwarz, und der Regen, von einer starken Brise gepeitscht, fiel in Zwischenräumen. Das Gully des Kapitäns Bridge, welches er selbst steuerte, tanzte auf den kleinen sich rasch folgenden Wellen der Lagune und strandete einigemal auf Korallenbänken, aber am Ende gelang es doch in das kleine

Rinnsal einzulaufen, und nahe bei dem Wohnhause des Chefs zu landen. Zuerst wurde, in Gesellschaft der Notablen des Stammes, der Kava genommen, worauf man uns in die große für öffentliche Versammlungen bestimmte Hütte geleitete.

Hier erwartete uns ein eigenthümliches Schauspiel. Der Saal war gedrängt voll. In der Mitte, bei den drei Baumstämmen welche das Dach tragen und die man mit Blumen- und Blätterkränzen behangen hatte, brannte ein großes Feuer. Es war die einzige Beleuchtung. Der deutsche und der englische Consul, die Offiziere und einige Matrosen des Espiègle, zwei oder drei Residenten von Apia, bildeten das europäische Publikum. Die farbigen Zuseher, Männer und Frauen, gehörten den höhern Schichten der einheimischen Gesellschaft an. Nur mit großer Mühe gelang es dem Balletcorps sich durch die Menge Bahn zu brechen.

Ein grellfarbiger Streifen von Kattun mit einigen Cocosblättern geschmückt, oder ein kleiner Schurz von Baumrinde um die Lenden, Blumensträuße im Haar, bildeten den Anzug der Ballerinen. Die prima donna assoluta trug, um ihren hervorragenden Rang zu bezeichnen, eine große blonde Perücke von der Gestalt einer Phrygischen Mütze und, darauf, einen gewaltigen scharlachrothen Federbusch welcher die warmen Töne — von der Farbe des gebrannten Zuckers — der Schultern, des Oberleibes und der Arme zur Geltung brachte. Neben dem Feuer angelangt, ließen sich die Mädchen, von Cocosöl triefend, im ganzen 16 an der Zahl, die Première in ihrer Mitte, auf die Matte nieder und erwarteten, still und regungslos wie Statuen, das Signal der Prima Ballerina. Sie gab es indem sie eine Melodie anhub welche während des ganzen Tanzes gesungen wurde. Die Bewegungen, deren Präcision die Europäer in Erstaunen setzte, waren anfangs zurückhaltend, gemessen, langsam, feierlich, dann allmählich beschleunigt, endlich von rasender Schnelligkeit. Diese Damen tanzten mit den Augen, mit den Händen, mit dem Oberleibe. Nur die Beine blieben unbeweglich.

Der Text der Gesänge, nicht die Musik, war zu Ehren des Kapitäns Bridge und meiner Person componirt worden, und, in der That, gewisse Töne welche mit unsern Namen einige Aehnlichkeit hatten, wiederholten sich fortwährend. Am Ende des Ballets klatschten die Weißen Beifall. Das einheimische Publikum verhielt sich schweigend.

Nicht so als die Tochter des großen Häuptlings im Saale erschien. Sie ist schön und tugendhaft. Leider kann man dies nicht von allen jungen Mädchen dieser Inseln behaupten. Jene von ihnen deren gute Aufführung allgemein bekannt ist zeigen sich nie anders als in Begleitung einer oder mehrerer Duennen. Ihnen ist die Ehre vorbehalten bei feierlichen Gelegenheiten den Kava zu bereiten, und sie heirathen gewöhnlich Krieger von hohem Range eines befreundeten Stammes. (Man verheirathet sich niemals in derselben Tribus.) Aber abgesehen von dieser der Sittsamkeit gebrachten Huldigung, genießen auch die Mädchen welche keinen Anspruch auf den Tugendpreis erheben der allgemeinen Hochachtung.

Es war also eine vornehme Dame und eine Tugend und überdies eine Schönheit die nunmehr erschien. Alle Blicke richteten sich auf sie, und die dunkeln Gäste begrüßten sie mit einem ehrfurchtsvollen Beifallsgemurmel. Ich hätte ihr 18 Jahre gegeben, aber sie zählt deren nur 13. Sehr wenig bekleidet und den Kopf mit einer riesigen Perücke bedeckt, welche sie aber Mittel fand gleich bei Beginn des Ballets zu verlieren, wodurch die classischen Umrisse des Kopfes und Nackens enthüllt wurden, nahm sie vor dem Feuer zwischen vier Männern Platz. Bei jedem neuen Tanze stimmte einer dieser Koryphäen einen Gesang an. Es waren dieselben Verdrehungen des Oberkörpers, dieselben Bewegungen der Arme und der Hände. In diesem tugendhaften jungen Wesen brannte das göttliche Feuer der Ballerine. Aber nichts in ihren Stellungen und Geberden erinnerte an die Gemeinheiten des Ball Mabile. Endlich erhoben sich die fünf Tänzer. Dies war der kritische Augenblick. Jetzt,

flüsterte mir einer der Consuln in das Ohr, beginnen die Begriffe des Anstandes sich zu verflüchtigen. In der That, die so lange zur Unbeweglichkeit verhaltenen Beine schienen das Versäumte einholen zu wollen. Ein höllischer Reigen folgte. Terpsichore, verhülle dein Antlitz!

Der Kapitän und ich dachten dies sei der Augenblick den Rückzug anzutreten, schon des guten Beispiels halber, welches übrigens für unsere jungen Offiziere verloren war. Ich gestehe daß ich nicht ohne Leidwesen wegging; so anziehend, wenn auch zugleich abstoßend, schien mir dies eigenthümliche, bizarre und von mir nie gesehene Schauspiel. Auf unsern Bühnen vermag man nichts Aehnliches in Scene zu setzen. Und wie wunderbar sind doch diese stets wechselnden Wirkungen des Feuers welches die Lampen ersetzt. Jetzt zeigen sich die Tänzer in strahlender Beleuchtung, jetzt hüllen sie sich in dämmernde Schatten, und nur die glänzenden Augen, welche die Nacht durchdringen, verrathen ihre Gegenwart. Weiterhin verschwände alles im Dunkel wenn nicht in gänzlicher Finsterniß, ohne jenen geheimnißvollen, unerklärlichen Widerschein welcher im Saale umherirrt, bald schwarze Köpfe zeigt mit Federbüschen und Blumen geschmückt, bald dunkle Gestalten, bald auf die Bühne geheftete Blicke. Hierzu kommen das dumpfe Dröhnen des Tam-Tam, das Rauschen der draußen vom Winde gepeitschten Bäume, das Heulen Melusinens, die erstickende Hitze im Innern, die Balsamgerüche welche das mit wohlriechendem Holze genährte Feuer im Saale verbreitet hat. Grotesk und erhaben, ein böser Traum und ein Gedicht, eine Hoffmann'sche Erzählung, eine Dante'sche Vision! Beim Weggehen sehe ich Checco, wie immer bei ähnlichen Gelegenheiten, zwischen zwei Matrosen sitzen. Er ist entrüstet und sagt mir: „Questo è l' inferno. Io l' ho veduto dipinto. Era tale quale."*

---

* „Es ist die Hölle. Ich habe sie gemalt gesehen. Es war genau dasselbe."

Und diese selben, kaum bekleideten Weiber, welche sich solchen Unterhaltungen hingeben, sieht man Sonntags, in ihr Normalhemd gekleidet, mit Gesangbüchern beladen, nach der Kirche gehen! Arme Missionare! Umsonst füllen sie das Faß der Danaiden. Man begreift daß sie zuweilen den Muth verlieren.

Tutuila. Vom 25. zum 29. Juni. — Aeolus verwöhnt uns nicht. Während 24 Stunden strömender Regen, Gegenwind, hohe See. Aber diesen Morgen lächeln Himmel, Meer und Land. Der Espiègle steuert hart an der hohen Insel Tutuila, umfährt einige senkrecht abfallende von der Brandung gepeitschte Vorgebirge, dringt zwischen steilen Hügelabfällen in einen sich schlangenförmig windenden Kanal und, nachdem er ihn verlassen hat, in die Bai von Pango Pango. Ohne den dichten Wald welcher das Land vom Meeresufer bis an die Gipfel der Berge* bedeckt, ohne die unzähligen ihn überragenden Wipfel von Cocospalmen, würde ich mich in einem norwegischen Fjord glauben.

Hier gleicht die Bucht einem See. Kein Meereshorizont in Sicht und keine Haifische in dem weiten stillen Becken. Kein Grund sich nicht zu baden. Daher die vielen Tritonen und Najaden welche alsbald herbeieilen. Alle schreien, lachen, gesticuliren, springen aus ihrem hohlen Baumstamme in die Flut, tauchen unter ihm weg, und suchen den Espiègle zu entern. Aber vergebens. Der, in solchen Dingen, strenge Kapitän findet die Toilette der Damen zu unvollständig, und man ruft ihnen vom Deck zu: „Captain Bridge not at home.“ Sie entfernen sich lachend, schwimmen wieder herbei, sind nicht glücklicher und geben endlich den Versuch auf ohne zu schmollen. Später schickt uns der Himmel einige Streifregen. Die Männer, welche ihrem

* Die höchsten 2500 Fuß hoch.

Haarputze immer große Sorgfalt widmen, bedecken den Kopf mit einem ungeheuern Taroblatte dem sie die Form eines antiken Helmes geben. Ohne es zu ahnen, haben sie sich in Götter des Olymps verwandelt. Die Weiber hüllen den Oberleib in ein einziges riesiges Blatt. Ein poetisches, mythologisches Bild. Diese Insulaner haben eine sehr lichte, olivenartige Hautfarbe. So müssen die Götter des Olymps ausgesehen haben, wenn sie Griechen waren, wie anzunehmen ist.

Aber woher kommen alle diese Leute? Es sind die Dorfbewohner von Pango Pango, welches eine Meile östlich von unserm Landungsplatze hart am Ufer liegt. Zwischen dem Laube können wir einige Häuser oder vielmehr elende Hütten wahrnehmen. Aber mit einem male, wie von plötzlicher Furcht befallen, ergreifen sie die Flucht, die einen in ihren Kähnen, die andern schwimmend, alle in der Richtung ihres Dorfes. Zu gleicher Zeit bemerken wir daß, uns gegenüber im Norden, eine gewisse Anzahl von Nachen, mit Männern und Weibern beladen, vom nahen Ufer abstößt. Das Dorf welches sie verlassen ist Fango Tongo. Diesmal werden die Männer an Bord zugelassen. Sie bieten aus schwerem Holz geschnitzte Streitäxte, Gewebe aus Wurzelfasern und andere Gegenstände feil und schreien Schot, Schot! ihre Art das englische Wort shirt auszusprechen. Sie wollen ihre Waare gegen Hemden austauschen, ein um so gesuchterer Artikel als ihn niemand besitzt. Das ihnen gebotene Geld, Schillinge und Sixpence, weisen sie mit Entrüstung zurück.

Im letzten Monat November befanden sich die Bewohner von Pango Pango und Fango Tongo im Kriegszustande. Die Veranlassung dazu hatte der Tod des großen Chefs von Pango Pango, Namens Maunga gegeben. Zwei Thronbewerber standen auf: Maunga Maumma, welcher der Partei des Verstorbenen angehört, und Maunga Lei. Beide erhoben Anspruch auf den Namen Maunga kurzweg und auf die Oberherrlichkeit in der Tribus Pango Pango. In Beziehung auf die Rechtsfrage werde ich dem Beispiele des zur Beilegung des Streites hierher ge-

sandten englischen Offiziers folgen, welcher in seinem Berichte sagte es sei ihm schwer sich über diese Frage eine Ansicht zu bilden. Die Ereignisse, einfacher als die rechtliche Seite des Streites, geben aber einen Begriff von der Natur dieser Kriege und von der Art und Weise wie sie geführt werden. Darum erzähle ich den Fall welcher sonst wenig Interesse böte. Maunga Mauuma überfiel und verbrannte theilweise Pango Pango, tödtete einige Krieger und fällte eine gewisse Anzahl von Cocosbäumen, worauf sich Maunga Lei mit seinen Mannen nach dem Dorfe Fango Tongo begab, wo er dasselbe that. Ein Dutzend Krieger blieben am Platze. Ein dort lebender norwegischer Trader und sein Weib, eine Eingeborene, retteten schwimmend ihr Leben und fanden Aufnahme bei einem englischen Trader welcher mit seiner Gattin, einer Tahitierin, eine nette Hütte auf der Spitze einer kleinen Landzunge bewohnt. Mit dem katholischen Missionar in Leone, auf der Südküste, sind diese beiden Männer wahrscheinlich die einzigen Weißen in Tutuila. Beide arbeiten für die Handels- und Plantagen-Gesellschaft in Apia.

In dem Samoa-Archipel bildet der Krieg die ansteckendste aller Seuchen. König Melietoa, welchem wir die Ehre hatten in Mulinuu vorgestellt zu werden, mit Recht beunruhigt, wandte sich an die Consuln, und, auf Ansuchen der letztern, kam Kapitän Auckland auf seinem Schiffe Miranda hierher, bemächtigte sich der beiden Prätendenten und brachte sie nach Apia. Sie wurden dem König zur Obhut übergeben und befinden sich dermalen noch als Staatsgefangene in Mulinuu. Nach dem Abgange der beiden Häuptlinge, war es ein Leichtes den Frieden herzustellen. Allerdings ein hinkender und unsicherer Friede.

Alles dies läßt mich kalt. Ich bin nicht in der Lage mich für einen oder den andern der Thronwerber zu enthusiasmiren, und weine selbst den zehn oder zwölf Tapfern welche auf dem Felde der Ehre fielen keine Thräne nach. Was mir interessant scheint ist die Veranlassung des Streithandels und der Anruf fremder Hülfe.

Successionsfragen zwischen Stammeshäuptern wiederholen sich im natürlichen Laufe der Dinge. Da kein Häuptling mächtig genug ist um den beiden streitenden Theilen einen friedlichen Vergleich aufzuerlegen, wird, nothwendigerweise, zu den Waffen gegriffen. In solchen Fällen laufen Europäer, wenn deren sich an Ort und Stelle befinden, die äußerste Gefahr. Kreuzt ein Kriegsschiff in der Nähe, gleichviel welche Flagge es führe, meistens die englische, zuweilen die französische oder deutsche, sehr selten die amerikanische, so wird es in der Noth herbeigerufen, oder der Commandant kommt aus eigenem Antriebe weil er dem Blutvergießen und Mordbrennen in den Dörfern nicht wohl mit gekreuzten Armen beiwohnen kann. Er kommt also und macht Frieden. Nichts ist leichter. Von der Rechtsfrage hat der Offizier natürlich keine blasse Ahnung. Aber auch angenommen daß er die Gebräuche und das Gewohnheitsrecht der Insulaner kenne (was ganz gewiß nicht der Fall ist), so hat er weder den Auftrag noch die Berechtigung zwischen unabhängigen Eingeborenen das Richteramt zu üben. Ein von ihm gethaner Ausspruch wäre, sowol in den Augen der betreffenden Parteien, als vor jedwedem europäischen Gerichtshofe, wegen Incompetenz des Offiziers, null und nichtig. Er beschränkt sich also darauf die Kämpfenden zur Niederlegung der Waffen zu veranlassen, was sie auch thun, natürlich mit der Absicht sie wieder zu ergreifen sobald der Kreuzer außer Sicht ist. Dies ist die Geschichte der 14 Fiji-Stämme vor der Annectirung. Dies sind heute noch die Zustände auf Samoa und in den andern unabhängigen Gruppen, mit der einzigen Ausnahme welche Tonga bildet, wo der wahre König ein Weißer, nämlich der reverend Baker ist.

Hier herrscht dermalen eine Art von Waffenstillstand, aber nur deshalb weil beide Theile um die Feindseligkeiten wieder zu beginnen die Rückkehr ihrer Häupter abwarten, welche dermalen noch die Staatsgefangenen Melietoa's, eigentlich der Triumviren von Apia sind.

Ein Spaziergang in den Gassen von Pango Pango oder vielmehr auf Grasplätzen, zwischen zerstreut liegenden Hütten und Baumgruppen der mannichfaltigsten Art. Die Hitze überwältigend; daher die Wände der Kabanen, d. h. die Matten welche sie bilden, aufgezogen sind, was uns gestattet Weiber und Kinder zu sehen, welche, am Boden ausgestreckt, ihre Siesta halten. Männer, keine oder wenige. Wir wissen nicht was sie thun, wir wissen nur daß sie nicht arbeiten. Warum sollten sie? Spendet ihnen die Natur nicht Cocosnüsse, Yam, Taro, Bananen? Mehr verlangen sie nicht. Wir gehen in die Hütte der öffentlichen Versammlungen. Aber dort wie in der Kirche sehen wir, einige spielende Kinder ausgenommen, keine lebende Seele. Der Kapitän hat einen zum Photographen abgerichteten Matrosen mit an Land gebracht, und es werden mehrere Ansichten aufgenommen. Wir gruppiren die Weiber, was sie sehr unterhält. Aber die Mädchen ergreifen die Flucht. Warum? Doch nicht aus Schüchternheit?

Heute empfing der Kapitän hohen Besuch. Die Schwester Maunga Lei's, welche während seiner Gefangenschaft die Zügel der Regierung führt, kam an Bord. Sie ist von mittlerm Alter, äußerst beleibt, hat grobe Züge, aber schöne geistreiche Augen und die Haltung einer Gebieterin. Unsere Offiziere nennen sie Duchesse de Gerolstein. Ihre drei Hofdamen, sämmtlich Töchter von Häuptlingen, weniger schön als anmuthig, gefielen uns wegen ihres ehrerbietigen und zugleich vertraulichen Benehmens gegenüber der Prinzessin. Die Männer des Gefolges blieben am Deck, aber die vier Damen wurden im Salon empfangen. Sie saßen anfangs auf europäische Weise, ließen sich aber nicht zweimal bitten diese unbequeme Stellung gegen die landesübliche zu vertauschen. Der vornehme Stil verlangt daß man auf beiden Beinen sitzt, das eine dabei aber vorstreckt und den Fuß

in eine vibrirende Bewegung versetzt. Erfrischungen wurden gereicht und wie mir schien gewürdigt, und die „Herzogin", welche einige Worte Englisch weiß und bei heiterster Laune war, lachte, schäkerte, flüsterte mit ihren Damen, als plötzlich ein verworrener Lärm an unser Ohr drang. Es waren die Leute von Fango Tongo, die Freunde Maunga Mauuma's und die kleinen Häuptlinge seiner Tribus welche sich näherten um auch ihrerseits dem Espiègle einen feierlichen Besuch abzustatten. Die Herzogin und ihre Damen erblaßten, aber es war die Blässe des Zorns, nicht der Furcht. Mittlerweile war es zu spät geworden die unbequemen Gäste abzuweisen. Sie befanden sich bereits an Bord, und so standen sich die beiden feindlichen Fractionen gegenüber. Einer der neuen Ankömmlinge, ein junger Mann mit einem häßlichen Gesicht, benutzte die Gelegenheit um im Gedränge einem Manne von Pango Pango seine Streitaxt zu entwenden. Um sie zu verbergen fand er kein besseres Mittel als sich auf seine Beute zu setzen. Aber das Adlerauge der Herzogin, welche inzwischen am Deck erschienen war, entdeckte den Diebstahl und der Kapitän von ihr benachrichtigt, ließ den Schuldigen einfach über Bord werfen. Ein Matrose beschleunigte die Execution im entscheidenden Augenblicke mittels eines gewaltigen Fußtrittes.

Das Deck war jetzt mit Männern gefüllt. Fast nackt, das Haar mit Blumen oder Federn geschmückt, die Streitaxt oder Keule in der Hand, bildeten sie zwei gesonderte Gruppen, begingen aber keine thätlichen Ausschreitungen. Die Matrosen und Marinesoldaten waren in doppelter Reihe aufgestellt, und die Schwester des großen Maunga Lei konnte in Begleitung ihrer Damen die Corvette mit den ihrer hohen Stellung gebührenden Ehren verlassen. Inzwischen wechselten die Männer beider Parteien zornige Blicke und Worte welche ich nicht verstand, die aber, offenbar, keine Complimente sein konnten. Einige Augenblicke später zogen sich auch die Fango Tongo-Leute zurück. Die beiden großen Staatskähne, gefolgt von einem Schwarme winziger Nachen, bewegten sich langsam, ein jeder in der Richtung seines Dorfes. Es war ein

prachtvoller, phantastischer Anblick. Die Herzogin, von ihren Damen umgeben, stand auf der Commandobrücke. Eine sehr beträchtliche Anzahl von Kriegern, deren geölte Körper in der Sonne glänzten, füllten das Schiff vom Helm zum Hintertheil. Am Vorderdeck befand sich eine Estrade auf welcher ein Mann, mit einer großen Axt bewaffnet, unabläßlich die tollsten Bockssprünge machte. Dabei stieß er ein wildes Geschrei aus und schien jeden Augenblick, das Gleichgewicht verlierend, über Bord zu fallen. Alle sangen im Chor, mit männlichen fast harmonischen Stimmen, eine ernste melancholische Weise.

Die Männer der feindlichen Partei hatten gleichfalls ihren Hanswurst der, wie jener der Herzogin, auf einem hohen Schemel am Vorderdeck stand aber sich ruhig verhielt. Auch sangen die Männer nicht. Der Zwischenfall an Bord des Espiègle, nicht der Diebstahl sondern die Entdeckung und schimpfliche Bestrafung desselben, hatte sie verstimmt. Schweigend zogen sie von dannen.

Nachmittags begaben wir uns nach ihrem Dorfe Fango Tongo. Wir fanden die Notabeln in der großen Empfangshütte beim Kava versammelt. Zwei junge Mädchen bereiteten ihn mit äußerster Anstrengung ihrer Kinnbacken. Wir wurden aber nicht eingeladen einzutreten und an dem Gelage theilzunehmen. In dieser vornehmen Gesellschaft erkannte ich den Gesellen welchen die Strafe heute Morgen so rasch ereilt hatte. Er saß, den Rücken an einen Pfeiler gelehnt, mit einer kurzen Pfeife zwischen den Zähnen, und maß uns mit frechen Blicken. Hierbei blieb es aber.

Weder hier noch in Pango Pango residiren Missionare. Eingeborene Lehrer „Teachers“ üben die Seelsorge. Der hier residirende Teacher, ein Mann von etlichen fünfzig Jahren, der aber wie ein Greis aussah, führte uns in seine Hütte. Sie unterschied sich von den andern nur durch ein Glasfenster und einen Tisch auf welchem Gesangbücher aufgestapelt waren. Am Boden lagen zwei junge Mädchen. Man bot uns Cocosmilch, ein den beiden erschöpften Wegfahrern willkommener Trunk.

Als wir unsern Spaziergang fortsetzten gewahrten wir einen Europäer der vor seiner Hütte saß und uns zu sich heranwinkte. Es war der bereits erwähnte norwegische Trader, vormals Matrose. Er erzählte uns den letzten Krieg und gestand daß beide Theile eine bedeutende Anzahl von Nadelgewehren bei ihm bestellt hätten, ein sicherer Beweis daß, nach erfolgter Rückkehr der feindlichen Häuptlinge, der Krieg sofort wieder ausbrechen werde. Die die seinige umgebenden eingeäscherten Hütten, und die vielen gefällten Cocospalmen und verkohlten Stämme lieferten einen traurigen Commentar zu seiner Erzählung.

Die männliche Bevölkerung spielte am Meeresufer Lawntennis! Dies ist ihre Art sich zu civilisiren. Alle Wege führen nach Rom.

---

28. Juni. — Die Stunde der Abreise hat geschlagen. Gestern Morgen, von einer ungeheuern Menge rudernder oder schwimmender Tritonen und Najaden umgeben, lichtete der Espiègle die Anker. Im letzten Augenblicke kam die Herzogin an Bord. Sie war sehr einfach gekleidet und schien nachdenkend und traurig. Der Kapitän ermahnte sie den Frieden zu bewahren, aber sie schüttelte den Kopf und sagte: „Unmöglich, böse Menschen, nicht gut, bad feelings.“

Unsere Corvette glitt sanft dahin zwischen den sich coulissenartig verschiebenden Vorgebirgen des Fjörd. Nachmittags gewann sie die hohe See und hielt in einer Bucht der Westküste von Tutuila, in der Nähe einer, jahraus jahrein, von gigantischen Wogen gepeitschten Felswand. Die Seefahrer nennen sie Westcap. Der Bucht, welche von den Offizieren des Espiègle gestern und heute zum ersten mal sondirt und aufgenommen wurde, hat man meinen Namen beigelegt. Sie ist tiefgehenden Schiffen zugänglicher als es die Küsten dieser Inseln in der Regel sind und wird, wie man glaubt, mit der Zeit der Mittelpunkt des

Dampfverkehrs zwischen Sydney, San-Francisco, Fiji, Apia, und andern Archipelen werden.

Das kleine am Strande liegende Dorf **Poloa besteht**, außer der Kirche in welcher der einheimische Lehrer **waltet**, nur aus einigen armseligen Hütten. Gestern kamen **Eingeborene** in ihren Kähnen um Früchte und grobes Schnitzwerk **feilzubieten**. Sie sahen wie echte Wilde aus. Heute haben sie sich **nicht** gezeigt weil die Sonntagsruhe von den Methodisten **sehr** strenge beobachtet wird.

Während Lieutenant Ommaney und andere Offiziere, unter der Leitung des Kapitäns, mit dem Studium der Bucht beschäftigt sind benutze ich die beiden Tage der Ruhe, wahrscheinlich meine letzten an Bord des Espiègle, zu einem Rückblicke auf die sechswöchentliche Kreuzfahrt in der Westlichen Südsee.*

Der Ausdruck Western Pacific, dem man in den englischen Correspondenzen fortwährend begegnet, ist nie präcisirt und in authentischer Weise definirt worden. Aber dem Wortgebrauche gemäß, versteht man hierunter alle oceanischen Archipele zwischen den beiden Wendekreisen und zwischen dem 140.° östl. L. und dem 170.° westl. L. Drei verschiedene Rassen theilen unter sich diesen ungeheuern Raum: die melanesische, die polynesische und die der Papua.

Von dem Gesichtspunkte der Civilisation betrachtet, abgesehen von den eine englische Colonie gewordenen Fiji, unter-

---

* Meine Quellen sind zunächst die an Ort und Stelle eingezogenen Erkundigungen, dann die dem englischen Parlament und dem Deutschen Reichstage mitgetheilten amtlichen Schriftstücke. Kraft einer seither in Berlin (6. April 1886) zwischen Deutschland und England vereinbarten Declaration bedeutet „Western Pacific" jenen Theil des Stillen Weltmeeres welcher zwischen dem 15.° nördl. Br. und dem 30.° südl. Br., sodann zwischen dem 165.° westl. L. und dem 139.° östl. L. (Greenwich) liegt.

scheidet man drei Kategorien: die Neuhebriden, Santa-Cruz, die Salomoninseln, Neucaledonien, Neubritannia, Neuirland u. s. f. deren Einwohner der melanesischen Rasse angehören. Sie sind Wilde im eigentlichen Sinne des Wortes und noch großentheils Menschenfresser.

In andern Gruppen, welche die zweite Kategorie bilden, namentlich in denen von Tonga und Samoa, sind die Bevölkerungen, dem Namen nach, christlich und halbcivilisirt. Auf den Tonga herrscht ein sogenannter constitutioneller König, dessen in Wirklichkeit unbeschränkte Macht von einem methodistischen Missionar ausgeübt wird. Die Wallis- und Fotuna-Inseln besitzen eine durchaus katholische Bevölkerung. Die Königin betrachtet ein an sie gerichtetes Breve Pius' IX. als das kostbarste Juwel ihrer Krone. Katholische Missionare leiten ihr Gewissen und die Regierung ihrer Staaten. Auf den Samoa befindet sich ein machtloser König unter der unvollkommenen Oberaufsicht dreier Consuln.

Endlich die dritte Klasse: Inseln deren Bevölkerungen einige Schritte auf dem Pfade der Civilisation gethan haben, welche ihren Häuptlingen gehorchen, an ihren Gewohnheiten und Gebräuchen hängen aber keine irgendwie organisirte Regierung besitzen.

Neuguinea ist beinahe noch Terra incognita.* Man weiß nur daß die Bewohner aus mehrern durch Ansehen und Sitten geschiedene Völkerschaften bestehen, in großen gut gebauten Dörfern leben, Ackerbau treiben und sehr an ihrem Grundbesitz halten.

Als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Kapitäne Cook und Bright diese Meere der Schiffahrt eröffnet hatten, strömten Abenteurer in Menge herbei, und sehr bald sah sich

---

* Der Leser ist gebeten nicht zu vergessen daß diese Blätter im Jahre 1884 geschrieben wurden, also vor der Besitzergreifung einzelner Theile dieser großen Insel durch Deutschland und England.

die englische Regierung genöthigt für die Fernhaltung oder doch möglichste Beschränkung der von ihren Unterthanen begangenen Uebertretungen und Verbrechen Fürsorge zu treffen. Zu diesem Ende wurden mehrere Parlamentsbeschlüsse, der erste unter Georg IV., 1824, publicirt. Die neueste Acte, „Pacific Islanders Amendment Act" vom Jahre 1875, überweist einem Obercommissär die Gerichtsbarkeit über alle britischen Unterthanen welche in der westlichen Südsee Schiffahrt und Handel treiben oder auf den Inseln ansässig sind. Jeder Engländer welcher einen Insulaner mit Gewalt oder durch List aus seiner Heimat entführt soll vor den Gerichtshof des Obercommissärs gestellt werden. Der hierauf bezügliche Order in council wurde, dieser Acte gemäß, 1877 publicirt und steht also seit sieben Jahren in Kraft.*

Wenn man nach den Ergebnissen dieser neuen Einrichtung fragt, muß man sich gestehen daß sie unbefriedigend sind. Die Ursache springt in die Augen. Der Obercommissär mit seinem Gerichtshofe ist nur competent für Uebertretungen und Verbrechen welche von britischen Unterthanen, weißen und farbigen, untereinander oder zum Nachtheile nichtbritischer Eingeborener begangen wurden. Seine Gerichtsbarkeit erstreckt sich nicht auf strafbare Handlungen von Eingeborenen oder Weißen welche keine britischen Unterthanen sind. Alle diesfälligen Vorstellungen des Obercommissärs mußte die Regierung, dem Ausspruche der Kronanwälte gemäß, zurückweisen.

---

* Das Gebiet, auf welches diese Bestimmung anwendbar ist, begreift die Freundschafts-, Schiffahrts-, Union-, Phönix-, Ellis-, Gilbert-, Marschall-, Salomon-Inseln, ferner die Carolinen, Santa-Cruz, Rotuma und Neuguinea westlich vom 143. Meridian Ost, Neubritannien und Neuirland, endlich die Luisiaden, im ganzen eine Region von 3500 Meilen von Ost nach West, und 2500 von Nord nach Süd, fügt aber auch, ohne sie namhaft zu machen, alle, nicht zu den Colonien Fiji, Queensland und New-South-Wales gehörigen, Inseln des West-Pacific hinzu. Der Gerichtssprengel des Obercommissärs ist sonach sehr unvollkommen definirt.

Daher die große Erbitterung der auf den Inseln ansässigen englischen und australischen Handelsleute und Pflanzer. Sie begriffen eine Gesetzgebung nicht welcher sie, aber nicht ihre deutschen, amerikanischen, skandinavischen Concurrenten, unterworfen waren. In Australien wurden intercoloniale Conferenzen und öffentliche Versammlungen gehalten um gegen die neue Politik in der leidenschaftlichsten Weise zu protestiren.

Vor der Einsetzung eines Obercommissärs und seines Gerichtshofes, war die Polizeigewalt in diesen Gewässern den Commandanten der englischen Kreuzer übertragen. Sie hatten, soviel als möglich, für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen, Ausschreitungen britischer Unterthanen und Einheimischer entgegenzutreten, überhaupt eine Art patriarchalischer Gerichtsbarkeit auszuüben. Es wird allseitig zugegeben daß sie diese Aufgabe, im ganzen, mit Takt und Umsicht lösten. Farbige welche nicht britische Unterthanen waren konnten sie nur strafen wenn sich die begangenen Unbilden als ein Kriegsfall, acts of war, deuten ließen. Glücklicherweise ist dieser Ausdruck etwas elastisch, und indem sie ihm, in dem gegebenen Falle, eine größere oder kleinere Ausdehnung gaben gelang ihnen manches Gute zu thun und manches Uebel zu verhüten. Die Erscheinung eines Kriegsschiffes machte immer Eindruck sowol auf die weißen als farbigen Bewohner der betreffenden Localität. Hatte ein weißer britischer Unterthan ein Verbrechen begangen oder den Ruf eines unverbesserlichen Störenfrieds erlangt, so ließ ihn der Commandant des Kreuzers ergreifen und brachte ihn nach Australien um dort vor Gericht gestellt zu werden, oder er deportirte ihn nach irgendeiner andern, von dem Schauplatze seiner Gewaltthaten möglichst fernen Insel. Diese Proceduren waren allerdings summarisch, in einem gewissen Grade willkürlich, aber sie thaten ihre Wirkung, und kein Trader wagte den geringsten Widerstand. Wahr ist daß viele britische Unterthanen sich der Autorität der Offiziere entzogen indem sie sich für amerikanische Staatsbürger ausgaben.

Die Installation eines Obercommissärs, welcher mit legislativen und richterlichen Befugnissen ausgerüstet war und dem ein Gerichtshof zur Seite stand, machte der eben geschilderten Thätigkeit der Seeoffiziere, grundsätzlich, ein Ende; oder besser gesagt, sie machte sie, da man die Offiziere und ihre Schiffe doch nicht entbehren konnte, schwierig, heikelig, und, wegen der Reibungen zu welchen sie zwischen dem Befehlshaber der australischen Seestation und dem Obercommissär Anlaß geben konnte, nachtheilig für die Sache welcher man dienen wollte. Dieser hohe Functionär — der Obercommissär — ist, übrigens, dem Anscheine nach mächtiger als in der Wirklichkeit. Seine Vorschriften und Ordonnanzen haben zwar Gesetzeskraft, aber das Maximum der Strafen, welche ihm zusteht den Uebertretern aufzuerlegen, darf nicht 3 Pfd. St. oder 3 Monate Gefängniß übersteigen! Seit der Schöpfung dieses hohen Amtes, kann kein britischer Unterthan, was immer für ein Verbrechen er begangen habe oder wie dringend auch, im Interesse der öffentlichen Ordnung, die Ahndung dieses Verbrechens sei, zur Strafe gezogen werden, wenn er nicht vorher vor dem competenten Tribunal erschienen und, unter Beobachtung aller Rechtsformen, verurtheilt worden ist. Bei den großen Entfernungen und der Schwierigkeit des Verkehrs, ist die Folge daß der Verbrecher meist straflos ausgeht. Hieraus folgt dies: die Vollmachten des Obercommissärs (in Beziehung auf britische Unterthanen) sind und bleiben überall, insbesondere in den wenig besuchten Inselgruppen, ein todter Buchstabe, und, andererseits, hat die Schöpfung dieser neuen Behörde der vormaligen, so heilsamen, gerichtlichen Intervention der Seeoffiziere ein Ende gemacht.

Auf die Einheimischen, welche nicht britische Unterthanen sind, steht dem Obercommissär keinerlei Einwirkung zu; er kann aber die Offiziere der königlichen Kriegsmarine, in ihrer Eigenschaft als britische Unterthanen, verhindern irgendeinen Act vorzunehmen welcher sich nicht streng innerhalb der gesetzlichen Grenzen bewegte. Mit andern Worten, der Obercommissär, un-

fähig mit eigenen Mitteln wirksam einzugreifen, besitzt die Mittel, sowol in Beziehung auf Weiße als Farbige, die Mitwirkung der Flotte zu lähmen.*

Eine Commission, welche die Western Pacific orders in council zu prüfen hatte, und in welcher Sir Arthur Gordon den ersten Platz einnahm, gelangte zu dem Schlusse daß die Bestimmungen dieser Acte „in hohem Grade unbefriedigend" sind. Sie bringt dann mehrere Verbesserungen in Vorschlag, aber es muß erlaubt sein an ihrer Wirksamkeit zu zweifeln. Denn der Kernpunkt der Frage scheint mir in ihrer internationalen Seite zu liegen, und über diese gleitet der Bericht mit wenigen Worten hinweg. Ich werde hierauf zurückkommen.

Ich habe bereits vom labour trade, der Anwerbung von Arbeitern gesprochen, und man hat gesehen daß an Bord eines jeden Werberschiffes sich ein Agent der queensländischen Regierung oder des Obercommissärs befinden muß, dessen Aufgabe es ist für die genaue Befolgung der bestehenden Bestimmungen Sorge zu tragen. Queensland, dies ungeheuere noch größtentheils im Innern unbekannte und unbebaute Territorium, und, in geringerem Maße, die Fiji bedürfen Arme und können, der klimatischen Verhältnisse wegen, nur farbige Männer verwenden. Daher werden auf den Inseln Arbeiter angeworben. Das Gesetz erheischt die freie Einwilligung des sich verdingenden Individuums, aber in Wirklichkeit, mit Ausnahme einiger Stämme auf einigen Inseln, wird der Arbeiter, für die Dauer von drei oder fünf Jahren, einfach gekauft. Der Werber verpflichtet sich ihn, nach Ablauf seiner Dienstzeit, nach seiner Heimat zurückzubringen, aber nicht immer wird die Zusage gehalten. Dieser Menschenhandel findet unter verschiedenen Verkleidungen statt. Den Häuptlingen, Verwandten und Freunden der jungen Leute welche man anwerben will werden Geschenke angeboten,

* Ich citire hier beinahe wörtlich den Bericht der Western Pacific Royal Commission datirt London 1883.

und sie selbst bringen die Rekruten, ob sie wollen oder nicht, an den Strand. Ein anderes, häufig angewandtes, Mittel besteht in betrügerischen Versprechungen welche wer sie macht weder die Absicht noch die Macht hat zu halten. So geschieht es daß junge Leute, durch glänzende Anerbieten verleitet, sich, trotz dem Verbote des Hauptes ihres Stammes, oder ihrer Gemeinde oder ihrer Familie, aus der Heimat entfernen. Hierdurch begehen sie, nach den Begriffen des Insulaners, eines der gehässigsten Verbrechen deren der Mensch fähig ist, denn in Oceanien besteht das Individuum als solches nicht, sondern ist ein ergänzender Theil der Gemeinde welcher es angehört. Man weiß aber sehr wohl daß der wahre Schuldige der Werber war. Man rächt sich also, aber nicht an ihm denn er hat bereits, so rasch er konnte, mit seinem Rekruten das Weite gesucht, sondern an dem ersten Weißen dem man begegnet. Hierin handeln die Insulaner, von ihrem Gesichtspunkte aus, nur folgerichtig, eben weil sie kein Individuum sondern nur die Gemeinde kennen. Sie halten sich also an die Gemeinde der Weißen, d. h. an diejenigen welche die weiße Hautfarbe miteinander gemein haben. Aber der Werber welcher unerachtet des Verbotes des Hauptes der Tribus oder der Dorfgemeinde junge Leute entführt hat beging keinen Verstoß gegen die Acte von 1872 und 1875; denn diese Acte verlangen nur die individuelle Zustimmung des Einheimischen, his own consentment. Er hat also nicht das englische Gesetz wohl aber eine der Fundamentalbestimmungen verletzt auf welchen das bürgerliche Dasein der Insulaner beruht und, in den meisten Fällen, zu blutigen Repressalien Anlaß gegeben, welche einem oder mehrern Weißen das Leben kosten.

Das hier Gesagte findet in dem mehrfach angeführten Commissionsberichte seine Bestätigung. Nicht unerwähnt darf bleiben daß alle Europäer welchen ich begegnete, die einen (sehr wenige) mit Entrüstung, die andern lachend zugaben daß, in den meisten Fällen, die Arbeiter von den Häuptlingen für einen in vorhinein ausbedungenen Preis dem Werber überliefert werden. Auf den

Salomoninseln, schicken die Chefs für ein schönes Geschenk ihre Sklaven oder Stammesangehörigen an den Strand wo der Rekruteur sie ergreift und an Bord schleppt.

Es wurde oben gesagt daß alle jene welche Arbeiter dingen gesetzlich verpflichtet sind letztere, am Ende ihrer Dienstzeit, nach ihrer Heimat zurückbringen zu lassen, und daß dies nicht immer geschieht. Sehr oft wird hierbei auch mit sträflicher Nachlässigkeit verfahren. Wenn die armen Leute auf einer Insel oder in der Nähe eines Dorfes, wo sie nicht zu Hause sind, gelandet werden so geschieht es häufig ja fast immer daß sie von andern Wilden erschlagen und gefressen werden. Man kann dies in dem erwähnten officiellen Commissionsbericht lesen.

In Australien wird über alle diese Unregelmäßigkeiten soviel als möglich mit Stillschweigen hinweggegangen. Noch lieber würde man die Augen ganz zudrücken. Darum steht doch außer Zweifel daß während der „Arbeitersaison" d. h. zwischen Mai und September, um welche Zeit die Werberschiffe ihr Geschäft betreiben, die Inseln alljährlich der Schauplatz von Gewaltthätigkeiten sind, welche aber der öffentlichen Kenntniß meist entzogen werden. In Queensland ist das Bedürfniß nach Arbeitern so gebieterisch daß die Behörden — wenigstens werden sie dessen allgemein, vielleicht mit Unrecht, beschuldigt — die beständigen Gesetzesübertretungen der Werbkapitäne und die sträfliche Gefälligkeit der sie begleitenden Regierungsagenten, absichtlich nicht bemerken. Ihrerseits legen sich die Melanesier in den Busch, erwarten die Mannschaft des von den Werbern an Land geschickten Bootes und machen sie nieder wo und wie sie können.

„Auf den Neuhebriden und den Salomoninseln", sagt Kapitän Moor*, „ist ein großes Verdienst einen Weißen umzubringen. Nach vollbrachtem Verbrechen, begeben sich die Thäter unter Rührung des Tam-Tam nach ihrem Dorfe und erzählen

* Bericht des Kapitäns Moor, von J. B. M. Tart, an den Commodore Erskine in Sydney, 7. November 1883, „Blue Books".

daß sie einen Weißen erschlagen haben. Alsbald verbreitet sich hiervon die Nachricht in der ganzen Gegend."

Jeder Kapitän eines Werberschiffes und jeder Regierungsagent auf demselben ist mit einem gedruckten Schreiben versehen welches seine Befugnisse und Verpflichtungen aufzählt. „Diese Instructionen", fährt Kapitän Moor fort, „sind ein todter Buchstabe. Wenn der Offizier eines Kreuzers die Vorweisung des Briefes verlangt lächeln die Kapitäne wie über einen bureaukratischen Scherz, oder sie ziehen ein schmuziges, abgenutztes Exemplar hervor auf welchem sie die wesentlichsten Bestimmungen radirt haben, nämlich: 1) daß der Arbeiter sich freiwillig verdingen müsse und 2) daß den Personen welche den Arbeiter verschaffen kein Geschenk — trade — gemacht werden dürfe. Stellt der Offizier sie hierüber zur Rede, so antworten sie: «Wenn ich mich an das Reglement hielte, würde ich mit einem leeren Schiffe nach Hause kommen», was vollkommen richtig ist; aber wenn die Arbeiter nicht in einer dem Gesetze gemäßen Weise aufgetrieben werden können, so geschieht deren Aufnahme unter Umständen welche unverträglich sind mit der Ehre der englischen Flagge."

Die Stellung der Regierungsagenten, wenn sie ehrliche Leute sind, ist eine äußerst peinliche. Einerseits ist der Agent an die Befehle der brisbaner Regierung gebunden, welche er aber nicht auszuführen vermag. Allerdings — und das ist sein Trost — unterzieht die Regierung sein Benehmen keiner sehr strengen Prüfung, denn es ist ihr hauptsächlich darum zu thun daß möglichst viele Arbeiter in Queensland eingeführt werden. Andererseits, befindet sich der Agent in den Händen des Kapitäns dem er beigegeben ist. „Nicht er", sagt Kapitän Moor, „sondern der Schiffspatron wählt die Oertlichkeit wo er sein Geschäft zu betreiben gedenkt. Der Agent weiß vielleicht daß der Ort gefährlich ist, und daß es wahrscheinlich zu Flintenschüssen kommen wird. Aber da seine Instruction ihm vorschreibt die Operationen des Kapitäns zu begünstigen, begnügt er sich damit

gewisse Unregelmäßigkeiten hintanzuhalten. Haben unangenehme Vorfälle stattgefunden, so sucht man sie zu verheimlichen. Die Kapitäne gefallen sich darin einen kecken Handstreich glücklich zu vollziehen. Aber wenige können leugnen daß sie, auf einer jeden Reise, wenigstens zweimal in ihr Tagebuch einschreiben müssen: «Eingeborene hinter den Bäumen auf Boot geschossen. Feuer erwidert. Wirkung unsers Feuers unbekannt. Joe oder Jim, oder irgendein anderer Eingeborener der Mannschaft geblieben. Begraben in tiefem Wasser.» Ich citire nur Fälle wo geschossen wurde. Ich kenne aber viele andere. Die Eingeborenen schießen auf jedes Boot welches an Land geschickt wird, hauptsächlich um sich der Flinten und der für die Bezahlung der anzuwerbenden Arbeiter bestimmten Artikel zu bemächtigen."

Die Flinte spielt eine große Rolle. Ihr Einfluß auf die Zustände der Westlichen Südsee ist bereits fühlbar. Kapitän Bridge* berichtet daß „in den Neuhebriden die Wilden Feuergewehre jeder Art besitzen, und daß diese Waffen auf Tradeschiffen eingeführt werden. Die aus Queensland zurückgeschickten Arbeiter bringen fast immer treffliche Jagdflinten nach Hause, Pulver ist ein Tauschmittel geworden und dient als laufende Münze. Der unter den Wilden immer mehr verbreitete Gebrauch und die steigende Einfuhr von Feuergewehren ziehen beklagenswerthe Folgen nach sich. Es ist heute schwieriger als ehedem Verbrechen zu ahnden. Ein jedes Unternehmen dieser Art erheischt, bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des meist unbekannten Terrains, ernster Vorbereitung und stellt bedeutende Verluste in Aussicht. Um ein paar Wilde welche auf Weiße schossen zu strafen ist es nothwendig einen kleinen Feldzug zu unternehmen. Da die Kriege zwischen den Tribus beständig sind bilden Präcisionsgewehre den gesuchtesten Artikel. Um sich deren zu verschaffen bieten die Häuptlinge dem Werber Männer und Weiber ihrer

* An Bord des Espiègle, Hanover-Harbour (Neuhebriden), 27. April 1883, „Blue Books".

Tribus an. Endlich, sind die Kriege zwischen den Inselbewohnern mörderischer geworden."

Hören wir auch einen nichtenglischen Zeugen dessen Aussagen das eben Vernommene bestätigen.

Der Befehlshaber eines deutschen Kriegsschiffes, Kapitän Karcher, berichtet aus Batavia, 6. Juli 1883*: „Eine Quelle beständiger Gefahr ist der Umstand daß die Insulaner die verschiedenen Nationalitäten nicht zu unterscheiden vermögen und den ihnen von einem Weißen zugefügten Schaden an dem ersten Weißen dem sie begegnen zu rächen suchen. Jedermann ist der Ansicht daß die Arbeiterwerber hieran schuld sind. Gewiß kann man den Erzählungen der Pflanzer keinen unbedingten Glauben schenken, aber wenn nur die Hälfte wahr ist von dem was mir der Consul sagte und andere bestätigten, so ist die Anwerbung von Arbeitern einfacher Sklavenhandel. Diesen Angaben zufolge, kaufen die Kapitäne nicht nur junge Leute für Feuergewehre, darunter auch Hinterlader, und für Munition, sondern locken sie auch unter dem Vorwande Handel treiben zu wollen an Bord und halten sie dort gewaltsam zurück. Andere, welchen sie auf offener See in ihren Kähnen begegnen, werden einfach entführt." Derselbe deutsche Kapitän fügt, beinahe mit den Worten des Kapitäns Moor, hinzu: „Wenn die Regierungsagenten ihre Weisungen befolgten, würden die meisten Arbeiterschiffe ohne Arbeiter zurückkehren. Sie schließen also die Augen, lassen den Kapitän gewähren und beschränken sich darauf zu bestätigen daß keine Unregelmäßigkeit vorgekommen ist. Die Dolmetscher dienen als Lockvögel. Daher die blutigen Zusammenstöße."

Dies sind die Zustände in der Westlichen Südsee, wie sie von den berechtigtsten Zeugen geschildert werden und wie sie sich mir, bei eigener Betrachtung, darstellten.

---

* Beilage des mehrfach citirten Commissionsberichts, Sir Arthur Gordon's und Consorten. Von mir aus dem Englischen übersetzt, da ich den deutschen Text nicht besitze.

Welche Nationen sind an der Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung in diesen fernen Gewässern am meisten interessirt und daher zur Wahrung derselben vor allen andern berufen?

Zunächst England mit Inbegriff der australischen Colonien: Queensland, durch Lebensinteressen genöthigt sich Arme zu verschaffen welche sie unter den australischen Aborigines, der tiefstgesunkenen Rasse der Menschheit, nicht findet; New-South-Wales welches den Traders in Oceanien Geld vorstreckt; Victoria welches die Menschen liefert: Pflanzer und Kaufleute, vorzüglich letztere.

In zweiter Stelle, Deutschland; die Vereinigten Staaten in bedeutend kleinern Verhältnissen; endlich Frankreich. Mit Mexico und den südamerikanischen Freistaaten bestehen soviel wie keine Beziehungen. Sie kommen hier also nicht in Betracht.

England. Die Zahl der Engländer auf den Inseln ist vielleicht geringer als die der Australier; aber aus England kommen die Kapitalien, entweder direct oder durch Vermittelung australischer Banken; England besitzt den großen Archipel der Fiji, und England ist es welches, durch seinen Ober- und zwei Untercommissäre und unter Mitwirkung seiner Kriegsschiffe, die Ordnung in den Gewässern und auf den Inseln der Archipele zu wahren sucht. Und hier erlaube ich mir die gewiß von niemandem, der die Zustände kennt, bestrittene Behauptung auszusprechen daß die britische Regierung, mit Einsicht und Eifer bedient und bedeutende Kosten nicht scheuend, diese schwierige Aufgabe unablässig, thatkräftig und, unerachtet des unvollständigen Erfolgs, mit immer neuen Anstrengungen zu lösen beflissen ist.

Das wichtigste, aber ein unruhiges, allzu rühriges und zu Uebergriffen geneigtes, Element liefern die australischen Colonien. Immer unter dem Drange der Nothwendigkeit sich Arbeitskräfte zu verschaffen, hat die queensländische Regierung vor zwei Jahren, auf eigene Faust, Neuguinea annectirt. Als die englische Regierung, aus triftigen Gründen, diesen Act für nichtig erklärte, geriethen die Colonien in gewaltige Aufregung. Eine

Annectirungspolitik wurde und wird noch heute mit Ungestüm verlangt. Das Stille Weltmeer, wenigstens der westliche Theil, soll ein australischer See werden. Die, seither, fallen gelassene Absicht der französischen Regierung ihre Strafcolonie auf Neucaledonien zu erweitern wurde als Grund dieser ehrgeizigen Bestrebungen angegeben; in Wahrheit lieferte sie nur den Vorwand.

Die deutschen Interessen sind hauptsächlich durch drei Hamburger Häuser vertreten, deren zwei bereits besprochen wurden. Ihre Handelsbeziehungen umfassen die Samoa-, Tonga-, Gilbert-, Marschallgruppen, die Carolinen und beinahe sämmtliche melanesische Inseln. Auf Upolu und Savai (Samoa) und einigen andern Inseln haben sie große Pflanzungen gegründet. Sie allein unterhalten directen Schiffsverkehr mit Europa (Hamburg) mittels großer Schnellsegler welche von ihnen gemiethet werden oder ihr Eigenthum sind und unter deutscher Flagge fahren. Sie beschäftigen mehr als 200 Traders, meistens Deutsche. Aber die eingeführten Waaren sind überwiegend englischen, australischen oder amerikanischen Ursprungs. Die in mehreren Gruppen überwiegende Bedeutung der deutschen Häuser ist allgemein anerkannt und durch die dem englischen Parlamente vorgelegten Schriftstücke bestätigt.

In den Vereinigten Staaten hat sich die öffentliche Meinung, seit langer Zeit, von Unternehmungen im Auslande abgewandt. Aeußerst eifersüchtig auf jede fremde Einmischung in die Angelegenheiten des amerikanischen Continents, ist die Republik fernen Expeditionen sowie jeder Action abgeneigt, welche auf die Entwickelung der Hülfsquellen ihres ungeheuern Territoriums nachtheilig wirken könnte, denn in dieser Entwickelung erkennt sie die Hauptquelle ihres Reichthums und ihrer Macht. Daher kommt es auch daß die nordamerikanische Flagge in der Südsee immer seltener wird. Selbst die amerikanischen Walfischfänger fangen an ihre Schiffe zu verkaufen weil das Product ihrer Jagd die neuerliche Concurrenz mit den Mineralölen nicht zu bestehen vermag.

Frankreich zählt, hier, in seiner Eigenschaft einer Seemacht ersten Ranges. Aber seine Besitzung in der Westlichen Südsee, Neucaledonien, ist eine Strafcolonie. Frankreich ist vertreten durch Missionare, Offiziere, Seeleute, Beamte und Deportirte, aber durch keine Colonisten. Die in ihrem Besitz befindlichen oder von ihr protectirten Inselgruppen im Ost-Pacific sind bedeutender, und die französische Flagge zeigt sich in allen Gewässern des Stillen Weltmeers.

Umfaßt man mit Einem Blick die von mir geschilderten Zustände, so erkennt man sofort daß das Bedürfniß nach Armen der Kernpunkt dessen ist was man, in kurzem, die „pacifische Frage" nennen wird.

Ja wohl, Arme! Man kann sie nicht entbehren, und da man in den Mitteln nicht wählerisch ist nimmt man die Arme wo man sie findet, so sehr, daß man bald keine mehr finden wird. Nicht die Inseln verlangt man sondern die Insulaner. Die Sterblichkeit unter den farbigen Arbeitern in Queensland ist fabelhaft. Ich enthalte mich hier die mir genannten Ziffern zu geben weil ich glauben will daß sie übertrieben sind. Thatsache ist aber daß es immer schwieriger wird sich Menschen zu verschaffen; daß die Neuhebriden, infolge des beständigen Aderlasses, fast keine mehr liefern; daß die Salomoninseln sich entvölkern; daß überall, mit wenigen Ausnahmen, die Einwohnerzahl sichtlich abnimmt. Und dennoch haben sich, in mehrern Archipelen, die Zustände gebessert. Seit der Ankunft der Missionare und dem häufigeren Erscheinen englischer Kreuzer, haben sich die Sitten gemildert, verringern oder verkürzen sich die Kriege zwischen den Stämmen. Auf den Fiji und auf andern Inseln ist der Kannibalismus verschwunden; aber die Zahl der Einwohner nimmt, nichtsdestoweniger, fortwährend ab. Eine der Hauptursachen dieser Erscheinung ist ohne allen Zweifel, jedermann gibt dies zu, die Anwerbung der Arbeiter, der labour trade. Die jungen Leute gehen fort und kehren nicht wieder oder doch nur in sehr geringer Zahl. Man tödtet die Henne mit dem goldenen Ei.

Ich sehe hier ganz ab von der philanthropischen Seite der Frage oder, wie ich lieber sagen möchte, von den Rücksichten der christlichen Liebe, welche doch auch in Betracht kommen, und welche, niemand kann das bestreiten, auf die Intervention der englischen Regierung einen wesentlichen Einfluß üben. Ich stelle mich hier ausschließend auf den Standpunkt der materiellen Interessen Europas und Australiens, soweit sie sich auf diesen Theil Oceaniens beziehen.

Diese Interessen sind sehr bedeutend. Man treibt hier Handel und man bebaut das Land. Die Bodencultur befindet sich noch im Stadium der Experimente. Die deutschen Häuser, welche sehr große Ländereien erwarben, ziehen aus ihnen noch keinen Gewinn. Die kleinen englischen und australischen Farmer klagen daß sie nicht aufkommen können. Einige Großgrundbesitzer gedeihen. „Neue Reiche" habe ich aber in Oceanien nirgends begegnet. Wie dem sei, so viel ist gewiß, die Schwierigkeit Arme zu finden wächst von Jahr zu Jahr. Die deutschen Häuser klagen über englische und australische Concurrenz auf dem Gebiete des labour trade, und umgekehrt. Thatsache ist daß, wenn der farbige Arbeiter fehlen sollte die Pflanzungen aufgegeben werden müßten.* An der Stelle der Insulaner würde man zu den Chinesen Zuflucht nehmen müssen. Aber der Chinese kostet mehr und verdrängt in der Regel den Weißen. Tausend Belege, aus verschiedenen Theilen der Erde, ließen sich anführen. Die Erhaltung der melanesischen Rasse ist also für den weißen Pflanzer in Oceanien eine Frage um Sein und Nichtsein.

In Beziehung auf den Handel ist es klar daß die Zeiten wo 700, 800, 1000 Procente vom Kapital gemacht wurden sehr bald der Vergangenheit angehören werden. Die Insulaner lernen mit jedem Tage die ihnen gebotenen Artikel nach ihrem

---

* Die deutschen Häuser sinnen auch bereits auf Errichtung eigener Arbeitercolonien.

wahren Werthe schätzen. Was sie vor allem suchen sind Waffen. Was sie dafür bieten sind Menschen. Eine doppelte Art sich zu vernichten. Aber die Vernichtung der Schwarzen ist der Ruin der Weißen.

Es scheint mir daß man sich in einem fehlerhaften Kreise bewegt aus welchem es nur einen Ausweg gibt: Schutz dem Farbigen gegen den Weißen und gegen sich selbst. England hat den Versuch gemacht aber nur unvollständige Erfolge erzielt.

Die mehrmals citirte Commission bestätigt die Unzulänglichkeit der von dem Order in council angeordneten Maßregeln. Warum sind sie unzulänglich? Weil, in Gemäßheit des Völkerrechts, die Action des britischen Obercommissärs und seiner Organe sich auf weiße und schwarze Unterthanen Englands beschränken muß und weil sie nicht auf andere Staatsangehörige, und auf nichtbritische Eingeborene nur in den sogenannten Kriegsfällen, ausgedehnt werden kann. An dieser Beschränkung scheiterten die Bestrebungen der englischen Regierung. Ich habe bereits meine Zweifel an der Wirksamkeit der von der Commission beantragten Verbesserungen ausgesprochen. Das einzige wirksame Heilsmittel sehe ich in einer internationalen Uebereinkunft deren Bestimmungen auf alle in den pacifischen Inseln und Gewässern lebenden oder reisenden Menschen anwendbar wären. Eine solche, von allen europäischen und amerikanischen Staaten anerkannte, Uebereinkunft wäre von den Mächten zu schließen welche an der Erhaltung der Ruhe im Stillen Weltmeer und an dem Wohlsein der Eingeborenen am meisten interessirt sind. Ihnen liegt, folgerichtig, ob die genaue Befolgung der Bestimmungen dieses Vertrages zu erzwingen. Diese Mächte sind, in der Reihenfolge der Bedeutsamkeit ihrer Interessen angeführt, das Britische Reich, Deutschland, die Vereinigten Staaten und Frankreich.*

---

* Ich brauche kaum zu bemerken daß als ich dies Tagebuch schrieb, Deutschland seine neue Colonialpolitik noch nicht inaugurirt hatte. Die seit-

Die Aera der Entdeckungen naht ihrem Schlusse. Allenthalben, auf dem weiten Erdenrunde, sinken die Nebel des Unbekannten und der Entfernung. Auch die Südsee, einst nur selten von kühnen Seefahrern besucht, erschließt sich heute dem Unternehmungsgeiste und der Thätigkeit aller Nationen. Es ist Zeit ihr ihren Antheil zu gewähren an den Rechten und Pflichten der gesitteten Welt.

In der Geschichte der oceanischen Inseln, welche noch zu schreiben ist, werden die Missionare eine hervorragende Stelle einnehmen.

Die ersten welche hier erschienen waren Wesleyaner oder Methodisten. An die Constitutionen ihrer Kirche gebunden, welche weder ein Centrum, noch ein Haupt, noch eine Hierarchie kennt, stehen die Missionare der von Wesley gegründeten Sekte, bis zu einem gewissen Grade, unter dem Einflusse der Weslyan Methodist Society in Sydney deren Thätigkeit sich über Neuseeland, Fiji, Rotuma, die Tonga- und einen Theil der Samoa-Inseln, Neubritannien und Neuirland erstreckt. Sie liefert die nöthigen Fonds, unterzieht die Missionare ihrer Beaufsichtigung und erhält von diesen regelmäßige Berichte welche sie, für den Gebrauch der Mitglieder der Gesellschaft, veröffentlicht.*

Auf den Fiji gibt es nur katholische und wesleyanische Missionare. Dasselbe ist nicht der Fall in den andern Archipelen wo das Apostolat von Organen der verschiedenen protestantischen

---

her zwischen den Cabineten von Berlin und London gepflogenen Unterhandlungen bewegen sich in der bezeichneten Richtung.

* Außer der Australian Weslyan Methodist Society in Sydney, besteht in London, für Europa, Indien und China, die Weslyan Mission Society, und die Methodist Episcopal Missionaries Society in den Vereinigten Staaten wo die Wesleyaner, der Zahl nach, unter den verschiedenen christlichen Religionsgenossenschaften den ersten Platz einnehmen.

Confessionen, besonders von Congregationalisten und Presbyterianern ausgeübt wird. Auf der Norfolkinsel leitet der anglikanische Bischof von Melanesien eine wichtige Anstalt welche sich über verschiedene melanesische Inseln verzweigt.

Auf meinen Reisen in von Heiden bewohnten Ländern hörte ich oft Zweifel äußern, und zwar von protestantischen Residenten, über die Ersprießlichkeit der Wirksamkeit ihrer eigenen Missionare. „Haben sie", fragt man sich, „wirklich die Keime der Civilisation und des christlichen Glaubens gesäet? Werden sie diese Wilden jemals zu wirklichen Christen machen?" Hierüber sind die Ansichten getheilt, aber die Mehrzahl antwortet auf diese Fragen verneinend. Auch die katholischen Geistlichen, mit gewissen Vorbehalten auf welche ich zurückkomme, geben zu daß der Erfolg ihrer Thätigkeit immer mehr oder weniger ungewiß ist.

Beide Theile, die Organe der katholischen Kirche, und die Schüler Wesley's, haben dasselbe Ziel vor Augen; aber sie suchen es auf verschiedenen, man möchte sagen, auf entgegengesetzten Wegen zu erreichen.

Der protestantische Missionar lehrt den Wilden die Vorschriften und Glaubenssätze der christlichen Religion, stellt ihn unter die Aufsicht eines einheimischen Lehrers und läßt ihn in irgendeinem Handwerk unterrichten. Letzteres soll ihm die Mittel verschaffen die, ihm neuen erlaubten Bedürfnisse, welche er als civilisirter Mensch fühlen wird, zu befriedigen.

Der katholische Missionar wirkt vor allem auf das Herz und den Willen seines Neophyten. Er sucht den Heiden vor allem in den Schos der Kirche einzuführen und dann erst in den Schos der Civilisation. Zu diesem Ende isolirt er die Schafe seiner Heerde soviel er kann. Er betrachtet die Berührung mit den Heiden und mit den Weißen als eine Gefahr welcher er seine Neubekehrten nicht auszusetzen wagt, bevor sie nicht gegen dieselbe gerüstet sind. Diese Waffen sind: die zur Ueberzeugung gewordenen Glaubenssätze und die zur Gewohnheit gewordene Ausübung der Vorschriften der christlichen Re-

ligion. Hierin liegt, wenn ich nicht irre, der Hauptunterschied zwischen den beiden Methoden.

Die katholischen Missionare sind nicht der Ansicht daß die allmähliche Verfeinerung der Sitten, die fortschreitende Bildung des Geistes, die Arbeit und die ihr zu verdankenden erlaubten Genüsse, daß der beständige Verkehr mit dem civilisirten Menschen den Neophyten nothwendigerweise zum Glauben führen müsse; sie sind vielmehr überzeugt daß, um den Wilden der Barbarei zu entreißen, man vor allem seinen Aberglauben zerstören und die Keime der neuen Lehrsätze der christlichen Religion in seine Brust pflanzen müsse. Das beste Mittel hierzu sei die Gründung von christlichen Gemeinden, von chrétientés wie sie in China heißen, von reducciones wie die alten Spanier sie in Südamerika nannten. In diese Gemeinden seien die Zöglinge einzuführen wenn sie die Missionsschule verlassen. Erstere müssen jedem Eindringlinge, sei er ein Weißer oder ein Farbiger, verschlossen sein. Die Millionen christlicher Indier in den beiden Amerika, die Hunderttausende im südlichen Indien welche, obgleich Indier bleibend, wahre Christen und insofern wahre Civilisirte geworden sind und durch drei Jahrhunderte blieben, verdanken diese Wohlthat der eben bezeichneten Methode. „Damit die christliche Moral in das Blut dringe", sagen die Patres, „bedarf es mehrerer Generationen. Das Samenkörnchen welches zu keimen beginnt muß gegen Unkraut und rauhe Witterung geschützt werden."

In den großen protestantischen Instituten, wie zu Lovedale (Capcolonie) und in der trefflichen Anstalt auf der Norfolkinsel, welche der anglikanische Bischof von Melanesien leitet, werden die Zöglinge vor dem Verkehr mit außen sorgfältig bewahrt. Aber nach Vollendung ihrer Erziehung kehren sie in die Heimat und in ihre Familie zurück. Die Folge davon ist eine große Zahl von Abfällen. Junge Leute, welche in der Schule zu den besten Erwartungen berechtigten, werden alsbald abermals zu Barbaren, und man hat bemerkt daß diese Recidivisten immer

unter das Niveau der Wilden sinken an welchen das Experiment der Civilisirung nicht vorgenommen wurde. Ich könnte zahlreiche Beispiele anführen. Folgende von Kapitän Moor* erzählte, idyllische Dorfgeschichte möge genügen:

„Einige junge Leute, welche in der melanesischen Mission auf Norfolk-Island eine vortreffliche Erziehung erhalten hatten, begingen, kaum nach Hause zurückgekehrt, die schauerlichsten Grausamkeiten. Zum Beispiel, der Sohn des auf der Ostküste von San-Cristoval lebenden Häuptlings war während zehn Jahren Zögling auf der Norfolkinsel. Er hatte dort lesen und schreiben gelernt, malte in Wasserfarben (!) und spielte etwas Klavier (!!), aber das erste was er bei der Heimkehr that, war die Kleider abzulegen. Da er bisher noch niemand umgebracht hatte galt er in seiner Gegend für «ein altes Weib» und sah sich also genöthigt eine Gelegenheit zu suchen welche ihm gestattete seinen Muth zu zeigen. Sie ließ nicht auf sich warten. Die Mutter oder Großmutter eines Freundes, des Häuptlings von Hiara Namens Bo, starb. Es mußte ein Ersatz gesucht werden. Zu diesem Ende wurde das Dorf Kahua angegriffen und eine große Zahl der Bewohner getödtet. Eine Frau suchte sich mit ihrem Kinde zu retten. Sie gab dem jungen Rahanomai die gewünschte Gelegenheit. «Tödte sie nicht», rief ihm sein Vater zu. «Wir werden sie auf unsern Yamfeldern arbeiten lassen.» Aber der junge Mann warf sie nieder und zerschmetterte ihr den Hirnschädel mit einem Steine. Das Kind tödtete er in derselben Weise. Im nächsten Jahre fraß ihn, glücklicherweise, ein Haifisch, und der Vater sieht sich nun nach einem Ersatz um."

Die katholischen Missionare sind ähnlichen Enttäuschungen ausgesetzt wenn es ihnen nicht möglich ist ausschließlich katholische Gemeinden zu bilden. Ein Priester, von der Congregation der Maristen, sagte mir: „Ich kann meine Eingeborenen nicht iso-

* Bericht an Commodore Erskine, Sydney 7. November 1883, „Blue Books".

liren und erreiche daher nur unvollkommene Resultate.“ Das auffallendste Beispiel der Vortheile der abgeschlossenen Gemeinden bieten die Inseln Wallis und Fotuna, wo die sämmtliche Bevölkerung katholisch ist. Beide Inseln liegen in einer einsamen Region der Südsee, einige hundert Meilen von Fiji und Samoa entfernt. Hier hat die Natur für Absperrung gesorgt. Dies sind auch die zwei einzigen Punkte in Oceanien wo die Bevölkerung etwas zunimmt. Auch die Gemeinde des Msgre. Lamaze in Apia gibt, obgleich weniger vollkommen abgeschlossen gegen außen, weil sie unter der directen und fortwährenden Aufsicht des Bischofs und seiner Priester steht, sehr befriedigende Resultate.

Das katholische Apostolat umfaßt die Fiji, „Central-Oceanien“ (d. h. Tonga, Wallis und Rotuma) und das „Apostolische Vicariat von Samoa“.

Die katholischen Missionen begannen ihre Thätigkeit 1837. Sie sind sehr arm und werden ausschließend durch die Propaganda fide in Rom und durch das ähnliche Institut der Propagation de la foi in Lyon, erhalten. Ihre Convertiten besteuern sie in keiner Weise.

Die katholischen Missionare legen also, wie erwähnt, den höchsten Werth auf eine möglichst vollständige Isolirung ihrer neuen Christen, und sie betrachten auch die Anwesenheit zweier Missionen, einer katholischen und protestantischen, an demselben Orte für nachtheilig. Uebrigens leben sie in freundlichen Beziehungen mit den wesleyanischen oder andern protestantischen Missionaren, beklagen sich aber über die von diesen aufgestellten einheimischen Lehrer, welche sich, wo sie es ungestraft können, Gewaltthätigkeiten gegen die katholischen Eingeborenen erlauben. Die, zuweilen wohlwollende, Unparteilichkeit der englischen Behörden wird dankbar anerkannt, sie bedauern aber daß die französische Nationalität der meisten von ihnen nicht selten bei den Engländern zu irrigen Voraussetzungen Anlaß gibt. „Wir sind“, sagen sie, „vor allem Diener der Kirche, und dann erst Fran-

zosen, in keinem Falle politische Agenten dieser oder jener Nation." Ganz ähnliche Beschwerden vernahm ich in China und anderwärts.

Auf den Fiji-Inseln sind die wesleyanischen oder methodistischen Missionare, dank der herrschenden Stellung welche sie zur Zeit des Königs Takumbau einnahmen und, allerdings seit der Besitzergreifung Englands in vermindertem Grade, noch besitzen, hervorragende politische Persönlichkeiten, public characters. Es fehlt ihnen daher nicht an Neidern und Verdächtigern. Sie werden beschuldigt Handel zu treiben. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen ist dies unrichtig. Sie erhöhen allerdings ihr Einkommen durch eine den Eingeborenen auferlegte Taxe deren Ergebnisse, in Erzeugnissen des Bodens entrichtet, von den Missionaren öffentlich versteigert und wenigstens theilweise zum Besten der Convertiten verwendet werden.

Ein anderer Vorwurf, der vielleicht begründeter ist, bezieht sich auf die allzu große Ausdehnung ihrer Thätigkeit, wodurch sie gezwungen werden einen großen Theil der Arbeit eingeborenen, häufig ihres Vertrauens unwürdigen, Lehrern zu überlassen. Auch können sie deshalb die verschiedenen Gemeinden nur selten und dann nur auf kurze Zeit, besuchen.

Die Missionare beider Confessionen, katholische wie protestantische, verfolgen also dasselbe Ziel, aber, wie bereits gesagt, von verschiedenen Standpunkten ausgehend und auf verschiedenen Wegen. Der protestantische Missionar bringt in die wilde Gegend wo er sein Amt zu üben hat seine Familie und, bis zu einem gewissen Grade, die Bequemlichkeiten, die Lebensgewohnheiten und die Luft seiner Heimat mit. Gewöhnlich hat er eine bescheidene Lebenssphäre verlassen welche er nunmehr plötzlich mit einer mehr oder minder hervorragenden Stellung vertauscht. Er schlägt in der Regel seinen Wohnsitz in einer europäischen Niederlassung auf und wird dort in kürzester Zeit eine wichtige Persönlichkeit mit welcher die Vertreter der Krone zu rechnen

haben. Er macht Carrière: allerdings eine Laufbahn der Menschenliebe und der Civilisation.

Der katholische Missionar folgt einem Berufe. Er weiß, indem er Europa verläßt daß er, höchst wahrscheinlich, nie wieder dahin zurückkehren wird. Er trennt sich, für immer, von seiner Familie und seinen Freunden. In seiner Seele vereinigt er zwei Elemente: er ist Asceet, der den Freuden dieser Welt entsagt, und er fühlt in sich die Sehnsucht nach den weiten Horizonten des Unbekannten. Allein und arm kommt er an. Er sucht die Seelen, welche er für den Glauben zu gewinnen hofft, im Innern des seiner Thätigkeit angewiesenen Landstriches. Er macht sich den Gedankengang, soviel als möglich die Gewohnheiten der Eingeborenen zu eigen, fügt sich ihrer Nahrungsweise und trägt in manchen Ländern, wie in China, die Landestracht. Civilisirte Punkte, europäische Niederlassungen, besucht er nie oder nur wenn er muß. Er findet dort die englische und protestantische Atmosphäre welche auf einem großen Theile des Erdballes vorwaltet. Von Geburt Franzose oder Italiener oder Deutscher oder Belgier, selten Engländer*, ist und bleibt er dort ein Fremder. Er erwartet nichts und hat nichts von den Menschen zu erwarten; es sei denn die Anerkennung derer welche ihn an seinem Werke sehen.

Aber, wenn man, wie ich es thue, von ihrer rein religiösen Thätigkeit absieht, sind beide, der katholische und der protestantische Missionar, Menschenfreunde im besten Sinne des Wortes. Sie dienen, ein jeder in seiner Weise, einer edlen Sache. Wenn sie die freiwillig übernommene Aufgabe treulich erfüllen, erwerben sie Anspruch auf den Dank der Menschheit.

---

* Ich spreche hier von den Missionen und nicht von dem Diöcesanklerus, welcher, in den englischen Colonien, fast ausschließlich, aus irischen Priestern besteht.

28. (29.) Juni. — Ich saß mit Kapitän Bridge zum letzten male bei Tische als ein Offizier hereinstürzte um die City of Sydney anzukündigen. Da ist sie, mit den zwei, in Sydney verabredeten, Signalen! Sie hat das Westcap umfahren und liegt nun eine halbe Meile vom Espiègle entfernt. Dies ist die Krisis meiner Südseefahrt. In der Offiziersmesse wurde oft die Frage erörtert ob es gelingen werde mit dem amerikanischen Steamer zusammenzutreffen, was von dem Zustande der Atmosphäre, ob es möglich sein werde mich an seinen Bord zu bringen, was vom Zustande des Meeres abhängen werde. Die Atmosphäre ist klar, aber die See hohl. Nach einem raschen, mir peinlichen Abschiede, nehmen wir Platz in dem Boote des Kapitäns und werden mit der nöthigen Vorsicht hinabgelassen. Auch diesmal führt Lieutenant Lowry das Steuer.

Es ist eine dunkle Nacht, und der junge Mond, in dichte Wolkenballen gehüllt, vermag sie nicht zu erhellen. Vor uns, schwarz auf schwarz, langsam und schwerfällig, rollt der amerikanische Leviathan auf den langgestreckten hohlkämmigen Wogen. Aus seinen feurigen Augen, — die roth und blauen Signale am Vormaste, — scheint er uns erzürnte Blicke zuzuwerfen. Das fahlblonde Lampenlicht, welches durch die Luken aus den Kajüten dringt, vermehrt die außen herrschende Dunkelheit. Nicht ohne ein geheimes Entsetzen nähere ich mich dem Seeungeheuer. Als wir an seiner Bordwand angekommen sind, erfahren wir daß der Zustand des Meeres nicht gestatte die Staffeln herabzulassen und wir daher auf eine Strickleiter an Bord zu klettern hätten, eine meine Kräfte und gymnastische Fertigkeit übersteigende Aufgabe. Nach einigen Verhandlungen zwischen Mr. Lowry und einem Offizier des amerikanischen Steamers, wurde ein kleines Bretchen herabgeworfen. Unsere Matrosen machten in aller Eile Einschnitte und befestigten es sodann mittels Stricken an einem vom Deck herabgelassenen Seile. Auf diesem leichtgezimmerten Sitze wurde ich in die Luft geschleudert und an Bord gehißt. Die hohen Wogen und das starke Rollen

des Steamers verliehen meinem Bretchen die schwingenden Bewegungen eines Pendels. Bald sah ich unter mir das schäumende Meer, bald das tanzende Boot des Espiègle. Zwei oder dreimal wurde ich mit Heftigkeit an die Bordwand des Steamers geschleudert, während der gute Lieutenant Lowry, in seiner Nußschale aufrecht stehend und sich seiner Hände als Sprachrohr bedienend, mir mit aller Macht seiner Lunge zurief: „Um Himmels willen, lassen Sie das Seil nicht los!“ Worauf ich zurückschrie: „Ich werde mich wohl hüten.“ Endlich war ich auf der Höhe der Finknetze angelangt. Zwei kräftige Arme umschlangen und zogen mich an Deck wo ich, einige kleine Contusionen abgerechnet, wohlbehalten ankam. Die Passagiere, welche sich an der akrobatischen Vorstellung ergötzt hatten, umringten und bestürmten mich mit Glückwünschen und wohlwollenden Fragen. „Baron, wie fühlen Sie sich? Ich erwarte (I guess) nicht verletzt, Baron?“ — „Ich argwohne (I suspect) Baron, alles in Ordnung?“ — „Ich berechne (I calculate) keine Contusionen, Baron?“ Offenbar, war ich mit einem Satze aus Oceanien in Amerika angelangt.

Ein dickes, großes weißes Packet folgte mir nach, vollzog dieselbe Luftschiffahrt und beschrieb dieselben Curven. In der Dunkelheit nahm ich es für einen Baumwollballen. Die jämmerlichen Seufzer, welche aus demselben hervordrangen, belehrten mich, als es sich dem Deck näherte, eines bessern. Mein treuer und ergebener Diener und der letzte meiner Koffer waren nicht sobald an Bord gehißt als die beiden Schiffe ihre Signale einzogen. Für den guten Lieutenant Lowry war es höchste Zeit nach seinem Schiffe zurückzukehren. In großer Eile drückte er mir die Hand. Die City of Sydney nahm ihren Curs nach Norden, und der Espiègle, meinen Dank und mein Leidwesen über das Scheiden, aber nicht die vielen schönen Erinnerungen mit sich forttragend, verschwand alsbald im Dunkel der Nacht.

Sechster Theil.

Nordamerika.

I.

Ueberfahrt.

Von Tutuila nach San-Francisco; vom 29. Juni zum 14. Juli.

Die amerikanischen Steamer. — Die Sandwichinseln. — Die Verfassung. — Die Eingeborenen. — Honolulu. — Physiognomie der Stadt. — Die Chinesen. — Die königliche Familie.

Der Reisende, welcher sich auf einem der großen amerikanischen Steamer einschifft, fühlt sich wie jemand der plötzlich eine bescheidene Wohnung mit einem Palast vertauscht hat. Das ungeheuere, ununterbrochene, für lange Spaziergänge geeignete Deck, der Speisesaal, welcher die ganze Breite des Schiffes einnimmt, die geräumigen Kajüten, das zahlreiche Dienstpersonal, die reichlichen Mahlzeiten, alles dies macht seinen Eindruck. Man fühlt daß man mit Leuten zu thun hat welche die Hand offen haben und die Freiheit der Bewegungen lieben. Hierzu der amerikanische „Humor“ der jedermann lachen macht und niemand verletzt. „Kapitän“, sagte ich eines Tags, „alles ist gut an Ihrem Bord, außer die Messer. Sie schneiden nicht.“ — „Nothwendige Vorsicht, besonderer Befehl“, war die Antwort. „Die Gentlemen könnten sich wenn die See hoch geht beim Zerlegen der Hühner, welche nicht immer zart sind, die Kehle abschneiden.“ Ich notire diesen Scherz, als ein Specimen des amerikanischen humour den man in allen Schichten der Gesellschaft begegnet. Seine vis comica besteht in der Schlagfertigkeit

und einer kolossalen, in wenigen Worten enthaltenen Uebertreibung, verbunden mit einer sich selten verleugnenden Bonhomie. Marc Twain verdankt ihm seine Erfolge.

An Bord befinden sich einige amerikanische Ansiedler von den Sandwich- oder Hawaii-Inseln welchen wir uns nähern. Ihre mündlichen Mittheilungen und der gothaische Almanach dieser Inseln, denn sie besitzen einen, schienen mir nicht ohne Interesse.

Dieser Archipel* verdankt amerikanischen Missionaren und Colonisten die Civilisation, wie man sie eben auf diesen Inseln versteht. Es ist, soviel ich weiß, das einzige Beispiel der Colonisirung eines von wilden Stämmen bewohnten Gebiets durch Bürger der Vereinigten Staaten.

In runden Zahlen besteht die Bevölkerung der Inseln, laut der Volkszählung vom Jahre 1879, aus 44000 Hawaien oder Kanaken, 12—1500 Amerikanern, 3400 Mischlingen. Die kleine Anzahl der letztern erklärt sich durch die, auch in Japan beobachtete, Erscheinung daß Vereinigungen zwischen Weißen und Einheimischen meistens unfruchtbar bleiben. Man zählt überdies an 6000 Chinesen und etwas mehr als 2000 Europäer: Anglosachsen, Irländer, Portugiesen**, Deutsche und einige Franzosen. Es ergibt sich hieraus daß die Gesammtzahl der nicht chinesischen Fremden die Hälfte der letztern nur wenig überschreitet.

Vor Einführung des Christenthums war die Familie unter

---

* Er besteht aus den vier Inseln Hawaii, Maui, Oahu, wo sich die Hauptstadt Honolulu befindet, und Kauai.

** Seit der im vorigen Jahre in großem Maßstabe in das Werk gesetzten Einwanderung aus den Azoren und Madera, hat sich die Zahl der Portugiesen bedeutend vermehrt.

den Einheimischen unbekannt. Daher die eigenthümliche und bedeutungsvolle Thatsache daß die hawaiische Sprache für Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Bruder, Schwester u. s. f. keinen Ausdruck hat. Die freie Liebe scheint das Grundgesetz dieser Gesellschaft gewesen zu sein. Es gab große Herren, proceres, aber keine Stämme oder Tribus. Man begreift daß ähnliche Zustände unter ganz wilden Völkerschaften vorkommen können. Aber selbst bei den australischen Aborigines besteht die Familie. Die Entdecker der Sandwichinseln fanden Spuren einer gewissen Civilisation; wenigstens waren die Eingeborenen nicht wie die Australier auf die tiefste Stufe der Verwilderung herabgesunken. Die entsetzlichen unter ihnen damals herrschenden Ausschweifungen sind darum nur um so räthselhafter. Die Missionare gestehen seufzend daß ihre sechzigjährigen Anstrengungen in den Sitten keinen gründlichen Umschwung bewirkt haben.

Die guten Kanaken scheinen also mehr oder weniger zu sein was sie waren. In moralischer Hinsicht, ja; aber in politischer, haben sie riesige Fortschritte gemacht. Amerikanern verdanken sie ihre Constitution und eine nach europäischem Muster eingerichtete Regierung. Diese Bürger der Vereinigten Staaten, welche kamen um Ländereien für Spottpreise zu kaufen, haben nebenbei civilisirt und den Wilden eine der französischen Charte von 1830 mehr oder weniger nachgebildete Verfassung octroyirt.

Wir entnehmen aus dem „Hofalmanach" daß Se. Majestät Kalakaua seine Staaten als constitutioneller König regiert, im Einklange mit einem Hause der Adeligen und einem Hause der Gemeinen. In ersterm sitzen der Premierminister, zugleich Minister der auswärtigen Angelegenheiten, die Minister des Innern, der Finanzen und der Justiz, sodann die Adeligen. In der Ministerliste finde ich nur einen Kanaken, alle andern Mitglieder des Cabinets sind Amerikaner, deren einer einen tschechischen Namen trägt. Der König besitzt auch einen Geheimen Rath, privy council, der aus 37 Mitgliedern gebildet ist, darunter nur 6 oder 7 Eingeborene. Der Ober- und die Circuitrichter sind

sämmtlich Amerikaner. Nur am Lande findet man Einheimische unter den Districtrichtern.

Mr. John Owen Dominicis, Gemahl der präsumtiven Thronerbin, ist Gouverneur der beiden Hauptinseln. Die Gouverneure der beiden andern Inseln sind Kanaken.

Es gibt eine hawaiische Armee.

Das diplomatische Corps ist sehr zahlreich, ohne die 60 Honorarconsuln zu rechnen welche in allen Theilen der Welt zu finden sind. Eine außerordentliche Botschaft vertrat Kalakaua I. bei der Krönung des Kaisers von Rußland!

Außer den vier Ministerien, bestehen ein Sanitätsrath, Commissäre für Communicationswege, ein Departement des öffentlichen Unterrichts und andere, eine Handelskammer und ein Dutzend Freimaurerlogen. Fast alle besoldeten Aemter, mit Ausnahme der erwähnten Richterstellen am Lande, sind in den Händen Weißer, d. h. Amerikaner. Die Missionare der verschiedenen Religionsgenossenschaften sind sehr zahlreich und üben einen bedeutenden Einfluß aus. Es gibt verschiedene protestantische und zwei katholische Kirchen, deren eine der katholischen Chinesengemeinde gehört. Die Kanaken haben zwei (congregationalistische?) Kirchen.

In Honolulu erscheinen elf Zeitungen, darunter drei in der Landessprache.

Oh glückliche, oh dreimal glückliche Kanaken! Glücklich, denn, mit den Segnungen aller Schätze der Civilisation beschenkt welche die Amerikaner in euer Land gebracht, seht ihr euch mit einem male in eine andere, euch unbekannte Welt versetzt. Vor hundert Jahren fraßet ihr die Schiffahrer welche an euern Ufern landeten. Vor sechzig Jahren verzehrtet ihr euch noch untereinander, und heute besitzt ihr einen König mit einer Civilliste, einen König der herrscht aber nicht regiert, der sich mit Kammerherren in goldgestickten Röcken umgibt und über eine Armee in europäischen Uniformen verfügt. Er selbst trägt den preußischen Helm und ließ sich im verflossenen Jahre nach einem der Kaiser-

krönung in Moskau entlehnten Programme krönen. Er hat verantwortliche Minister und Großwürdenträger des Staates und eröffnet das Parlament mit einer Thronrede. Oh ihr glücklichen Kanaken, was konntet ihr mehr verlangen? Und dennoch waret ihr nicht zufrieden. Ihr besaßet alle möglichen Freiheiten, nur eine nicht. Es war euch versagt euch mit Branntwein zu berauschen. Uebel berathen von den Missionaren, untersagte der König den Verkauf geistiger Getränke. Der dem Kanaken innewohnende Freiheitssinn empörte sich gegen diese Verletzung der Menschenrechte. Die öffentliche Meinung legte Protest ein, und in der letzten Session wurde das ruchlose Gesetz abgeschafft. Aber, ich fürchte sehr, dieser parlamentarische Erfolg wird die Vollziehung euerer Geschicke beschleunigen.

Wie man sieht, ist die Regierungsmaschine vortrefflich organisirt. Aber was diese Inseln an Staatsmännern verbrauchen ist fabelhaft. Ministerwechsel folgen sich ohne Unterbrechung. Von der edelsten Vaterlandsliebe beseelt, streitet man um die Portefeuilles, entreißt sie sich, behält sie solange als möglich aber niemals lange. Das, immer aus den Vereinigten Staaten eingeführte, Ministermaterial ist unerschöpflich. Kann man dasselbe von den Regierten sagen? Leider nicht. Auf dem so glänzenden Horizont des Kanaken zeigt sich ein schwarzer Punkt: der regierbare Stoff verdünstet. Die schwächliche Constitution der Eingeborenen und andere Ursachen erklären die traurige Thatsache daß die Geburten hinter den Todesfällen in zunehmender Weise zurückbleiben.* Man kann bereits die nachtheilige Wirkung der Abschaffung des Verbots betreffend die geistigen

* Geburten vom 1. Januar 1879 zum 30. Juni 1883:

	Geburten	Todesfälle
1879	2331	3292
1880–81	4709	5262
1882 und die erste Hälfte 1883. . . .	2470	2861
Summa	9510	11415

„Hawaian Almanach Annual", 1884.

Getränke nachweisen. Hierzu treten die Verheerungen des Fiebers und des Aussatzes, dieser stehenden Landplage der Sandwichinseln.

Da die Pflanzer, fast sämmtlich Amerikaner, Arbeitskräfte bedürfen und die Kanaken nicht arbeiten, haben sie deren in dem südlichen Theile des Stillen Weltmeeres aufzutreiben gesucht, jedoch ohne Erfolg. Deshalb wurde von einer englischen Gesellschaft in neuester Zeit eine Einfuhr von Portugiesen aus Madera und den Azoren in großem Maßstabe in das Werk gesetzt.* Diese lusitanischen Einwanderer sind gute Landbebauer aber schlechte Diener. Auch wird bezweifelt daß sie im Stande sein werden die chinesische Concurrenz zu bestehen. Die Regierung liebt die Leute gelber Rasse nicht, kann sie aber nicht entbehren. Unlängst kamen 2000 Chinesen auf einmal an. Dies beunruhigte in den Regierungskreisen, aber man ließ es dabei bewenden. Auch chinesische Weiber kommen in größerer Anzahl als vordem. Ueberdies gehören Ehen zwischen Chinesen und Kanakinnen nicht zu den Seltenheiten. „Wer“, sagte mir jemand, „wird den Wettstreit mit den gelben Leuten auf die Länge durchführen können? Offenbar muß der Landwirth, der sein Feld um die Hälfte wohlfeiler bestellt als der Nachbar, diesen verdrängen. Letzterer wird sich gezwungen sehen sein Stück Landes zu verkaufen und gerne die vortheilhaften Bedingungen annehmen welche ihm sein gelber Concurrent anbietet. In dieser Lage werden sich in nicht langer Zeit die amerikanischen Grundbesitzer befinden. Sie werden ihre Ländereien an die Chinesen verkaufen, die Portugiesen werden sich mit letztern verschmelzen oder abziehen und die Sandwichinseln in ein chinesisches Land verwandelt werden.“

Die City of Sydney nähert sich der Insel Oahu. Beinahe nackte Hügel von bescheidener Höhe erheben sich staffelförmig

---

* Im vorigen Jahre wurden 3820 Portugiesen auf englischen Schiffen hierher gebracht, diese Emigration dauert fort.

gegen ein den Hintergrund bildendes Gebirge mit abgerundeten Umrissen. Das sie bedeckende Gras ist verbraunt. Im Osten springt ein Fels, ein erloschener Vulkan, in das Meer vor. Am Meeresufer liegt die Stadt Honolulu.

Einer der Passagiere schließt sich mir an, und wir unternehmen eine Spazierfahrt durch die Residenz. Der Kutscher unsers Miethwagens, ein junger Bursche, ist der Sohn eines Italieners und einer Kanakin. Er spricht sehr wenig englisch, ganz geläufig portugiesisch und gar nicht italienisch.

In der Stadt sehen wir elende Holzhütten, die Wohnungen der Eingeborenen; einige Häuser mit Anspruch auf architektonische Schönheit im San-Francisco-Stil, meist in kleinen Gärtchen stehend: die Wohnungen der Weißen, Amerikaner und Deutscher; weiterhin den königlichen Palast und, gegenüber, das Parlamentsgebäude, beide in amerikanischem Geschmack. Zwischen ihnen steht die zur Hälfte vergoldete Statue des ersten Königs Kamehameha I. Hinter dem Palast die Kaserne: eine Ritterburg im Elisabethischen Stil. In der Nähe des Hafens, einige entschieden amerikanisch aussehende Gassen. Die aus Ziegel gebauten Façaden der Häuser haben die Bestimmung das mesquine Giebeldach dem Auge zu entziehen. Dies ist das Geschäftsviertel. Das Post-Office und eine Bank zeichnen sich durch ihre anspruchsvolle Architektur aus. Wegen des Sonntags sind die Kaufläden geschlossen; nur einige wenige Butikiers, darunter ein deutscher Photograph, haben die ihrigen geöffnet um ihre Waare den Passagieren der City of Sydney feilzubieten.

Das einzige trotz des Sabbats belebte und gedeihend aussehende, sehr ausgedehnte Stadtviertel ist das chinesische.

Ueberall sieht man kleine Gärten, aber die Bäume lassen sich mit den Riesen der Südsee-Inseln nicht vergleichen, und das charakteristische Element der tropischen Landschaft, die Palme, fehlt fast gänzlich. Es gibt zwei große Avenuen; die eine führt nach den Bergen, die andere am Strande dem Meere entlang. Letztere, die gewöhnliche Promenade der vornehmen Welt, ist

heute vereinsamt, da an Sonntagen Pferde nicht eingespannt werden dürfen. Nur unser Kutscher setzt sich über das Verbot hinaus. Die Strafe welche er zahlen wird ist in seinem Fahrlohn inbegriffen. Er erinnert mich an gewisse Tempelwärter in Peking, welche sich, im vorhinein, die Bambusstreiche bezahlen lassen die ihrer harren weil sie Barbaren in das Heiligtum einließen.

Kirchen gibt es in großer Anzahl. Auf der Façade einer derselben sah ich eine chinesische Inschrift. Sie gehört der großen katholischen Chinesengemeinde. In den Gassen begegnet man wenige Kanaken, wenige Weiße, meistens Amerikaner und Deutsche, aber viel Weiße mit dunkler Schattirung: Italiener und, seit vorigem Jahre, Portugiesen. Auch sollen die Azoren bereits beginnen sich zu entvölkern. Es ist ein wahrer Exodus. Aber bei jedem Schritte stößt man auf Chinesen. Wir sehen mehrere vortrefflich gehaltene Gemüsegärten. Sie gehören Leuten des ebengenannten Volks. Eine hübsche Villa fällt uns auf. Sie wurde einem Ischler Chalet, eine Art idealisirter salzburger Bauerhäuser, nachgebildet, und wer hat sie erbauen lassen? Ein reicher Chinese!

Die Kanaken müssen ein schöner Menschenschlag gewesen sein; aber die wir begegneten sahen herabgekommen und kränklich aus. Sie tragen alle europäische Tracht, welche ihnen sehr schlecht ansteht. Die Weiber sind keine Zierde ihres Geschlechts.

Auch hierzulande bildet die Schwierigkeit Diener aufzutreiben eine wahre Landplage. Die Eingeborenen, wie bereits gesagt, arbeiten nicht. Sie bebauen ihr kleines Feld nur um das Nöthigste für den Lebensunterhalt zu erzielen. Die übrige Zeit wird in Müßiggang verbracht. Alle Bediente sind Chinesen. Ihre Dienste lassen nichts zu wünschen übrig. Aber sie kennen ihre Unentbehrlichkeit, zeigen dem Herrn niemals die geringste Anhänglichkeit und legen ihm ihre Bedingungen auf. Abends, nach Tische, verlassen sie das Haus und kommen erst am nächsten Morgen wieder. Um keinen Preis würden sie die Nacht

über bleiben. Sie sprechen nicht englisch und sehen keinen Grund diese Sprache zu erlernen. Seinerseits spricht der Angloſachſe kafferisch in Afrika, hindustani oder tamul in Indien, aber er findet es unmöglich sich das chinesische Idiom anzueignen. Es besteht hier ein sehr gutes Hotel, aber da die Aufwärter gelbe Leute sind bleibt den Reisenden nichts übrig als sich, im Verkehr mit ihnen, der Zeichensprache zu bedienen. Man braucht nur die Chinesen, die in den Gassen umhergehen, zu betrachten um zu sehen daß sie sich bereits die Herren dieser Inseln fühlen.

Gewöhnlich benutzen die Passagiere des pacifischen Steamers die wenigen Stunden des Aufenthalts in Honolulu um den König und die Prinzessinnen zu besuchen. Die Dynastie besitzt keine Prinzen. Wie das hawaiische Volk, scheint sie ihrem Erlöschen in nicht ferner Zukunft entgegenzugehen. Der Sabbat brachte mich um die Ehre dieser Audienzen. Ich habe Kalakaua und seine Königin nicht gesehen, auch die verwitwete Königin Emma nicht, noch Ihre königliche Hoheit die Prinzessin Lilinokalani, die präsumtive Thronerbin, welche mit dem honorablen John Owen Dominicis, dem künftigen King Consort vermählt ist, noch die Prinzessin Likelike, Gemahlin des honorablen Archibald Scott Cleghorn, noch ihre Tochter die Prinzessin Victoria Kawekiu Kainlani Lunahilu Kalanimuahilapalapa.

II.

San-Francisco.

Vom 14. zum 28. Juli.

Die californische Nation. — Fortschritte und Aenderungen. — Eisenconstruction. — Cliffhouse. — Das Presidio. — Die Chinesen. — Die Einwanderer. — Die drei transcontinentalen Eisenbahnen.

Man landet nicht nach einer langen Ueberfahrt ohne eine gewisse Gemüthsbewegung zu empfinden. Wer sich einschifft weiß daß er, während eines gewissen Zeitraums, von der übrigen Welt getrennt sein wird. Er war darauf vorbereitet und erträgt diese Entbehrung ohne darunter allzu sehr zu leiden. Es gibt sogar Augenblicke wo die Entbehrung zum Genusse wird. Er fühlt sich frei von den Sorgen, Mühen, Behelligungen des täglichen Lebens und gesichert gegen schlechte Nachrichten, denn weder Briefe noch Zeitungen können ihn erreichen. Aber in dem Augenblicke wo er den Fuß auf festen Boden setzt bestürmen ihn dunkle Ahnungen. Ich war kaum im Palace-Hotel angelangt als mir ein dickleibiges Packet gebracht wurde: Briefe und Partezettel, letztere meist mit schwarzen Rändern. Es war der erste und einzige traurige Tag dieser Reise um die Welt.

Seit meinem letzten Besuche vor 13 Jahren hat sich Frisco sehr geändert, geändert und verbessert. Und auch die Be-

völkerung ist anders geworden und hat, durch den Wechsel, gewonnen. Die Stadt wurde von Yankees, von Männern aus den östlichen Staaten, gegründet. Sie gaben ihr ihre Physiognomie welche sie auch der ersten Generation ihrer Bewohner aufprägten. Aber infolge der Vermischung mit andern Elementen, besonders dem irländischen und dem deutschen, hat sich der Typus geändert: es entstand eine californische Nation. Der Yankee hat in der Regel ein langes ovales, der junge Californier ein rundes Gesicht, einen verhältnißmäßig großen Mund aber schmale Lippen. Die Mehrzahl der Frauen sind hübsch, einige ja viele entschieden schön. Man begegnet sie überall, in den Gassen, in den Tramwagen, in den Lifts der Hotels. Die feinen Züge, das gerundete Kinn, der schlanke Wuchs verleihen ihnen einen eigenthümlichen Reiz. Von der anglo-sächsischen Rasse ist ihnen wenig geblieben. Aber worin eigentlich der wesentliche Unterschied liegt, wäre schwer zu sagen. Die Männer obgleich weniger ätherisch sind gut gebaut, und Männer und Frauen haben einen südländischen Anstrich. Dies kann nicht die Folge einer Mischung mit mexicanischem d. h. spanischem Blute sein, denn die, in San-Francisco selbst wenig zahlreichen, Mexicaner heirathen untereinander. Die Irländer erfreuen sich hier einer reichlichen Nachkommenschaft, aber, demungeachtet, erinnert die neugebildete californische Nation nur wenig an die Kinder der Smaragdinsel. Ist es die Wirkung des Klimas? oder vielleicht der geheimnißvolle Einfluß welchen, wie behauptet wird, der Boden ausübt auf jene die er ernährt? Wie dem sei, ich fand hier eine Nation die im Jahre 1871 nicht bestand und die sich von allen andern unterscheidet. Alte Pioniere, hiervon sprechend, sagten mir: „Die Californier der jüngsten Generationen sind leichten Sinnes, fröhlich, nichts weniger als sparsam und sehr vergnügungssüchtig. Der Yankee ist busy, er lebt nur den Geschäften, sinnt nur auf Gelderwerb und verschiebt den Genuß auf eine Zeit wo er vielleicht nicht mehr fähig sein wird zu genießen.“

Die Straßen sind belebter als vordem, und das Stadtviertel der Geschäfte hat sich vom Centrum aus nach allen Richtungen ausgebreitet. Aber die größte Umgestaltung erfuhren die Vorstädte wo sich die damaligen vereinzelten Häuserinseln, blocs, zu prachtvollen Straßen und Squares entwickelt haben. Die Architektur ist etwas zu anspruchsvoll, der Stil zu eklektisch, die Häuser wollen zu sehr für Paläste gelten, aber das Ganze ist wundervoll. Und alle diese Gassen steigen steile mit Sand bedeckte Felsen in gerader Linie hinauf und hinab. Tramcars, weder von Pferden noch von Locomotiven gezogen, sondern an einem Kabel befestigt welches sich mit Hülfe stehender Dampfmaschinen in einer unterirdischen, mit einer Spalte versehenen Röhre bewegt, besiegen diese natürlichen Hindernisse und, scheinbar, die Gesetze der Schwerkraft. Allerdings wenn der Fahrgast beim Herabfahren einer Felsdüne auf der Schulter seines Nachbars liegt, so ruht dieser beim nächsten Aufsteigen auf der seinigen. Diese Wagen circuliren von Tagesanbruch bis lange nach Mitternacht. Dann werden sie in einer Remise die aus mehrern Stockwerken besteht eingestellt, d. h. jeder Car der sein Tagewerk vollbracht hat wird, mittels einer hydraulischen Presse, in dieses oder jenes Stockwerk gehißt. So sehr geizt man bereits mit dem Raume.

Ueberhaupt spielt die Mechanik im Leben des Amerikaners, besonders des Californiers, eine große Rolle. In der Bank von Californien zeigte man mir einen festen Koffer der, mit einer Uhr in Verbindung gesetzt, nur um eine gewisse Stunde geöffnet werden kann. Meine Unwissenheit in solchen Dingen vermehrte natürlich mein Erstaunen. Je seltener die Diener werden in dieser demokratischen Welt, je mehr werden die Naturkräfte in Anspruch genommen. Das Telephon ist ein allgemeines Bedürfniß geworden; das mit Hülfe des Dampfes ewig laufende Kabel ersetzt das Pferd und die Locomotive. Ein einziges Individuum leistet Dienste welche, ohne die Hülfe der Maschine, eine bedeutende Anzahl von Menschen erfordern würden. Selbst

in die Kirchen dringt die Mechanik. In der katholischen Kathedrale, steigt der Priester während der Messe vom Altare herab und erwartet an den Stufen des Chors die Ankunft der Kanzel welche von dem Sakristan geschoben, auf einem kleinen Tramway, herbeirollt. Nach Beendigung der Predigt, verschwindet sie auf dieselbe Weise. Ich zweifle nicht daß die Tage des Sakristans gezählt sind, und daß ihn nächstens eine Winde und ein Seil ersetzen werden.

Diese Bändigung der rohen Naturkräfte im Dienste des täglichen Lebens bietet große Vortheile; aber sie hat auch ihre Schattenseiten. Ein Diener kann durch einen freundlichen Blick ermuntert, durch einen ernsten zur Pflichterfüllung gemahnt werden; der Dampf und die Maschine sind unempfindlich für Lob und Tadel. Die Dienste welche du von ihnen verlangst, leisten sie mit mathematischer Genauigkeit. Aber wehe dir wenn du den falschen Knopf berührt, oder das falsche Rad in Bewegung gesetzt hast. Dann rächt sich die Natur für ihre Knechtschaft. Sie erfaßt, sie überwältigt, sie zermalmt dich in ihrem Zorn.

Die Architektur hat große Fortschritte gemacht und scheint in ein neues Stadium zu treten. Californien, auch San-Francisco, hat viel von Erdbeben zu leiden. Die hieraus entspringende Gefahr sucht man seit ganz kurzem durch die Eisenconstruction zu beschwören. Palace-Hotel, wo ich abgestiegen bin, nimmt einen großen „Block" ein, d. h. ein durch vier Straßen, welche sich rechtwinkelig kreuzen, gebildetes Viereck. Um diesem ungeheuern Karavanserai die nöthige Festigkeit gegen Erdstöße zu ertheilen und zugleich auch zum Schutz gegen Feuersgefahr, wurde es ganz aus Eisen erbaut. Es ist ein Käfig dessen verticale Stäbe tief in die Erde gesenkt und mit eisernen Bändern zusammengehalten werden. Hierdurch entsteht ein Gitter welches die Mauern vertritt, und dessen Zwischenräume mit Ziegeln ausgefüllt sind. Holz ist verpönt. Dies Gebäude, von außerordentlicher Höhe, enthält 700 Zimmer und beinahe ebenso viele Badestuben. Der Stil ist dem Material angepaßt. Vielleicht wird

er das Vorbild der Architektur des 20. Jahrhunderts werden. Es ist der größte Eisenbau der Welt. Vier Elevators, Aufzüge, sind durch 18 Stunden des Tages in Bewegung und machen während dieser Zeit 500 Reisen. Befinden sich Damen in der Cabine so verlangt die Sitte daß die Herren die Auf- oder Niederfahrt mit entblößtem Haupte machen. Diese Etikette soll überall in Nordamerika beobachtet werden. Vielleicht die Ursache der vielen Schnupfen mit welchem die Bürger der Vereinigten Staaten behaftet sind.

Aufzüge findet man auch in vielen Privat- und in den großen Handelshäusern. Ich läute an der Thüre eines Photographen. Sie öffnet sich, und indem ich eintrete befinde ich mich bereits im Lift und, einige Augenblicke später, im obersten Dachgeschoß in den Händen des Photographen.

Das berühmte Cliffhouse, vor 13 Jahren von der Stadt durch eine Wüste getrennt, wenn man eine Reihe von Sanddünen so nennen darf, machte mir damals den Eindruck eines der entlegensten und einsamsten Punkte der Erde. Außer dem „Pavillon" welcher das Verbindungsglied zwischen der wilden und der civilisirten Welt bildete, nichts als Felswände, Riffe und Klippen auf welchen Seelöwen und Wasservögel wohnten; dann das Unendliche, der Ocean mit den gegen Norden entweichenden Felsgestaden des Continents. Heute entkleiden eine Eisenbahn, welche diesen Strand in die unmittelbare Nähe San-Franciscos gerückt hat, und ein großes Hotelrestaurant die einstige Einöde ihrer poetischen Reize. Eine Masse Kinder spielen im Sande, ihre Bonnen sitzen in Gruppen und schwätzen. Auf der Eisenbahn sind sie gekommen während der Morgenstunde, und auf der Eisenbahn kehren sie zurück wenn sich nachmittags der Passatwind zu erheben beginnt. Gewiß der Ocean brüllt wie immer, aber es ist das Brüllen eines Löwen in der Menagerie.

Soll man darüber der Civilisation gram sein? Sie hat diese wüste Einöde in Gärten und Pflanzungen verwandelt, die sieben Meilen lange Straße mit schönen Landhäusern gesäumt und einen öffentlichen Park angelegt, welcher in einigen Jahren, wenn die jungen Bäume groß geworden sind, mit Recht für ein Weltwunder gelten wird. Die Seeungeheuer, blond in der Luft, dunkelbraun im Wasser, die seals, sind dieselben geblieben. Sie kämpfen untereinander, kriechen auf ihren drei Felseilanden empor, lassen sich in die See hinabgleiten, und bellen, genau wie Anno 1871. Aber man hat den Eindruck daß sie das alles für die Zuseher thun. Diese guten Seelöwen und die, wie vordem auf der Spitze der Klippen Wache haltenden Vögel, welche mir damals einen so tiefen Eindruck machten, ich kann sie nicht mehr für ernsthaft nehmen.

Mehr gegen Norden, am Eingange derselben Bucht, befindet sich die „Reserve" des Presidio. Dieser einst von der spanischen Besatzung eingenommene Grund hat seine ehemalige Bestimmung beibehalten. Er ist Eigenthum, nicht des Staats Californien, sondern der Regierung der Vereinigten Staaten, welche hier ein Fort und eine Kaserne errichten ließ. Ringsum laden kleine Einschnitte in das Ufer und feiner Ufersand die Badefreunde ein; aber es gibt deren keine. Das Wasser der ganzen pacifischen Küste ist eisig kalt, obgleich San-Francisco unter demselben Breitengrade wie Lissabon liegt. Es fehlt eben an einem mexicanischen, die Wasser erwärmenden, Golfstrome. Die große von Japan kommende Strömung, deren Temperatur eine gemäßigte ist, erreicht den amerikanischen Continent nördlich und in bedeutender Entfernung von San-Francisco.

Am Sonntag wallfahren die Bewohner Friscos nach den Bierhallen und Weinschenken der Umgegend. Ich vermuthe sie haben diesen Geschmack, welchen die Natur dem Anglosachsen versagt hat, von den Deutschen angenommen. Auf einem der in das Goldene Horn abstürzenden Felsen wurde unlängst ein Schloß im Elisabethischen Stil erbaut. Ankömmlinge von der

Seeseite halten es für ein Fort, es ist aber ein beer-garden, eine große Halle in welcher angebliches Wiener und Pilsener Bier ausgeschenkt wird. Man wird in einem Cable-Tram hinaufgezogen. Die Steigung nähert sich der verticalen in bedenklicher Weise. Ich drang nicht in den Biertempel ein; der Blick in das Innere durch Fenster und Thüre genügte mir: ein dichter Tabacksqualm in welchem man einen Knäuel von Männern Weibern und Kindern errathen konnte.

Die Aussicht von diesem culminirenden Punkte ist äußerst phantastisch. Zu unsern Füßen liegt das Goldene Horn und im Süden die weite Bucht von Santa-Clara. Hinter uns, einem sturmgepeitschten aber versteinerten Meere ähnlich, breitet sich die Stadt aus: eine unförmliche Masse, Sandwellen bedeckt mit Häuserblöcken, hier in vollem Sonnenlichte glänzend, dort in Nebel oder Wolkenballen gehüllt, welche kommen und gehen, je nach dem Belieben eines wüthenden Sturmes. Ich hielt ihn für einen Cyklon, aber man sagte mir es sei nur der gewöhnliche Passatwind der jeden Nachmittag weht.

Zu meiner nicht geringen Ueberraschung, begegnete ich, gerade wie vor 13 Jahren, Chinesen an jeder Straßenecke. Das Gesetz, welches für zehn Jahre den Kindern des Reiches der Mitte den Eintritt nach Californien untersagt, scheint ihre Zahl nicht vermindert zu haben. Die Wahrheit ist daß niemand Leute entbehren kann welche für den halben Preis arbeiten.

Diese 14 Tage in San-Francisco sind rasch verstrichen. Ich machte neue Bekanntschaften und sah mit Vergnügen alte Freunde wieder. Ich hörte in denselben deutschen Familienkreisen, wo ich vor 13 Jahren so freundliche Aufnahme fand, dieselben Sym-

phonien von Beethoven und Haydn, nur waren es nicht mehr die Mütter sondern die Töchter, damals Babies, welche sie spielten. Auch erfuhr ich in diesem Verkehr manches Interessante.

Eine große Wandlung scheint in den amerikanischen Anschauungen, in Beziehung auf die europäischen Einwanderer vor sich zu gehen. Man will deren keine mehr. Ich werde die gegen die Irländer und Deutschen erhobenen Beschwerden hier nicht wiederholen. Vielleicht, ja wahrscheinlich, hat Eifersucht ihren Theil an diesen Anklagen. Gewiß ist nur, ich kann es nicht verschweigen, daß allgemein behauptet wird, die heutigen Einwanderer seien Störenfriede und, die deutschen insbesondere, fanatische Socialisten. Dieselbe Europa feindliche Stimmung soll sich in allen Theilen der Union kundgeben.

Hier bilden, infolge der numerischen Ueberlegenheit der Irländer, die untern Volksklassen die Majorität. Daher kommt es daß San-Francisco, immer einer der ersten Geschäftsplätze Amerikas, nach und nach aufhört von reichen und wohlhabenden Familien bewohnt zu werden. Man kommt, nach wie vor, um Geld zu machen; ist dies aber geschehen kehrt man so rasch als möglich nach den östlichen Staaten oder nach Europa zurück.

Bis in die letzten Jahre besaß diese Stadt das Monopol der Güterausfuhr nach der Westküste des amerikanischen Continents und nach den transpacifischen Ländern. Diesen Vortheil muß es seit der Vollendung der Süd- und Nordpacifischen Bahn mit Los Angelos und Portland theilen. Ein besonders furchtbarer Rival droht die canadische Linie zu werden. Alles ändert sich auf diesem Planeten, aber nirgends rascher und gründlicher als in den neuen Welten.

III.

Durch den Continent.

Vom 28. Juli zum 20. August.

Die Ueberfahrt. — Columbia. — Astoria. — Eine Telegraphistin. — Ein Interviewer. — Portland. — Die Rocky Mountains. — Die Quellen des Missouri. — Der Mississippi. — Der Niagara. — Canada. — Die Städte. — Der St.-Laurent. — Die transcontinentale Eisenbahn. — Boston. — Newyork. — Newport. — Eine unangenehme Viertelstunde.

Große, vortreffliche Dampfer unterhalten die Verbindung zwischen den Hauptstädten von Californien und Oregon. Die Entfernung von San-Francisco nach Portland beträgt 680 Meilen, und die, wegen der häufigen Nebel, für gefährlich geltende Ueberfahrt nimmt in der Regel drei Tage in Anspruch.

An Bord des Oregon ist der Reisende wohl aufgehoben. Kapitän Polemann, ein Deutscher, ist einer der sieben Ueberlebenden des Schiller. An Bord, viele Deutsche — man begegnet deren allenthalben — und eine Abtheilung Vereinstruppen. Die Offiziere, deren mehrere von ihren Frauen begleitet werden, benehmen sich wie vollendete Gentlemen.

Die See ist bewegt, der Himmel grau und klar. Nachdem der Steamer die Barre des Goldenen Horns aber passirt, steuert er der Felsküste entlang; später, der Sicherheit halber, entfernt er sich von ihr. In dem Maße als wir gegen Norden vordringen wird die Luft frischer und belebender. Diesen Morgen ein vierstündiger ununterbrochener Spaziergang am Deck ohne die ge-

ringste Ermüdung. Auf Ceylon, hatten 15 Minuten Bewegung unter den Cocosbäumen meine Kräfte erschöpft.

Am dritten Tage vor Tagesanbruch, passirt der Oregon ohne Unfall die gefürchtete Barre des Columbia. Gegen 6 Uhr morgens legt er am Landungsplatze von Astoria an. Eine Stadt der Holzhauer, aber anziehend in ihrer Weise. Alles ist aus Tannenholz gezimmert: Häuser, Pflaster, Brücken, Gehwege. Ueberall athmet man die Wohlgerüche eines Nadelholzwaldes. Man könnte sich im Walde glauben, und man ist es in der That. Vor uns der majestätische Strom, ein Strom der Zukunft, eine der großen Arterien der Welt. Jenseits schwarze Linien: die amerikanische Pinie, erkenntlich an dem hohen schlanken Wuchse und den kurzen verkrüppelten Armen. Einzeln sieht sie ein wenig wie ein Besenstiel aus. Es ist der überreiche Haarwuchs eines Schuljungen welcher dem Kamme widersteht. In diesem Lande athmet alles die Jugend.

Oregon, obgleich verhältnißmäßig hoch im Norden gelegen — Portland liegt unter dem 46. Breitengrade —, genießt eines vorzugsweise milden Klimas. Es verdankt diesen Vortheil, dessen San-Francisco beraubt ist, der großen japanischen Strömung, obgleich diese weniger warm ist als der mexicanische Golfstrom. Ihre lauen Wasser, welche von jenseit des Stillen Weltmeers kommen, fließen nordwärts, den Küsten von Oregon, Washington und Britisch-Columbien entlang. Noch in Alaska macht sich ihr wohlthätiger Einfluß geltend.

Es regnet hierzulande sehr viel, daher die Einwohner wet feet, Naßfüße, genannt werden. Strenge Kälte ist unbekannt, während im Innern des amerikanischen Continents, wie in Minnesota, Michigan, Wisconsin, sibirische Winter vorkommen.

Oregon ist, dermalen, ein ungeheuerer Wald, vorzüglich reich an dem sogenannten redwood, welches besonders als Bauholz geschätzt ist, und an der weißen Ceder des Libanon. Es gibt einige Farmer, aber die große Industrie des Landes ist lumbering, das Fällen des Holzes. Die Wälder sind, dem

Anscheine nach, unerschöpflich. Dasselbe gilt von Washington und Britisch-Columbien. Wer in diesen Staaten Land erwerben will erhält gratis 160 Acker gegen die Verpflichtung sie sogleich zu bearbeiten und daselbst ein Wohnhaus oder eine Hütte zu erbauen. Hat er dieser Obliegenheit durch fünf Jahre Genüge geleistet, so erhält er eine ähnliche Schenkung von 160 Ackern zu denselben Bedingungen. Ein nüchterner Mann und guter Arbeiter ist sicher sein Glück zu machen. Die Indianer sind sehr zahlreich. Sie leben auf den „Reservationen" und fangen an Holz zu fällen und ihr Land zu bebauen. Aber noch sehr viele Rothhäute ziehen das nomadische Leben ihrer Väter vor. Sie treiben sich in der Nähe der Niederlassungen der Weißen umher und sind berüchtigte Viehdiebe.

Auf der Ueberfahrt habe ich mit einem Holzhauer Freundschaft geschlossen. Er führte mich in Astoria umher und eröffnete mir sein Herz über die Zustände in diesem entlegenen Erdwinkel. „Der gute Indianer", sagte er mir, „ist der todte. Man kann diese Leute weder als Diener noch als Arbeiter gebrauchen. Glücklicherweise sterben sie aus." Einige Genossen meines neuen Freundes bestätigten diesen Ausspruch. Sie hoffen daß die rothe Rasse bald vollkommen verschwinden wird. Dies ist nicht die Ansicht eines Offiziers der Armee der Vereinigten Staaten der sein Leben in den „Reservationen" zubringt. „Von den Apache und einigen andern Stämmen des Südens, in Arizona und Neumexico abgesehen", sagte er mir, „kann man die indianische Frage als gelöst betrachten. Einige kleine Schilderhebungen mögen noch vorkommen, aber in Masse werden die Indianer den Kriegspfad nie wieder betreten. Sie kennen jetzt unsere Ueberlegenheit. Solange die Regierung ihnen zu essen gibt, oder", wie er sich ausdrückte, „ihnen den Bauch füllt, werden sie sich ruhig verhalten. Sie sterben an Abzehrung, aber sie haben viele Kinder, und die Zeit ihres gänzlichen Verschwindens ist vielleicht ferner als man glaubt."

Ich sagte meinen Holzhauern daß wenn sie in der bisherigen

Weise fortführen die Wälder auszurotten so würden bald keine Bäume mehr zu fällen sein, und die Holzhauer würden verschwinden wie die Wilden. Darauf entgegnen sie, die Wälder seien unerschöpflich. „Während wir und unsere Kinder und Kindeskinder die Bäume niederhauen, jetzt im Oregon, später im Territorium von Washington und endlich in Britisch-Columbia, werden in unserm Rücken neue Wälder entstanden sein."

Von niedern bewaldeten Hügeln gesäumt, scheint der Columbia an seiner Mündung breiter als er ist. Die Landschaft hat den Charakter einer sanften, großartigen Monotonie: ein dunkelgrüner Vorhang von Pinien, eine gelbliche Wasserfläche, darüber, in diesem Augenblicke, ein blaßblauer Himmel. Gleichfalls blasse Lichter und Schatten, die ich mir nicht wohl erklären kann, spiegeln sich abwechselnd in der weiten Wasserfläche welche kein Kahn belebt. Nirgends eine Spur menschlicher Behausung. Nur, in großen Zwischenräumen, hölzerne Landungsplätze für die Verschiffung des geschlagenen Holzes. Weiter oben werden die Ufer niederer, aber der Wald währt fort. Ueber den Baumwipfeln steigen, in bedeutender Entfernung, jetzt im vollen Sonnenscheine glänzend, schneebedeckte Aschenkegel in die Luft empor. Es sind die Riesen des Nordens, Mount Helena, Mount Adams und, der höchste von ihnen, Mount Hood.*

Nach sechsstündiger Fahrt lenkt unser Steamer in den Williamette ein, einen Nebenfluß des Oregon, und erreicht bald darauf den Hafen von Portland, der Hauptstadt von Oregon.

Je mehr man mit Amerikanern verkehrt je mehr fühlt man wie sehr sich der Entwickelungsgang ihrer geistigen Bildung von dem unserigen unterscheidet. Sie beginnen im Leben mit der Praxis und gehen dann auf die Theorie über. Wir befolgen

* 9000, 11000 und 13000 Fuß hoch.

die entgegengesetzte Methode. Die Schule bereitet uns auf das Leben vor. Hier ist das Leben die Schule. Ich will damit nicht sagen daß die Kinder keinen guten Unterricht erhalten. Im Gegentheil, nirgends thut der Staat mehr für die öffentliche Erziehung. Aber die eigentliche, die hohe Schule der jungen Amerikaner ist Praxis und Erfahrung.

In San-Francisco trete ich in ein Telegraphenbureau. Ein zierlich gekleidetes Dämchen nimmt mir meine Depesche ab, liest sie und sagt: „Wien? Wien? Wo ist dieser Ort?" Obgleich, in meiner Eigenschaft als Wiener, tief beschämt und in das Herz getroffen, bemeistere ich meine Entrüstung, und antworte daß es die Hauptstadt von Oesterreich ist. „Oesterreich?" sagt sie, „wo ist Oesterreich?" Dennoch scheint diese Demoiselle, deren geographische Kenntnisse ich mir schmeichle erweitert zu haben, ihren Posten ganz gut auszufüllen. Jedenfalls traf mein Telegramm an dem ihr unbekannten Orte an. In Europa beginnen die Candidaten für solche Anstellungen mit dem Studium der Geographie, dann erst wird ihnen der Telegraph anvertraut. Hier ist das Umgekehrte der Fall, und Amerika befindet sich dabei wohl.

Ein anderes Beispiel. In einer großen Stadt, dringt ein junger Mann, unangemeldet, in mein Zimmer. Er sagt mir er sei Journalist, wolle mich „interview" und werde mir nur wenige Fragen stellen. Hier folgen, wörtlich, einige dieser Fragen: „Welche Nachfolgegesetze bestehen in Braunschweig? Seit wann gehört Braunschweig zum deutschen Königreich? Welche Beziehungen unterhalten die deutschen Fürsten untereinander? Welche Aenderungen sind seit der Bildung des neuen Reiches eingetreten? Geben Sie mir auch genaue Auskunft über den Papst, seine guten Eigenschaften und seine Schwächen, und über alle Cardinäle und andere Mitglieder des «Conciliums». Was denken Sie von Napoleon III.? Wie hätte er, Ihrer Ansicht nach, Frankreich regieren sollen, und welche Fehler haben seine Generale im deutschen Kriege begangen. Erzählen Sie mir

auch kleine Anekdoten und geheime Vorkommnisse aus seinem Leben, und was sonst aller Art in den Tuilerien vorging. Unsere Abonnenten lieben diese Gattung von Lektüre." Stumm vor Erstaunen, hatte ich ihn reden lassen. Nachdem ich den Gebrauch der Sprache wiedergefunden hatte, antwortete ich: „Sie setzen mich in Verwunderung, weniger durch Ihren Mangel an Discretion als durch das Uebermaß Ihrer Unwissenheit über Gegenstände welche Sie jeden Tag in Ihrem Blatte besprechen. Haben Sie denn niemals irgendein Buch gelesen, gar nichts studirt?" — „Nein, Sir", antwortete er, ohne die geringste Verstimmung über meine etwas unsanfte Apostrophe an den Tag zu legen, „nein; wenigstens nicht genug. Wie sollte ich lesen, da ich den ganzen Tag schreiben muß? Wir Journalisten schöpfen was wir wissen wollen nicht aus Büchern sondern aus den mündlichen Mittheilungen derer welche im Stande sind uns zu belehren." Es ist, in andern Worten dasselbe, was mir, vor zwei Jahren, ein talentvoller junger Journalist in einer großen südamerikanischen Stadt gesagt hat.

„Haben Sie auf der hiesigen Universität studirt?" fragte ich diesen Cavallero. — „Nein, Señor, die Universität wird nur von künftigen Advocaten besucht. Für uns andere verlohnte es sich nicht der Mühe. Wir leben in einem neuen Lande. Wir müssen die Menschen improvisiren. Wir treten sehr früh in das öffentliche Leben. Der Redacteur unsers Journals ist 28 Jahre alt. Er ist der älteste von uns. Ich zähle 24 Jahre. Die übrigen Mitarbeiter sind jünger. Als Journalisten müssen wir von allem etwas wissen, denn unsere Aufgabe ist über alle und alles ein Urtheil abzugeben, Todo y Todos. Sie begreifen daß wir keine Zeit für die Universität haben."

Portland, eine Stadt von 35000 Einwohnern, ist, in der pacifischen Region, die Metropole des Nordwestens und der

Mittelpunkt eines bedeutenden Handels. Ein polnischer Jude aus Königsberg in Preußen, der hier seit 25 Jahren, also solange die Stadt besteht, ein kleines Waarengeschäft betreibt, eröffnet mir sein Herz. „Die großen Kaufleute", sagt er, „lassen die kleinen nicht aufkommen. Und dann erst die Chinesen? Ach, diese furchtbaren Chinesen? Man kann gegen sie thun was man wolle, sie machen immer gute Geschäfte. Sie sind uns überlegen."

Die Söhne des Himmels, hier weniger verfolgt als in Californien, bilden einen bedeutenden Bestandtheil der Bevölkerung. Sie bauen ihre Häuser selbst, meist aus Ziegeln, und obgleich, die „Zweite Avenue" ihnen als Wohnsitz angewiesen ist, finden sich ihre Häuser in allen Stadtvierteln zerstreut. Sie besitzen sehr schöne Waarenniederlagen und sind stolz auf ihre, wie man sagt, große und prachtvolle Pagode. In einer ihrer Butiken sieht man alle Arten von Erzeugnissen des chinesischen Gewerbfleißes. In der chinesischen Apotheke werden nur gegen Vorzeigung der Recepte eines chinesischen Doctors Arzneien verabfolgt.

Die Gassen sind geradlinig und sehr belebt. Einige enden im Walde. Vom Balkon meines vortrefflichen Hotels, Edmond-House, kann ich die weiße Pyramide des Mount Hood bewundern.

Am nächsten Tage, um die Mittagsstunde, Abreise auf der Nordpacifischen Eisenbahn, welche erst im vorigen Jahre dem Verkehr eröffnet wurde. Der Eigenthümer, einer der großen Eisenbahnkönige, ging mit seiner Gesellschaft darüber zu Grunde, aber sein Werk besteht. Die beiden Ausgangspunkte sind Portland (Oregon) und St.-Paul (Minnesota). Entfernung 1911 Meilen.

Ich fröhne dem Luxus eines state-room. Es ist die schöne geräumige Cabine an Bord eines großen Steamers, mit dem

Unterschiede daß es hier weder Rollen noch Stampfen gibt, und beinahe kein fühlbares Schütteln. Mehrere kritische Augenblicke ausgenommen, gleiten die Waggons auf den Schienen wie ein Schlitten am Schnee dahin. Langweilt mich die Einsamkeit in meiner Zelle, so mache ich einen Spaziergang von Waggon zu Waggon und studire die, meist uninteressanten, Physiognomien der Reisegefährten. Nicht ein Rowdie im Train, keine jener bis zu den Zähnen bewaffneten Schnapphähne deren, einst, häufiger Anblick mir auf meinen frühern Reisen im „fernen Westen" so oft die Gänsehaut gab. Diesmal auch nicht die geringste Gemüthsbewegung. Wie ganz anders war das vor 13 Jahren! Auch die Neue Welt wird prosaisch.

Die in den Speisewaggons verabreichten Mahlzeiten sind vortrefflich. Die Cars, in welchen gekocht und gegessen wird, werden morgens angehängt und abends eingestellt. Eine ökonomische und praktische Einrichtung, nur darf während der Nacht kein Unfall und, als Folge, kein längerer Aufenthalt eintreten; in diesem Falle entstünde Hungersnoth. Aber wenn man bedenkt daß diese Linie, fast fortwährend, gänzlich unbebaute, menschenleere, nur von Rothhäuten besuchte Einöden durchzieht, muß man zugeben daß das Mögliche geleistet wird.

Wir haben die lachenden Ufer des Williamette mit den ernsteren des Columbia vertauscht. Letztere wurden, in den Zeitungen der Gesellschaft, in allen Tonarten besungen. Aber, abgesehen von diesen Uebertreibungen, ist die Landschaft welche an beiden Seiten des Zuges vorüberfliegt wirklich schön. Allenthalben rauschen kleine Cascaden über kleine Felsblöcke nieder. Man würde sie reizend finden, hätte man nicht, nach jenen Beschreibungen bezahlter Federn, die Fälle des Niagara erwartet. Aber der Strom selbst ist prachtvoll. Zu seinem Lobe kann man nicht zu viel sagen. Nadelförmige Säulchen von Basalt, an der Spitze mit einer oder zwei Pinien geschmückt, brechen die Einförmigkeit der niedern, flachhügeligen, bewaldeten Ufer. Uebrigens läßt, auf dieser Strecke, der Bau der Bahn keine Langeweile

aufkommen. Wie in einem Boote auf hoher See geschaukelt, fährt man fortwährend über Brücken welche die Zuflüsse des Stromes überspannen, oder auf provisorischen, oft meilenlangen, Holzdämmen, trestlework genannt. So gewöhnt ich bin an die Verwegenheit der Ingenieure in den verschiedenen neuen Welten die ich durchreist, fühle ich doch, heute und gestern, daß sich zuweilen meine Haare sträuben. Das Angstgeschrei welches in solchen Augenblicken in meine Cabine dringt, läßt mich die Empfindungen der Ladies in dem anstoßenden Compartiment errathen.

Allmählich ändert sich der Charakter der Landschaft. Wenn die untergehende Sonne sie mit ihren magischen Tinten verklärt, erinnert sie an die Hintergründe der vorrafaelischen Meister. Nur die heilige Familie fehlt.

Die nächsten Tage fahren wir durch Wald und Steppe, Steppe und Wald. Diese stillen Einöden durchzieht der Train ohne besondere Eile aber ohne mehr als nothwendig anzuhalten. Prachtvolle Flüsse, welche jetzt ihr Bett in den Sand und Felsen graben, jetzt sich durch den Urwald Bahn brechen, stürzen uns brausend entgegen. In großen Zwischenräumen wird die Hütte eines Köhlers sichtbar, oder eine vereinzelte Sägemühle oder eine Gruppe von Wigwams vor welchen Indianerweiber in Lumpen mit ihren nackten Kindern kauern. Dann wieder vollkommene Einsamkeit. Keine Spur eines menschlichen Wesens.

Wir haben den weiten See der Pend d'Oreilles auf einer Schienenbrücke überschritten, die ersten Staffeln der Rocky Mountains erstiegen und, in einer bitterkalten Nacht, das Hochplateau des amerikanischen Rückgrates erreicht. Die aufgehende Sonne begrüßt uns als wir eben den großen Tunnel von Mullan verlassen. Hier ist die Wasserscheide zwischen den beiden Weltmeeren.

Der Zug hält bei Helena, Helena von Troja; so tauften die Minenarbeiter die Hauptstadt von Montana. In dieser goldreichen Zone gibt es viele Deutsche und daher auch Gesang- und Turnvereine.

Man sieht nur wenige Bäume und, am westlichen Rande der Ebene, niedere schneebedeckte Hügelzüge. Aber diese niedern Hügel sind, in der That, die höchsten Firnen dieses Theiles der Rocky Mountains. Wir haben nämlich das Rückgrat des Continents überschritten ohne es zu bemerken. Nichts erinnert an die Alpennatur außer die eisige Luft.

Um 9 Uhr erreichen wir die Ufer des Missouri, der hier noch ein Kind ist. Bei der Station Gallatin kommen wir an seiner Wiege vorüber. Ein Wirrsal von niedern Hügeln und nackten Felskegeln bezeichnet seine Quellen oder vielmehr den Zusammenfluß des Gallatin, Madison und Jefferson, welche hier die zweitgrößte Arterie Nordamerikas bilden.

Bald darauf dringt die Bahn in das Thal des Yellowstone-River. Wir folgen ihm die ganze Nacht hindurch. Selbst dem prachtvollen Mondschein gelingt es nicht der einförmigen Landschaft einigen Reiz zu verleihen.

Der Morgen findet uns in einem gänzlich flachen und, einige magere Baumwollbäume abgerechnet, vegetationslosen Lande. Der Yellowstone ist verschwunden.

Der Zug durchläuft die Prairien von Dakota, setzt über den „Kleinen“ Missouri, eilt an mehrern Städten vorüber, welche, alle vom Jahre 1882 herrührend, aus einigen Holz- oder Leinwandhütten bestehen, und hält endlich in der Station von Mandan, nach Helena, die bedeutendste Stadt an der Nordpacificbahn. Wir sind hier im Lande der Sioux angelangt und man führt uns in einen Kaufladen wo Kunstproducte dieser Wilden feilgeboten werden.

Mit einem male befinden wir uns abermals an den Ufern des Missouri. Als Kind hatten wir ihn vor kaum wenigen Stunden verlassen, jetzt, nachdem er mittlerweile einen großen Bogen beschrieben, finden wir ihn als erwachsenen Jüngling

wieder, oder, Metaphern beiseite lassend, er ist hier schiffbar geworden für Fahrzeuge von einigen hundert Tonnen.

Am nächsten Tage, geht die Sonne für uns mitten in Minnesota auf, d. h. in der größten Kornkammer der Welt. Bald darauf erreicht der Zug den Mississippi. Nach allen Richtungen streift das erquickte Auge, so weit es reicht, über bebaute Felder. Allenthalben Dörfer und Märkte; Gärten, Häuser und Kirchthurmspitzen! Fast 2000 Meilen Einöde liegen hinter uns. So wären wir denn, gottlob, wieder in den Schos der civilisirten Welt zurückgekehrt.

Um 12½ Uhr mittags, gerade vier Tage und vier Nächte nachdem wir Portland verlassen, läuft der Zug in der Station St.-Paul ein, dem östlichen Terminus der Nordpacifischen Bahn.

Diese lange Strecke wird mit großer Bequemlichkeit zurückgelegt, aber, was Abwechselung und landschaftliche Schönheit anbelangt, steht die Bahn hinter der „Centralpacific" weit zurück. Ich brach sogleich nach Chicago auf.

Wir haben die neueröffneten und wenig bekannten Regionen nunmehr im Rücken. Mit Entzücken begrüße ich abermals den Mississippi. Dies breite Band, oder vielmehr diesen See welcher sich zwischen zwei grünen Linien von einem Horizont zum andern verlängert. Wir passiren am nächsten Morgen durch die deutsche Stadt Milwaukee und erreichen um Mittag Chicago wo ich mir einen Ruhetag schenke. Die Stadt ist, seit ich sie das letzte mal besuchte, aus ihrer Asche erstanden, schöner und reicher als sie vor dem Brande war, ist aber immer vor allem Handelsstadt. Mit wehmüthigem Vergnügen sehe ich den Niagara wieder. Armer Niagara, er ist älter geworden. Sein Bett ist gesunken und die „Amerikanischen Fälle" haben dadurch an Wirkung verloren. Aber die Wassermenge ist dieselbe geblieben, und so auch

ihre Musik, ein großer, wenn nicht der größte Reiz dieses wundervollen Schauspieles.

Folgt ein Spaziergang durch Canada, das friedlichste (wenigstens dem Anscheine nach), das anmuthigste, wenngleich, die Stromschnellen des St.-Laurent abgerechnet, das wenigst romantische Land welches ich sah. Zuerst quer durch den See Ontario, mit seinen flachen am Horizont kaum sichtbaren Ufern; dann den St.-Laurent hinab zwischen seinen „tausend Inseln" hindurch. Sie versetzen mich nach den schwedischen Seen mit ihren kleinen Felsen, den kleinen Tannenwäldchen, den kleinen Landhäusern und Sommerfrischen mit grell angestrichenen Holzwänden. Und dann alle die netten Städte Toronto, Montreal, Quebec: Toronto mit seiner englischen Physiognomie; Montreal, die obere Stadt reich an Kirchen und Bäumen, die untere, welche an das Frankreich Ludwig's XIV. gemahnt; Quebec endlich, die Stadt der glorreichen Erinnerungen, mit dem militärischen Gepräge, mit seinem ragenden den Strom beherrschenden Schloß.

Außer der französischen Physiognomie eines großen Theiles der Bewohner, fällt besonders der Ausdruck der Ruhe, der Sicherheit und der Wohlbehäbigkeit auf, welcher diese Städte kennzeichnet. Geschäfte ja, Thätigkeit ja, aber mit Maß und Ziel! Kein Kirchthurmrennen um rasch Geld zu machen! Wie glücklich daß niemand gezwungen ist kopfüber vorwärts zu stürzen, to go ahead! Wie man den kürzern zöge wenn man amerikanisch würde, wenn die Yankee in das Land kämen! Bleiben wir also was wir sind. So sprach sich jedermann gegen mich aus; französische sowol als englische Canadier. Es ist ein eigennütziger und daher solider „Loyalismus" der aus ihnen spricht.

Ich machte während meines kurzen Aufenthaltes in den genannten Städten mehrere angenehme Bekanntschaften. In Quebec

führte mich ein glücklicher Zufall mit dem auf einem Ausfluge begriffenen Vicekönig Lord Lansdowne zusammen. Gibt es eine beneidenswerthere Stellung als die des Vertreters einer angebeteten Königin, in einem Lande wo die Ruhe* nie oder äußerst selten gestört wird, wo man sich die langen Winternächte durch Schlittenfahrten bei Fackelbeleuchtung verkürzt, wo Jagd und Fischfang im Sommer, die „todte Jahreszeit" beleben?

Und wie die Canadier ihr Vaterland lieben! Ein hoher Beamter, französischen Blutes, sagte mir: „Der Golf von Neapel ist schön, aber er läßt sich nicht vergleichen mit unserm St.-Laurent von der Dufferin-Terrasse gesehen." Groß war mein Erstaunen. Und doch hatte ich dasselbe in Neuseeland, von Auckland sagen hören, und in New-South-Wales von Sydney. Es ist immer der arme Golf von Neapel der zum Vergleich dienen muß und der hierbei immer verliert.

Canada, wenigstens seine Oberfläche, macht den Eindruck daß keine Revolution je dies Land verheert hat. Doch wird mir versichert der Geist der Neuzeit verbreite sich rasch unter der französischen Jugend und bald werde das Frankreich Ludwig's XIV. verschwunden sein. In den höhern Klassen bestehen gute Beziehungen aber wenig socialer Verkehr zwischen den beiden Rassen. Man ist getrennt durch die Verschiedenheit des Blutes, der Religion, der Sprache und der Sitten, aber man lebt auf freundschaftlichem Fuße nicht mit- aber nebeneinander.

Die canadische Pacificbahn wird im Jahre 1886 eröffnet werden. „Man hatte", sagte mir ein Mitglied des Ministeriums, „bei Unternehmung dieses Riesenwerkes einen dreifachen Zweck im Auge: man wollte den weißen Bevölkerungen des pacifischen «slope» und den wenigen im Nordwest zerstreut lebenden Weißen ihre Zusammengehörigkeit mit uns begreiflich und fühlbar machen.

---

* Seit meinem Besuche wurde diese Ruhe durch die Rebellion des Mestizen Riel vorübergehend gestört.

Sie sollen einsehen lernen daß wir, von einem zum andern Meere, Ein großes Ganzes bilden. Ferner wollen wir die kürzeste Land- und Wasserstraße zwischen England und China herstellen; denn die von San-Francisco oder Portland nach jenen transpacifischen Ländern auslaufenden Schiffe, insbesondere die Segelschiffe, sind gezwungen die günstigen Winde und Strömungen im Norden zu suchen. In Zukunft werden die Schiffe ihre Ladungen in unsern Häfen einnehmen. Endlich soll und wird diese Bahn der Einwanderung in Canada einen mächtigen Aufschwung verleihen."

Aber die Zeit drängt, und ich habe Eile mich in Neuyork nach Europa einzuschiffen.

Boston ist eine reizende Stadt. Ich kenne keine sympathischere zwischen dem Rio de la Plata und dem St.-Laurent. Sie wird das amerikanische Athen genannt und trägt in der That das Gepräge der feinen Sitten und der geistigen Cultur.

Neuyork hat sich seit meinen Besuchen in den Jahren 1870 und 1871 merklich vergrößert. Seine Bevölkerung, damals eine Million, hat um 20 Procent zugenommen. Aber es ist jetzt die todte Jahreszeit, und wenn in den Geschäftsvierteln das gewöhnliche Leben herrscht, so bezeugen in den eleganten Stadttheilen die herabgelassenen Fenstervorhänge die Abwesenheit der Insassen. Die vornehme Welt ist in Newport, die „neuen Reichen" in Saratoga oder in andern Badeorten. Aber nur wenige haben eine Europafahrt gewagt. Kein Europegoing dies Jahr. Die Cholera hält die Touristen zurück und entvölkert die, in dieser Jahreszeit, gewöhnlich überfüllten Packetboote.

Die Neuyork mit Brooklyn verbindende, kürzlich vollendete, Hängebrücke ist ein wirkliches Weltwunder. Wenn man sie auf der Eisenbahn passirt kann man sich die Gemüthsbewegung verschaffen, zwischen den Schienen, auf die Mastspitzen der unten

durchsegelnden Schiffe hinabzublicken. Die beiden Pfeiler an welchen die Brücke hängt überragen die höchsten Kirchthürme der Stadt. Der Bau hat 34 Mill. Dollars gekostet.

Ist es die Wirkung der äußerst trockenen Luft auf die Nerven der Einwohner oder die übertriebene Geschäftsthätigkeit welche den Neuyorkern diesen eigenthümlichen, dem Fremden so auffallenden Anstrich einer fieberhaften Beweglichkeit gibt? Man möchte glauben daß ihnen Ruhe unerträglich sei. Ein Amerikaner sagte mir: „Ein jeder von uns will zuerst ankommen. Ihr geht, wir rennen auf den Pfaden des Lebens; daher langen wir auch früher als Ihr an seinem Ende an.“

Der österreichische Consul Herr Fritsch bringt mich nach Newport. Gegen Abend begeben wir uns auf einen der großen Steamer welche, im Sommer, zwischen hier und jenem eleganten Seebade laufen. Dies Schiff hat 5000 Tonnen (!) und drei Stockwerke. Im Centrum befindet sich eine große von drei Galerien umgebene Halle. Nach letzterer öffnen sich die Cabinen welche ein Ideal des Comforts sind. Obgleich das Schiff mit Passagieren überladen ist, herrscht Stille am Bord. Die Amerikaner sprechen immer leise oder mit halblauter Stimme. Man hört auch kein Commando und man sieht weder Offiziere noch Matrosen, deren es übrigens nur wenige gibt. Der Leviathan dampft, dem Anscheine nach, sich selbst überlassen. Der Abend ist wundervoll, und der Hudson mit ähnlichen überfüllten Booten bedeckt. Es ist Sonntag, und alle diese „Excursionisten“ haben ihn benutzt um auf dem Wasser eine etwas weniger heiße Luft zu athmen als in diesem Backofen Neuyork. Wir fahren unter der brooklyner Brücke durch. Von unten betrachtet gleicht sie dem Fragment eines ungeheuern Spinnengewebes an welchem die Brücke hängt. Die schwarzen Fliegen welche über unsern Köpfen hin- und herkriechen sind Eisenbahnzüge. Schauderhaft!

Um 4 Uhr morgens Ankunft in Newport.

Ich befinde mich in einer schönen Villa, Stil Queen Anna, kokett eingerichtet und gut bewohnt. Die Damen des Hauses setzen mich in Erstaunen durch ihre Kenntniß der Menschen und Dinge in Europa. Die Gesellschaft welche man hier trifft besteht aus Personen der großen Welt und des besten Tones. Alle, obgleich gute amerikanische Patrioten, leiden ein wenig an der Sehnsucht nach Europa.

Newport (Staat Rhode-Island), auf der südlichen Spitze einer Insel gelegen, ist, vergleichsweise, eine alte Stadt. Der Reichthum der großen neuyorker Existenzen entfaltet sich längst dem Strande in prachtvollen Häusern, meist im Queen-Anna-Stil, in schönen Gärten, reichen Equipagen und geschmackvollen Livreen.

Der große Mann des Tages ist Mr. Bennett, Eigenthümer und Herausgeber des „New-York Herald". Das Blatt soll jetzt 7—800000 Dollars eintragen. Heute hat Mr. Bennett die Crème der Gesellschaft von Newport, oder vielmehr von Neuyork, an Bord seiner Yacht, eigentlich einer Fregatte, zum Lunch versammelt. Ich sah viele hübsche Frauen, viele Toiletten von Worth, und einige Elegants welche sich durch die Einfachheit ihrer Manieren und ihr reines Englisch vortheilhaft auszeichnen.

Dies darf übrigens nicht wundernehmen. Die Personen welchen man hier begegnet gehören den höchsten Kreisen an und haben die Yankeemanieren abgeschliffen im Contact mit dem alten Continent. Aber auch die Leute welche man in den Waggons und an öffentlichen Orten begegnet und welche nicht auf Eleganz Anspruch machen, haben sich in den letzten 15 Jahren zu ihrem Vortheil verändert. Man spuckt nicht mehr, man gefällt sich nicht mehr in unmöglichen Stellungen, man näselt weniger als vordem. Die Umgestaltung ist besonders in der jüngsten Generation fühlbar.

Ich habe heute an Bord gefrühstückt, einem Polo, einem Concert, einem Diner und einer Soirée beigewohnt, und daß

ich die Nacht nicht auf einem Balle zubrachte war meine Schuld.

Am nächsten Tage Rückkehr nach Neuyork.

Zum letzten mal, in Amerika, erhebt sich über mir die Sonne prachtvoll und strahlend, wie ich sie täglich sah seit meiner Landung in San-Francisco. Die Koffer sind gepackt und Checco im Begriffe sie an Bord des Cunard-Steamers Bothnia zu bringen, welcher in zwei Stunden abfahren wird. Im letzten Augenblick bemerkte ich daß mein Notizbuch, in welchem ich meine Einladungen und geselligen Pflichten verzeichne, auf unerklärliche Weise verschwunden war, legte aber der Sache keine Bedeutung bei. Ich befand mich in der heitersten Stimmung und dankerfüllt gegen die göttliche Vorsehung welche mich, auf dieser weiten nun beinahe vollendeten Wanderung so gnädig beschützt hatte. Es bleibt nunmehr die Fahrt durch das Atlantische Meer — yr a la otra banda — nach dem andern Ufer überzusetzen, wie die Spanier sagten als sie noch ihre Colonien besaßen. Für sie, wie für mich, war dieser Ocean nur ein Bach. In dieser Stimmung verließ ich das Hotel, nachdem ich früher meine Greenbacks in englische Banknoten umgewechselt, und unternahm einen letzten Spaziergang durch die fünfte Avenue. Ich trat aus einer Butike als ein elegant gekleideter Herr, aus einem Wagen springend, auf mich zueilte. „Ich sehe, Baron", sagte er im reinsten Englisch, „daß Sie mich nicht erkennen. Ich hatte die Ehre Ihnen vorgestellt zu werden in Sydney, im verwichenen November, nach einem großen Diner beim Gouverneur Lord Augustus Loftus. Ich bin einer der Bewunderer Ihrer Promenade autour du monde und bitte Sie Ihren Namen in mein Exemplar zu schreiben. Dagegen wollen Sie einen Band Gedichte, von Longfellow in welchen er seinen Namen schrieb, als Andenken annehmen." Ich entschuldigte mich wegen Mangels an

Zeit, aber der junge Mann, der wie ein englischer Gentleman aussah und mir gefiel, bestand auf seiner Bitte, sodaß ich am Ende nachgab und mit ihm in seinen Wagen stieg um nach dem Hotel Windsor zurückzukehren wo auch er logirte. Unterwegs entsann er sich daß die Bücher bei einem ganz in der Nähe wohnenden Freunde lägen und befahl, unerachtet meiner Einwendungen, dem Kutscher dahin so rasch als möglich zu fahren. Es war mir unangenehm weil ich fürchtete mein Boot zu versäumen, aber kein Verdacht entstand in mir. Hatte ich doch mit dem Gentleman bei Lord Augustus gespeist. Wahr, daß ich mich seiner nicht entsinnen konnte, aber Aehnliches widerfährt mir zuweilen. Ich kenne so viele Menschen, und habe in den letzten 14 Monaten so viele neue Bekanntschaften gemacht! Indeß so ganz nahe wohnte der Freund nicht. Nach einer mehr als raschen Fahrt von etwa zehn Minuten hielt der Wagen vor einem unansehnlichen Hause, dessen Anblick mich etwas befremdete. Nach einigen mit dem Kutscher gewechselten Worten, die ich nicht vernehmen konnte, ließ mich mein Begleiter durch die Hausthür ein, schloß sie hinter uns und führte mich, durch einen dunkeln Gang, in ein kleines schmuziges Zimmer im Erdgeschoß. Ein großer Menn saß an einem kleinen Tische, den Rücken gegen einen Spiegel gekehrt, welcher zwischen den zwei Fenstern hing. Während ich mich ihm näherte sah ich, in eben diesem Spiegel, wie mein Freund aus Sydney die Thür vorsichtig und geräuschlos schloß und den Schlüssel in seine Westentasche steckte. Ich begriff nun wo ich mich befand.

Das Aeußere des großen Monsieur vor dem Spiegel verrieth seinen Beruf. Als ich eintrat erhob er sich um zu grüßen. Dabei verzog er seinen breitgeschlitzten Mund bis an die großen herabhängenden Ohren, und lächelte wie ein Haifisch. Alles in allem der Typus des Galerensträflings: eine niedere flache Stirn, der Schädel beinahe kahl geschoren, die Leichenblässe einer Galgenphysiognomie erhöht durch einen riesigen schwarzen Schnurrbart. Die Hände eines Gladiatoren, mit schweren Ringen

an den langen knochigen Fingern. Dazu der verwahrloste Anzug eines falschen Elegant.

Er sprach mir sogleich von dem Band Gedichte welchen er nicht im Hause habe, der aber sogleich würde gebracht werden. Mittlerweile, ein Stück Wachsleinwand und Karten auf den Tisch werfend, lud er mich zu einer Partie Monte ein. Ich lehnte ab, artig und bestimmt. „So werden wir denn spielen", sagte er sich an seinen Spießgesellen wendend. „Sie haben auch Ihren gestrigen Gewinn hier vergessen." Dabei überreichte er ihm ein Packet Greenbacks auf dessen Umschlag die Ziffer 200 Dollars gedruckt war. „Oh, entgegnete dieser, ich dachte es wäre nicht so viel gewesen." Und die beiden Strolche begannen ihr Spiel. Dies gab mir Zeit über meine Lage nachzudenken. Meine erste Bewegung war ein heftiger Anfall von Zorn gegen mich selbst. Wie, sagte ich mir, alle Meere zu durchschiffen ohne Unfall, die ungesundesten Länder zu durchreisen ohne einen Schnupfen davonzutragen, und jetzt, beim Einlaufen in den Hafen, elendiglich zu scheitern! Kein Kind läßt sich, in ähnlicher Weise, in die Falle locken. Aber fruchtlose Selbstvorwürfe waren nicht an der Zeit.

Die dringende, augenscheinliche Gefahr, sei sie nun wirklich oder nur eingebildet, lähmt oder erhöht die Fähigkeiten des Geistes und der Seele. Mir schien, ich hätte hundert Augen und Ohren. Einige Secunden genügten mir um mich zu orientiren. Ich befand mich in der Gewalt zweier Falschspieler, vielleicht zweier Mörder. In Newyork, wurde mir erst gestern gesagt, ereignet es sich täglich daß Einwanderer, die mit etwas Geld ankommen oder ihre Ersparnisse nach Europa zurückbringen wollen, in üble Häuser gelockt und dort beraubt, nicht selten ermordet werden. Offenbar hat der junge Elegant mein Notizbuch gestohlen um mich, mit Hülfe desselben, zu täuschen. Ich bin hier kein Unbekannter. Man kann mich nicht, wie irgendeinen armen Einwanderer zuerst plündern und dann, ungestraft, auf die Gasse setzen. Und selbst in solchen Fällen tödten die

Strolche, zuweilen, ihre obscuren Spielopfer um nicht angegeben zu werden. Offenbar habe ich es mit tüchtigen Kräften zu thun. Diese Glücksritter sind geschickte Leute. Sie haben den Augenblick, nämlich den Augenblick der Abreise wie dies übrigens gewöhnlich geschieht, sehr gut gewählt. Wenn ich in Neuyork nicht mehr gesehen werde, wird mich niemand suchen, da man annehmen muß ich sei in der Bothnia nach Europa abgereist. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, ist meine Lage eine äußerst kritische.

Aber zwei Umstände sprechen zu meinen Gunsten. Erstens, wissen die beiden Männer nicht ob ich Geld genug bei mir trage damit die Beute das Wagniß einer Mordthat werth sei. Auswanderer haben beim Kommen oder Gehen zuweilen Baargeld, bei sich, Vergnügungsreisende, wie ich, gewöhnlich nur Creditbriefe. Zweitens, wissen sie daß ich in Neuyork bekannt bin und einflußreiche Freunde haben muß. Es kann ihnen auch nicht entgehen daß, wenn meine Abwesenheit vor Abgang des Schiffes an Bord bemerkt wird was beinahe gewiß ist, mein Diener Lärm schlagen, der Kapitän den Telegraphen in Bewegung setzen und die Polizei nach mir forschen wird.

Ich gelange zu diesem Schlusse: wenn ich das Spiel annehme bin ich sicher die Summe Geldes welche ich bei mir habe zu verlieren und mein Boot zu versäumen, denn es bleibt mir kaum mehr die nöthige Zeit um an Bord zu gehen; aber ich bin nicht gewiß daß mich die Männer, nachdem sie mich beraubt, nicht auch ermorden werden.

Auf der andern Seite, wenn ich das Spiel standhaft verweigere haben sie nur zwischen zwei Wegen zu wählen: sie müssen mich unbelästigt abziehen lassen oder, nach vollzogenem Raube, tödten.

Mein Entschluß ist gefaßt. Ich werde nicht spielen und suchen die Schurken einzuschüchtern. Gelingt letzteres so bin ich gerettet. Wo nicht, habe ich wenigstens das Mögliche versucht. Also auf diese Karte, da nun einmal in dieser verwünschten Höhle gespielt werden muß, will ich mein va tout spielen.

Der Croupier lud mich abermals zum Spiele ein, diesmal in einem etwas herrischen Tone. Von meiner Seite, abermalige Weigerung. „Gut, Baron", sagte er, „da Sie durchaus keine Lust haben werde ich für Sie spielen. Mein Gewinn soll der Ihrige sein." Die Partie mit seinem Genossen begann sogleich, und das Glück begünstigte mich natürlich. Nach ein paar Minuten hatte ich 1000 Dollars gewonnen. Der Mann mit dem schwarzen Schnurrbarte öffnete seine Schublade, holte fünf Packete jedes zu 200 Dollars hervor, und schob sie mir über den Tisch zu. Ich schob sie sogleich zurück.

Aber es mußte ein Ende gemacht werden. Ich hub folgendermaßen an, und zwar langsam, mit lauter Stimme, ohne die geringste Bewegung zu verrathen und indem ich jedes Wort mit einem gewissen Nachdruck aussprach: „Ich habe Euch gesagt daß ich niemals spiele. Dies muß Euch genügen. Uebrigens, wenn ich auch spielen wollte könnte ich nicht weil ich kein Geld bei mir habe. Es wäre für Euch verlorene Mühe. Ihr wißt beide daß mein Diener mein Gepäck auf die Bothnia gebracht hat. Ihr wißt wahrscheinlich nicht daß mehrere Freunde mich dort erwarten um Abschied zu nehmen, und, unter ihnen, der Consul und der auf der Durchreise begriffene Gesandte meiner Nation. Wenn ich vor Abgang des Schiffes nicht erscheine, und wenn diese Herren mich nicht im Hotel finden, werden sie mit Hülfe der Regierung Nachforschungen veranstalten welche Ihr vielleicht besser thätet zu vermeiden." Dann, zu meinem Freunde von Sydney gewandt: „Oeffnen Sie die Thüre."

Während meiner Anwesenheit in der Spelunke, war ich fortwährend neben letzterm gestanden. Er selbst saß dem Croupier gegenüber. Es trat eine Pause ein. Die beiden Männer wechselten Blicke. Es war eine Berathung und zugleich die Krisis, und für mich, ich gestehe es, eine böse Spanne Zeit. Der junge Mann saß mit dem Kopfe über den Spieltisch gesenkt. Ich bemerkte daß sein stereotypes Lächeln einem finstern Ausdrucke Platz gemacht hatte. Der Croupier sah kalt und mürrisch aus.



Kein Haifischlächeln mehr. Nach einer oder zwei Minuten, welche mir endlos schienen, erhob er sich langsam von seinem Sitze und sagte, gegen seinen Spießgesellen geneigt, mit halblauter Stimme: show him out. Führe ihn hinaus. Dieser sprang auf und äußerte, als er die Thüre öffnete, er habe sie geschlossen damit wir nicht im Spiele gestört werden könnten. Ich hatte auf den Lippen ihm zu antworten daß es hierzu unnöthig war den Schlüssel in die Tasche zu stecken. Aber ich hatte keine Lust die Unterhaltung zu verlängern. Einige Augenblicke darauf befand ich mich im Freien. Der Wagen war verschwunden. Jetzt vor allem darauf bedacht noch zur rechten Zeit den Hafen zu erreichen, war es mir unmöglich nach dem Namen der menschenleeren Gasse und des Stadtviertels zu forschen. Uebrigens wozu? Es fehlte an Stoff zur Klage. Diese Herren boten mir ein Geschenk an, dann eine Partie Monte, und als sie bemerkten daß ich kein Spieler sei begleiteten sie mich an die Thüre. Kann man artiger sein? Aber als ich den Fuß auf das Deck der Bothnia setzte, wenige Minuten vor der Abfahrt, überkam mich das Gefühl eines Menschen der einer großen Gefahr entrann.

IV.

Die Heimkehr.

Vom 20. zum 29. August.

Von Neuyork nach Queenstown. — Lord Ampthill. — Ende der Reise durch das Britische Reich.

Dieser große und schöne Steamer ist beinahe leer. Doch hat er die Ehre eine officielle Persönlichkeit unter seinen wenigen Reisenden zu zählen. Es ist der Ministerresident und Consul der Vereinigten Staaten in Liberia. Liberia ist bekanntlich ein an der Westküste von Afrika, unweit Sierra Leone, vor dem Secessionskriege von entlassenen Sklaven gegründeter Freistaat. Dieser Diplomat, welchem die Natur eine schwarze Haut verlieh, ist der Typus des englischen Dandy. Er spricht ohne den geringsten amerikanischen Dialekt, ist äußerst sorgfältig gekleidet, und seine ganze Erscheinung zeigt den Mann von Geschmack, der gewohnt ist sich in den hohen Sphären des Lebens zu bewegen. Und doch erblickte er das Licht der Welt als Sklave und hat sechs Jahre in Liberia verlebt. Wie er da in seinem Reisestuhle hingegossen ruht, einen Roman in der Hand, ist er das Bild des Staatsmannes auf Ferien, der seine Zeit zwischen frivoler Lektüre und tiefen Meditationen theilt.

Die zwei oder drei andern Passagiere sind Amerikaner. Der eine, wie es scheint ein Pessimist, sagt mir: „In den Staaten, sind wir eigentlich nichts anderes als ein Haufe von Atomen

oder, wenn Sie wollen, von Individuen welche sich alle in derselben Richtung vorwärts stürzen, aber welche kein Band unter sich vereinigt, welche nichts gemein haben außer dem brennenden Wunsche reich zu werden. Daß noch so wenige Zusammenstöße unter uns vorkommen verdanken wir dem ungeheuern Raum über welchen wir verfügen. Aber bereits fängt er an enger zu werden. Daher wollen wir auch keine Einwanderer mehr. Wenn es einmal an Raum fehlt, wird ein heilloser Kampf entstehen aller gegen alle, bellum omnium contra omnes." Dies ist, wie ich bereits bemerkte, die Sprache eines Pessimisten. Aber was mich als etwas Neues überrascht auf dieser letzten Fahrt durch den Continent, das ist die nicht wegzuleugnende Verstimmung gegen die Immigration.

Das Wetter ist prachtvoll, und die Bothnia, wie alle Schiffe dieser berühmten Gesellschaft, nimmt den südlichen Curs. Im Norden sehen wir zwar schwarze Streifen, aber einige Nebelballen abgerechnet, welche wir unter dem Gebrülle des Nebelhornes durchziehen, vermeidet der Steamer die Region des Eises und der Finsterniß.

Am 29. August 1884, um Mittag ist Fastnet-Rock in Sicht. Um 6 Uhr abends hält das Packetboot am Eingange von Cork Harbour, und ein kleiner Dampfer bringt die Passagiere nach Queenstown.

Mit lebhaftem Vergnügen fühle ich europäischen Boden unter meinen Füßen. Im Hotel werden mir die neuesten eben eingelangten Londoner Blätter gebracht. Mein erster Blick fällt auf eine Aufschrift in großen Buchstaben: Leichenbegängniß des Lord Ampthill. Es war ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Aber nur zu wahr. Der Tod hat Englands Botschafter in Berlin, inmitten seines Wirkens, im schönsten Alter, im vollen Besitze seiner Kräfte, dahingerafft. Nel mezzo del camin di nostra vita, entriß er ihn seinem Lande, seiner Familie, seinen Freunden!

Ich kannte Odo Russell seit seiner Kindheit. Seit seiner ersten Jugend bis zu seinem Ende verband uns jene sanfte, ruhige Freundschaft, eine Folge gemeinsamer Sympathien, welche zuweilen zwischen Menschen verschiedenen Alters besteht und sich trotz langer Trennungen erhält. Während einiger Jahre hatten uns Berufspflichten in Rom zusammengeführt. Aber von nahe wie aus der Ferne, verlor ich ihn nicht aus den Augen. Er stieg anfangs langsam dann rasch, aber, wie alle auserwählten Naturen, wurde er größer in dem Maße als er stieg. Ein feiner und gebildeter Geist, ein gerader und fester Charakter, in schwierigen Augenblicken durch einen seltenen Takt geleitet, die Ruhe und Unbefangenheit, welche nichts zu trüben vermag, in schwierigen Augenblicken bewahrend, aufgewachsen in den Staatsgeschäften, geschickt in der Behandlung der Menschen und den Continent kennend wie wenige seiner Landsleute, vereinigte Lord Ampthill im hohen Grade, mit dem Glanze eines historischen Namens, alle Eigenschaften welche, in seiner Laufbahn, den Erfolg verbürgen. Im Privatleben heiter, geistreich, lebhaft, sicher im Umgang und von seltenem Gleichmuth, glücklich in seiner Häuslichkeit, ein Liebhaber und Beschützer der Künste, wußte er den Neid zu entwaffnen und sich mit einem Bollwerke ergebener Freunde zu umgeben. Eine liebenswürdigere Natur ist mir niemals vorgekommen.

Man sagt von den Diplomaten sie seien von allen Staatsdienern diejenigen welche den Blicken des Publikums am meisten und fortwährend ausgesetzt sind. Man vergleicht sie mit Schauspielern welche, in der Komödie des Lebens, die großen und kleinen Rollen spielen; und es gibt einfältige Menschen welche sie um den glänzenden Schein beneiden der sie umgibt. Aber dieser Schein ist zu glänzend. Die Gasflammen der Rampe welche die Bühne von dem Zuschauer trennt, werfen — Flammen, wie bekannt, sind undurchsichtige Körper — ihre Schatten auf diese Herren im goldgestickten Rocke, und die Wirksamkeit letzterer vollzieht sich im Halbdunkel. Gewiß, die Blau- und

Gelb- und Rothbücher erzählen vieles, zuweilen zu viel, niemals genug. Sie dürfen eben nicht. Gewisse Partien der Staatstransactionen bleiben verschleiert. Aber die Wahrheit ist nur wahr wenn sie sich unverschleiert zeigt. Hieraus folgt daß die Zeitgenossen welche sich unterrichtet glauben, sehr oft ohne es zu sein, zuweilen einen Richterspruch fällen ohne die Acten des Processes zu kennen. Ein ungerecht verurtheilter Diplomat ist entwaffnet. Ehre und Pflicht legen ihm Schweigen auf. Aber er möge sich trösten. Es wird einst Licht werden über seiner Wirksamkeit, wenn die Archive seiner Zeit, wahrscheinlich lange nach seinem Tode, dem Gebiete der Geschichte anheimfallend, sich den Forschungen der Wissenschaft erschließen werden. Auch in diesem Punkte, wie in so vielen andern, hatte Odo Russell keinen Grund zur Klage. Das Glück, unfähig den Verführungen seines Reizes zu widerstehen, hatte für ihn nur ein beständiges Lächeln. Aber ich zweifle daß die englische Nation schon jetzt im Stande ist die Größe des Verlustes zu ermessen welcher sie traf. Ihre Staatsmänner, jene welche den lieben Dahingeschiedenen am Werke sahen, und die europäische Diplomatie kennen die Dienste welche er seinem Vaterlande geleistet hat. Kommende Generationen werden sie würdigen.

Den 30. August. — In Ennis habe ich die Eisenbahn verlassen und nähere mich nun den Felsterrassen der Bucht von Miltown. Es ist beinahe Nacht geworden. Der Himmel ist grau, und der Abendwind rauscht in den letzten Baumgruppen längst der Straße welche nach dem Ocean führt. Mein Kutscher hält plötzlich an. Aus einem mir entgegengekommenen Wagen springen ein Herr und zwei junge Damen ..... Ein schöner, ein süßer Augenblick! Der letzte meiner Reise durch das Britische Reich.

Schluß.

Paris, Januar 1886.

Vor 16 Monaten kam ich nach Europa zurück, und, in diesem kurzen Zeitraume, haben sich, in fast allen Theilen des Britischen Reichs, wichtige Ereignisse theils vorbereitet theils vollzogen: In Indien, eigentlich in Afghanistan, Zwischenfälle welche den Frieden zwischen Großbritannien und Rußland, für einen Augenblick, in Frage stellten; im Osten der Gangeshalbinsel die Eroberung eines Königreichs, welche die englische Herrschaft in Asien bis an die chinesischen Grenzen ausdehnt; in Afrika und Oceanien bedeutende Annexionen; in Australien die neue Idee einer Reichsconföderation verbreitet und in den Massen Wurzel greifend; in Canada ein furchtbarer Aufstand der französischen Mischlinge, niedergeworfen durch die alleinigen Streitkräfte des „Dominium". Ich übergehe hier mit Stillschweigen den ägyptischen Feldzug weil er nicht nur allein aus Rücksichten der indischen Politik Englands unternommen wurde.

Alle diese Ereignisse sind später als meine Reise und sollten daher in der Beschreibung derselben unerwähnt bleiben. Da sie aber in unmittelbarem Zusammenhange mit den von mir geschilderten Zuständen stehen, dürften mir, am Schlusse meines Buches, einige kurze Bemerkungen über dieselben gestattet sein.

Nur wenige Worte über Südafrika. Im Osten hat England die Küste von Pondoland, den besten Theil von Kaffraria Propria, seiner Schutzherrschaft unterworfen. Im Norden, hat es sich, indem es von Bechuanaland Besitz ergriff, den mittleren Regionen des schwarzen Continents bedeutend genähert. Beide Acte waren keine freiwilligen sondern der Regierung aufgedrungen; der eine, die Annexionen in Kaffrarien, durch die Befürchtung Deutschland könnte sich dieser Gebiete bemächtigen; der andere, die Expedition in Bechuanaland, durch das dringende Bedürfniß dort die materielle Ordnung wiederherzustellen und den einzigen Weg nach dem Innern offenzuhalten, welcher den englischen Colonien geblieben ist seit Orange Free State und Transvaal unabhängige Freistaaten geworden sind, — der eine und der andere durch unabweisliche Anforderungen der colonialen Interessen des Reichs.

Diese Vorgänge erklären sich also von selbst. Man braucht kein Prophet zu sein um vorauszusehen daß England, früher oder später, sich wird gezwungen sehen ganz Kafferland, Basutoland, Zululand und das zwischen Transvaal und der portugiesischen Factorei in der Delagoabucht gelegene Gebiet seiner directen oder indirecten, wahrscheinlich aber directen, Herrschaft zu unterwerfen und, dergestalt, die Ideen eines seiner weitsehendsten und thatkräftigsten Diener, des jüngst verstorbenen Sir Bartle Frere, zu verwirklichen. Man begreift das Widerstreben der Minister und des aufgeklärten Theiles der öffentlichen Meinung in England sich auf eine Politik der Abenteuer und der Vergrößerung einzulassen, welche jedenfalls zu großen Ausgaben, und möglicherweise zu europäischen Verwickelungen Anlaß geben kann. In dieser Beziehung befindet sich England in der Lage eines guten Wirthes der Anstand nimmt einen neuen Flügel an sein Haus zu bauen, nachdem es ihm bereits zu groß für seine Bedürfnisse scheint. Er fragt sich auch ob seine Mittel ihm erlauben würden ein so weitläufiges Gebäude in gutem Stande zu erhalten und in geziemender Weise zu bewohnen. Aber in

dem Leben der Nationen wie der Individuen gibt es Zwangslagen. Wer weder stehen bleiben noch umkehren kann, geht vorwärts.

Aber wann und wie? Die Aufgabe des Colonialministers ist eine äußerst schwierige und verwickelte. Er erhält seine Nachrichten durch die beiden Gouverneure, durch den Generalagenten der Capcolonie in London; in kritischen Zeiten durch Politiker von Metier welche das Cap- oder das Natalministerium ad hoc an ihn abschicken; durch Deputationen der Colonien, endlich durch einige große Häuser in der City welche mit jenem Theile der Welt in Handelsbeziehungen stehen. Mit Hülfe dieser, in der Regel sich gegenseitig widersprechenden Daten, muß er sein Urtheil bilden und einen Entschluß fassen, den Entschluß der Enthaltung oder des Eingreifens, und, wenn er sich für letzteres entscheidet, im vorhinein die zur Unternehmung nöthigen Kräfte berechnen und den Zeitpunkt des Einschreitens wählen. Nicht zu früh, nicht zu spät. Wenn man die ungeheuere Entfernung in Betracht zieht, welche das Colonial-Office von dem Schauplatze der beabsichtigten Handlung trennt, und wenn man bedenkt daß die Notizen über welche der Minister verfügt von Personen geliefert werden, welche unter dem Einflusse der verschiedensten, oft entgegengesetzter, Interessen stehen, so begreift man die Schwierigkeit seiner Aufgabe. Daher auch die Thatsache daß der Colonialminister, grundsätzlich, zu einer Politik der Enthaltung hinneigt. Aber die Enthaltung ist zuweilen gefährlicher und kostspieliger als die Action. Betrachten wir die letzten Vorgänge in Bechuanaland.

In diesen weiten, im Westen von Transvaal und nördlich von der Capcolonie gelegenen Einöden, waren zwischen einigen Häuptlingen Feindseligkeiten ausgebrochen, welche die Ruhe auf dem englischen Gebiete zu stören drohte. Die Häuptlinge hatten weiße Abenteurer in ihre Dienste genommen wobei Schenkungen von Ländereien die Stelle des Soldes vertraten. Vor mehr als zwei Jahren, beantragte der Gouverneur der Capcolonie, Sir Her-

cules Robinson, die Entsendung einer kleinen Abtheilung Polizeisoldaten nach der Grenze, wo sie für längere Zeit stationirt werden sollten. Ihre Anwesenheit wurde für hinreichend erachtet um das Uebel im Keime zu ersticken. Der Colonialminister jede Einmischung ablehnend, ertheilte eine abschlägige Antwort. Infolge dieser Enthaltungspolitik, nahm die Anarchie derart zu daß, binnen kurzem, der Handelsverkehr der Colonien mit dem Innern vollkommen unterbrochen war. Da, etwas spät, erkannte das englische Ministerium die Nothwendigkeit zu handeln, d. h. einen militärischen Feldzug zu unternehmen, welcher von dem General Sir Charles Warren vortrefflich geleitet wurde aber 1½ Mill. Pfd. St. gekostet hat.

Auch unter einem andern Gesichtspunkte verdient diese Bechuanafrage betrachtet zu werden. Die Mission des Generals war keine ausschließlich militärische. Er war auch mit den etwas unbestimmten Vollmachten eines Specialcommissärs versehen worden. In dieser Eigenschaft glaubte er sich unabhängig von dem Obercommissär Sir Hercules Robinson und vollkommen selbständig, letzterm bei- aber nicht untergeordnet. Er handelte also auf eigene Verantwortung und durchweg in einem den Weisungen des letztern entschieden entgegengesetzten Geiste. Insbesondere erbitterte er ein wichtiges Element der weißen Bevölkerung, die Boers welche Sir Hercules bei guter Stimmung zu erhalten suchte. Es kam zu Reibungen, endlich zu offener Gegnerschaft zwischen den beiden Vertretern der Krone. Wie hätte es anders kommen sollen? Der eine repräsentirte ausschließend das Reich; der andere, als Obercommissär, befand sich in derselben Lage; aber, sonderbarerweise und aus schwer zu begreifenden Gründen, ist der Obercommissär für Südafrika in der Regel auch Gouverneur der Capcolonie. In dieser letztern Eigenschaft hatte Sir Hercules die Interessen der Colonie zu wahren, oder, besser gesagt, die Bestrebungen der eben an der Gewalt befindlichen „colonialen“ Partei zu schonen. Diese Partei verfolgt das Ideal eines großen autonomen Colonialreichs, welches sich

von einem Meere zum andern und vom Cap der Guten Hoffnung bis an die Ufer des Zambezi erstrecken soll, eine Art Australien, deren Länder ausschließlich von den Weißen ausgebeutet würden. Die „Imperialistische“ Partei träumt von einem afrikanischen Indien und setzt den Schutz des Schwarzen an die Spitze ihres Programms. Der Zwiespalt zwischen diesen beiden Parteien, noch wenig bemerklich während meiner Reisen in jenem Lande, soll sich seither bedeutend gesteigert haben. Hierzu kam daß sich General Warren mit einer Hand voll Soldaten auf dem Schauplatze der Action, die weder Krieg noch Frieden war, befand, also in einer ungeheuern Entfernung von der Hauptstadt der Colonie, während Sir Hercules Robinson die Atmosphäre von Capetown athmete. Ueberdies, gingen Agenten von geringerem Range zwischen der Capstadt und Bechuanaland auf und ab. Ein jeder von ihnen brachte seinen Gesichtspunkt mit und handelte je nach den Weisungen seines Vorgesetzten oder der Leiter seiner Partei. Der Premierminister Mr. Uppington, einer der Häupter der Colonialpartei, machte einen Besuch in Bechuanaland kurz vor Ankunft des Generals Warren. Unter solchen Einflüssen mußten sich die Beziehungen zwischen dem Special- und dem Obercommissär erkälten und am Ende verbittern. Sir Hercules Robinson erklärte alle von Sir Charles Warren erlassenen Verordnungen für null und nichtig, und das neue Ministerium der Königin (mit Lord Salisbury als Premier) belobte zwar den General insofern es ihm gelungen war den Frieden und die materielle Ordnung in jenen Gegenden herzustellen, rief ihn aber nach England zurück. Die zwischen den beiden hohen Functionären gewechselten Correspondenzen, welche eine bedauerliche Erbitterung athmen, wurden dem englischen Parlament vorgelegt. Sie bilden eine seltsame Lektüre und konnten in Südafrika nur nachtheilig und, insbesondere auf die dortigen Beamten des Reichs wie der Colonie, beirrend und entmuthigend wirken. Sie enthalten aber auch zugleich einen beredten Commentar zu den Klagen welche ich auf meiner Reise vernahm, und

rechtfertigen und erläutern, meiner Ansicht nach, das Bild welches ich von den dortigen Zuständen entwarf.

Der Leser kennt die Art und Weise in welcher sich die Australier selbst beurtheilen.* Er hat die Pessimisten vernommen welche alles in den schwärzesten Farben schildern, und die Zufriedenen welche über sich selbst in Ekstase gerathen. Beim ersten Anblick wäre man geneigt die von beiden gelieferten Porträte ihrer selbst für Caricaturen zu halten; wenn man sie aber nebeneinander betrachtet und von der Uebertreibung absieht fließen sie, scheint mir, zu einem wohlgetroffenen Conterfei zusammen.

Mehr als einmal hörte ich die zwischen den verschiedenen Theilen dieses großen Continents bestehenden Beziehungen erörtern, und immer ließen mir diese Discussionen denselben Eindruck zurück: Man beschäftigt sich weit mehr mit den Interessen welche die Colonien voneinander abstoßen als mit jenen welche sie gemein haben und welche sie also einander näher rücken sollten. Wie die Reichsregierung, in Canada mit Erfolg, ohne Wirkung in Südafrika that, empfiehlt sie auch in Australien die Bildung einer Conföderation. Kurz nach meiner Abreise von Sydney versammelte sich dort eine Ministerialconferenz, welche sämmtliche Colonien beschickten, zu dem Zwecke diese Frage zu prüfen. Wie dies jedermann vorausgesagt hatte, trennte sie sich ohne Erfolg. Indeß keimte in den Geistern ein anderer Gedanke, der einer Conföderation der Colonien mit dem Mutterlande, was also, mittelbar, auch eine Verbindung zwischen den Colonien untereinander wäre. Unerachtet der bisher noch unübersteiglich scheinenden Hindernisse, fand dieser Plan in England eine sympathische Aufnahme. Lord Roseberry brachte ihn im

* Vgl. Bd. I, S. 242.

Oberhause zur Sprache, und der achtungswürdigste Theil der englischen Presse sprach seinen Beifall aus. Nur findet jedermann daß die Sache noch nicht reif ist, mit andern Worten, man sucht aber findet noch nicht die Mittel der Verwirklichung des Gedankens. Die von australischen Radicalen bevorwortete Lösung der Aufgabe* setzt einen gänzlichen Umsturz der Dinge in Altengland und eine radicale Veränderung der physischen Gestalt des Erdballs voraus. Solche Bestrebungen gehören also in das Reich der Träume.

Um Australasien zu verstehen muß man das gesammte Britische Reich in das Auge fassen.

Noch vor nicht sehr langer Zeit, waren die Colonien nichts anderes als eine Anzahl von Factoreien in gewissen Archipelen oder auf den Küsten mehr oder minder unzugänglicher Festländer. Das englische Parlament beschäftigte sich mit ihnen sehr selten und gestattete demzufolge der Regierung, in ihrer hierauf bezüglichen Action, einen weiten Spielraum. Die Staatsmänner welche sich im Colonial-Office folgten gingen in der Regel dieselben Wege und ließen sich ungefähr durch dieselben Grundsätze leiten welche damals, kraft einer schweigenden Uebereinkunft, die stehenden Regierungsmaximen in Beziehung auf die Colonien bildeten. Die Maschine war gut zusammengestellt und arbeitete vortrefflich. Sie bot insbesondere einen nicht zu überschätzenden Vortheil: sie brachte eine gewisse Stabilität und Gleichmäßigkeit in die Behandlung der colonialen Angelegenheiten durch die Regierung.

Dies war die Lage noch vor etwa 30 Jahren. Aber seither hat sie sich gründlich geändert. Die Factoreien sind reiche, blühende Gemeinwesen geworden; die ringsum bebauten, kleinen Grundstücke, ungeheuere Territorien; die Colonien, Staaten; die Ansiedler, Nationen. Diese neue Welt, welche vollkommene Autonomie, gänzlich demokratische und beinahe republikanische Ver-

* Vgl. Bd. I, S. 239.

fassungen besitzt, regiert und verwaltet sich selbst. Ich sehe hier natürlich von den Kroncolonien ab, welche, vergleichsweise, von geringer Bedeutung sind. Auf der andern Seite sind Eingriffe des englischen Parlaments, allerdings indirecte, häufiger geworden als ehedem. Sehr oft hörte ich in Indien wie in den Colonien sagen: „Nicht die Minister der Königin, das Parlament regiert uns. Die Minister, auf Erhaltung ihrer Majorität bedacht, thun was diese will. Ihr Wille, nicht unsere Interessen, gibt die Entscheidung.“ Ich weiß nicht wie weit diese Klagen begründet sind, aber gewiß ist daß die Stabilität in der Leitung der Colonialangelegenheit sich bedeutend vermindert hat.

Während dieser Umschwung in Canada und in den Antipoden vor sich ging, durchschritt das alte England eine Phasis ohne Analogie in der Weltgeschichte. Ohne irgendeinen greifbaren Grund, ohne den geringsten Zwang von außen, aus eigenem Antriebe und mit offenen Augen, schien es bedacht und entschieden seinem legitimen Einflusse als europäische Großmacht zu entsagen. Die Enthaltung jeder Action auf dem Gebiete der auswärtigen Politik war gewissermaßen ein fundamentales Gesetz, ein wahrer Glaubensartikel geworden. In Beziehung auf die Colonien begriff man daß der alte Mechanismus nicht mehr hinreichte. Die zu hebenden Lasten waren um das Hundertfache schwerer geworden. Der Krahn krachte, belastet man ihn noch mehr, so bricht er. Was thun? In der Stimmung in welcher man sich befand schien das Einfachste die Colonien zu emancipiren. Wenn sie sich von uns trennen wollen, so mögen sie es thun. Es war das Losungswort des Tages. Wer an weiter als zehn Jahre zurückzudenken vermag wird sich dessen erinnern.

Aber auf den mächtigen Ruf eines ausgezeichneten Mannes welchem das Land die Leitung seiner Geschicke anvertraut hatte und unter dem Waffenlärm eines großen Kriegs im östlichen Europa, erwachte England aus seinem Schlaf. Seit jenem Tage, besonders seit man entdeckt hat daß die Colonien die besten Abnehmer englischer Producte sind, spricht niemand mehr vom Auf-

geben derselben (und sogar Indiens!). Im Gegentheil, zum ersten mal, zunächst in Australien, wird der Gedanke einer Annäherung, nicht der Trennung laut: der Gedanke einer Conföderation mit dem Mutterlande.

Aber beide Bewegungen, die der Scheidung welche der Vergangenheit angehört, sowie die heute täglich mehr um sich greifende einer Verbündung — diese beiden Bewegungen, obgleich ihrem Wesen nach sich gegenseitig ausschließend, haben ihren gemeinsamen Ursprung in der immer mehr verbreiteten Ueberzeugung von der Unmöglichkeit die Colonien wie bisher zu regieren. Die alten Wege müssen verlassen, neue betreten werden. Die Aufgabe ist eine dringende; sie kann nicht zurückgewiesen, noch, meiner Ansicht nach, lange hinausgeschoben werden. Drei Ziele, wenn ich nicht irre, werden die Gesetzgeber, bei Lösung dieses Problems, im Auge halten müssen. Man trenne so gründlich als möglich die Leitung der Reichsangelegenheiten in den Colonien von der Leitung der Colonialangelegenheiten. Man strebe hierbei die möglichste Stabilität an und stelle die farbige Bevölkerung unter den ausschließlichen Schutz der Reichsregierung; endlich gewährleiste man, mit Ausnahme dieser beiden Beschränkungen, den Colonien mit verantwortlicher Regierung den vollen Genuß ihrer Autonomie.

Ich schließe mich jenen an welche an die sogenannte „Loyalität“ der Australier glauben, und ich sehe nur einen Fall voraus in welchem sie plötzlich und gründlich andern Stimmungen Platz machen könnte, nämlich wenn die Reichsregierung gewisse Anforderungen der öffentlichen Meinung entschieden zurückwiese. Was ist aber, in Australien, die öffentliche Meinung? Die Meinung der Massen; und die Massen, welche ihre örtlichen und speciellen Interessen in der Regel richtig beurtheilen aber mit den Erfordernissen der allgemeinen Lage wenig bekannt sind, stehen unter dem fortwährenden und sie unbedingt beherrschenden Einflusse einer Tagespresse und Volksredner welche, mehr als radical, ihr Losungswort von den amerikanischen und englischen

Trade-Unions erhalten. Wenn, in Beziehung auf irgendeine Angelegenheit das Publikum, mit Recht oder Unrecht, in einer schließlichen Entscheidung der Reichsregierung eine Rechtsverweigerung zu erkennen glaubte, oder wenn man es zur Ansicht bereden könnte daß England Lebensinteressen der Colonien dem eigenen Vortheile hintansetze, in diesem Falle und ich sollte meinen, nur in diesem Falle, würde das Band zwischen der Mutter und den Kindern bedenklich gespannt werden und, möglicherweise, reißen.

Können die australischen Colonien den Schutz der Metropole entbehren? Ich weiß es nicht, aber in Australien lautet die Antwort hierauf bejahend. Hierdurch unterscheiden sich diese Colonien wesentlich von den südafrikanischen welche, auf ihre eigenen Kräfte beschränkt, lebensunfähig wären und dies wissen oder fühlen.

Auch für den Fall eines langen und für England unglücklichen Krieges mit andern Seemächten, wird der Abfall der Colonien vorausgesetzt, doch sind hierüber die Ansichten getheilt. So viel ist gewiß daß die australischen Colonien ihre Häfen befestigen und binnen kurzem ihre Hauptstädte in vertheidigungsfähigen Zustand versetzt haben werden. Seinerseits wird der Feind, selbst wenn er die für ähnliche Unternehmungen nöthigen Transportmittel und Kohlenstationen besäße, eine Landung auf irgendeinem Punkte des menschenleeren Litorale wol schwerlich wagen, da seine Truppen dort fast gewiß an Wassermangel zu Grunde gingen. Allein dieser Umstand allein ist für die Colonien nicht entscheidend. Australien und Neuseeland werden, allerdings, bald in der Lage sein sich gegen fremde Einfälle sicherzustellen aber noch langer Zeit bedürfen um eine, für den Schutz ihrer zunehmenden Handelsschiffahrt, hinreichende Kriegsmarine zu schaffen, und, bis dies geschehen, wird diese Aufgabe den englischen Flotten zufallen.

Hieraus schiene Nachstehendes zu folgen. England wird seine Colonien besitzen, solange das Parlament die nöthigen Mittel

bewilligt für die Erhaltung einer Flotte welche im Stande ist die britische Uebermacht zur See zu wahren. Sind die Colonien aufgegeben, die Kohlenstationen verloren, so darf man bezweifeln daß diese Summen in Friedenszeiten votirt werden. Dann aber wird und muß England seine sogenannte Herrschaft über die Meere, allmählich, verlieren und, mit ihr, die hervorragende Stellung einbüßen welche es heute unter den europäischen Großmächten einnimmt. Aus diesem Dilemma sehe ich keinen Ausweg.

Auf allen Punkten der Erde begegnet man Deutsche. Mit den Anglosachsen und den Irländern sind sie die großen Colonisatoren der Gegenwart. In den Vereinigten Staaten, obgleich immer als Deutsche erkenntlich, werden sie Amerikaner, in Australasien Australier. In diesen großen Staatengruppen streifen sie ihre Nationalität ab in politischer, nicht in geistiger und moralischer Beziehung. In andern transoceanischen Gegenden schwebte der Deutsche bisher sozusagen in der Luft. Er bedurfte des Schutzes und verlangte ihn von seinem Vaterlande. Hieraus erklärt sich die in neuester Zeit von der deutschen Regierung in so großartigem Maßstabe inaugurirte Colonialpolitik.

Der erste Eindruck in England, besonders in amtlichen Kreisen, war der der Ueberraschung, nicht ohne einen Beisatz von Verstimmung. In den Colonien äußerte sich dies weniger. In Australien erscholl zwar, lauter als je, der Ruf nach Annexionen in der Südsee, aber, individuelle Rivalitäten abgerechnet welche auch zwischen Landsleuten vorkommen, wurde das, wenn ich nicht falsch berichtet bin, gute Einvernehmen zwischen britischen und deutschen Colonisten keinen Augenblick gestört. Man erkennt an Ort und Stelle, besser als in Europa, wie viel noch zu thun bleibt, und daß es noch des Raumes genug gibt für die einen wie die andern. Dies ist die glänzende Seite der Zukunft.

Aber es fehlt nicht an Schatten. Man betrachte das chinesische Element.

Der letzte Krieg Englands und Frankreichs mit China ist, in meinen Augen, ein Ereigniß von unberechenbarer Tragweite, nicht wegen der leichten Lorbern welche die Armeen der verbündeten Mächte errungen haben, sondern weil er die große „chinesische Mauer" zerstört hat, die Mauer welche 400 Millionen Seelen von dem Reste des Menschengeschlechts abschloß. Und das war auch der Zweck den man im Auge hatte: Man wollte China den Europäern eröffnen, aber man hat die Welt den Chinesen erschlossen. Hat die Zahl der weißen Reisenden im Reiche der Mitte seit 1860 sehr zugenommen? Keineswegs. Außer den Residenten in den offenen oder „Vertragshäfen" geht niemand nach China, außer, wie dies bereits vorher der Fall gewesen, Missionare, Barmherzige Schwestern und einige seltene Forschungsreisende. Aber die Chinesen stürzten nach den nunmehr offen stehenden Thoren ihres Gefängnisses. Stark bevölkerte Länder bisher vermeidend und besonders angezogen von wenig bewohnten Gegenden, überschwemmen sie, seit zwanzig Jahren, drei Viertel des Globus. Auch sie, in ihrer Art, sind Colonisten. Sehr begabt, aber in rein geistiger Beziehung dem Kaukasier nicht ebenbürtig, thätig, nüchtern und enthaltsam bis an die äußerste Grenze des Möglichen, ein geborener Kaufmann, vortrefflicher Landwirth und Gärtner, in aller Handarbeit hinter niemandem zurückstehend, bekämpft der Chinese den Weißen wo er ihn begegnet. Nicht mit Gewalt, aber mit den Waffen der Arbeit und der Enthaltsamkeit besiegt und verdrängt er ihn. Die Erklärung liegt auf der Hand. Dank seiner geistigen und physischen Beschaffenheit und seinen Lebensgewohnheiten, ist es ihm möglich alles — alles in den oben bezeichneten Grenzen — zu leisten um den halben Preis.

Seine Eroberungen, welche sämmtlich der jüngsten Vergangenheit angehören, sind ungeheuer. Ich spreche hier von dem was ich mit eigenen Augen sah. Im Jahre 1871 befand sich

der ganze englische Handel mit China in den Händen dreier großer englischer und eines amerikanischen Hauses in Hongkong und Shanghai, und mehrerer englischer und deutscher Kaufleute zweiten Ranges in den Vertragshäfen. Gleichfalls englische, deutsche und amerikanische Kaufleute dienten diesen Häusern als Vermittler mit den eingeborenen Kleinhändlern, deren Aufgabe sich darauf beschränkte die vom Auslande importirten Waaren im Innern zu vertreiben. Außerdem besaß das erwähnte amerikanische Haus 20 Steamer welche die Verbindung mit den Vertragshäfen an der Küste und im Yang-tse unterhielten. Heute, ist die Zahl der größern fremden Häuser bedeutend geringer geworden und der ganze Zwischenhandel in chinesische Hände übergegangen. Die amerikanischen Dampfschiffe wurden von einheimischen Gesellschaften erstanden. Dabei ist der Handelsverkehr zwischen dem Reiche der Mitte und England derselbe geblieben, und beträgt heute wie vor 13 Jahren, 42 Mill. Pfd. St., aber der größere Theil des Gewinns fließt chinesischen Kaufleuten zu.

In Macao, welches die Portugiesen seit beinahe 400 Jahren besetzt halten (nicht besitzen), zeichnet sich der vornehmste Stadttheil durch die große Zahl und relative Pracht seiner Paläste aus, deren mehrere wenn nicht die meisten aus dem 16. Jahrhundert herrühren. Von jeher war es den Chinesen untersagt in diesem Quartier Häuser zu bauen. Dies Verbot besteht noch immer, aber viele dieser Paläste wurden von Chinesen gekauft und werden von ihnen bewohnt.

Ich sprach in meinem Tagebuche von der riesigen Zunahme der gelben Einwanderer in Singapur und auf dem hinterindischen Festlande.

Auf den Sandwichinseln sind, wie man sah, die Chinesen ein Element von großer stets wachsender Bedeutung geworden.

Ich habe die Gilbert-Inseln, eine der wichtigeren Gruppen der Südsee, sowie die Westküste von Südamerika nicht besucht, aber ich ersehe aus deutschen Amtscorrespondenzen daß ein chinesisches Haus sich in jenem Archipel das Handelsmonopol angeeignet

hat, und, aus andern Gesandtschaftsberichten, daß die seit 20 Jahren in Chili und Peru eingewanderten Chinesen die sehr hohe Zahl von 200000 erreicht haben, sehr hohe, wenn man sie vergleicht mit der geringen weißen Bevölkerung jener Länder.

Aber besonders in den Vereinigten Staaten und in Australien, vor allem in den pacifischen Staaten der amerikanischen Union, hat sich das gelbe Element außerordentlich vermehrt, und nirgends mehr als in Californien. Bekanntlich hat die Legislatur dieses Staates, vor kurzem, ein Gesetz votirt welches die chinesische Einwanderung für die Dauer von zehn Jahren verbietet. Ihrerseits vertheidigen sich die weißen Arbeiter gegen die Eindringlinge wie sie es vermögen, nicht durch eine freiwillige Herabsetzung des Arbeitslohnes, zu welcher sie sich weder herbeilassen wollen noch können obgleich dies das einzige Mittel wäre die gelbe Concurrenz zu bestehen, sondern einfach durch Anwendung von Gewalt. Blutige Raufhändel kommen täglich vor. Unlängst wurden, in einem der westlichen Staaten, chinesische Arbeiter in Masse erschlagen. Und was ist die Wirkung dieser Gewaltthaten sowie der ungerechten drakonischen Gesetze gegen die Chinesen? Die Wirkung ist daß letztere überall an Boden gewinnen. Hierzu liefert San-Francisco einen schlagenden Beweis, San-Francisco, die blühende Metropole des pacifischen Ufergebiets, in Beziehung auf Handel und Verkehr wenn ich nicht irre, die dritte Stadt der Union. Bekanntlich bildet die Erzeugung von Cigarren einen der wesentlichsten Industriezweige Californiens. In den Fabriken arbeiten Weiße und Gelbe Seite an Seite. Im verflossenen Herbste (1885) stellten die Chinesen die Arbeit ein, indem sie die Entlassung ihrer weißen Gefährten verlangten. Die Eigenthümer der Fabriken gaben nach und entließen ihre weißen Arbeiter. Als Entschuldigung vor der öffentlichen Meinung brachten sie den, vollkommen wahren, Grund vor daß es ihnen unmöglich sei für denselben Lohn weiße Arbeiter zu finden. Also der durch das Gesetz verpönte Chinese ist bereits in der Lage dem Arbeitgeber sein Gesetz aufzuerlegen.

Eine in San-Francisco erscheinende Zeitung* sagt: „Den Chinesen genügt es nicht mehr einen unserer Industriezweige mit uns zu theilen, sie verlangen ihn für sich allein. Nachdem sie sich die Cigarrenerzeugung angeeignet haben, werden sie dasselbe versuchen mit andern Zweigen, wie Confection von Schuhen und Kleidern, und unsere Fabrikanten werden sich genöthigt sehen ihre Arbeiter, Männer und Mädchen, zu entlassen.“ In diesem äußerst merkwürdigen Artikel wechseln Drohungen mit Alarmrufen, eigentlich mit einem wahren Schmerzensgeschrei. „Sie (die Chinesen)“, fährt der Artikel fort, „sind sanftmüthig und versöhnlich solange sie sich schwach fühlen, aber sie werden anmaßend und hart wenn sie sich für die Stärkern halten. Ihre Arbeitseinstellung zeigt die Rasse in ihrem wahren Gesicht. Sie verbreitet ein neues Licht über die chinesische Frage und ist im Grunde nichts anderes als eine Aufforderung an die Weißen das Feld zu räumen. Die Chinesen fühlen sich die Herren der Lage, und, wenn diejenigen welche in einem Gemeinwesen die Arbeit verrichten die wesentlichsten Bestandtheile dieser Gemeinde bilden, so ist es klar daß die Weißen, welche auf den pacifischen Küsten keine Arbeit mehr finden, gezwungen sind andere Gegenden aufzusuchen wo sie nicht riskiren, ihrer Farbe wegen, vertrieben zu werden.“ Diese Sprache in dem Munde eines Stimmführers der öffentlichen Meinung in San-Francisco bedarf keiner Erläuterung.

In Europa kennt man die Chinesen nur vom Hörensagen. Man ist bereit sie unbequem und unangenehm zu finden, aber man beschäftigt sich weiter nicht mit ihnen, man fragt nicht: was werden sie in einer mehr oder weniger nahen Zukunft sein? Prüfte man aber die betreffenden statistischen Angaben, so würde man sich wundern — und ich gestehe daß ich meinestheils erschrecke — über die außerordentlichen und stetigen Fortschritte welche diese Rasse in der jüngsten Zeit gemacht hat. Deutsche,

* „The Morning Call“, vom 30. October 1885.

Engländer, Irländer, Skandinavier, Italiener, mit Einem Worte, die Colonisten sämmtlicher europäischer Nationen werden kaum hinreichen um den Unmassen menschlicher Wesen entgegenzutreten welche dieser ungeheuere Körper, das Reich der Mitte genannt, über den Erdkreis ergießt. Wird dieser beständige Aderlaß seine Constitution erschöpfen, werden darüber die Quellen des Lebens einer Nation versiegen, welche um 100 Mill. Seelen mehr zählt als die Gesammtbevölkerung Europas? Wir wissen es nicht. Was wird entstehen aus dem Aneinanderprallen jener beiden Ströme, des weißen und des gelben? Werden sie friedlich in parallelen Rinnsalen dahinfließen, oder durch ihren Zusammenstoß chaotische Zustände erzeugen? Wird die christliche Gesellschaft, die christliche Civilisation in ihrer jetzigen Gestalt, für einige Zeit, verschwinden? Wird sie siegreich hervorgehen aus dem Conflict und ihre ewigen Principien, nach wie vor, befruchtend über das Erdenrund tragen?

Wir wissen es nicht. Es sind dies ungelöste Räthsel. Es sind die Geheimnisse der Vorsehung. Verhüllt ruhen sie noch im Schose der Zukunft. Was wir vernehmen, sind nur die ersten Klänge der Ouverture des großen Dramas kommender Zeiten. Noch ist der Vorhang nicht aufgerollt. Die Handlung spielt im 20. Jahrhundert.*

Während meiner Reise in Indien begegnete ich überall der Ueberzeugung von einem bevorstehenden, jedenfalls unvermeidlichen Kriege mit Rußland. „In diesem Augenblicke“, sagte man mir, „durchziehen russische Truppen den östlichen Theil des Khanats von Bokhara, welchen nur ein schmaler afghanischer Landstrich von Indien trennt. Rußland hat sich, während der

* Ich habe diese Gedanken in einem Vortrage geäußert, welchen ich in Wien, im Orientalischen Museum hielt (Februar 1885).

letzten Jahre, in Centralasien außerordentlich ausgedehnt. Seine Eroberungen wirken auf die Einbildungskraft der mohammedanischen Welt. Nun ist aber, in Indien, das mohammedanische Element das wichtigste und das am schwersten zu behandelnde. Indem Rußland sich unsern Grenzen nähert, bedroht es uns auf dem militärischen, moralischen und politischen Gebiete."

Diese Anschauung, mehr oder minder offen, in den höchsten Sphären der Regierung mit einiger Zurückhaltung ausgedrückt, trat mir, wie gesagt, allenthalben entgegen. Es sind dieselben Besorgnisse, dieselben Prophezeiungen welche man in den Memoiren und öffentlichen Blättern aus dem Anfange des Jahrhunderts liest. Damals war es Napoleon der, wie man überzeugt war, im Begriff stand in Indien einzufallen. Die Analogie springt in die Augen.

Ohne sich zum Vertheidiger Rußlands aufzuwerfen, könnte man antworten, und hat man geantwortet — allerdings ohne die geringste Wirkung hervorzubringen — daß die Russen, indem sie ihr Gebiet vergrößern, in den meisten Fällen nur thun was sie nicht lassen können; daß sie im Grunde nichts anderes thun als die Engländer in Indien und Afrika thaten und noch thun; daß es zwar allerdings in Rußland ehrgeizige Stimmführer gebe welche für Eroberungen und die Errichtung der russischen Universalmonarchie in Asien schwärmen, aber daß es, neben diesen Trümmern, und zwar in den höchsten Sphären der Macht, nicht an Männern fehle welche, ernstlich aufrichtig und energisch, für die Erhaltung des Friedens wirken.

Aber die Antwort war immer dieselbe: „Wir wurden überlistet, getäuscht und wir sind bedroht, diesmal nicht von Einem Manne, sondern von einer ganzen Nation." So festgewurzelten Ueberzeugungen gegenüber verfehlen alle Gegengründe natürlich ihre Wirkung.

Zwei Axiome haben sich der Geister bemächtigt: der russische Ehrgeiz und Herat, der Schlüssel Indiens. In politischen Dingen, besonders in Dingen der auswärtigen Po-

litik, verstehe ich unter Axiom eine augenfällige oder für augenfällig geltende Wahrheit, welche keines Beweises bedarf, eben weil sie augenfällig ist oder es zu sein scheint. Ein Axiom ist kein Princip. Principien sind allgemeine, abstracte Regeln deren Anwendung sich nach den Bedürfnissen der Zeit richtet, welche aber immer in Kraft bleiben und die man nie ohne Gefahr und selten ohne Nachtheil verleugnet. Das Axiom ist ein feststehender und, in der Meinung der Gläubigen, unwandelbarer Glaubenssatz, ein Fixstern auf der beweglichen Sphäre der Politik. Es kann in dem Kopfe eines Mannes von großem Ansehen entstanden, oder die Formel einer Reihe von Erfahrungen, oder auch nur ein geflügeltes Wort sein, welches die Einbildungskraft der Massen entflammt und sich ihrer bemächtigt hat. Es kann, je nach Umständen, die Absichten der Männer an der Gewalt fördern oder hemmen. Fälle können eintreten wo die Regierenden sich genöthigt sehen dem Ideale den Rücken zu kehren, während die Regierten es noch anbeten. Ja es kann vorkommen daß ein Axiom zur öffentlichen Gefahr, zum öffentlichen Unglück wird.

Ich sprach bereits von dem Axiom des russischen Ehrgeizes; noch nicht von: Herat der Schlüssel Indiens. Dies Wort wird, ich weiß nicht mit welchem Grunde, dem Herzog von Wellington zugeschrieben. Aber, zur Zeit dieses großen Feldherrn, trennte ein ungeheuerer Raum die afghanische Festung von den russischen Grenzen. Heute sind diese bis in ihre unmittelbare Nähe vorgerückt. Wenn Herat, wirklich, der Schlüssel von Indien ist, so wäre dies allerdings für England sehr nachtheilig; denn dieser Schlüssel hängt, sozusagen, an der Thüre des Gegners. Von seinem Fenster braucht er nur die Hand auszustrecken um sich des Schlüssels zu bemächtigen — vorausgesetzt daß dieser nicht bewacht wird von jemandem der so stark ist als er selbst. Aber die Engländer können den Schlüssel nicht bewachen wegen der großen Entfernung welche sie von ihm trennt.

Die Wacht ist also einem Freunde anvertraut, und dieser Freund ist der Emir von Afghanistan.

Man weiß was Afghanistan ist: ein Schlachtfeld der Bewerber um den wankenden Thron des Emirs; zu wiederholten malen der Kriegsschauplatz zwischen Afghanen und Engländern; ungeheuere Steppen mit zerstreut liegenden Oasen, bewohnt von einem Volke welches den neuen Bundesgenossen seines Herrn so abgeneigt ist daß der jetzige Emir, der Freund und Pensionär Englands, in der jüngsten Vergangenheit es nicht gewagt hat oder nicht gewagt hätte den britischen Truppen den Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten. Und doch hatten ihm die Engländer Kandahar freiwillig zurückgegeben, Kandahar, das detachirte Fort der Ringmauer welche die Natur zur Vertheidigung ihrer Halbinsel errichtet hat. Ueberdies, wurden die Arbeiten an der Befestigung der Gebirgspässe und der Bau der Eisenbahn, dieses Rundwegs hinter den natürlichen Wällen, zur Beruhigung der Afghanen eingestellt. Blieb also Herat, der Schlüssel Indiens, anvertraut der Bewachung des Emirs. Wahrhaftig, wenn Britisch-Indien keine andern Vertheidigungsmittel besäße wäre es nichts anderes als ein auf Flugsand stehender Prachtbau. Aber es gibt andere Mittel der Vertheidigung; es gibt das Schwert Englands. Wenn afghanische Horden die russischen Vorposten angreifen; wenn irgend ein russischer Offizier an der Spitze einiger Truppen einen militärischen Spaziergang unternimmt und dabei, auch nur zufällig, die afghanische Grenze überschreitet, so tritt der casus belli ein. Mit andern Worten, das Axiom von dem Schlüssel von Herat birgt in seinem Schose den Krieg zwischen zwei der größten Mächte der Erde und, mittelbar, den europäischen Krieg.

Glücklicherweise, im Laufe des verwichenen Jahres (1885) vielleicht dank dem, so lehrreichen, Zwischenfalle von Penjdeh, ist in der öffentlichen Meinung ein großer Umschwung eingetreten. Das anglo-indische Publikum vergißt allmählich Herat, und der neue Vicekönig, eifrig und aufrichtig unterstützt von den

höchsten Militärbehörden, ließ, in richtiger Würdigung der Bedeutsamkeit der natürlichen Grenzen, die Arbeiten zur Befestigung der Gebirgspässe und den Eisenbahnbau wieder aufnehmen. Es ist nicht mehr in Herat wo die Engländer, nachdem sie sich 400 Meilen von ihrer Operationsbasis entfernt hätten, dem Feind, wenn es einen gibt, entgegentreten werden. Sie gedenken ihn am Helmünd zu erwarten, in welchem Falle es die Aufgabe der Russen wäre durch die Steppe zu marschiren und sich von ihrer Basis zu entfernen. Die Rollen wären sonach vertauscht.

Darum wird aber England doch fortfahren, solange als möglich, ein freundschaftliches Verhältniß mit dem Emir von Afghanistan zu unterhalten. Der Werth dieses Bündnisses wird von den größten Autoritäten in dieser Frage anerkannt, aber je stärker England an seinen Grenzen ist, je weniger wird sie von der afghanischen Allianz abhängen und je leichter wird es ihr sein sich ihrer zu versichern.

Uebrigens nicht die in einer unberechenbaren Zukunft möglichen Einfälle Rußlands würden mir Besorgnisse einflößen, wenn ich Engländer wäre, wohl aber die Wege welche man in Indien auf dem Gebiete der innern Politik wandelt, insbesondere der in gewissen Regionen begünstigte Plan die verschiedenen Volksstämme welche die Halbinsel bevölkern in eine einzige Rasse zu verschmelzen, eine neue Nation zu schaffen, und sie zu schaffen nach dem Ebenbilde des Engländers.

Doch es ist Zeit abzubrechen. Würde ich aufgefordert meine Reiseeindrücke in Einem Satze zusammenzufassen so wäre meine Antwort: die britische Herrschaft in Indien ruht auf festen Grundlagen. England hat dort nur Einen Feind zu fürchten — sich selbst.

Anhang.

Reiserouten und Entfernungen.

		Geographische Meilen 60 auf einen Grad.	Englische Meilen 69,16 auf einen Grad.
D. S.*	Von Southampton nach Capetown .	6014	
D. S.	Von Capetown nach Port Elisabeth .	417	
E. B.	Von Port Elisabeth nach Graham's Town		108
W.	Von Graham's Town nach King William's Town		73
W.	Ausflug nach Peri Bush		18
E. B.	Von King William's Town nach East-London		30
D. S.	Von East-London nach Durban . .	257	
E. B.	Von Durban nach Pieter-Maritzburg		70
W.	Ausflug nach Swartkop Valley . .		20
E. B.	Von Pieter-Maritzburg nach Durban		70
D. S.	Von Durban nach Capetown . . .	804	
D. S.	Von Capetown nach Melbourne . .	5923	
D. S.	Von Melbourne nach den Bluffs (Neuseeland)	1200	
E. B.	Von den Bluffs nach Invercargill und Kingstown		106
D. S.	Von Kingstown nach Queenstown (Wakatipusee) und Kinlough	56	
D. S.	Von Kinlough nach Kingstown . .	56	
E. B.	Von Kingstown nach Dunedin. . .		174
	Latus	14727	669

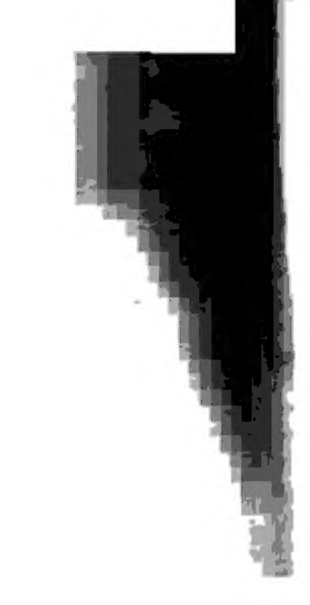
* D. S., Dampfschiff; E. B., Eisenbahn; W., Wagen.

		Geographische Meilen.	Englische Meilen.
	Transport . .	14727	669
E. B.	Von Dunedin nach Christchurch . .		230
E. B. u. W.	Ausflug in das Innere. . .		114
E. B.	Von Christchurch nach Littleton . .		7
D. S.	Von Littleton nach Wellington . .	178	
D. S.	Von Wellington nach Picton . . .	54	
D. S.	Von Picton nach Nelson	81	
D. S.	Von Nelson nach New-Plymouth . .	146	
D. S.	Von New-Plymouth nach Kawhia-Harbour	66	
D. S.	Von Kawhia-Harbour nach Manikau	80	
E. B.	Von Manikau nach Auckland . . .		7
D. S.	Von Auckland nach Tauranga . . .	145	
W. u. zu Pferd.	Von Tauranga nach Ohinemutu, zu den Geisern, Wairoa, Roto-Mahanasee, den Terrassen, Cambridge und Hamilton		172
E. B.	Von Hamilton nach Auckland . . .		87
D. S.	Ausflug auf die Insel Kawau. . .		52
D. S.	Von Auckland nach Sydney . . .	1334	
E. B. u. W.	Ausflug nach Richmond . .		76
E. B.	Ausflug nach den Blue Mountains .		192
D. S. u. E. B.	Ausflug nach Hawkesbury-River . .		147
D. S.	Von Sydney nach Brisbane . . .	500	
E. B. u. W.	Darling-Downs, Westbrook, Harlexton und zurück		275
D. S.	Von Brisbane nach Batavia 3686 / Ausflüge 98	3784	
E. B. W. u. zu Pferd.	Von Batavia nach Buitenzorg, Tjandjoer, Bandoeng, zum Vulkan Tangkoe-ban-praoe und zurück . . .		325
	Latus . . .	21095	2353

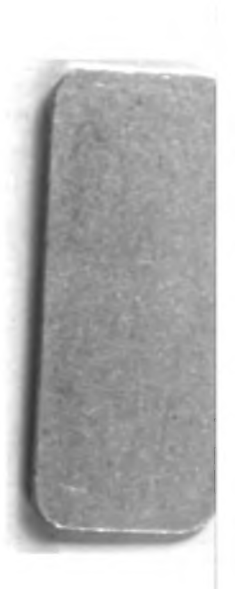
			Geographische Meilen.	Englische Meilen.
	Transport . .		21095	2353
D. S.	Von Batavia nach Singapur . . .		550	
D. S.	Von Singapur nach Colombo (Ceylon)		1570	
E. B.	Reise nach Kandy und in das Innere			221
D. S.	Von Colombo nach Pondichery . .		562	
D. S.	Von Pondichery nach Madras. . .		80	
E. B.	Von Guindy-Park (Madras) nach Bangalore (Mysore), Ausflug ins Lager und zurück nach Guindy-Park . .			476
E. B.	Ausflug nach Conjeveram			115
E. B.	Von Madras nach Hyderabad. . .			522
W.	Reisen zwischen Bolaram und Hyderabad			112
E. B.	Von Hyderabad nach Puna . . .			515
E. B.	Von Puna nach Bombay. . . .			119
D. S. u. W.	Von Bombay nach Goa . .	230	476	
	Ausflug nach Goa-Velha . .	16		
	Zurück nach Bombay . . .	230		
	Von Bombay nach Achmedabad . .			310
E. B. W. Pal. Pferd. Elef.	Von Achmedabad nach Abu-Road-Station	115		738
	Von Abu-Road-Station nach Mount Abu und zurück .	30		
	Von Abu-Road-Station nach Jodhpur-Junction . . .	103		
	Von Jodhpur-Junction nach Pali	9		
	Von Pali nach Jodhpur . .	55		
	Von Jodhpur nach Jodhpur-Junction	64		
	Von Jodhpur-Junction nach Jeypur	171		
	Von Jeypur nach Delhi . .	191		
E. B.	Von Delhi nach Peschawar. . . .			626
	Latus . . .		24333	6107

			Geographische Meilen.	Englische Meilen.
	Transport . .		24333	6107
W. u. E. B.	Ausflug in den Kaibarpaß . .			30
E. B.	Von Peschawar nach Lahore, Amritsir, Agra, Allahabad, Benares, Kalkutta			1609
E. B. u. Dandy.	Von Kalkutta nach Darjeeling	364		750
	Ausflug nach Sikkim . . .	22		
	Zurück nach Kalkutta . . .	364		
D. S.	Von Kalkutta nach Colombo (Ceylon)		1412	
D. S.	Von Colombo nach Albany (King-George-Sound) . .	3379	5682	
	Von Albany nach Glenelg (Adelaïde).	1818		
	Von Glenelg nach Melbourne	485		
E. B.	Von Melbourne nach Sydney . . .			580
	Von Sydney nach San-Francisco:			
Dampf und Segel.	Von Sydney nach Newcastle	55	2739	
	Von Newcastle nach Norfolk-Island	900		
	Von Norfolk-Island nach Suva (Fiji-Island).	909		
	Ausflug nach Mbao, hin und zurück	70		
	Von Suva nach Levuka . .	60		
	Von Levuka nach Mango-Island	115		
	Von Mango nach Loma Loma	36		
	Von Loma Loma nach Nina-Tobutava (Keppel-Island)	285		
	Von Nina-Tobutava nach Apia, Upolu (Samoa). . . .	189		
	Von Apia nach Pango Pango (Tutuila-Island)	120		
	Latus . . .		34166	9076

		Geographische Meilen.	Englische Meilen.
	Transport . .	34166	9076
Dampf und Segel.	Von Pango Pango nach dem Westcap (Tutuila) . . . 18 (2757 auf dem Espiègle.) Von Tutuila nach Honolulu 2280 Von Honolulu nach San-Francisco 2100	4398	
D. S.	Von San-Francisco nach Portland .	680	
E. B.	Von Portland nach St.-Paul (North-Pacific-River)		1911
E. B.	Von St.-Paul nach Chicago . . .		410
E. B.	Von Chicago nach Niagara-Falls über Détroit		512
E. B. u. D. S.	Von Niagara-Falls nach Lewston, Toronto, Kingston und Prescott nach Montreal.	114	353
E. B.	Von Montreal nach Quebec . . .		172
E. B.	Von Quebec nach Boston		420
E. B.	Von Boston nach Neuyork		230
D. S.	Von Neuyork nach Newport und zurück	300	
D. S.	Von Neuyork nach Queenstown (Cunard Southern-Track).	2960	
	Summa	42618	13084
	13084 engl. Meilen =	11351	
	Summe in geogr. Meilen 60 auf den Grad:	53969	
	Summe in deutschen Meilen 15 auf den Grad:	13492,25	
	oder:	99942 Kilometer.	



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.





UNIVERS
3 01